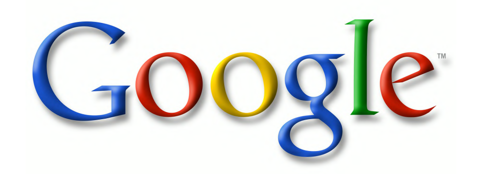






CHRISTOPH VON SCHMID.

Verlagseigenthum von Louis Finsterlin in München.

Erinnerungen

aus

meinem Leben.

Von

Christoph v. Schmid.

Erstes Bändchen:

Jugendjahre.

Augsburg,
Verlag der J. Wolffischen Buchhandlung.
1853.

Erinnerungen

aus

meinem Leben.

Von

Christoph v. Schmid.

Erstes Bändchen:

Jugendjahre.

Augsburg,
Verlag der J. Wolffischen Buchhandlung.
1853.

Vorwort.

Diese Erinnerungen aus meinem Leben habe ich schon vor einigen Jahren, den Gesundbrunnen bei Wemding gebrauchend und dort viele Mußestunden genießend, geschrieben. Es war mir erfreulich, mich in die Zeiten meiner Kindheit und Jugend, und in das verflossene Jahr=

hundert zurück zu versetzen. Ich durchlebte diese glücklichen Jahre gleichsam noch einmal.

Vor allem erkannte ich, mit Anbethung und Dank, überall in meinem Leben die Spuren der göttlichen Vorsehung. Der gütige Gott hat für mich, meine lieben Aeltern, unsere ganze auf Ihn vertrauende Familie augenscheinlich gesorgt.

Auch das Andenken an viele würdige Männer, die ohne von einander zu wissen, mit vereinten Kräften bemüht waren, die Jugend zur Religion und Tugend zu erziehen, machte es mir zur angenehmen Pflicht, ihnen noch in ihrem Grabe meinen Dank zu bezeigen.

Was der freundliche Leser sonst noch in diesen Erinnerungen Nützliches finden könne, ihm verzeichnen wollen, wäre unbescheiden.

Um der Erzählung die jugendliche Frische nicht abzustreifen, konnte manches Erheiternde nicht wohl wegbleiben. Das Ernste und Wichtige aber blieb mir immer die Hauptsache.

Im Jahre 1851 forderte der Hochwürdigste Cardinal, Fürst-Bischof von Breslau, Freiherr von Diepenbrock in einem huldvollen Schreiben mich auf, ich, als der älteste noch lebende Schüler und Freund des Hochseligen Bischofs J. Michael von Sailer,

möchte meine Erinnerungen an diesen meinen verehrungswürdigsten Lehrer aufzeichnen. Ich hatte bereits damit angefangen, und theilte ihm die ersten Blätter mit. Er fand sie gut, und ermahnte mich, sie fortzusetzen. Im verflossenen Jahre 1852 habe ich, so gut es Alter und Krankheit mir möglich machten, diese Erinnerungen an Sailer vollendet.

Ich würde es für kühn und anmaßend halten, mich auf den Cardinal Fürst-Bischof zu berufen, wenn Seine Eminenz, in der kurzen Charakteristik Sailers, die der zweiten Ausgabe des „geistlichen Blumenstraußes" vorangeschickt ist, (die ein ausgezeichneter Gelehr-

ter und geistreicher Schriftsteller ein Seelen-Daguerreotyp nennt) nicht selbst die Hoffnung geäußert hätte, daß von mir ein interessanter Beitrag zu Sailers Biographie zu erwarten seyn dürfe.

Der Herr Cardinal Fürst-Bischof hat mich auch ermuntert, „meinen unzähligen Lesern zu lieb,“ die mich betreffenden Erinnerungen aus meinem Leben herauszugeben.

Die Zeitfolge erforderte, daß ich die Erzählungen aus meiner Jugendgeschichte in dem ersten Bändchen vorbringe; das zweite Bändchen soll dann einzig dem Andenken an meinen

innigst verehrten und geliebten Lehrer und geistlichen Vater Sailer gewidmet seyn.

Gott, der sich in diesen Begebenheiten verherrlichte, lege auf die Erzählung davon seinen allvermögenden Segen!

Der Verfasser.

Die Jugendjahre.

1. Das väterliche Haus.

Die süßeste Erinnerung aus den Jahren meiner Kindheit ist der Gedanke an das väterliche Haus.

Ich wurde geboren zu Dinkelsbühl den 15. August 1768, und schreibe diese Zeile am 15. August 1846. Mein Vater hieß Friedrich Schmid, die Mutter Theresia Hartel.

Zwei kleine Begebenheiten, deren ich mich aus meinen frühesten Kinderjahren erinnere, kann ich hier nicht unerwähnt lassen, und sie mögen, wie mir scheint, mit Recht die ersten Stellen einnehmen, als die ersten Funken des erwachenden Bewußtseyns.

Im Jahre 1770 ließ sich ein Komet sehen. Ich war damals etwa zwei Jahre alt. Der Vater weckte mich um Mitternacht und trug mich an das Fenster. Der lange Kometenschweif, einem bleichen Wolkenstreife ähnlich, ließ mich gleichgültig; aber die unzähligen hellfunkelnden Sterne am dunkeln Himmel machten einen solchen Eindruck auf mich, daß ich ihn

bis zu dieser Stunde nicht vergessen habe. Wenn ich zu Nacht den Sternenhimmel betrachte, kommt mir fast allemal jene Nacht zu Sinn. Man sieht daraus, wie tief frühe Eindrücke auch bei den zartesten Kindern haften.

Aus eben diesem Grunde führe ich noch das andere Beispiel an. Die Mutter führte mich einmal an ein Rasenplätzchen in der Stadt, unweit der Stadtmauer, das mit Maaslieben wie übersäet war. Die unzähligen Blümchen, gleich weißen Sternchen auf grünem Grunde, entzückten mich. Auch dieser Anblick blieb mir unvergeßlich. Ich behielt immer eine Vorliebe für diese Blümchen. Oft fiel mir als Knabe schon ein: wie der liebe Gott den blauen Himmel mit Sternen, so hat Er die grünen Ebenen der Erde mit Blumen geziert.

Den Vater bekamen wir den Tag über wenig zu sehen. Im Sommer begab er sich schon Morgens um vier Uhr, im Winter um sechs Uhr, in die Kanzlei. Erst Mittags zwölf Uhr kam er zu Tische, manchmal, wenn er einen starken Amtstag hatte, erst bis ein oder zwei Uhr. Wir beiden ältern Knaben, ich und mein Bruder Joseph, ein Jahr jünger als ich, durften miteſſen. Nur wenn an einem Amtstage zwölf Uhr vorbei war, gab die Mutter uns besonders zu essen.

Im Sommer ging der Vater Abends in den Garten des Bürgermeisters, den sogenannten Zwinger zwischen den zwei Stadtmauern, wo einige Rathsherren

und Beamten der Stadt sich mit Kegelspiel ergötzten; im Winter ging er in das Kloster der Karmeliten, wo eben diese Gesellschaft in dem Refektorium, dem Speisesaale, sich einfand. Nach dieser Erholung kam er mit dem Schlage sechs Uhr, wo man in dem Kloster zu Tische ging. nach Hause, und widmete den Abend ganz seinen Kindern. Er aß nichts mehr, als ein Paar Eier. Wir zwei Knaben kamen allemal herbei, und er gab uns die zwei abgeschlagenen Eiergipfelchen, wie wir sie nannten. Allerdings eine sehr kleine Gabe, allein für Kinder von großer Wichtigkeit.

Er hörte uns dann ab, was wir an diesem Tage in der Schule gelernt hatten, und wußte uns so lehrreich als angenehm zu unterhalten — vorzüglich mit Erzählungen, unter denen mir die biblischen Geschichten die liebsten waren und bis zu dieser Stunde unvergeßlich blieben. Er trug sie mit besonderer Vorliebe, mit Innigkeit und Andacht vor. Die Freundlichkeit Gottes, der mit den ersten Menschen wie ein Vater mit seinen Kindern umging, war mir mehr zu Herzen gegangen, als die gelehrten Begriffe, die in der Folge meine Religionslehrer mir, in hohen, für Kinder nicht geeigneten Worten beizubringen suchten. Durch die einfachen biblischen Erzählungen gewann ich Gott, den Vater im Himmel lieb, und empfand kindliche Ehrfurcht gegen Ihn. Ich wurde, wie ich mich noch wohl erinnere, ganz in das Paradies der ersten Aeltern, in die Hütten der Patriarchen, in die Wüste,

wo Moses die Schafe hütete, auf die Felder, wo die fromme Ruth Aehren las, in die arme Wohnung des gottesfürchtigen Tobias versetzt. Diese Erzählungen waren mir heilige Idyllen, die mich mehr ansprachen, als jene Idyllen, die ich in späteren Zeiten wohl mit Vergnügen las, die mir aber keinen ganz reinen Genuß gewährten, weil sie uns in ein heidnisches Zeitalter versetzen.

Der Vater ehrte, liebte und übte unsre heilige Religion von ganzem Herzen. Ich kann jedoch von dem, was ich damals aufzufassen wußte, nur wenige Beispiele vorbringen.

Von seiner Ehrfurcht gegen die Religion zeugt schon die Hausandacht, die er im vollkommnem Einverständnisse mit der Mutter eingeführt hatte. An jedem Morgen mußten wir Kinder das Morgengebeth knieend und gemeinschaftlich bethen. Vor und nach Tische mußte immer eines der Kinder das: „Aller Augen warten auf Dich und Du giebst ihnen Speise zu rechter Zeit" laut vorbethen.

Der Sonntag war dem Vater immer ein heiliger Tag. Da mußten alle Amtsgeschäfte ruhen, nur die dringendsten, unaufschiebbaren ausgenommen. Er widmete diesen Tag der Andacht und Erholung. Er ließ sich durch kein Geschäft abhalten, den öffentlichen Gottesdienst zu besuchen. An jedem Sonn- und Festtage erschien er in der Predigt, wo den domkapitlischen und deutschordischen Beamten einer der ersten

Kirchenstühle eingeräumt war. Er fehlte da nie; wir beiden älteren Knaben saßen ihm zu beiden Seiten. Wir Knaben mußten zu Hause jedesmal das sonn- oder festtägliche Evangelium lesen; er wiederholte bei Tische, was darüber in der Predigt gesagt worden, und fügte eigene uns Kindern angemessene Bemerkungen bei. Auf den Abend machte er zu Zeiten mit uns einen Spaziergang nach einem benachbarten Dorfe, meistens nach Segeringen, oder, wenn die Witterung nicht günstig war, irgend einen Besuch in der Stadt. Ich erinnere mich noch wohl, daß er einmal mit mir einen sehr geschickten Künstler besuchte, der eben mit Graviren, das er sehr gut verstand, beschäftigt war. Der Mann klagte aber, daß seine Geschäfte nicht so gut gingen, als er es wünschte. Mein Vater sagte: „Das wundert mich nicht! Arbeiten, die man des Brodes wegen am Sonntage vornimmt, bringen keinen Segen."

Das Weihnachtsfest machte er, sowie die Mutter, nach uralter Sitte zu einem großen Freudenfeste für uns Kinder. O noch immer erinnere ich mich jener seligen Augenblicke! Wir Kinder warteten, in eine dunkle Kammer gewiesen, was das „Christkindlein" uns beschert habe. O, welche Freude, welches Entzücken, wenn wir im Glanze der vielen Lichter die Weihnachtsgeschenke, auserlesenes Obst, Konfekt und Marzipan, allerlei Spielzeug, Kleidungsstücke und schön gebundene, einige sogar mit Gold gezierte Bücher

erblickten. Auf ähnliche Art wurden wir am Osterfeste mit Ostereiern und Kuchen beschenkt. Auch am Pfingstfeste gab es Waffeln und Hohlhippen, und wenn das Fest später fiel und die Jahrszeit günstig und warm genug gewesen, die ersten Beeren oder Kirschen. Der Vater unterließ aber nie, uns zu sagen, warum diese Feste so große Freudenfeste für uns seyen. Er erzählte uns von der Geburt Jesu, von seiner Auferstehung und von der Sendung des heiligen Geistes. Dadurch bekam unsre Freude eine höhere Richtung.

Während der Fastenzeit erzählte der Vater uns an jedem Abende eine Begebenheit aus dem Leiden Jesu. Wir Kinder wurden davon oft bis zu Thränen gerührt, aber gegen die grausamen Feinde Jesu höchst aufgebracht. Wir kratzten ihnen in dem Bilderbuche, das wir hatten, die Augen aus. Für sich selbst las der Vater, bevor er sich zur Ruhe begab, allemal in einem lateinischen Buche eine kurze Betrachtung des Leidens Jesu.

Die Controvers-Predigten, die damals noch gehalten wurden, waren ihm sehr zuwider, weil beide Confessionen darin gegenseitig manchmal verspottet und lächerlich gemacht, und gegen einander nur noch mehr erbittert wurden, was ihn sehr betrübte. „Man sollte,“ sagte er, „keine Controvers- oder Streitpredigten halten, die nur dazu dienen, die Entzweiung zwischen den Confessionen, zwischen Christen und Christen zu vergrößern. Ich weiß auch kein Beispiel,“ sagte er,

„daß Jemand auf eine solche Predigt hin von einer Confession zur andern übergegangen wäre. Man sollte vielmehr Einigungspredigten halten, um das christliche Volk zu überzeugen, daß wir fast in allen wesentlichen Stücken des Christenthums — zum Beispiele den zwölf Glaubensartikeln — einig sind. Die Entzweiung würde sich dann um so leichter geben." Er pries den hochseligen Bischof zu Augsburg, Clemens Wenzeslaus, der späterhin die Controverspredigten verbot.

Er schärfte uns sehr nachdrücklich ein, durchaus nichts, was irgend einem Menschen, vermög seiner Ueberzeugung, heilig und ehrwürdig sey, zu verlachen und zu verspotten; sondern vielmehr es zu achten. Man erzählte einmal von einem armen hungrigen Judenknaben, dem die Gäste in einem Gasthofe eine gebratene schweinene Wurst anboten, der aber diese Gabe mit Abscheu zurückwies. Man lachte über den Knaben. Mein Vater aber sprach: „Dieser Judenknabe ist sehr lobenswerth. Was aus redlicher Ueberzeugung geschieht, ist nicht tadelnswerth, sondern vielmehr zu loben und zu preisen. Möchtet ihr Kinder die Vorschriften unserer heiligen Religion auch so gewissenhaft befolgen."

Ein ganz vorzügliches Vertrauen hatte mein Vater auf die göttliche Vorsehung. Er brachte viele Beispiele vor, wie manches anscheinende Unglück den Menschen zum größten Glücke gereichte. Er hat uns

zum Beispiele erzählt, wie ein Mann, durch einen widrigen Zufall aufgehalten, zu seinem größten Leidwesen die Abfahrt eines Schiffes versäumte, aber nachher erfuhr, das Schiff sey untergegangen. Ferner bemerkte er, wie wenig-vermögliche, aber fromme Aeltern starben, wie sich aber Gott und gute Menschen der armen Waisen erbarmten, und diese Kinder zum Wohlstande und zu Ehren gelangten, und zum Segen ihrer Mitmenschen wurden.

Noch ein Beweis von der Frömmigkeit meines Vaters blieb mir bis zu dieser Stunde unvergeßlich. Er wollte einmal, wie ich wohl wußte, zur Beichte gehen. Noch jetzt schwebt mir sein ernstes, frommes Angesicht vor Augen, wie er Stock und Hut nahm, dahin zu gehen. Sein Angesicht machte einen tiefern bleibendern Eindruck auf mich, als Alles, was meine geistlichen Lehrer über diese heilige Handlung mir gesagt hatten.

Meine Mutter war, wie der Vater, klein von Person, wurde aber als eine Schönheit gepriesen: Sie hatte einen ganz vorzüglichen Verstand, den sie aber nur den häuslichen Geschäften zuwendete. Sie war unermüdet thätig; nie sah man sie müßig. Die Wohnzimmer waren höchst reinlich und in bester Ordnung. Die Küche besorgte sie selbst, indem sie sich auf die häusliche Kochkunst sehr gut verstand, und darin wirklich keine geringe Geschicklichkeit und Fertigkeit besaß. Sie wußte Alles sehr gut einzu-

theilen und zu benützen, um, was bei dem geringen Einkommen des Vaters sehr nöthig war, mit Wenigem weit zu reichen. Ein kleiner Student, ein Anverwandter, der auf einige Tage zu uns in die Vakanz kam und es gewohnt war, in seiner Erziehungsanstalt, einem reichen Stifte, immer viele Speisen auf dem Tische zu sehen, sagte, als er bei dem Abschiede der Mutter für die Bewirthung dankte: „Wenn es schon nicht viel war, so war doch alles sehr gut gekocht. Ich habe mich auch immer vollkommen satt gegessen und nie mit größerm Appetit."

Die Mutter wußte auch mit den Speisen abzuwechseln; es kam die Woche hindurch täglich eine andere Suppe auf den Tisch, zu dem Rindfleische andere Beispeisen — Senf, Kreen, rothe Randich, Radieschen, Rettiche, frische oder eingemachte Gurken und dergleichen; eben so wurde mit Gemüse nebst Beilage gewechselt.

Ueberhaupt wurden wir Kinder gewöhnt, von jeder Speise zu essen. „Man findet hie und da," sagte die Mutter, „Erwachsene, die kein Ochsenfleisch oder kein Gemüse, zum Beispiel, kein Sauerkraut essen, das doch eine sehr gesunde, genießbare Speise ist; eine solche Angewöhnung zeigt von einer nicht ganz guten Erziehung und bringt mancherlei Nachtheile." Wir bekamen außer Frühstück und Vesperbrod, Mittag und Abendessen, unter Tags nichts. Der Vater pflegte zu sagen: „Kinder, denen man

den Tag hindurch Alles giebt, was sie gelüstet, werden naschhaft und lernen eine gewöhnliche Hausmannskost verschmähen; sie werden einmal sich hart in die Welt finden, und auch Anderen beschwerliche Gäste seyn."

Auf einen Vorrath von Leinwand, auf immer reines Weißzeug, war die Mutter vorzüglich bedacht. Man kann denken, daß dieses bei so vielen Kindern ihr viele Mühe machte. Sie war unausgesetzt mit Stricken, Nähen — und Flicken beschäftigt, wozu sie denn auch die Mädchen frühzeitig anhielt. „Mit Ausbesserung alter Kleidungsstücke," sagte sie, „muß man die neuen Kleider neu und in gutem Stande erhalten."

Wir zwei ältern Knaben erschienen, als wir anfingen Kirche und Schule zu besuchen, immer beide gleich und in keine helle, sondern meistens graumelirte Farben gekleidet; hingegen war die Kleidung, auch an Werktagen, höchst reinlich und, wiewohl hie und da geflickt, durchaus ganz, ohne aufgerissene Nähten und fehlende Knöpfe. Nur als ich das erste Mal zur heiligen Kommunion ging, erhielt ich, wie es damals hie und da bei Honoratioren Sitte war, einen Rock von scharlachrother Farbe. Dieser Rock machte von mir, dem ältesten der sieben Brüder, die Wanderung bis zum jüngsten, indem so, wie der Eine daraus herausgewachsen war, der Andere hineinwuchs. Unsere Haare, die man damals lang trug, waren

immer aufs sorgfältigste gekämmt und zierlich in Zöpfe geflochten. Deßhalb lobte man gar oft, nicht uns, sondern die Mutter. „Man kann," sagte einmal ein alter Herr, „an dem ganzen Aufzuge der Kinder sehen, was sie für eine Mutter haben; besonders aber erkennt man aus den wohl geordneten Haaren der Kinder den Fleiß und die Sorgfalt der Mutter."

Vater und Mutter lebten beständig in Eintracht und Frieden. Nie fiel ein Zank oder Streit unter ihnen vor; ich erinnere mich durchaus keines unfreundlichen Wortes. Ihre Kinder waren ihre größte Freude.

Als einen kleinen Beweis wie friedlich, freundlich und fröhlich Aeltern und Kinder zusammen lebten, führe ich nur Eine häusliche Scene an.

Die Mutter hatte eine große Wäsche gehabt, war aber nun in der Küche beschäftigt. Der große, ganz neue leere Waschkorb stand noch in dem Zimmer. Der Vater kam eben nach Hause. Er setzte alle Kinder, die noch alle sehr klein waren, zusammen, gab mir das kleinste in den Arm, und stürzte über alle den Korb. Die Mutter kam mit der Suppe herein. Sie merkte wohl den Scherz, rief aber: „Je, wohin sind denn alle meine Kinder gekommen?" Wir Kinder fingen an unter dem Korbe zu kickern und zu lachen. Sie nahm den Korb weg, und unter allgemeinem Gelächter kam das Nestchen fröhlicher Kinder zum Vorschein. Solche Auftritte häuslicher Zufriedenheit und Heiterkeit sind gewiß bemerkens-

werth. Sie lassen einen Blick in das Familienglück thun.

Die größte Angelegenheit unsrer Aeltern war, uns Kinder in allem Nöthigen und Nützlichen wohl unterrichten zu lassen. Dem deutschen Schullehrer machten sie, außer dem Schulgelde, zum neuen Jahre oder zu seinem Namenstage, manche Geschenke; auch haben sie ihn zu Tische, besonders aber zur Abendgesellschaft eingeladen. Unserm Lehrer in der lateinischen Sprache, einem Geistlichen und Anverwandten von uns in dem Karmelitenkloster der Stadt, erwiesen sie alle erdenkliche Ehre. Auf ihre Bitte besuchte er sie manchmal Nachmittags auf ein Glas Wein. Alle Morgen mußte ich dem alten kränklichen Manne ein Frühstück, in zierlichen glänzenden zwei Kännchen, Kaffee und Milch, nebst weißem Brode bringen, wovon er denn allemal auch mir ein kleines Restchen gab. Der Vater schickte uns beide Knaben in die Singstunde. Mein Bruder zeigte mehr Talent zum Singen und zur Musik; an mir bemerkte der Vater mehr Neigung und Geschick zum Zeichnen; und ließ mir deßhalb bei einem sehr geschickten Maler, Namens Honigens, Unterricht in den Anfängen dieser Kunst geben, was in der Folge für mich nicht ohne Nutzen war.

„Der einzige Reichthum, den ich euch hinterlassen kann,“ sagte der Vater, „ist eine gute Erziehung und ein sorgfältiger Unterricht, und ihr werdet euch dabei besser befinden und weiter kommen, als manche Andere

mit vielem Gelde. Es kommt nicht so viel darauf an, was der Mensch hat, als was er ist — was er weiß und kann."

Die Art und Weise, wie der Vater mit uns Kindern umging und uns lehrte, blieb mir unvergeßlich. Ich führe auch hier nur ein Beispiel an.

Ein Knabe warf mit einem Steine meinen Bruder, vielleicht nur aus Versehen, an den Kopf, daß er blutete. Wir beide Brüder eilten zum Vater, und forderten ihn auf, den bösen Buben zu verklagen, damit er gezüchtigt werde. Allein der Vater sprach: „Diese Leute sind, wie ich höre, arm, haben viele Kinder, und noch über dieß ist die Mutter krank. Wir wollen dem muthwilligen Knaben verzeihen. Wir müssen, nach der Lehre des Evangeliums Böses nicht mit Bösen, sondern mit Gutem vergelten!" Er gab uns ein Stück Geld, es den armen Leuten zu bringen, ohne des Steinwurfs zu erwähnen. Die beiden Aeltern hatten aber schon vernommen, was für Unheil ihr Knabe gestiftet habe, und waren darüber bestürzt. Um so mehr erstaunten sie, als wir ihnen das Geld brachten und ihnen nun erzählten, was unser Vater gesagt hatte. Sie priesen seine Gutherzigkeit, waren immer sehr freundlich gegen uns, und keines ihrer Kinder fügte uns mehr das geringste Leid zu. Ja der Knabe brachte meinem Bruder zu einiger Vergütung einen sehr schönen Kranz von Feldblumen. Die schärfste Züchtigung des Knaben hätte dieses nicht

bewirken können, sondern würde vielmehr das Gegentheil bewirkt haben.

Bei diesem unglücklichen Steinwurfe fällt mir noch ein anderer ein; man sieht wenigstens daraus, in welcher Achtung mein Vater wegen seines milden, wohlwollenden Betragens auch bei den Amtsangehörigen stand.

Mein Bruder Joseph warf nach einem Sperlinge, traf aber in ein Fenster. Der Hausbesitzer schickte die Magd mit dem zerbrochenen Fenster, die Bezahlung zu fordern. Ein Bauersmann, der bei unserm Vater Geschäfte gehabt, wollte eben, als die Magd zur Hausthüre hereinkam, hinausgehen. Er fragte, was dieses seyn soll, und sagte dann: „O nein! Man darf dem Herrn Papa, der sich eben nicht wohl befindet, keinen Verdruß machen!" Er bezahlte die zerbrochenen Scheiben und verbot uns, dem Vater etwas davon zu sagen. Der Mann, Namens Joseph Regele, ward mir zweifach ehrwürdig und unvergeßlich, fürs erste, weil er den kranken Vater schonen wollte, und fürs zweite, weil er dabei gar nicht die Absicht haben konnte, sich und seine Angelegenheit dem Vater zu empfehlen, eben weil er uns gebot, bei Leibe von dem unglücklichen Wurfe nichts zu sagen.

So unbedeutend dergleichen Begebenheiten vielleicht hie und da einem Leser scheinen mögen, so muß ich doch noch einer erwähnen, die für mich sehr ergreifend war, und mir bis zur Stunde ein Ereigniß von

Wichtigkeit blieb, und wohl auch manchem Leser nicht unwichtig seyn wird.

Einmal im Winter, da es sehr kalt war, mußte mein Vater in Amtsgeschäften sich nach dem damals domkapitlischen Marktflecken Thannhausen im Riese, zwei Stunden von Dinkelsbühl, begeben. Dort wurde er krank, und der Pfarrer meldete es in einigen Zeilen meiner Mutter. Sie fuhr sogleich im Schlitten dahin, und ließ durch den in die Stadt zurückkehrenden Fuhrmann unsern Hausarzt ersuchen, unverzüglich nach Thannhausen zu kommen. Er reiste am folgenden Morgen hin, kam Nachmittags zurück, und versicherte, die Krankheit sey sehr gefährlich, und der Kranke werde schwerlich mehr aufkommen. Welchen Schrecken diese Nachricht mir, so wie allen meinen Geschwistern und der Tante verursachte, und wie tief betrübt wir wurden, kann ich nicht aussprechen. Ich ging in die große Pfarrkirche, in der sich eine kleine, düstre Kapelle und in derselben ein kleines Bild befindet — Marie, die Leiche ihres Sohnes, die sie auf dem Schooße hat, beweinend. Die Wände zu beiden Seiten des Altars bestehen aus eisernen, reichlich mit Laub und Blumenwerk verzierten Gittern; eben so ist vornen die große, aus zwei Flügeln bestehende Thüre aus künstlich durchbrochenem Eisen. Ehmals wallfahrteten mehrere Bedrängte dahin, und fast immer erblickte man andächtig Betende hier. Dießmal war Niemand zugegen. Beide Flügelthüren standen offen.

begleiten. Sie gingen hin. Und was war es nun? In dem Spitale befand sich eine Kammer, wo in hohen Kästen das Weißzeug aufbewahrt wurde. Die Fensterläden waren geschlossen; allein in einem Laden befand sich eine runde Oeffnung. Durch diese fiel der Schein von dem Kerzenlichte, bei dem man an den Kästen hin und herging, und auf und abstieg, um die Leinwand zu suchen, in der dunklen Nacht heraus auf den Schnee. Dieses war also die wunderbare Erscheinung.

Ein ähnliches Beispiel zeigt, wie glücklich er war, den Grund seltener Begebenheiten aufzufinden. Am heiligen Weihnachtsabende, spät in einer mondhellen Nacht, hörte man vor dem Haupteingange der großen majestätischen Pfarrkirche eine wundersame Musik, die von einem ganz unbekannten Instrumente zu kommen schien, so lieblich als die Töne einer Harfe oder Glasharmonika. Die Sache erregte Aufsehen; viele Leute hörten in tiefer Stille mit Erstaunen und Verwunderung zu. Mein Vater machte ausfindig, woher die für Alle unerklärbaren Töne kamen. Auf dem freien Platze vor der Kirche befindet sich ein großer Brunnen mit vier Röhren laufenden Wassers, das sich in ein großes, achteckiges Behältniß von Eisen, den sogenannten Röhrkasten ergießt. Die Oberfläche des Wassers war gefroren und zu einer großen Eistafel geworden; nur da, wo das Wasser aus den Röhren in den Kasten strömte, waren kleine Oeffnungen

geblieben. Wenn der Wind, bald stärker, bald schwächer wehte, so fielen die Wassertropfen auf den Eisspiegel und verursachten so den wunderbaren Klang. Da aus dem Wasserkasten an diesem Abende zum Reinigen der Häuser viel Wasser abgelassen wurde, so entstand zwischen dem Eise und dem Wasser ein hohler Raum, wodurch die Töne, wie durch einen Resonanzboden, sehr verstärkt wurden. Da die Zuhörer in dieser heiligen Nacht sehr zur Andacht gestimmt waren, so ist es sehr begreiflich, daß sie etwas Höheres und Himmlisches ahneten. „Die Ereignisse in der Natur," sagte mein Vater, „erhalten durch ein frommes Gemüth eine höhere Bedeutung, die aber keines Wegs Täuschung ist, sondern einen tiefern Grund in der Gesinnung der Menschen hat. Wenn uns," sprach er, um die Sache durch ein Beispiel zu erläutern, „ein lieber Freund gestorben ist, haben die Glocken, die zum Leichenbegängnisse rufen, einen ganz andern Klang."

Indeß hat der Vater uns auch eine Begebenheit erzählt, bei der es ihm selbst nicht glückte, den Grund zu entdecken und an die ich mich noch immer lebhaft erinnere. Seine erste Anstellung hatte er in Dürrwangen, einem Marktflecken, ein paar Stunden von Dinkelsbühl erhalten. Es wurde ihm, in dem ziemlich geräumigen alten Schlosse ein kleines Zimmer angewiesen. Als er sich in dem Schlosse näher umsah, fand er im obersten Stocke ein großes Zimmer, das

gar nicht benützt wurde. Er bat, ihm dieses schöne Zimmer einzuräumen. „Das steht Ihnen zu Diensten," sagte die Frau des Hauses. „Ich rathe Ihnen aber nicht, es zu beziehen. Man wird dort zu Nacht von einem Gespenste beunruhigt." „Ich fürchte mich vor keinem Gespenste," sagte mein Vater und bezog das Zimmer. Er wohnte da einige Wochen, ohne etwas Unheimliches wahrzunehmen. Einmal zu Nacht aber, da er noch bei seiner kleinen Studierlampe in einem Buche las, und ein wenig einschlummerte, wurde er plötzlich aus dem Schlafe aufgeschreckt. Sein Pudel, der in einer Ecke des Zimmers lag, war aufgesprungen und bellte heftig. Ein heller Glanz erleuchtete das Zimmer; es war durchaus nicht zu entdecken, woher die Helle kam. Da wurde es dem jungen Manne doch etwas unheimlich. Da er kein Licht, nirgends aber eine Gestalt erblickte, so dachte er, es könnte doch etwas von einer Geistererscheinung seyn. Er verließ das Zimmer, eilte die Wendeltreppe hinab, und der Pudel, immer bellend, ihm nach. Der Glanz wurde immer heller, es wurde ihm sehr heiß am Kopfe, und helle Feuerfunken flogen um ihn her. Erschrocken stürzte er in das Zimmer des Amtmannes, der noch bei seinen Akten saß. Dieser rief aufspringend: „Himmel, was soll das seyn!" und riß ihm die Schlafmütze vom Kopfe, die in Brand gerathen war. Die Erscheinung war nun leicht zu erklären. Die baumwollene Schlafmütze hatte, wie man sie

damals trug, einen langen Zipfel. Während der Ein-
geschlummerte nun mit vorgeneigtem Kopfe nickte, kam
das Quästchen oben an der Mütze, dem nach dama-
liger Art ganz offenen Gefäße der Lampe zu nahe,
tauchte sich, wie noch die Spuren zeigten, in das Oel
ein, und fing dann Feuer. Als er erwachend auffuhr
und emporblickte, so fiel das brennende Zipfelchen zu-
rück, und es ist sehr begreiflich, daß er selbst nicht
entdecken konnte, woher die große Helle in dem Zimmer
rühre. Er kam übrigens ohne Schaden davon, nur
einige Haare waren versengt. Auch wurde er, da er
immer von aller Geisterfurcht frei zu seyn behauptet
hatte, noch oft geneckt, daß er vor andern Menschen
in diesem Stücke doch nichts voraus habe.

Uebrigens übte der Vater uns Knaben, die Ge-
spensterfurcht, die uns noch hie und da anklebte, ab-
zustreifen. An unserm Hause befand sich ein mit
einer vergitterten Brustlehne versehener bedeckter Gang,
der die ganze Rückseite des Hauses einnahm, sich
längs einer hohen Mauer hinzog, und dann auch an
dem gegenüber stehenden Wirthschaftsgebäude fortlief.
Der Hof am Hause, der ein Viereck bildete, war so
von drei Seiten eingeschlossen, an der vierten Seite
schied eine niedrigere Mauer den Hofraum von dem
Garten. Dieser Gang war, besonders wenn die
Sonne recht lieblich hereinschien, uns Kindern der
angenehmste Aufenthalt. Wir zwei Knaben lernten
da unsere Lektionen auswendig; die kleinern Geschwister

hatten da ihren Spielplatz. Dieser Gang führte an einer Thüre des gegenüberstehenden alten Gebäudes, das zu Aufbewahrung vom Getreide benützt wurde, vorbei. Die Thüre war mit Eisen beschlagen, fest zugenagelt, und mit einer schwarzen Gestalt bemalt, die, ich weiß nicht, ob einen wachhaltenden Ritter oder ein Gespenst vorstellen sollte. Man sagte auch, dort sey es nicht recht geheuer, es gehe da ein Geist um. Da sprach denn einmal mein Vater, als es bereits dunkle Nacht war: „Ich habe meine Tabacksdose auf dem Geländer am Ende des Ganges stehen lassen; geh' eines von euch Kindern hin, sie zu holen.“ Um dahin zu kommen, mußte man an der übelberüchtigten Thüre vorbei. Ich aber ging sogleich, und brachte die Dose, und der Vater schenkte mir, meine Herzhaftigkeit zu belohnen, einen neuen Groschen. Diese Uebungen, uns Kinder gegen eitle Gespensterfurcht, womit damals viele Menschen sich quälten, abzuhärten, ersparte uns manchen Schrecken und manche Leiden.

Ueberhaupt begnügte der Vater sich nicht damit, uns gute und vernünftige Lehren blos vorzutragen; er hielt uns bei jeder vorkommenden oder von ihm herbeigeführten Gelegenheit an, sie in Ausübung zu bringen, wie schon oben bemerkt worden.

Mein Vater war ein Meister im Klavierspielen. Ich erkannte dieses, außer den Lobsprüchen, die ihm von Kennern gespendet wurden, aus den Musikalien, die er hinterließ, unter Werke der größten Meister jener Zeit, Cherubini, Clementi und andern. Allein er hielt den Flügel, der, zumal damals, mit Rabenkielen versehen war, für ein sehr unvollkommenes Instrument, das den Ton nur anschlage, aber nicht halte, und etwas Hackbrettartiges habe. Er sann auf ein Klavier, das, wie eine Orgel, längere Töne hervorbringe, und fand es. Die Erfindung mochte zwar nicht ganz neu seyn, indeß habe ich, so weit ich auch in der Welt umher kam, nie ein solches Instrument gesehen. Ein großes Rad, das mit dem Fuße bewegt wird, setzt eine Reihe von kleineren Rädern in Bewegung. Das Instrument ist mit Darmsaiten bezogen, die, wenn man die Tasten anschlägt, auf die Rädchen niedergezogen werden. Diese sind oben mit Filz oder Tuchenden gepolstert; aber, anstatt der Roßhaare, im Diskante mit feiner Nähseide, und im Basse mit starken seidenen Fäden überzogen. Das Instrument giebt einen der Violine ähnlichen Ton; der Vater nannte es deßhalb einen Geigenflügel. Es hatte den Vorzug, daß man den Ton nicht nur so viele Täkte hindurch, als man wollte, fortsetzen, sondern ihn immer stärker werden, oder nach und nach sanft abnehmen und ganz aufhören lassen konnte. Der Vater brachte dabei manche Abendstunde mit

musikalischen Phantasien zu. Viele Fremde, die durch die Stadt reisten, bewunderten das Instrument. Einige Einheimische machten wenig daraus. Allein der alte Chorregent, ein Tyroler, Namens Ziegler, ein vortrefflicher Musiker, sprach davon mit Bewunderung.

Das ausgezeichnete Talent meines Vaters für Mechanik, mit der er sich aber nur in Nebenstunden beschäftigte, bewährte sich noch auf mancherlei Weise. Unter Anderm hatte er einen sogenannten Paläster, ein Schießgewehr nach alter Art, mit fischbeinernem Bogen und hänfener Sehne, woraus Kugeln von Thon geschossen wurden. Er wußte diese Waffe so gut einzurichten, und das Absehen, eine kleine Perle, so richtig zu stellen, daß er einen Sperling auf einem entfernten Dache allemal richtig traf, was von seinem scharfen Auge und seiner sichern, festen Hand zeigt. Einmal schoß er auf eine junge Taube, die auch plötzlich von dem hohen, fernen Dache herabstürzte. Der Nachbar, ein Strumpfwicker und großer Taubenliebhaber, kam aus seinem Hause hervor, hob die Taube, die ihm gehörte, auf, und rief meinem Vater zum offenen Fenster hinauf: „Diese Taube muß der Schlag getroffen haben!" Denn der Schuß machte ein ihm kaum hörbares Geräusch, und die fliegende schnelle Kugel sah man gar nicht. Mein Vater erklärte ihm aber die Sache, und bezahlte ihm die Taube reichlich, die denn auch der Nachbar verwundert und lachend und sehr zufrieden ihm übergab.

Noch ein Paar Beispiele; wie vollkommen mein Vater seinen Pallester in seiner Gewalt hatte.

Einmal, an einem Ende des bedeckten Ganges am Hause stehend, sagte er zu uns: „Gebt Acht! Ich will versuchen, ob ich einen Apfel dort am Baume so treffen kann, daß er in das entgegengesetzte Ende des Ganges hereinfällt. Der Apfelbaum stand nahe an der Gartenmauer, doch so, daß kein Ast über die Mauer heraushing. Der Vater schoß, und der Apfel, etwas seitwärts getroffen, fiel am andern Ende in den Gang herein." Wir bewunderten die Kunst des Vaters; er aber sagte: „So kann man es durch Aufmerksamkeit und Uebung in allen Dingen zur Vollkommenheit bringen."

In dem schönen großen Gebäude, damals „der deutsche Hof" genannt, befand sich im untern Stockwerke die Kanzlei. Vor dem Hause befindet sich ein freier Raum, auf dem die Knaben der Stadt ihren Spielplatz hatten. Eines Tages war mein Vater mit schweren Rechnungen beschäftigt. Ein Knabe trommelte auf seiner übeltönenden Trommel unausgesetzt, nicht weit von dem Fenster, und der Vater bat ihn, mit seiner Trommel sich anderswohin zu begeben. Die Knaben lachten nur und der Trommelschläger schlug nur desto heftiger auf seine Trommel. Auch ernstliche Ermahnungen waren vergebens. Die Kinder wußten, daß die Herren vom deutschen Hause in der Stadt nichts zu befehlen hatten. Da holte

der Vater seinen Pallester und schoß — wie einst Wilhelm Tell — so glücklich, daß die Trommel ein Loch bekam und plötzlich verstummte. Die andern Knaben sagten: „Du hast zu stark darauf geschlagen.“ Der Trommler wandte die Trommel schnell um, und wollte auf dem untern Felle trommeln. Allein auch da befand sich ein Loch. Die Knaben zogen bestürzt weiter, und sie und auch ihre Aeltern wußten sich dieses Räthsel nicht zu erklären.

Um seinen Geigenflügel zu Stande zu bringen, bedurfte mein Vater verschiedener Handwerker, und war darauf bedacht, die geschicktesten aufzufinden. Ich erinnere mich noch, wie er mit mir in die Werkstätte eines Schreiners kam, der ihm angerühmt worden. Er nahm vor allem die Werkzeuge des Meisters in Augenschein und fand sie sehr gut. „Einen richtigen Meister,“ sagte er, „kann man schon aus seinem Handwerkszeuge erkennen, so wie man einen Gelehrten nach den Büchern, deren er sich bedient, beurtheilen kann.“

Einmal kam der Vater mit mir an der Werkstätte eines Töpfers vorbei und führte mich hinein. Er machte mich auf das Sinnreiche der Einrichtung aufmerksam, wie vermittels der geschickten Hand des Töpfers und der mit den Füßen in Bewegung gesetzten Drehscheibe ein Klumpen Thon zu einem schönen runden Geschirre gestaltet werde. „Sieh,“ sagte er, „dieser Thon kann nur, so lange er noch weich ist,

gebildet werden; ist er einmal ausgetrocknet und hart, so ist er weiterer Bildung unfähig. So ist es auch mit der Jugend; versäume also nicht, diese deine Bildungszeit dir recht zu Nutzen zu machen. Der Vater hatte wohl jene schöne Stelle aus Persius im Sinne: Udum et molle lutum es, nunc, nunc properandus et acri Fingendus sine fine rota . . . . .

---

2. Die Anverwandten.

Unter unsern Anverwandten gebührt den Großältern die erste Stelle. Doch sah ich von väterlicher Seite nur noch den Großvater. Er war Schullehrer zu Altenberg, einem Schlosse und Dorfe zwischen Dillingen, Heidenheim und Giengen. Jährlich einmal kam er zu uns auf Besuch, und blieb eine oder zwei Wochen. Wir zwei Brüder waren damals noch kleine Knäblein; er hatte große Freude an uns, seinen Enkelchen. Wir gewannen ihn bald sehr lieb, und er wußte uns sehr gut zu unterhalten. Besonders ergötzten uns die kleinen, unserm Alter angemessenen Erzählungen und Fabeln, in denen Löwen, Bären und Wölfe vorkamen. Einige dieser Thiere zeichnete er mit Bleistift auf Papier.

Eine vorzügliche Geschicklichkeit hatte der Ahnherr allerlei Verzierungen aus Papier auszuschneiden. Er

legte ein Quartblatt in das Kreuz, und dann eben so, noch mehrmal zusammen, machte dann mit der Scheere blos einige Schnitte, legte das Papier wieder auseinander, und da kam denn eine Figur zum Vorschein, die einer Rose oder einem Sterne glich, und unsers Bedünkens so schön war, als ein Ornamentenzeichner sie nur immer hätte machen können.

Der Mutter verehrte er ein geschriebenes Gebethbuch, das aus einer Auswahl schöner Gebethe bestand, die er mit seiner sehr kräftigen Handschrift zusammen geschrieben, und den Rand mit Verzierungen von rother und blauer Dinte umgeben hatte; das Titelbild, „Jesus zur Geißlung an eine Säule gebunden," hatte er nach dem Kupferstiche eines Meisters mit einer Rabenfeder sehr richtig nachgezeichnet.

Was aber auf uns Kinder den tiefsten Eindruck machte, war die Ehrerbietung und Liebe, womit unser Vater seinem Vater begegnete. Er führte ihn, mit sichtbarer Freude, allen den Herren und Frauen vor, die uns besuchten, nahm ihn mit sich in die Kirche, ließ ihn zur rechten Seite gehen, und ihn auch im Kirchenstuhle die rechte Seite einnehmen. Manchem fiel es wohl auf, da der Großvater zwar sehr gut, aber ganz so wie ein ehrsamer bürgerlicher Handwerker gekleidet war; der Vater hingegen ein feines perlenfarbes oder weichselbraunes Kleid, woran die Knöpfe nach damaliger Art mit Gold übersponnen waren, trug; auch Manschetten und eine gepuderte

Perücke mit einem Haarbeutel. Allein Jedermann lobte es, daß der Sohn seinen Vater so ehre, und Viele sagten: „Wer seine Aeltern so ehrt, den werden seine Kinder einst auch ehren.“

Die Großältern von mütterlicher Seite sah ich gar nicht mehr. Der Großvater war, wie Vater und Mutter mir ihn oft beschrieben, ein sehr angesehener Bürger, und ein überaus geschickter Arbeiter in allerlei Metallen, wohl auch in Gold und Silber. Die Großmutter starb schon, als meine Mutter noch in der Wiege lag. Er verehelichte sich zum zweiten Male, starb aber schon, ehe ich geboren wurde; ich hörte viele Männer und Frauen, die ihn noch gekannt haben, mit großer Achtung von dem Herrn Großvater Hartel sprechen. Seiner zweiten Frau, der Stiefmutter unserer Mutter, erinnere ich mich nur mehr dunkel. Sie war eine lange, hagere Frau, immer sehr reinlich gekleidet, etwas ernst, aber gegen alle ihre Enkel freundlich. Sie besuchte uns von Zeit zu Zeit, und brachte uns allemal etwas mit, besonders wenn sie von der Nördlinger Messe kam, die freilich nicht so berühmt war, als die Frankfurter Messe. Einige Male des Jahres lud sie alle ihre Enkel zu einem Abendessen ein, besonders auf die Martinsgans, wo sie uns alle, Kinder und Aeltern, sehr reichlich bewirthete, und wir alle sehr heiter waren.

Unter unsern übrigen Verwandten gebührt der ältern Schwester meiner Mutter, Margaretha Mag-

dalena, die wir Kinder, anstatt Tante, unsere liebe Base nannten, nach den Großältern die erste Stelle. Sie war die redlichste, aufrichtigste, liebvollste Seele, die man sich denken kann. Für Weltgeschäfte, Einkauf von Waaren, Beurtheilung des Preises und dergleichen hatte sie wenig Talente. Einmal, zum Beispiel, handelte sie auf dem Markte um eine Gans, die ihr am besten gefiel, weil sie ihr die stärkste schien. Allein die Bäuerin, die aus unserm Amtsbezirke war, sagte ihr in das Ohr: „Jungfer, kaufe sie diese Gans nicht; sie ist schon vierzehn Jahre alt." Die Bäuerin suchte für sie die beste junge Gans aus, und erließ sie ihr sehr billig. Die Mutter lobte die Tante, daß sie gut eingekauft habe. Diese aber erzählte ganz aufrichtig, daß sie bald übel angekommen wäre; und lobte die ehrliche Bäuerin.

Mein Vater hatte ein kleines Gemälde in vergoldetem Rämchen. Die Vergoldung war den Winter hindurch sehr unscheinbar geworden. Die gute Base wollte dem Herrn Schwager eine unvermuthete Freude machen, und fing an, das goldene Rämchen mit feingestoßenem und mit Essig angefeuchtetem Ziegelmehl zu fegen; allein erst zu spät bemerkte sie, daß bei dieser Behandlung die Vergoldung weggefegt worden. Mit reichlichen Thränen bekannte sie dem Vater ihren Fehler. Er lobte ihre gute Absicht und sagte, ihr guter Wille mache ihm mehr Freude, als ihm der kleine, leicht zu verbessernde Schaden Verdruß gemacht habe.

So wenig Einsicht die Tante in viele Dinge dieser Welt hatte, so hatte sie hingegen ein tiefes, frommes Gemüth und eine lebhafte poetische Einbildungskraft. Sie konnte die Legenden, die sie sehr wohl inne hatte, uns Kindern sehr ergreifend erzählen und sie treffend ausmalen. Ich erinnere mich noch mit Vergnügen der Geschichte der heiligen Genovefa, die sie uns Kindern auf unsere Bitten öfter, und nie ohne Thränen erzählte, und alle Kinder weinten von Herzen mit. Ohne diese Erzählungen von der heiligen Genovefa und diese frühen Eindrücke aus meiner Kindheit wäre meine Erzählung dieses Namens wohl nicht zu Stande gekommen.

Wie herzlich und mit welcher innigen Andacht wußte sie von der Heiligkeit Gottes und Jesu Christi und der hohen Bedeutung der so schönen, erfreulichen christlichen Festtage zu reden! Am Abende vor solchen Festen war sie eifrigst bemüht, das Haus bei Zeiten aufzuräumen und zu ordnen, um dann durch dergleichen Arbeiten nicht mehr in ihrer Andacht gestört zu werden und ihren Sinn auf etwas Höheres zu richten. Am Sonntage durften meine kleinen Schwesterchen nicht einmal für ihre Docken etwas nähen. Mit welchem Nachdrucke sprach sie von der Schrecklichkeit der Sünde und des letzten Gerichtes! Ihre Warnungen machten uns oft schaudern, und erfüllten uns mit heiliger Scheu vor allem Bösen.

Sie wußte viele uralte Gebethreime auswendig,

die zwar kein poetisches Verdienst hatten, den Kindern aber heilsamer waren, als die schönsten Floskeln mancher Dichter es uns hätten seyn können. Die Tante sagte uns öfter vor, und wir wußten die Reimchen, die uns sehr gefielen, bald auswendig. Ich muß doch nur ein Paar derselben hieher setzen:

„O heiliger Schutzengel mein,
Laß du mich dir empfohlen seyn,
Bewahre mich von Sünden rein,
Und führ' mich einst in Himmel ein.“

„Maria, breit dein Mantel aus
Und mach' mir eine Wohnung draus,
Daß ich kann sicher drunter stehn,
Bis alle Feind vorübergehn.“

Welch ein wahrhaft liebvolles, also wahrhaft christliches Herz die Tante hatte, mag aus folgender kleinen Begebenheit erhellen.

Ein feindseliger Lehrer hatte ihr, in ihrer Kindheit in den Kopf gesetzt, Leute anderer Confession könnten nicht in den Himmel kommen, was sie so betrübte, daß sie solche Leute nicht ohne Mitleid ansehen konnte. Da kam sie nun einmal mit weinenden Augen aus einem Bäckerhause zurück, wo sie ein Geschäft zu bestellen gehabt. Der Bäcker und dessen Hausfrau waren schon vor längerer Zeit gestorben. Die ganze Last des Hauswesens und die Fortführung des Geschäftes lag nun auf der ältesten Tochter, die überdieß für die Erziehung ihrer jüngern Geschwister zu sorgen

hatte. Bei dem allem litt sie noch an der Auszehrung und sah sehr blaß aus. Sie trug, als meine Tante in das Haus trat, eben einen schweren Sack voll Korn die Treppe herab, stellte ihn, tief aufathmend, auf den Boden, und seufzte: „O Du mein Gott! Ich muß in dieser Welt doch recht vieles leiden; laß mich einmal nur aus Gnade in den Himmel kommen.“ Die Tante meinte, dieß könnte doch wohl geschehen, und fragte meinen Vater, was er dazu sage. Mein Vater sprach: „Ich denke, wir alle können einmal nicht anders selig werden, als aus Gnade!“

Obwohl die Tante die Religion Jesu, die Liebe, woran nach Seinem Ausspruche Seine wahren Jünger zu erkennen sind, im Herzen hatte, und die Früchte derselben in ihrem Betragen sich offenbarten, so war, unbeschadet dieser Liebe, ihr Kopf nicht frei von Aberglauben, besonders an Gespenster und Hexen.

Von Gespenstern erzählte sie unter anderm, eine alte Bürgersfrau sey einmal Abends in der Kirche eingeschlafen und aus Unachtsamkeit des Kirchenhüters in der Kirche eingesperrt worden. Als die Frau gegen Mitternacht erwachte, habe sie eine Prozession, eine Reihe Heiligenpfleger in alter Tracht und rothen Mänteln, auch einige Geistliche in schwarzen Mänteln durch die Gänge der Kirche, sehr traurig und niedergebeugt, umher wandeln sehen; ohne Zweifel weil sie die ihnen anvertrauten Aemter nicht treu und

redlich verwaltet hätten, und nun dafür büßen müssen. Mein Vater sagte, „die alte Frau habe dieses alles, bevor sie erwachte, noch im Traume gesehen.“

Die Tante behauptete ferner, zu heiligen Zeiten lasse sich um Mitternacht das sogenannte Kornmännchen auf den Kornböden der Stadt hören, indem es mit großem Getöse einen Handkarren hin- und herschiebe; in den geräumigen Kellern des Spitals, die an Weinhändler verpachtet waren, höre man in solchen Nächten einen Küfer laut und heftig klopfen und schlägeln; an allen öffentlichen Brunnen der Stadt gehe das Gespenst, eine Weibsperson heulend und jodelnd umher, weil sie vor vielen Jahren ihr Kind in einen Brunnen geworfen habe. Mein Vater sprach: „Solche Geschichten hat man von alten Zeiten her nur deßhalb erfunden, um die Leute von Diebstahl und noch größern Verbrechen abzuhalten; denn leider giebt es Menschen, auf die solche Spuckgeschichten mehr Eindruck machen, als alle Gründe der Religion und Vernunft. Uebrigens glaube ich,“ sagte mein Vater, „man solle es in Allem durchaus mit der Wahrheit halten.“

Die Tante erzählte uns noch viele Spuckgeschichten, die so abenteuerlich waren, daß sie uns Knaben ganz unglaublich und lächerlich vorkamen. Wir wollten ihr daher auch einmal einen Spuck spielen, um sie zu überzeugen, wie leicht man sich täuschen könne. Wir machten einen großen Strohmann, umhüllten

ihn mit weißer Leinwand umwickelten auch den Kopf mit Leinen, befestigten an den Stellen, wo Augen, Nase und Mund seyn sollen, faules Holz, das im Dunkeln leuchtet und das wir in der Holzkammer gefunden hatten. Diese Vogelscheue stellten wir hinter das Bett der Tante. Als die Tante, die immer sehr Frühe zu Bette ging, und zwar dießmal, weil es ein wenig mondhell war, ohne Licht in ihr Schlafzimmer trat, erblickte sie die Gestalt, und that einen so fürchterlichen Schrei, daß Alle im Hause erschracken. Man meinte, es brenne. Zitternd und bebend und mit todtblassem Angesicht kam sie in die Stube und rief: „O Herr Schwager, o liebe Schwester! Einmal es ist wahr! An meinem Bette steht ein schneeweißer Geist mit leuchtenden Augen und brennendem Munde."

„Was fällt Ihr ein," sprach mein Vater; „ich will einmal selbst sehen." „O um Gotteswillen, Herr Schwager, gehen Sie nicht!" rief sie. „Der Geist könnte Ihnen ein Leid anthun." Sie wollte ihn mit Gewalt zurückhalten. Er aber riß sich los, und kam in wenigen Augenblicken zurück, das angebliche Gespenst über der Schulter tragend. Die alte Base that aufs neue einen durchdringenden Schrei: „O weh!" rief sie, „o Gott sey bei uns. Der Geist hat ihn am Kragen!" Allein der Vater sprach: „Da seh' Sie, was das für Kinderpossen sind! Das Gespenst haben die zwei Knaben zusammengeflickt." Die Tante war sehr beschämt. „O ihr gottlosen Kinder,"

sagte sie, „wie habt ihr mich erschreckt! Mir zittern noch alle Glieder und das Herz klopft mir wie ein Hammer."

Uns Knaben war gar nicht wohl bei der Sache. Wir hatten nicht gedacht, die Posse werde einen solchen Lärmen verursachen. Denn nun kamen auch alle Hausbewohner, die im untern Stocke wohnten und das Jammergeschrei der Tante gehört hatten, herauf, um zu hören, was es denn gebe. Als sie aber hörten, was vorgegangen sey, und das Gespenst auf dem Boden liegen sahen, erhoben alle ein lautes Gelächter. Allein der Vater gab uns Knaben einen scharfen Verweis, und sprach dann zu uns und zu allen Umstehenden mit großem Ernste und Nachdrucke: „Es ist sehr gefährlich und deßhalb sündhaft und strafbar, furchtsame Personen zu erschrecken. Mancher Mensch, besonders Weibspersonen, denen man einen solchen Schrecken einjagt, haben die nachtheiligen Folgen davon, ihr ganzes Leben hindurch empfinden müssen. Manche sind davon sehr krank geworden oder gar gestorben." Wir beiden Knaben mußten abbitten und Besserung versprechen.

Noch viel größer als vor Gespenstern war die Furcht der guten Base vor Hexen. Ihr, damals fast allgemein herrschender Aberglaube war in dieser Hinsicht gränzenlos. Sie glaubte, ein Weib, das eine Hexe sey, könne sich in jede beliebige Gestalt verwandeln, ja sich so klein machen, daß sie durch das

Schlüsselloch in eine Stube hereinschliefen könne; sie könne zu Nacht durch den Kamin hinausfahren, und auf einem Besenstiel hoch durch die Lüfte auf den Blocksberg reiten. Die Tante hatte manches bissige, als bösartig verschriene Weib in der Stadt im Verdachte der Hexerei. Als ich einst als ein kleines Knäblein, mit der Tante an einem Bäckerhause vorbei kam, flüsterte sie mir sehr leise in das Ohr, sie vermuthe, die Katze, die eben vor dem Fenster auf dem Bäckerladen an der Sonne lag, sey die Bäckerin, die sich so verwandelt habe, um sich recht bequem zu sonnen. Am Abende vor der Walburgisnacht, sagte sie vertraulich und geheim zu mir, sie möchte in dieser gefährlichen Nacht, in der alle Hexen ausfahren, doch ruhig und ohne Furcht und Aengsten schlafen. „Sey also so gut," bat sie mich, „und stelle des Vaters Degen so auf dem Küchenheerde auf, daß die Spitze hinauf gegen den Kamin gekehrt sey. Dann wagt es nicht leicht eine Hexe durch den Kamin herabzufahren und durch das Schlüsselloch in meine Kammer zu kommen, und mich in die Füße zu zwicken, wie es mir schon einmal eine gemacht hat." Ich lachte über diese Thorheit. Allein sie bat mich sehr dringend, es doch zu thun und versprach mir einen Groschen; ich solle aber keinem Menschen, am wenigsten dem Vater, ein Wörtlein davon sagen. Ich that, was sie verlangte. Am folgenden Morgen sagte sie zu mir sehr erfreut: „Alles ist glücklich abgelaufen!

Du darfst mir aber glauben, daß ich mit erschrockenem Herzen in die Küche gegangen bin; ich fürchtete, es könnte sich dennoch eine Hexe durch den Kamin herein gewagt, und sich dann an dem Degen angespießt haben. Gottlob, daß es nicht geschah! Da hast du den versprochenen Groschen."

Alle Vorstellungen meines Vaters gegen die abergläubischen Einbildungen der Tante waren vergebens. Allein daß sich ein so unsinniger Aberglaube in ihrem Gehirne so fest gesetzt hatte, kam daher, daß vor vielen Jahren, da die Tante noch ein Kind war, in Dinkelsbühl eine Hexe verbrannt worden. Ein solch schauerliches Schauspiel mußte auf die Gemüther einen tiefen Eindruck machen, und die Richtigkeit des Hexenglaubens bei dem Volke, bei Jung und Alt, außer allen Zweifel setzen. Ich bekam die Akten dieses letzten Hexenprozesses, der in meiner Vaterstadt vorfiel, späterhin, als ich bereits Philosophie studirte, zu lesen, und mir schien es handgreiflich, das traurige Opfer des Aberglaubens sey unschuldig hingerichtet worden. Keine einzige Thatsache lag gegen die Unglückliche vor; ihre unfreiwilligen Bekenntnisse wurden ihr blos durch grausame Foltern abgenöthigt. Sobald sie von der Folterbank befreit war, betheuerte sie allemal sogleich wieder ihre Unschuld. Ich mußte staunen, daß Männer, denen es gewiß nicht an gesundem Menschenverstande fehlte, ein solches Urtheil fällen konnten. Allein zur Ehre unsrer Voraltern sey es

gesagt, daß die sämmtlichen Prozeßakten, nach damaliger Reichsverfassung, an eine Universität eingeschickt werden, und daß die juridische Fakultät das Urtheil als richtig und gründlich bestätiget habe. Gott sey Dank, daß diese finstern Zeiten vorbei sind!

Bevor ich diese wenigen Nachrichten von der geliebten Tante schließe, muß ich ihr in ihrem Grabe noch meinen innigsten Dank bezeigen, für alle die unendliche Liebe, mit der sie uns Kinder alle, von unsrer Geburt an verpflegen half, zum Guten ermahnte und vor allem Bösen bewahrte. — Sie hatte in unserm Hause zwar alles Nöthige, Nahrung und Kleidung, allein außer ihrem Lohne und dem, was sie in arbeitsfreien Stunden mit Stricken verdiente, nur wenig baares Geld. Sie sparte aber alle Kreuzer sorgfältig zusammen, damit, wie sie sagte, auf Weihnachten auch ihr Christkindlein uns Kindern etwas bescheren könne. Sie gab uns sonst manche Geschenke und erwies uns viele Wohlthaten, die aber manchmal ihrem Herzen mehr Ehre machten, als ihrem Verstande. Einmal, zum Beispiele, befahl der Vater uns zum Nachtessen blos Wasser und Brod zu geben, weil wir, ich weiß nicht mehr, unsre Lektion nicht recht gelernt, oder welchen muthwilligen Streich begangen hatten. Da brachte sie uns ihre Abendmahlzeit, ein gebratenes Täubchen, das sie sich an dem Munde erspart hatte, auf unsre Schlafkammer, ermahnte uns jedoch dabei, künftig fleißiger und nicht

mehr so muthwillig zu seyn, und dem Vater keinen Verdruß mehr zu machen. Gott wolle ihr im Himmel vergelten, was wir auf Erden ihr nicht vergelten konnten.

Meiner Mutter jüngere Schwester, Namens Katharina, war an einen Goldarbeiter verheirathet. Sie war eine sehr liebliche, freundliche, anspruchlose Frau und von Gestalt merklich größer, als meine Mutter. Sie hatte uns Kinder sehr lieb, kam öfter zu meiner Mutter, und brachte uns Kindern allemal etwas mit, — Obst, Gebackenes oder Zuckerbrod. Sie ging gerne mit Kindern um, und hatte selbst ein kindliches Gemüth. Sie lud uns von Zeit zu Zeit zu sich ein, und bewirthete uns dann mit Backwerk oder weißem Brod, mit Kaffee oder vielmehr mit warmer Milch, die blos mit Kaffee etwas braun gefärbt war, weil starker Kaffee den Kindern nicht gesund ist. Auch fehlte es nie an Erdbeeren, Kirschen, Aepfeln, Birnen oder Pflaumen, je nachdem die Jahrszeit es mit sich brachte. In den Weihnachtsfeiertagen mußten wir die Weihnachtsgeschenke und zu Ostern die Ostereier bei ihr abholen, wo wir allemal reichlich bewirthet wurden. Sie wußte eine Art überaus feines Backwerk zu backen, Gogelhopfen genannt, das Niemand in der Stadt besser zu bereiten wußte; auch sogenannte Schneckennudeln, die aus langen und breiten, schneckenförmig zusammengerollten Streifen von Butterteig mit eingestreuten Weinbeeren

und Zibeben bestehen, machte sie sehr gut. Ihre Freundlichkeit aber erfreute uns noch mehr als Alles; was sie uns auftrug. Dieß war blos dem Munde süß und angenehm, jenes aber that dem Herzen wohl.

Auch ihr Ehegatte Burkhardt Albrecht hatte eine große Freude an uns Kindern; es war ihm lieb, daß wir und seine Kinder gerne mit einander umgingen. In seiner ziemlich großen Wohnstube hatte er alle vier Wände mit Kupfern aus der Biblischen Geschichte geziert. Als ich einmal die Bilder aufmerksam betrachtete, fragte er mich, ob ich auch wisse, was sie vorstellen, und er war sehr verwundert, daß ich dieses bestimmt zu sagen und zugleich jede Geschichte zu erzählen wußte. Er selbst las gerne in der Bibel, und sagte, während wir von diesen Begebenheiten redeten, recht aus dem Herzen und wiederholt: „O, es giebt nichts Schöneres und Herrlicheres, als diese Geschichten!“

Er war ein sehr angesehener Bürger, und bei dem Bürgermilitär, das schon damals, ja wohl noch Jahrhunderte früher, in den Reichsstädten eingeführt war, Hauptmann einer Kompagnie. Seine Waffe, die nach alterthümlicher Art nur die Offiziere führten, eine Hellebarde oder Partisane, war von blau angelaufenem Stahle und mit Gold eingelegt; der Schaft aber von schwarz gebeiztem und glänzend polirtem Holze. Er hatte sie oben an der Wand längs der Zimmerdecke befestigt, als ein Ehrenzeichen, auf das

er nicht wenig stolz war. Ich kann ihn noch sehen, wie er, wenn das Bürgermilitär einmal des Jahres auszog, vor seiner Kompagnie, sich, weil er klein von Person war, sehr streckend, mit ernstem kriegerischem Gesichte und mit majestätischem Schritte, die in der Mitte gefaßte Hellebarde horizontal in der Hand tragend, einherschritt. Wir Kinder, die dem Zuge zusahen, konnten kaum erwarten, bis der Herr Vetter kam; denn er war uns von allen Offizieren und Soldaten der wichtigste Mann.

Herr Albrecht war ein trefflicher Goldarbeiter. Er verfertigte damals vorzüglich im Feuer vergoldete Tabacksdosen aus Tomback, die so schön waren, daß Manche sie für Gold hielten. Er verstand auch das Graviren sehr gut, und wußte nach Verlangen sehr sinnreiche Verzierungen darauf anzubringen, als zum Beispiel, ein Blumenkörbchen, Waffen und Kriegsgeräth, ein Wappen oder das Porträt eines Monarchen. Ich erinnere mich noch, daß er einmal auf den Deckel einer Dose, mit welcher der Besteller einem Freunde der Astronomie ein Geschenk machen wollte, das Sonnensystem, und rings um die Dose die zwölf Zeichen des Thierkreises abbildete. Dergleichen Dosen fanden so starken Absatz, besonders in das Oesterreichische, daß er kaum genug verfertigen und immer zwei bis drei Gesellen beschäftigen konnte, indem besonders ein Kaufmann in Dinkelsbühl, Herr Ringhofer, jährlich viele Dutzende bestellte. Als aber dort

ein neues Mauthsystem eingeführt und auf Waaren der Art eine so große Taxe gelegt wurde, daß sie beinahe einem Verbote gleich kam, hörte dieser Handel fast gänzlich auf. Indeß hatte der Meister wegen seiner ausgezeichneten Geschicklichkeit noch immer hinreichende Beschäftigung.

Obwohl er in seiner Art wirklich ein Künstler war, so nahm er sich doch auch der Hausgeschäfte an. Da er nie müssig seyn konnte, am Sonntage aber das Arbeiten für Geld verboten ist, nicht aber das Kochen, so verfertigte er für sein Haus unter anderm sogenannte geschnittene Nudeln, eine Art Makaroni, die so zart, fein und schmackhaft waren, daß auch jeder Gast, der davon aß, sie ganz vortrefflich fand und bekannte, nie dergleichen verkostet zu haben. Auf diese Kunst bildete er sich mehr ein, als auf alle seine künstlichen Arbeiten in Gold und Silber.

Auch ein Gartenfreund war er. Er kaufte ein kleines Gärtchen, das einst unserm Großvater Hartel gehört hatte und innerhalb der Stadt nächst dem Rothenburger-Thore lag. Er ließ ein Gartenhäuschen darin bauen und pflanzte Gemüse und Blumen. So klein das Gärtchen war, so niedlich war es. Besonders liebte er die Nelken. Man bewunderte in dem schönen Nelkenflor die Geschicklichkeit des Blumenfreundes; er aber pries und bewunderte darin die Allmacht Gottes.

Der einzige damals noch lebende Bruder meiner

Mutter, Namens Joseph Hartel, ein noch unverehelichter junger Mann, war, während seine Mutter noch lebte, Werkführer der väterlichen Werkstätte. Er verfertigte zwar Blechwaaren aller Art, seine Stärke aber hatte er in getriebenen Arbeiten aus Messing oder Kupfer, die dann vergoldet oder versilbert wurden. Ich erinnere mich noch sehr lebhaft, daß er für seinen nächsten Nachbar, den Greifenwirth, einen neuen Schild bearbeitet hat. Den sehr großartigen Vogel Greif hatte er selbst gezeichnet und so glücklich ausgeführt, daß Jedermann dieses Werk bewunderte, und betheuerte, kein Gasthof in der Stadt habe einen schönern Schild, als der Wirth zum goldenen Greifen. Noch nach vielen Jahren habe ich eine Kirchenampel von getriebener Arbeit gesehen, die er gemacht hatte; die Engelköpfe daran waren ganz überaus schön. Selbst Kenner nannten sie meisterhaft.

Dieser Bruder unserer Mutter besuchte uns, besonders im Winter, alle Abende zwischen Licht. Er war immer heiter, im rosenfarbenen Humor, und voll witziger Einfälle. Wir Kinder alle waren immer hocherfreut, wenn der Herr Vetter Joseph kam, wie wir ihn nannten.

Uns Kindern und den Kindern seiner andern Schwester, und auch einiger Nachbarn Freude zu machen, hatte er in einer Ecke seines Wohnzimmers, zwischen den zwei Fenstern, eine sogenannte Weihnachtskrippe angebracht. Man sah einen großen Berg,

mit Felsen und Wäldchen, und zerstreuten ländlichen Hütten. Ganz oben auf dem Berge befand sich die Stadt Bethlehem. Wenn er uns bei Tage die Krippe zeigte, rauchten alle Kamine der Stadt; bei Nacht waren alle Fenster erleuchtet. Dieß wurde durch ein Glutpfännchen mit Weihrauch oder eine kleine Lampe bewirkt, die er in das Innere der Stadt hineinstellte, die aus Blech verfertigt und zierlich mit Oelfarben bemalt war. Unten im Thale befand sich auf einer Seite, eine grüne Ebene mit vielen Schafen und Lämmchen, und mit dem Hirten, der auf einer Schalmei spielte. Zur andern Seite war ein kleiner See von wirklichem Wasser, in dessen Mitte, so zart, wie das feinste Silberfädchen ein Springbrunnen emporsprang. Auf dem See befanden sich zwei Schwanen; wenn man ihnen ein kleines rothes Stäbchen, das bereit lag und an dessen Spitze etwas Brod befestigt war, vorhielt, so kamen sie herbei; zeigte man ihnen aber den breiten Theil des Stäbchens, so wichen sie zurück. Dieses Wunder des uns noch unbekannten Magnets erfreute uns Kinder sehr. Die größte Freude aber machte uns das göttliche Kind, nebst Maria und Joseph; auch die anbethenden Hirten, und die heiligen drei Könige, die mit aller königlichen Pracht erschienen. Noch jetzt zur Stunde erinnere ich mich an Alles sehr klar und deutlich; und ohne diese Erinnerung wäre wohl die Erzählung „der Weihnachtsabend" nicht zu Stande gekommen. In Hinsicht der

Kunst mochte dieses Alles wohl keinen Werth haben. In Bezug auf die Chronologie war Manches irrig und ganz verfehlt. Aus den Mauern Bethlehems schauten, zum Beispiel, Kanonen hervor; der ehrwürdige Greis Simeon hatte eine Brille auf; die heiligen drei Könige waren mit dem doppelten Adler oder einem Ordenskreuz geschmückt. Allein all dieses irrte uns Kinder nicht. Wir hatten dabei sehr andächtige Empfindungen, die wohl nicht ohne Gewinn waren für das ganze Leben.

Von seinen witzigen Scherzen will ich hier nur ein Paar anführen.

Einst kam eine Bäuerin in die Werkstätte und sagte: „Ich habe da eine Ampel, welche rinnt. Ich bitte, sie zu löthen." Der Meister untersuchte die Lampe und fand, daß sie nirgends eine Oeffnung habe, durch die das Oel ausrinnen könne. Er bemerkte aber, daß das Röhrchen, das für den Docht bestimmt ist, auf dem Rande der Ampel aufliege, und bog, ohne daß die Bäuerin es bemerkte, das Röhrchen in die Höhe. In seiner heitern Laune sagte er: „Die Ampel braucht nichts, als daß man sie ein paarmal überspringe." Er stellte die Lampe auf den Boden, und sprang darüber hinüber und wieder herüber. „So," sagte er, „jetzt rinnt sie nicht mehr." Die Bäuerin wollte dieses nicht glauben. Er aber sprach: „Wenn sie noch rinnt, so bringt sie mir wieder und ich gebe Euch eine ganz neue dafür." Das Weib

fragte etwas ungläubig: „Was habe ich für die Mühe zu bezahlen?“ Er sagte: „Das kostet nichts,“ und sie ging. Nach einiger Zeit kam sie wieder mit der Ampel und sagte: „Einige Wochen hat das Hin- und Herspringen schon gut gethan; aber jetzt rinnt sie wieder. Mein Mann und ich und meine Kinder und Knechte und Mägde sind auch darüber hin- und hergesprungen; aber es half Alles nichts.“ Nun erklärte ihr der Vetter: Das Röhrchen mit dem Dochte dürfe auf dem Ampelrande nicht aufliegen, sonst rinne das Oel am Rande herab. „So giebt es,“ sagte er, „noch viele kleine Vortheile, die man, wenn man aufmerksam ist, leicht entdecken, und manchen Nachtheil in einer Haushaltung verhüten kann.“

Ein anderer Spaß, den er uns Kindern machen wollte, war nicht so unschuldig, und versetzte uns Kinder alle, auch Mutter und Tante, in großen Schrecken. Es war Faschingszeit. Das Licht war bereits angezündet, und wir alle saßen um den Tisch. Der Vetter hatte sich heimlich in das Haus geschlichen, auf dem Hausgange seinen Rock abgelegt, damit man ihn nicht kenne, eine Maske vor das Gesicht genommen, und trat plötzlich und unangemeldet in das Zimmer. Wir Kinder kamen vor Schrecken ganz außer Fassung, schrien laut auf und zitterten und bebten. Er nahm nun wohl die Maske lachend ab und wollte uns wieder erheitern. Allein vergebens; jener Schrecken hatte uns zu sehr angegriffen, und

jenes schauerliche Maskengesicht schwebt mir noch immer vor Augen. Während der Vetter uns zu beruhigen suchte, kam der Vater nach Hause. Er war über unser zerstörtes, blasses Aussehen betroffen, und als er vernahm, was vorgegangen war, gab er dem Vetter einen scharfen Verweis. „Ich kann es nicht ausstehen,“ sprach er, „und es ist mir, wie ich schon öfter gesagt habe, in der Seele zuwider, Kinder so zu ängstigen. Es ist sehr unvernünftig, thöricht und wohl eine große Sünde. Ich habe es deßhalb strenge verboten, in meinem Hause am Abende vor St. Martin oder St. Nikolaus, wie leider sonst wohl noch gebräuchlich ist, den Kindern durch Schreckbilder Furcht einzujagen. Man hat dabei wohl die Absicht, die Kinder zu Fleiß und Folgsamkeit anzutreiben; allein dieses ist ein gefährliches Mittel und es giebt deren viel bessere und zweckmäßigere.“

Ein anderer Bruder meiner Mutter war Karmelit in dem Kloster dieses Ordens zu Straubing. Ich habe ihn aber nie von Angesicht gesehen. Einmal in der Nacht fing nun mein jüngerer Bruder Joseph laut an zu rufen: „Papa! Mama! Da an meinem Bette steht ein Karmeliter, in schwarzem Habit und weißem Mantel.“ Der Vater kam in unsere Schlafkammer, sah natürlich nichts, und beruhigte den geängstigten Knaben. Nach acht oder zehn Tagen kam ein Brief aus Straubing, daß der geistliche Bruder der Mutter, in eben der Nacht und zu eben der

Stunde gestorben sey. „Ach," sagte die Mutter, „der abscheidende Geist des seligen Bruders hat, wie ich glaube, sich angemeldet." Der Tante war dieses ganz ausgemacht, und gewiß; der Vater hielt es nicht für so ausgemacht, doch, wegen des Zusammentreffens des Tages und der Stunde, nicht für unwahrscheinlich, indem ihm mehrere zuverlässige Nachrichten von solchen Ahnungen oder Anmeldungen, wie man hier zu Lande sagt, bekannt seyen. — In unsern Tagen werden übrigens solche Erfahrungen, die man zu Anfang unsers Jahrhunderts zu verlachen anfing, von wissenschaftlich gebildeten Aerzten und Naturkundigen in allem Ernste als zuverlässig erzählt.

---

8. Die Schule.

In die allgemeine deutsche Schule wurden wir, ich und mein Bruder Joseph, nicht geschickt. Sie war mit Kindern überfüllt, und die Lehrart ließ Vieles zu wünschen übrig. Der Lehrer gab aber noch besondere Stunden, die Nachschule genannt, die von den Kindern der Rathsherren, Beamten und vermöglichen Bürgern besucht wurden. Es mochten an der Zahl nicht viel über zwanzig Schüler und Schülerinnen seyn. Wir zwei Knaben lernten das Lesen, wobei

aber von dem Vater zu Hause fleißig nachgeholfen wurde, sehr schnell; auch mit dem Schreiben ging es ziemlich gut.

Der damalige Stadtpfarrer, bischöfliche geistliche Rath und Dekan — mit Ehrerbietung und Dankbarkeit nenne ich seinen Namen — Herr Grasmeier, machte sich schon damals, vor mehr als sechzig bis siebenzig Jahren, eine wahre Herzensangelegenheit daraus, vorerst die deutschen Schulen zu verbessern. Auf seine Verwendung bei dem Magistrate wurde anstatt des alten, zu kleinen Schulhauses ein neues, viel größeres, und noch ein zweites Schulhaus gebaut, und ein zweiter deutscher Schullehrer aufgestellt. Der Stadtpfarrer setzte sich mit dem damaligen fürstbischöflichen geheimen Rathe und Professor zu Dillingen, Herrn Dr. Schneller, in Briefwechsel und führte auch dessen Lehrbüchlein in den Schulen ein.

Der Stadtpfarrer kam sehr oft in die Schule, die Woche hindurch wenigstens ein- oder zweimal, prüfte die Kinder und erzählte ihnen Geschichten aus der heiligen Schrift und auch aus der Legende. Die Kinder hörten sie mit Herzenslust an, und alle waren voll Freude. Er hatte einen großen Baumgarten vor dem Thore, der sein Eigenthum war. Von allem Obste, ließ er große Körbe voll in die Schule bringen, und theilte es den Kindern aus. Dieß vermehrte noch die Lust, die Schule zu besuchen. Wir zwei

Knaben bedauerten sehr, daß wir der deutschen Schule bereits entwachsen waren.

Auf bittliches Ansuchen des Stadtpfarrers kam der geheime Rath Dr. Schneller, von Dillingen nach Dinkelsbühl, um einer Schulprüfung beizuwohnen, und zu sehen, wie weit man bereits gekommen sey, und was noch zu verbessern wäre. Der geheime Rath kam, und der Stadtpfarrer beeilte sich, den rühmlich bekannten Stifter der Normalschule den Kindern vorzustellen. Sie bestanden bei einer kleinen, vorläufig in der Schule vorgenommenen Prüfung sehr gut.

Der Stadtpfarrer veranstaltete aber noch eine große feierliche Prüfung in der Kirche. „Denn," sagte der Pfarrer, „Kirche und Schule gehören zusammen, und sollen nie getrennt werden." Es kam auch durchaus nichts vor, wodurch die Kirche hätte entweiht werden können. Es wurden, wie in der christlichen Lehre, Fragen aus der Religion und der Biblischen Geschichte aufgegeben; es wurde von den Kindern nur Erbauliches gelesen. Die Probeschriften vom Schön- und Rechtschreiben, die an den Wänden der Kirche an schönen Tapeten angeheftet waren, enthielten nur Stellen aus der heiligen Schrift, oder aus Kirchenliedern. Die Aeltern, die dazu von der Kanzel eingeladen worden, erschienen sehr zahlreich; in dem Schulzimmer hätte nicht der zehnte Theil derselben Platz gefunden, und es wäre grausam gewesen, sie von

der Prüfung auszuschliessen und ihnen die Freude über ihre wohlunterrichteten Kinder zu entziehen.

Ein kleinerer Bruder von mir hielt, von einer kleinen, tragbaren Kanzel, eine kurze Anrede an den Herrn geheimen Rath, den Magistrat, und die Aeltern; er trug sie sehr gut vor. Am Ende der Prüfung wurden viele gute, und schön gebundene Preisbücher vertheilt; auch meine jüngern Geschwister erhielten Preise. Der Herr geheime Rath Schneller war beinahe die ganze Nacht aufgeblieben, um, wie es damals Sitte war, jede Preisgabe mit einem gereimten Gedichtchen von etlichen Zeilen zu begleiten; um jedem der kleinen Preisträger und Preisträgerinnen etwas treffendes zu sagen, hatte er zuvor mit dem Stadtpfarrer Rücksprache genommen. Diese kleinen Reime machten Aeltern und Kindern groses Vergnügen.

Herr Dr. Schneller hat, was nicht zu verkennen ist, wirklich um Verbesserung der deutschen Schulen des Hochstiftes Augsburg grose Verdienste. Er brachte es dahin, daß in Dillingen ein neues, schönes Schulhaus erbaut und eine verbesserte Lehrmethode eingeführt wurde; die Schullehrer des Hochstifts erhielten Befehl, sich auf eine Zeit nach Dillingen zu begeben, um dort an der Musterschule, die er Normalschule nannte, die verbesserte Lehrart kennen zu lernen, und unter Aufsicht der aufgestellten Lehrer sich selbst im Unterrichten zu üben. Es ist allerdings wahr, daß

man seit dieser langen Zeit weiter gekommen ist. Allein der Erste, der die Bahn bricht, kann noch keine kunstgerechte Landstraße herstellen. Jedem Verdienste, und besonders dem ersten Anfänger eines glücklichen Unternehmens, seine Krone!

Während die deutschen Schulen so verbessert worden, wurden wir zwei Knaben in der lateinischen Sprache unterrichtet. Den ersten Unterricht erhielten wir von Pater Adrian in dem Kloster der Karmeliten. Er war mit uns verwandt, und gab uns aus besonderer Gefälligkeit täglich einige Stunden. Man hielt ihn für sehr gelehrt. Er war auch Organist der Klosterkirche, und hatte seine Stärke vorzüglich in Fugen. Seine Handschrift war überaus schön und zierlich. Die lateinische Sprache hatte er vollkommen inne, und machte sogar lateinische Verse, die mein Vater sehr lobte.

Allein von seiner Methode zu unterrichten läßt sich nicht so viel Rühmliches sagen. Er hielt sich an die herkömmliche, damals noch herrschende Schlagmethode. Für alle und jede Sprachfehler, die er Böcke nannte, gab er uns mit einem Haselstocke zwei derbe Schläge auf die Hand, Tatzen genannt. Da wir aus Aengstlichkeit und aus Furcht der Strafe noch mehr Fehler machten, als wir sonst wohl gemacht hätten, so kam er auf den Einfall, nach Art der Türken, uns auf die Fußsohlen zu schlagen. Allein da er bei all seiner Gelehrsamkeit auf Dinge des

gewöhnlichen, alltäglichen Lebens sich wenig verstand, so befahl er uns nicht, die Stiefel auszuziehen. Die dicken Sohlen machten, daß wir von den Streichen gar keinen Schmerz empfanden. Wir schrien aber so jämmerlich, als wären diese Schläge uns höchst schmerzlich. „Aha," sagte er, „nun komme ich euch einmal recht auf das Leben; nun wird es besser gehen." Es ging auch etwas besser, weil wir diese Streiche nicht fürchteten und also die Furcht uns nicht zu Fehlern verleitete; allein ihm gings noch nicht gut genug. Er schlug uns wieder mit dem Haselstabe auf die Hände. Mit Schlagen, Schmähworten und Weinen ging viele Zeit unnütz, ja zu unserm großen Nachtheile verloren.

Wenn er uns nun heftig geschmäht und hart geschlagen hatte, wurde er wieder freundlich. „Es muß nun einmal so seyn," sagte er; „das Himmelreich leidet Gewalt. Ich habe euch oft Stockfische genannt, nicht als hättet ihr keinen Kopf, wie diese Fische, die ohne Kopf zu uns kommen; denn mit solchen kopflosen Knaben wäre ja gar nichts anzufangen, sondern ich nenne euch deßhalb so, weil Knaben, wie die Stockfische geblàut — derb geklopft und geschlagen werden müssen — damit sie brauchbar und genießbar werden." Er gab uns dann Bier und Brod, Gebackenes, Obst oder Konfekt.

Einige Strafen, die er uns anthat, waren höchst abgeschmackt, aber nach damaliger Sitte bei Lehran-

stalten vielfältig im Brauche. Oft mußten wir, ich mit einem Täfelchen, auf dem ein Esel gemalt war, und mein Bruder mit einer Ruthe in der Hand, vor die Thüre seines Zimmers stehen. Wenn nun unten im Kreuzgange ein Pater vorbei ging, so drückten wir uns, damit er uns nicht sehe, an die Thüre, die in die Mauer vertieft war. Einmal öffnete nun Pater Adrian schnell die Thüre. Wir beide stürzten rücklings in das Zimmer; ihm aber versetzte die Thüre einen ziemlich heftigen Schlag. Er behauptete, wir hätten dieses vorsätzlich gethan und züchtigte uns sehr scharf.

Ein anderes Mal befahl er, jeder von uns solle einen der zwei Strohkränze, die er in Bereitschaft hatte, aufsetzen und so nach Hause gehen. Wir setzten die Strohkränze auf, zogen aber, ehe wir aus der Klosterpforte traten, unsere Pelzmützen darüber, und schoben jeden hervorstehenden Strohhalm unter die Mütze, damit man nichts davon sehe. Es that uns sehr leid, daß wir, wenn uns ein Herr oder eine Frau begegnete, die Mütze nicht abnehmen konnten, bückten uns jedoch sehr tief. Als wir wieder in die Lehrstunde kamen, rief er uns sehr aufgebracht zu: „Warum habt ihr die Strohkränze nicht aufbehalten?“ Wir sagten, daß wir sie aufgehabt hatten. „Nein,“ schrie er, „ich sah aus dem Fenster euch nach; ihr habt nur eure Pelzkappen aufgehabt.“ Wir sagten, daß wir die Strohkränze aufgehabt haben,

aber die Pelzmützen darüber. Was wir aus Schlauheit, um dem Gebote auszuweichen, gethan hatten, schrieb er unsrer Dummheit zu. „Ihr dummen Buben," sagte er, „so habe ich es nicht gemeint. Ihr habt mich nicht recht verstanden. Ich muß also Nachsicht mit euch haben." Wir kamen ohne weitere Strafe davon.

So hart er uns bei dem Lateinlernen hielt, so war er bei andern Lehrgegenständen dennoch mild und schonend, ja wohl heiter und unterhaltend. Besonders gefiel uns der Unterricht in der Erdbeschreibung. Eines Tages, zum Beispiel, legte er uns die Karte von Europa vor und zeigte uns alle Hauptstädte. Als wir am andern Tage kamen, lag die Karte wieder aufgeschlagen auf dem Tische, und der Name einer jeden Stadt war mit einem Mandelkerne oder einer Zibebe bedeckt. „Wenn ihr die Städte zu nennen wißt," sagte er, „so gehören diese Früchte euch." Wir wußten viele Städte zu nennen. Er wiederholte diese Uebung öfter, bis wir in den Namen nicht mehr irrten. Ebenso machte er es, mit den Namen der Flüsse, die er mit kleinen Stückchen überzuckerter Pomeranzenschalen bedeckt hatte. Ich kann aber sagen, daß seine Erzählungen von den fernen Ländern, in denen Rosinen und Mandeln, Pomeranzen und Zitronen wachsen, uns noch mehr Vergnügen machten, als die kleinen Müsterchen dieser Früchte, die er uns gab.

Obwohl er als lateinischer Sprachlehrer uns — ich darf wohl sagen — grausam behandelte, so hatten wir doch keinen Haß gegen ihn. Er hatte uns ja so oft betheuert, dieß müsse nun einmal so seyn; anders sey diese Sprache in die Knabenköpfe nicht hinein zu bringen; er selbst sey wohl noch viel schärfer gezüchtiget worden; und wir glaubten es ihm. Da er überdieß bei andern Gegenständen die strenge Schlagmethode ganz bei Seite setzte, sich besonders bei dem Religionsunterrichte nie seines Steckens, von ihm Bakulus genannt, bediente; da er, wenn er mit uns zufrieden war, uns oft beschenkte, so liebten wir ihn dennoch. Ja seine Frömmigkeit machte ihn uns ehrwürdig. O wie so herzlich, wie so dringend, ermahnte er zum Gebethe, und warnte uns, vor jeder, auch der kleinsten Sünde. Wir sahen, es sey ihm eine wahre Herzensangelegenheit, daß wir fromm werden möchten. Als einmal in der Stadt ein Haus abbrannte, sagte er: „Ein so großes Unglück dieses ist, so ist die kleinste Sünde doch ein viel größeres Uebel.“

Er hatte uns eigene Gebethe aufgeschrieben, die wir jedesmal auf seinem Bethstuhle in der kleinen düstern Zelle knieend, vor dem Unterrichte laut bethen mußten. Einmal hatten wir diese geschriebenen Gebethe verlegt und fürchteten uns sehr, es werde nun Schläge setzen. Wir betheten sie jedoch auswendig ohne Anstand. Da stand er aus seinem Lehnsessel auf, öffnete sein Wandkästchen, und beschenkte jeden

von uns, unter vielen Lobsprüchen, mit einem schönen Bilde.

An die Worte dieser Gebethe, so wie an die Worte seiner Ermahnungen kann ich mich nicht mehr erinnern; allein die Andacht, die Mienen und Geberden, womit er bethete, blieben mir unvergeßlich. Er litt am Podagra und konnte oft nicht mehr die Treppe hinab in die Kirche gehen; er las daher in der Krankenkapelle Messe, die sich in einem Nebengebäude des Klosters befand, wohin ein langer aber ganz ebener Gang führte. Er war manchmal so schlecht zu Fuße, daß er keinen Fuß aufheben, sondern nur in sehr kleinen Schritten weiter kommen konnte. Wir beide Knaben mußten dann vor ihm hergehen, und jedem legte er, damit er nicht etwa falle, eine Hand auf den Kopf. Der für uns kurze Gang war für ihn eine lange Reise. Die Andacht aber, mit der er am Altare stand, sein blasses Angesicht, die Thränen, die über seine hagern Wangen flossen, schweben mir noch immer vor Augen. Es war in der Kapelle eine heilige Stille, nur das Knistern der brennenden Kerzen hörte man. Sehr weislich ist daher in der katholischen Kirche nicht nur auf die Wortsprache, sondern auch auf die Sprache der Geberden gerechnet; und auch Ceremonien und sinnliche Gegenstände werden dazu benützt. Mir fällt da ein Wort Napoleons ein, als er bei seiner Krönung die Kaiserpracht einführte. „Man muß," sagte er, „nicht nur zu den

Ohren, sondern auch zu den Augen des Volkes sprechen."

Pater Adrian hat uns mit seinem lateinischen Sprachunterricht allerdings viel geplagt. Indeß muß ich bekennen, daß wir ihm aus Unverstand, kindischem Leichtsinne, und wohl auch aus Muthwillen manchen Verdruß gemacht haben.

An dem Namensfeste des Vaters mußten wir zwei Knaben einen Glückwunsch in lateinischen Versen aufsagen, auf die der gelehrte Pater sich sehr gut verstand, und sie sehr liebte. Am Namenstage der Mutter mußten wir deutsche Reime vortragen, in denen er aber kein Meister war.

Einmal erklärte er uns nun die verschiedenen Versarten. Ich fragte: „Was versteht man denn unter Knittelversen?" „Wer hat dir von Knittelversen gesagt?" fragte er. „Mein Papa," antwortete ich. „Er hat gesagt, die deutschen Verse, die Sie auf den Namenstag der Mama gemacht haben, seyen Knittelverse." Das war eine sehr unglückliche Antwort. Von der Zeit an machte er keine deutsche Reime mehr auf den Namenstag der Mutter, sondern ließ unsre Wünsche uns in Prosa vorbringen.

Den Winter über hatte Pater Adrian gewöhnlich eine Meise in seiner Zelle. Diese Meise war für uns zwei Knaben ein unglückliches Vögelein. Nach dem Beispiele unsers hochwürdigen Herrn Vetters Adrian schafften wir uns eine prächtige Kohlmeise an.

In der Kinderstube duldete sie der Vater nicht, weil man Beispiele haben will, daß diese Vögel den Kindern in der Wiege nach den Augen picken. Wir versetzten die Meise also in das Besuchzimmer, in dem der Vater sehr oft bei seinen Akten saß, oder bei seinem Flügel. Eines Abends war die Perücke des Vaters frisch frisirt und gepudert, in das Zimmer gestellt worden. Als er Morgens an einem Festtage ausgehen und sie aufsetzen wollte, fand er sie schrecklich zerzaust. Die Meise hatte die Pomade herausgepickt. Auf Befehl der Mutter sollte der fatale Vogel sogleich weggeschafft werden. Allein der Vater sagte, man solle den Kindern diese Freude nicht nehmen; man solle den Perückenstock, wozu in dem Zimmer ohnehin kein schicklicher Platz sey, anders wohin stellen.

Die Meise in der Zelle des Paters veranlaßte noch ein anderes, eben nicht angenehmes Geschichtchen. Eines Tages sagte er uns, er habe jetzt ein Geschäft bei dem Pater Prior; wir sollen einstweilen die lateinische Stelle, die er uns vorlegte, in die deutsche Sprache übersetzen. Wir waren mit der Aufgabe bald fertig, und ergötzten uns nun an dem Vogel, der aus einer Wallnuß, die an einem Faden aufgehängt war, den Kern herauszupicken suchte, und dabei allerlei lustige Stellungen annahm. Pater Adrian hatte die Nuß nur aufgehenkt, uns Freude zu machen.

Auf seinem Schreibpulte stand ein zierliches Wasserkrüglein von Porzellan mit zinnernem Deckel. Da

kam uns der allerdings sehr kindische Einfall, die Meise in das Krüglein zu sperren, um zu sehen, ob sie den Deckel aufslüpfen und herauskommen könne. Wir gossen das Wasser aus, indem wir ja wieder ein anderes holen könnten, und sperrten den Vogel hinein. Indem wir nun aufpaßten, was das Vögelein machen werde, da trat plötzlich der Herr Pater in das Zimmer und setzte sich an das Pult, auf dem unsre Arbeiten lagen. Indem er nun die Augen beständig auf das Blatt richtete, langte er nach dem Krüglein, näherte es dem Munde und öffnete es. Da flog plötzlich das Vögelein schwirrend heraus, und ihm in das Gesicht. Er ließ vor Schrecken das Krüglein fallen, daß es zerbrach, und rief: „Was war das?“ „O,“ sagte mein Bruder, „Gott sey bei uns! Etwas Kohlschwarzes mit einem langen Schweif!“ Pater Adrian, der vieles in Legenden von Ordensmännern gelesen, die es in der Heiligkeit weit gebracht hatten und denen deßhalb der böse Feind nachstellte, schien beinahe meinem Bruder zu glauben. Er fragte mich, was ich gesehen? Ich erzählte aufrichtig den ganzen Hergang der Sache. Er hatte wegen unsrer Einfalt Nachsicht mit uns, und strafte uns wegen des Vorgefallenen nicht. Mich belobte er, wegen meiner Aufrichtigkeit, meinen Bruder aber verurtheilte er, wegen der Lüge, anstatt des zerbrochenen Krügleins aus seiner Sparbüchse ein neues zu kaufen und ihm zu bringen. Mein Vater machte über die

lächerliche Begebenheit die Bemerkung: „Wenn du der Lüge deines Bruders, mit der er euch aus der Verlegenheit helfen wollte, beigestimmt hättest, so wäre es wohl möglich gewesen, daß der Pater euch geglaubt hätte.“ „Und so,“ sagte er, „sind wohl schon manche abentheuerliche Erzählungen in Umlauf gekommen.“

Pater Adrian erzählte uns auch wirklich Manches, das uns nicht so recht glaublich schien. Wenn aber einer von uns eine Einwendung dagegen machen wollte, sagte er nur kurzweg: „Schweig, du Gelbschnabel.“ Einmal nun schrieb Pater Adrian einen Brief an den Chorregenten eines benachbarten Stiftes, mit der sehr höflichen Bitte um eine der vortrefflichen Compositionen von ihm, dem berühmten Tonsetzer, die dann bei dem bevorstehenden Hauptfeste des Ordens unter dem Hochamte zur Verherrlichung des Festes werde aufgeführt werden. Er faltete den Brief zusammen, schrieb die Adresse darauf, und griff nach dem Leuchter mit der Kerze, um in der Küche Licht zu holen. Mein Bruder erbot sich, ihm diesen Dienst zu leisten, denn er hoffte, von dem Koche ein Stück Kuchen oder sonst etwas Gebackenes zu erhalten, was allemal geschah, wenn wir in die Küche kamen, wohin wir aber nie ohne besondere Veranlassung gehen durften. Pater Adrian merkte wohl, es sey meinem Bruder mehr darum zu thun, einen guten Leckerbissen zu erhaschen, als ihm einen Dienst

zu leisten. Er sagte daher: „Ich bedarf deines Dienstes nicht; mache du deine Aufgabe, du Gelbschnabel.“ Mein Bruder war über seine vereitelte Hoffnung ärgerlich, öffnete den Brief, und setzte den Worten: „Hochgeehrter Herr!“ das Wort „Gelbschnabel“ bei. Da er nach vorgelegten Vorschriften des Paters sich im Schreiben üben mußte, also seine Schrift der Vorschrift sehr ähnlich war, er auch mit der nämlichen Dinte und Feder geschrieben hatte, so war es nicht leicht zu entdecken, das Einschiebsel rühre von einer fremden Feder her. Ich hatte nicht bemerkt, daß mein Bruder ein Wort in den Brief hineingeschrieben habe. Der Brief wurde also abgeschickt. Allein anstatt der erwarteten Musikalien kam eine donnernde Antwort. Der Chorregent schrieb, er, als ein Mann mit grauen Haaren, die er mit Ehren trage, lasse sich nicht so beschimpfen; er werde ihm nie mehr ein Musikblatt senden. Der gute Pater Adrian schrieb sehr demüthig und wehmüthig zurück, er könne sich nicht erinnern, daß sein Brief nur ein einziges unhöfliches Wörtchen enthalte. Der Chorregent schrieb ihm zurück: Er möge das schmähliche Wort gar nicht wiederholen; er schicke ihm hiemit seinen Brief wieder zurück; da könne er sich mit eigenen Augen überzeugen, welches Schimpfwortes er sich bedient habe. Mit Schrecken, ja Entsetzen las der Pater die Worte: „Hochverehrter Herr Gelbschnabel!“ Es setzte nun eine strenge Untersuchung ab, welcher von den zwei bösen

Buben ihm diesen muthwilligen Streich gespielt habe. Mein Bruder bekannte sich dazu, und sagte, wegen dieses Spasses sey es nicht der Mühe werth, einen solchen Lärmen zu machen. Das Wort Gelbschnabel könne kein so abscheuliches Schimpfwort seyn, da Seiner Hochwürden selbst sich desselben als eines Lieblingsausdruckes viel hundertmal bedient haben. Pater Adrian schrieb an meinen Vater, schloß den unglücklichen Brief ein, und forderte ihn auf, den muthwilligen Buben nachdrücklichst zu züchtigen. Der Vater stellte uns vor, daß es schon ein großer Fehler sey, einen fremden Brief, obwohl er nicht gesiegelt sey, zu lesen; in eine Schrift aber auch nur ein Wort hinein zu schreiben, und sie so zu verfälschen, sey ein Verbrechen, das von den Gerichten sehr scharf bestraft werde. Bruder Joseph mußte anstatt des Mittagsessens mit Brod und Wasser vorlieb nehmen. Der Chorregent aber schrieb seinem Freunde dem Pater Adrian, nachdem dieser das Mißverständniß berichtiget hatte, einen sehr heiteren Brief, und schickte ihm die verlangten Musikalien.

Wir zwei Knaben lernten bei der Schlagmethode des nur zu eifrigen Lehrers und bei seiner Lehrart, von deren Zweckwidrigkeit ich mich erst späterhin recht überzeugte, doch mehr als zu erwarten war. Einmal kamen zwei geistliche Herren vom Lande, zwei Kapläne, um meinen Vater zu besuchen. Die Mutter sagte, er werde erst zum Mittagessen nach Hause

kommen und lud sie zu Tische ein. Als die Mutter das Zimmer verlassen hatte, sagten sie zu einander in lateinischer Sprache, sie blieben gerne, wenn sie nur wüßten, daß es der Frau keine zu große Mühe machen würde. Ich hörte dieses, und ging in die Küche, und erzählte es der Mutter. Die Mutter ging in das Zimmer und fragte, ob ihr kleiner Christoph die Herren recht verstanden habe. Sie läugneten es nicht, sondern bekannten, daß sie dieses gesagt hätten. Das war für die Mutter ein großer Triumph, daß ich schon so viel Latein verstand, und die zwei Herren wurden auf das gastfreundlichste bewirthet.

Mein Vater las, wie schon gesagt, zur Fastenzeit, nachdem er seine kleine Mahlzeit von zwei Eiern verzehrt hatte, allemal noch in einem lateinischen Buche eine Betrachtung über das Leiden Jesu. Ich sah einmal mit ihm in das Buch hinein. „Verstehst du auch etwas davon?" fragte er mich. „Etwas wohl," antwortete ich, „aber bei Weitem nicht Alles!" „Nun, wir wollen einmal sehen!" sagte er, und hieß mich lesen und verdeutschen. Es ging so ziemlich, nur mußte er vielfältig nachhelfen, und mir die Bedeutung vieler Worte sagen. Von dieser Zeit an lasen wir zusammen alle Abende eine Betrachtung. Es ging immer besser. Nachdem wir etwa die erste Hälfte des Buches durchgenommen hatten, verstand ich in der zweiten beinahe Alles. Ich überzeugte mich, daß es das Beste wäre, nachdem der Schüler

Buben ihm diesen muthwilligen Streich gespielt habe. Mein Bruder bekannte sich dazu, und sagte, wegen dieses Spasses sey es nicht der Mühe werth, einen solchen Lärmen zu machen. Das Wort Gelbschnabel könne kein so abscheuliches Schimpfwort seyn, da Seiner Hochwürden selbst sich desselben als eines Lieblingsausdruckes viel hundertmal bedient haben. Pater Adrian schrieb an meinen Vater, schloß den unglücklichen Brief ein, und forderte ihn auf, den muthwilligen Buben nachdrücklichst zu züchtigen. Der Vater stellte uns vor, daß es schon ein großer Fehler sey, einen fremden Brief, obwohl er nicht gesiegelt sey, zu lesen; in eine Schrift aber auch nur ein Wort hinein zu schreiben, und sie so zu verfälschen, sey ein Verbrechen, das von den Gerichten sehr scharf bestraft werde. Bruder Joseph mußte anstatt des Mittagsessens mit Brod und Wasser vorlieb nehmen. Der Chorregent aber schrieb seinem Freunde dem Pater Adrian, nachdem dieser das Mißverständniß berichtiget hatte, einen sehr heiteren Brief, und schickte ihm die verlangten Musikalien.

Wir zwei Knaben lernten bei der Schlagmethode des nur zu eifrigen Lehrers und bei seiner Lehrart, von deren Zweckwidrigkeit ich mich erst späterhin recht überzeugte, doch mehr als zu erwarten war. Einmal kamen zwei geistliche Herren vom Lande, zwei Kapläne, um meinen Vater zu besuchen. Die Mutter sagte, er werde erst zum Mittagessen nach Hause

kommen und lud sie zu Tische ein. Als die Mutter das Zimmer verlassen hatte, sagten sie zu einander in lateinischer Sprache, sie blieben gerne, wenn sie nur wüßten, daß es der Frau keine zu große Mühe machen würde. Ich hörte dieses, und ging in die Küche, und erzählte es der Mutter. Die Mutter ging in das Zimmer und fragte, ob ihr kleiner Christoph die Herren recht verstanden habe. Sie läugneten es nicht, sondern bekannten, daß sie dieses gesagt hätten. Das war für die Mutter ein großer Triumph, daß ich schon so viel Latein verstand, und die zwei Herren wurden auf das gastfreundlichste bewirthet.

Mein Vater las, wie schon gesagt, zur Fastenzeit, nachdem er seine kleine Mahlzeit von zwei Eiern verzehrt hatte, allemal noch in einem lateinischen Buche eine Betrachtung über das Leiden Jesu. Ich sah einmal mit ihm in das Buch hinein. „Verstehst du auch etwas davon?“ fragte er mich. „Etwas wohl,“ antwortete ich, „aber bei Weitem nicht Alles!“ „Nun, wir wollen einmal sehen!“ sagte er, und hieß mich lesen und verdeutschen. Es ging so ziemlich, nur mußte er vielfältig nachhelfen, und mir die Bedeutung vieler Worte sagen. Von dieser Zeit an lasen wir zusammen alle Abende eine Betrachtung. Es ging immer besser. Nachdem wir etwa die erste Hälfte des Buches durchgenommen hatten, verstand ich in der zweiten beinahe Alles. Ich überzeugte mich, daß es das Beste wäre, nachdem der Schüler

nur einmal die allgemeinen Regeln weiß, ein Buch mit ihm zu durchlesen. Pater Adrian ließ uns zum Beispiele alle erdenkliche unregelmäßige Zeitwörter auswendig lernen. Allein da es ihrer gar zu viele waren, vergaß ich die meisten und wußte sie in einzelnen Fällen nicht anzuwenden. Allein dergleichen Worte, die in dem Texte selbst vorkamen und mir erklärt wurden, habe ich nie mehr vergessen. Ich muß daher noch einmal sagen: Nachdem die allgemeine Regeln der Grammatik wohl eingeprägt sind — muß man nur immer lesen und lesen. Alles Einzelne giebt sich dann, wie im Deutschen, sehr leicht.

Nachdem durch die Bemühungen des edlen Stadtpfarrers die deutschen Schulen neu belebt und sehr gehoben worden, war er darauf bedacht, auch die lateinischen Schulen der Stadt zu verbessern. Außer den zwei lateinischen Lehrern, die bei dem Musikchore der katholischen Pfarrkirche angestellt waren und von daher ihren Gehalt bezogen, nebenbei aber den ersten Unterricht in der lateinischen Sprache zu ertheilen hatten, wurde der weitere Unterricht dem jüngsten Benefiziaten an der Pfarrkirche, dessen Einkünfte nur gering waren, aber wegen der neuen Verpflichtung vermehrt wurden, übertragen. In dem untersten Stocke des Benefiziathauses wurde ein bequemes Lehrzimmer hergestellt. Mich schickte daher mein Vater in diese neue Schule, was Pater Adrian, der zum Unterrichte der Jugend wenig Neigung hatte, sehr

billigte. Mein Bruder, dessen Musiktalente vorzüglich waren, und der einen schönen Alt sang, wurde Kapellknabe bei dem Domchore zu Augsburg.

Herr Benefiziat Lehnauer, Sohn des Herrn Lehnauers von Rothenholz aus Tyrol, rechtskundigen Magistratsrathes der Stadt, war ein trefflicher Lehrer, der die lateinischen Klassiker wohl kannte und sie liebte, und mit Herzenslust anfing uns zu unterrichten. Als wir Schüler, Söhne der Rathsherren, Beamten und einiger Bürger, das erste Mal in das schöne helle Schulzimmer mit neuer Lehrkanzel und neuen Schulbänken kamen, empfing er uns sehr freundlich mit einer kurzen Anrede. Wir mußten unsere mitgebrachten Schulbücher vorlegen, und er prüfte uns, um zu sehen, wo er mit seinem Unterricht anfangen könne. Er verschrieb nun so viel Exemplare des Kornelius Nepos als wir Schüler waren, 8 oder 10 an der Zahl. Wir alle waren erfreut; ich aber hatte eine besondere Freude, daß ich, nachdem ich so viele kurze lateinische Stellen gelesen, nun einmal in der Schule ein ganzes Buch lesen sollte. Wir kamen alle mit Freuden in die Schule, nicht mit erschrockenem Herzen, wie ich ehemals zu meinem vorigen Lehrer. Von Schlägen wegen Sprachfehlern war keine Rede mehr. Er sah wohl, daß wir bemüht waren, unsere Sache recht zu machen, und daß wir beschämt waren, wenn wir etwas verfehlt hatten. Er wußte unsere Fehler wohl noch zu entschuldigen, indem er bemerkte,

was uns verleitet habe, zu irren. Nie hielt er uns lange Strafpredigten; er wußte uns mit wenigen, aber wohlgewählten Worten zurecht zu weisen. Einmal, zum Beispiele, brachte ich ein Dintenfaß mit; das ich, ich weiß nicht mehr von wem, geschenkt bekam und das einen buntbemalten Grenadier vorstellte. Er lächelte und sagte blos: „Das ist nichts für Sie; schenken Sie es ihrem kleinen Brüderchen, das anfängt schreiben zu lernen." Ich schämte mich, und befolgte seinen Rath.

Die kurzen Lebensbeschreibungen denkwürdiger Feldherren im Kornelius Nepos erklärte er uns sehr deutlich in Hinsicht der Sprache, und wußte diese Erklärungen mit treffenden geschichtlichen und sittlichen Bemerkungen zu begleiten. Weiterhin legte er uns den Kurtius vor, und wir mußten zu Hause schriftliche Uebersetzungen davon machen und sie ihm bringen. Ich erinnere mich noch wohl, wie er mir einmal sagte: „Sie lesen gerne die Zeitung. Allein diese Kriegsnachrichten sind unsicher und unzusammenhängend. Lesen Sie lieber den Kornelius und Kurtius. Die Erzählungen, die sie enthalten, sind für Sie so neu, als die neuesten Zeitungsberichte; sie sind viel besser erzählt, und werden auch sonst für Sie manchen Gewinn haben."

Die deutsche Sprache wurde damals sehr vernachlässigt. „Es ist schmählich," sagte er, „daß wir alle Sprachfehler in der lateinischen Sprache so sorgfältig

zu vermeiden suchen, aber in unserer Muttersprache so viele Fehler machen." Er gab uns Unterricht in der deutschen Sprache, hielt uns an, auch deutsche Aufsätze, vorzüglich Briefe, zu schreiben und verbesserte alle Sprachfehler in unsern Arbeiten sehr genau. Auch in der Arithmetik, der Rechnungskunst, worin wir blos mechanisch unterrichtet worden, gab er uns einen sehr gründlichen, wissenschaftlichen Unterricht.

Wie der edle Kinder- und Jugendfreund, Stadtpfarrer Grasmeier, die von ihm verbesserten deutschen Schulen fleißig besuchte, so kam er auch von Zeit zu Zeit in unsre von ihm neu errichtete lateinische Schule, prüfte uns mündlich, ließ sich unsre schriftliche Arbeiten vorlegen — und seine Zufriedenheit, das weise Lob, das er uns ertheilte, war uns die schönste Belohnung — ohne Vergleich erfreulicher, als Aepfel, Birnen und Pflaumen es den jüngern deutschen Schülern nur immer seyn konnten.

---

4. Die Kanzlei.

Mein Vater hatte im Sinne, mich in der Kanzlei zu beschäftigen; theils wollte er, daß ich außer den Schulstunden meine Aufgaben in seiner Nähe und unter seiner Aufsicht mache, theils sollte ich anfangen,

was uns verleitet habe, zu irren. Nie hielt er uns lange Strafpredigten; er wußte uns mit wenigen, aber wohlgewählten Worten zurecht zu weisen. Einmal, zum Beispiele, brachte ich ein Dintenfaß mit; das ich, ich weiß nicht mehr von wem, geschenkt bekam und das einen buntbemalten Grenadier vorstellte. Er lächelte und sagte blos: „Das ist nichts für Sie; schenken Sie es ihrem kleinen Brüderchen, das anfängt schreiben zu lernen.“ Ich schämte mich, und befolgte seinen Rath.

Die kurzen Lebensbeschreibungen denkwürdiger Feldherren im Kornelius Nepos erklärte er uns sehr deutlich in Hinsicht der Sprache, und wußte diese Erklärungen mit treffenden geschichtlichen und sittlichen Bemerkungen zu begleiten. Weiterhin legte er uns den Kurtius vor, und wir mußten zu Hause schriftliche Uebersetzungen davon machen und sie ihm bringen. Ich erinnere mich noch wohl, wie er mir einmal sagte: „Sie lesen gerne die Zeitung. Allein diese Kriegsnachrichten sind unsicher und unzusammenhängend. Lesen Sie lieber den Kornelius und Kurtius. Die Erzählungen, die sie enthalten, sind für Sie so neu, als die neuesten Zeitungsberichte; sie sind viel besser erzählt, und werden auch sonst für Sie manchen Gewinn haben.“

Die deutsche Sprache wurde damals sehr vernachlässigt. „Es ist schmählich,“ sagte er, „daß wir alle Sprachfehler in der lateinischen Sprache so sorgfältig

zu vermeiden suchen, aber in unserer Muttersprache so viele Fehler machen." Er gab uns Unterricht in der deutschen Sprache, hielt uns an, auch deutsche Aufsätze, vorzüglich Briefe, zu schreiben und verbesserte alle Sprachfehler in unsern Arbeiten sehr genau. Auch in der Arithmetik, der Rechnungskunst, worin wir blos mechanisch unterrichtet worden, gab er uns einen sehr gründlichen, wissenschaftlichen Unterricht.

Wie der edle Kinder- und Jugendfreund, Stadtpfarrer Grasmeier, die von ihm verbesserten deutschen Schulen fleißig besuchte, so kam er auch von Zeit zu Zeit in unsre von ihm neu errichtete lateinische Schule, prüfte uns mündlich, ließ sich unsre schriftliche Arbeiten vorlegen — und seine Zufriedenheit, das weise Lob, das er uns ertheilte, war uns die schönste Belohnung — ohne Vergleich erfreulicher, als Aepfel, Birnen und Pflaumen es den jüngern deutschen Schülern nur immer seyn konnten.

---

4. Die Kanzlei.

Mein Vater hatte im Sinne, mich in der Kanzlei zu beschäftigen; theils wollte er, daß ich außer den Schulstunden meine Aufgaben in seiner Nähe und unter seiner Aufsicht mache, theils sollte ich anfangen,

so viel es meine Kräfte gestatteten, ihm bei seinen Arbeiten einige Hülfe zu leisten.

Um mich darauf vorzubereiten, rief er mich, als er zufälliger Weise von dem bedeckten Gange in den Hof des Hauses hinab sah, und sprach zu mir: „Sieh einmal da hinab, und sage mir, siehst du da nichts Merkwürdiges?" „Ich sehe da nichts," sagte ich, „als den Holzhacker, der mit seinem Knaben Holz sägt." „Das ist eben das Merkwürdige, das ich meine," sprach der Vater. „Du siehst da, wie der Sohn, sobald er hinreichende Kräfte hat, seinem Vater bei dessen Arbeit helfen müsse. So mußt du mir auch jetzt in der Kanzlei helfen!" Das Bild des dürftig gekleideten Tagwerkers und seines blaß aussehenden, noch etwas schwächlichen Sohnes, der seinem Vater mit aller Anstrengung und allen Kräften willig half, schwebt mir noch jetzt vor Augen. So gut ist es, die Jugend durch wohlgewählte, anschauliche Beispiele zu lehren.

Begeben wir uns also in die Kanzlei, die nach damaliger Art nur schlechtweg die Amtsstube genannt wurde. In einer Art von Alkoven hatte der Amtsvorstand, der zugleich Domkapitlischer Rießamtmann und Deutschordischer Obervogt war, seinen Tisch, der gegen die ziemlich große Stube gekehrt war. Längs der Wand hin, an der sich die Fenster befanden, standen fünf Tische. In der Mitte, an einem sehr breiten Fenster, saß mein Vater, auf dem die

größte Last beider Aemter lag, indem der Oberbeamte etwas bequem war. An einem Fenster rechts in der Ecke, schrieb ein alter Herr mit stark gepuderter Perücke, ein pensionirter Beamte der Stadt. Nächst ihm hatte ein anderer Gehülfe seinen Platz. Links befanden sich noch zwei Schreibtische für Praktikanten, deren immer einer oder zwei da beschäftigt waren. Da gegenwärtig nur einer da praktizirte, so wies mir der Vater den leeren Tisch, sich zunächst an.

Mein erstes Geschäft war, sogenannte Zehentzettel zu schreiben. Das Domkapitel hatte nämlich in einigen Dörfern und vielen kleinen Weilern den Zehenten zu beziehen, die verpachtet wurden. Da man damals noch nichts von Lythographiren wußte, so mußten alle diese Pachtbriefe vorläufig geschrieben werden. Nur für den Namen des Pächters und die Pachtsumme blieb freier Raum.

Nach diesem mußte ich die Rechnungen einiger Kirchen und Kapellen machen. Der Vater ließ mich mit der kleinsten Rechnung anfangen, legte mir die Rechnung des vorigen Jahres, das Manual vom laufenden Jahre und die betreffenden Conten, die alle schon revidirt und bezahlt waren, vor, und zeigte mir, wie alles unter die Rechnungsrubriken einzutragen sey. Ich begriff dieses sehr leicht. Der Vater war mit meiner ersten Arbeit zufrieden. Nun ging es an die übrigen Rechnungen, und zuletzt an die Heiligenrechnung des Marktfleckens Thannhausen im

was uns verleitet habe, zu irren. Nie hielt er uns lange Strafpredigten; er wußte uns mit wenigen, aber wohlgewählten Worten zurecht zu weisen. Einmal, zum Beispiele, brachte ich ein Dintenfaß mit; das ich, ich weiß nicht mehr von wem, geschenkt bekam und das einen buntbemalten Grenadier vorstellte. Er lächelte und sagte blos: „Das ist nichts für Sie; schenken Sie es ihrem kleinen Brüderchen, das anfängt schreiben zu lernen.“ Ich schämte mich, und befolgte seinen Rath.

Die kurzen Lebensbeschreibungen denkwürdiger Feldherren im Kornelius Nepos erklärte er uns sehr deutlich in Hinsicht der Sprache, und wußte diese Erklärungen mit treffenden geschichtlichen und sittlichen Bemerkungen zu begleiten. Weiterhin legte er uns den Kurtius vor, und wir mußten zu Hause schriftliche Uebersetzungen davon machen und sie ihm bringen. Ich erinnere mich noch wohl, wie er mir einmal sagte: „Sie lesen gerne die Zeitung. Allein diese Kriegsnachrichten sind unsicher und unzusammenhängend. Lesen Sie lieber den Kornelius und Kurtius. Die Erzählungen, die sie enthalten, sind für Sie so neu, als die neuesten Zeitungsberichte; sie sind viel besser erzählt, und werden auch sonst für Sie manchen Gewinn haben.“

Die deutsche Sprache wurde damals sehr vernachlässigt. „Es ist schmählich,“ sagte er, „daß wir alle Sprachfehler in der lateinischen Sprache so sorgfältig

zu vermeiden suchen, aber in unserer Muttersprache so viele Fehler machen." Er gab uns Unterricht in der deutschen Sprache, hielt uns an, auch deutsche Aufsätze, vorzüglich Briefe, zu schreiben und verbesserte alle Sprachfehler in unsern Arbeiten sehr genau. Auch in der Arithmetik, der Rechnungskunst, worin wir blos mechanisch unterrichtet worden, gab er uns einen sehr gründlichen, wissenschaftlichen Unterricht.

Wie der edle Kinder- und Jugendfreund, Stadtpfarrer Grasmeier, die von ihm verbesserten deutschen Schulen fleißig besuchte, so kam er auch von Zeit zu Zeit in unsre von ihm neu errichtete lateinische Schule, prüfte uns mündlich, ließ sich unsre schriftliche Arbeiten vorlegen — und seine Zufriedenheit, das weise Lob, das er uns ertheilte, war uns die schönste Belohnung — ohne Vergleich erfreulicher, als Aepfel, Birnen und Pflaumen es den jüngern deutschen Schülern nur immer seyn konnten.

---

4. Die Kanzlei.

Mein Vater hatte im Sinne, mich in der Kanzlei zu beschäftigen; theils wollte er, daß ich außer den Schulstunden meine Aufgaben in seiner Nähe und unter seiner Aufsicht mache, theils sollte ich anfangen,

so viel es meine Kräfte gestatteten, ihm bei seinen Arbeiten einige Hülfe zu leisten.

Um mich darauf vorzubereiten, rief er mich, als er zufälliger Weise von dem bedeckten Gange in den Hof des Hauses hinab sah, und sprach zu mir: „Sieh einmal da hinab, und sage mir, siehst du da nichts Merkwürdiges?“ „Ich sehe da nichts,“ sagte ich, „als den Holzhacker, der mit seinem Knaben Holz sägt.“ „Das ist eben das Merkwürdige, das ich meine,“ sprach der Vater. „Du siehst da, wie der Sohn, sobald er hinreichende Kräfte hat, seinem Vater bei dessen Arbeit helfen müsse. So mußt du mir auch jetzt in der Kanzlei helfen!“ Das Bild des dürftig gekleideten Tagwerkers und seines blaß aussehenden, noch etwas schwächlichen Sohnes, der seinem Vater mit aller Anstrengung und allen Kräften willig half, schwebt mir noch jetzt vor Augen. So gut ist es, die Jugend durch wohlgewählte, anschauliche Beispiele zu lehren.

Begeben wir uns also in die Kanzlei, die nach damaliger Art nur schlechtweg die Amtsstube genannt wurde. In einer Art von Alkoven hatte der Amtsvorstand, der zugleich Domkapitlischer Rießamtmann und Deutschordischer Obervogt war, seinen Tisch, der gegen die ziemlich große Stube gekehrt war. Längs der Wand hin, an der sich die Fenster befanden, standen fünf Tische. In der Mitte, an einem sehr breiten Fenster, saß mein Vater, auf dem die

größte Last beider Aemter lag, indem der Oberbeamte etwas bequem war. An einem Fenster rechts in der Ecke, schrieb ein alter Herr mit stark gepuderter Perücke, ein pensionirter Beamte der Stadt. Nächst ihm hatte ein anderer Gehülfe seinen Platz. Links befanden sich noch zwei Schreibtische für Praktikanten, deren immer einer oder zwei da beschäftigt waren. Da gegenwärtig nur einer da praktizirte, so wies mir der Vater den leeren Tisch, sich zunächst an.

Mein erstes Geschäft war, sogenannte Zehentzettel zu schreiben. Das Domkapitel hatte nämlich in einigen Dörfern und vielen kleinen Weilern den Zehenten zu beziehen, die verpachtet wurden. Da man damals noch nichts von Lythographiren wußte, so mußten alle diese Pachtbriefe vorläufig geschrieben werden. Nur für den Namen des Pächters und die Pachtsumme blieb freier Raum.

Nach diesem mußte ich die Rechnungen einiger Kirchen und Kapellen machen. Der Vater ließ mich mit der kleinsten Rechnung anfangen, legte mir die Rechnung des vorigen Jahres, das Manual vom laufenden Jahre und die betreffenden Conten, die alle schon revidirt und bezahlt waren, vor, und zeigte mir, wie alles unter die Rechnungsrubriken einzutragen sey. Ich begriff dieses sehr leicht. Der Vater war mit meiner ersten Arbeit zufrieden. Nun ging es an die übrigen Rechnungen, und zuletzt an die Heiligenrechnung des Marktfleckens Thannhausen im

Der Oberbeamte befand sich, weil ich erst nach beendigter Schulstunde in die Kanzlei kommen konnte, selten mehr da, oder blieb nur noch kurze Zeit. Er pflegte jeden Abend auszureiten. Manchmal stand das gesattelte Pferd schon bereit, und ich durfte, zu meinem nicht geringen Vergnügen, einige Male in dem Schloßhofe umher reiten. Wenn ich früher kam, trat der dicke Herr, mit seiner Tabackspfeife, die er selten weglegte, an meinen Schreibtisch, durchsah meine Arbeiten, lobte was zu loben und tadelte was zu tadeln war, aber immer mit lachenden Munde. Wenn er mit einer Arbeit sehr zufrieden war, lud er mich auf den folgenden Tag wohl auch zur Mittagsmahlzeit ein. Einmal, da die Geschäfte sich drängten, in der Kanzlei eine wichtige Verhandlung und auswärts eine Kommission vorzunehmen war, übertrug er die erstere meinem Vater und wählte die letztere. Ich durfte, weil ich, was diktirt wurde, ziemlich richtig und fertig schreiben konnte, als sein Aktuar mit ihm fahren, und bildete mir auf dieses Amt nicht wenig ein. Es gefiel mir sehr wohl, daß die Bauern, obwohl ich über ihren Ausdruck lächeln mußte, mich anstatt Aktuar, junger Herr Quaquar nannten. Der Herr Obervogt war mit meiner Arbeit sehr zufrieden und bezahlte mir, als wir zurückkamen, die angewiesenen Gebühren, wie einem erwachsenen Aktuar.

Der obengenannte alte Herr in der Kanzlei, Herr Mayer, war ein eigener Mann. Er schrieb eine

gute Handschrift, wurde aber blos mit Kopiren beschäftigt. Er schrieb alles sehr genau, Wort für Wort ab, wußte aber, was sehr sonderbar ist, von dem Inhalte dessen, was er geschrieben, schlechterdings ganz und gar nichts. Ein junger Herr von Schmuck, der eben von der Universität gekommen war, und in der Kanzlei praktizirte, hatte ihm das bald abgemerkt. Er legte dem alten Herrn das Concept eines Aufsatzes vor, und bat ihn, das Blatt sogleich zu kopiren, indem die Sache Eile habe. In diesem Aufsatze bekannte Herr Mayer, daß er von dem Herrn Schmuck 1000 fl. zu 5 Procent auf vierteljährige Aufkündigung entlehnt habe, und dieses mit seiner Namensunterschrift bezeuge. Der alte Herr schrieb alles genau ab, und übergab das Blatt dem jungen Herrn. Nach einigen Tagen kündete Herr Schmuck dem alten Herrn, in Folge vorliegender Obligation, das Kapital auf. Der alte Mann kam in große Aengsten; er konnte nicht läugnen, daß er die Obligation geschrieben habe. Es war dem jungen Herrn ein Hauptspaß, bei dem er sich aber sehr ernsthaft betrug, und immer ein finsteres Gesicht machte. Nachdem der alte Mann mehr als genug gequält worden, machte mein Vater, der eben in die Kanzlei trat, der Geschichte ein Ende. Er sagte: „Alles ist nur Scherz!" und zerriß das Blatt.

Herr Mayer kam übrigens im Sommer nie vor acht Uhr in die Kanzlei; im Winter aber pünktlich

eine Viertelstunde vor zehn Uhr. Wann es sehr kalt war, stellte er sich dann, bevor er an seinen Schreibtisch ging, erst an den warmen Ofen. Auf der einen Seite des Gesichtes wurde er hochroth, und die Pomade tröpfelte ihm aus den Seitenlocken der Perücke; die andere Seite des Gesichtes war aber noch bleich, bis er, sich wendend, auch diese erwärmt hatte. Einmal kam er an meinen Tisch und sagte: „Man muß die Hand nicht immer so auf der Arbeit haben. Die Arbeit ist kein Frosch; sie hüpft nicht davon.“ Mein Vater, der dieses hörte, rief: „Aber die Zeit ist ein Vogel, der schnell davon fliegt.“ Dieses Wort blieb mir bei meinen Arbeiten bis zu dieser Stunde unvergeßlich.

Ich hatte auch manche Gelegenheit, die Rechtlichkeit und Rechtschaffenheit meines Vaters zu bemerken. Ich führe hier aber nur ein paar Beispiele an.

Einmal kam ein Bürger der Stadt zu ihm, ihn zu berathen, legte ihm mehrere Schriften vor, und sagte, er sey gesonnen, einen Prozeß anzufangen. Mein Vater durchlief die Schriften sehr schnell, und sagte dann: „Sie haben nicht Recht; auch nach den bestehenden Gesetzen und Verordnungen müssen Sie verlieren.“ Er las ihm die Gesetze und Verordnungen vor. Der Mann sah dieses ein und fragte, was er für diesen Rath zu bezahlen habe. Mein Vater sprach: „Nichts! Das Einzige, was ich wünsche, ist, daß

Sie diesen guten Rath befolgen mögen!“ was er denn auch that.

Ein anderes Mal, da Niemand als mein Vater nebst mir in der Kanzlei war, kam ein Kornhändler herein, der viel Getreide von dem herrschaftlichen Kasten gekauft hatte. Die Früchte waren seit einigen Wochen im Preise sehr hoch gestiegen. Der Mann machte meinem Vater den Vorschlag, den Tag des Verkaufes zurück zu datiren. „Dabei,“ sagte er, „ist ein Bedeutendes zu profitiren. Den Profit wollen wir dann mit einander theilen.“ Mein Vater wurde über diesen Antrag höchst aufgebracht. „Dieß wäre,“ sagte er, „von mir eine verabscheuungswerthe Untreue im Dienste.“ Er wies dem Kornhändler die Thüre.

Auch sonst wußte er den Leuten guten Rath zu geben. Er hatte gehört, daß ein Bauer in die Lotterie setze. Um ihm nun anschaulich zu machen, daß dieses unklug sey, sagte er ihm: „Wenn draußen im Schloßhofe neunzig weiße Schafe wären, und darunter nur ein einziges schwarzes und man spräche zu Euch: Wenn Ihr zwei oder drei Groschen bezahlt, so soll Euch erlaubt seyn, mit verbundenen Augen von den neunzig Schafen das schwarze herauszufangen, und wenn es Euch glückte, das schwarze zu erhaschen, so soll es dann Euch gehören; würdet Ihr den Handel eingehen?“ „Nein,“ sagte der Bauer, „wie könnte ich blindlings gerade das schwarze Schaf ertappen? Ich bekäme also das Schaf nicht und

meine Groschen wären verloren." „Seht," sprach nun mein Vater, „so ist es mit den neunzig Loosen der Lotterie, unter denen nur Ein Treffer ist. Ein Spatz in der Hand ist besser, als eine Gans auf dem Dache."

---

5. Ausflüge in die Umgegend der Stadt.

Bisher waren wir zwei Knaben, ich und mein Bruder Joseph, wenig aus der Stadt gekommen, wir durften die Aeltern blos hie und da auf einem Spaziergange von einem Thore zum andern begleiten. Am liebsten gingen wir um die Bleiche, eine schöne grüne, mit weißen Leinen bespannte Ebene, und einem großen Weiher, der für einen kleinen See gelten konnte. Der Weg war an beiden Seiten mit Vogelbeerbäumen besetzt; der Weiher von Gärten umgeben, deren blühende Blumenbeete und reichlich mit Früchten prangende Obstbäume einen herrlichen Anblick gewährten. Ohne die Aeltern vor das Thor zu gehen, war uns verboten, und es ist mir noch im frischen Andenken, wie sehnlich ich manchmal zum Thore hinausblickte, durch das der goldene Abendhimmel hereinschaute. Es war mir, als wäre mir der Eintritt in das offene Paradies verboten. Doch hielt ich mich an das Verbot.

Mein erster, weiterer Spaziergang war nach der

etwas über eine halbe Stunde entfernten Einsiedelei, von den Stadtbewohnern die Ulrichskapelle, von den Landleuten der Gegend, wegen des ungemein großen Lindenbaumes, der sie beschattet, zur hohen Linde genannt. Pater Adrian wollte an einem schönen Sommermorgen dort Messe lesen, und sagte uns zwei Brüdern am Abende vorher, wir dürfen ihn begleiten. Die Mutter gab uns gebrannten Kaffee und Zucker mit, nebst feinem weißen Brode, zum Frühstück. „Milch,“ sagte sie, „giebt es auf dem nahen Bauernhofe nach Wunsch und viel besser als in der Stadt.“

Der Eremit, ein bereits ältlicher Mann mit langem Barte, grüßte den Pater höchst ehrerbietig, und zeigte uns Knaben, die das erste Mal dahin kamen, mit großer Freundlichkeit, die ganze Klause. Außer seiner reinlichen Zelle, sahen wir sein Arbeitszimmer, wo er allerlei Ornat zur priesterlichen Kleidung verfertigte, indem er seines Handwerks ein Schneider war. Er zeigte uns sein Gärtchen, das sehr wohl gebaut und reichlich mit Gemüsen versehen und mit Blumen geziert war. Ein hochrother gefüllter, vom Thaue tröpfelnder Mohn, dergleichen ich das erste Mal sah, machte besondern Eindruck auf mich. Als ich nach Jahren im Homer das schöne Gleichniß las, in dem er einen Jüngling, der in der Schlacht umkam, mit einem purpurnem Mohne vergleicht, der von Schwere des Thaues und der Körner umsinkt, schwebte mir jener Mohn im Klausnergärtchen vor

Augen, und Homer's Gleichniß kam mir deßhalb noch viel lieblicher vor. So gewiß ist es, um die Dichter wohl zu verstehen, muß man sich vorher mit der Natur bekannt machen.

Ganz vorzüglich gefiel uns die helle freundliche Kapelle. Das Altarblatt stellte eine Scene aus der Legende des heiligen Bischofes vor, die uns der Einsiedler erzählte. Bischof Ulrich von Augsburg saß mit seinem Freunde, dem Bischofe Konrad von Constanz, am Donnerstage bei der Abendmahlzeit. Sie blieben in frommen Gesprächen bis nach Mitternacht beisammen. Da kam ein Eilbote mit einem Briefe an Ulrich. Der mitleidige Bischof gab dem Manne von den Ueberbleibseln der gestrigen Abendmahlzeit ein Stück Braten. Nun war es aber heute, da Mitternacht vorbei war, Freitag, woran Ulrich nicht gedacht hatte. Der boshafte Bote aber beschuldigte die zwei Bischöfe, sie hätten an einem Fasttage Fleisch gegessen — und zum Beweise seiner Anklage wollte er das Stück Fleisch vorzeigen. Indem er es aber aus seiner Botentasche hervorzog — sieh, da war der Braten in ein Stück gebackenen Fisch verwandelt. Wir Knaben lobten die Gutherzigkeit des Bischofes und zürnten über die Bosheit des Boten.

Pater Adrian hatte indeß am Altare knieend gebethet. Wir mußten ihm nun ministriren, was wir so gut, als ehemals Friedolin inne hatten, nur mußte der Geistliche sich selbst bemühen, das Meßbuch von

einer Seite des Altars auf die andere zu tragen, indem wir dazu noch zu klein waren.

Die ganze Einrichtung der Klause und die Lebensweise des Einsiedlers hatte uns Knaben entzückt, besonders hatte sie für mich, wie man jetzt zu sagen pflegt, etwas Romantisches. Ich wollte sie nachahmen, und wählte dazu das äußerste Ende des bedeckten Ganges an unserm Hause. Mit einem Vorhange, wozu ich einen großen alten Teppich benützte, verschloß ich das enge Plätzchen, brachte ein Tischchen, einen Stuhl, meine Bücher und Schreibereien dahin, bethete, las und schrieb da, und dünkte mich, in kindlicher Einfalt, ein wirklicher Klausner zu seyn.

Die Mutter hatte mich vermißt, mich überall gesucht, und als sie mich endlich so einsam, still und zurückgezogen fand, fürchtete sie, ich möchte irgend einen großen Fehler begangen haben; als sie aber die wahre Ursache vernahm, war sie sehr zufrieden. Ich habe in diesem abgelegenen Winkel manche freie Stunde vergnügt, ja selig zugebracht.

Alle Jahre am Feste des heiligen Ulrichs zogen die katholischen Einwohner der Stadt, Kinder und Aeltern, unter lautem Gebeth und Gesang zu der seinem Andenken gewidmeten Kapelle, wo Predigt und Hochamt gehalten wurde. Nach dem Gottesdienste begaben sich die Kinder und jungen Leute in die breiten Schatten der großen Linde, wo man Erdbeeren, Kirschen und weißes Brod feil hatte, und

erquickten sich da, während der Geistliche aus der Stadt, der das Amt gehalten hatte, in der Zelle des Einsiedels ein kleines Frühstück nahm. Hierauf zogen alle in der schönsten Ordnung wieder zurück in die Stadt.

Unsre Tante, die wohl das ganze Jahr nicht aus der Stadt kam, machte diesen Bittgang aus Andacht mit, und freute sich nebenbei herzlich, wieder einmal die grünen Wiesen und reichen Getreidfelder gesehen zu haben. „So wie mir,“ sagte sie, „geht es gewiß noch manchen Stadtleuten. Es ist doch schön angeordnet, daß man uns, weil wir sonst nicht hinaus gehen würden, hinaus führt, damit wir den Segen Gottes auf Wiesen und Feldern doch auch einmal ansehen mögen.“

Einmal wurde Pater Adrian von dem damaligen Pfarrer zu Bersbach, etwa zwei Stunden von Dinkelsbühl, zu einer Festpredigt eingeladen. Mein Vater versprach, ihn in der Kutsche dahin fahren zu lassen, und ich erhielt zu meiner großen Freude die Erlaubniß, mitfahren zu dürfen. Nachdem die Kutsche an der Klosterpforte den hochwürdigen Herrn Vetter aufgenommen hatte, fuhr sie vor unser Haus, um mich mitzunehmen. Als ich einstieg, winselte unser Hündchen, das mir besonders zugethan war, und wollte auch mit. „Nun,“ sagte mein Vater, der vor die Hausthüre herabgekommen war, „wenn dein hochwürdiger Herr Professor nichts dagegen hat, so mag

es geschehen.“ Das Hündlein durfte also die Fahrt mitmachen, und hielt sich, zwischen meinem Reisegefährten und mir sitzend, ganz ruhig.

Der Pfarrer zu Bersbach war ein eisgrauer, sehr gebrechlicher Mann, der kaum das Gehen vermochte, aber überaus freundlich; sein Pfarrhof war eben so alt und baufällig, nur nicht so freundlich. Alle Wände waren grau von Alter und braun vom Rauche, und die Stube fast gar nicht aufgeräumt. Pater Adrian trug seine Predigt mit herzrührender Andacht vor; der Kaplan von Pfahlheim hielt das Hochamt. Bei Tische waren die drei geistlichen Herren sehr heiter. Zum Nachtische trug man sehr große, schön rothgesottene Krebse auf, die ich sehr gerne aß. Da die zwei alten Herren damit nicht zurecht kommen konnten, so bekam ich den größten Theil davon. Der Pfarrer sagte, sie seyen sehr leicht zu fangen; wenn man zum Beispiel ein Eichhorn, das er ein Dachkoyerl nannte, tödte, und es in die Krebskörbe thue, so kriechen sie schaarenweise hinein. „Ach,“ rief ich, „um ein so artiges Thierchen wäre es doch Schade, so übel damit zu verfahren!“ Der alte Herr lachte mich aber nur aus.

Gegen Abend lud mich der Herr Kaplan ein, mit ihm nach Pfahlheim zu gehen, das kaum eine Viertelstunde entfernt war. „Mein Herr Pfarrer,“ sagte er, „schätzt Ihren Herrn Vater sehr hoch, und wird sich freuen, Sie in seinem Hause zu sehen.“

Pater Adrian gab es zu, und ich ging also mit. Mein Hündchen begleitete mich, und der Kaplan wunderte sich, daß dieses hübsche, muntere Thierchen einem so kleinen Manne so getreulich folge und allen seinen Winken gehorche.

Als wir in dem Pfarrhause angekommen waren, und der Kaplan gesagt hatte, wer ich sey, zeigte der Pfarrer große Freude, mich kennen zu lernen, erkundigte sich nach dem Wohlbefinden meines Vaters und sprach überaus rühmlich von ihm. Er bewirthete mich mit einem kleinen sehr niedlichen Abendessen, und begleitete mich, mit einer Kerze voranleuchtend, in ein nettes, höchst reinliches Gastzimmerchen, zündete die zwei Kerzen auf dem Tischchen an, und wünschte mir gute Nacht. Die Bettüberzüge und die Vorhänge am Fenster waren blendend weiß. „Hier ist besser wohnen,“ dachte ich, „als in dem herabgekommenen Pfarrhofe des alten Pfarrers“! und der freundliche Herr Kaplan, der mich mit sich genommen hatte, mochte wohl auch so gedacht haben. Ich schlief sehr sanft.

Als die Morgenröthe hell in das Zimmer leuchtete und mich weckte, und ich aufgestanden und angekleidet war, und an das Fenster trat, ging eben die Sonne auf. Ihre feurigen Strahlen rötheten und vergoldeten alle Häuser des Dorfes, und glänzten aus allen Fenstern wieder. Der Kuhhirt ließ sein Horn erschallen, und die Schellen der freudig brüllenden Kühe

erklangen. Eine Schaar Gänse eilte mit weit ausgebreiteten Flügeln und lautem Geschrei der Sonne entgegen. Vor dem Fenster standen Blumen, besonders Balsaminen, deren schöne Farben im Sonnenglanze lieblicher und lebhafter erschienen. Ich war ganz entzückt, denn in der Stadt hatte ich, von hohen Dächern und Mauern umgeben, das herrliche Schauspiel der aufgehenden Sonne noch nie gesehen. Es regte sich der Wunsch in mir, mein Leben einst auf dem Lande zubringen zu können.

Aber ach! keine Freude auf Erden ist unvermischt mit Leid. Mein Hündchen kam ganz schüchtern und demüthig herangeschlichen. Das hübsche Thierchen, das sonst so schön weiß war, und nur braune Ohren hatte, kam mir, wie gelb lackirt vor; hie und da klebten kleine Stückchen von Eierschalen an ihm. Ich hatte in der Nacht wohl ein leises Knistern gehört, ohne zu wissen, woher es komme. Jetzt fiel es mir ein, ich sah nach, und sieh, unter der Bettstatt stand ein Körbchen mit zerbrochenen Eiern. Das Hündchen hatte sich in das Körbchen gelegt, um da zu übernachten, und hatte die Eier zerdrückt. Ich jammerte nicht wenig, meinen kleinen Scharmant so übel zugerichtet zu sehen. Allein der Pfarrer sagte lächelnd: „Das hat nichts zu bedeuten, mit ein wenig Seife und Wasser läßt sich der Schaden wieder gut machen.“ „Das wohl,“ sagte die Haushälterin, die nicht wenig aufgebracht schien; „aber wer macht mir meine zer-

brochene Eier wieder ganz?" „Je nun," sprach der Pfarrer, „in einer Haushaltung kommen manche kleine Unfälle vor, die man nicht wohl voraussehen, und also nicht vermeiden kann. Darein muß man sich ergeben, und nicht so viel daraus machen. Die Hennen werden übrigens auch diesen Schaden wieder ersetzen."

Am Montage des Pfingstfestes pflegte eine Anzahl der katholischen Einwohner Dinkelsbühls, von einem Geistlichen begleitet, jedesmal einen Wallfahrtsgang auf den schönen Berg bei Ellwangen zu machen. Als ich etwas herangewachsen war, erhielt ich von meinen Aeltern die Erlaubniß mitzugehen. Weil man dahin wohl vier Stunde über Berg und Thal zu gehen hat, so machte man sich schon vor Anbruch des Tages auf den Weg. Der Morgenstern, den ich noch nie gesehen hatte, glänzte herrlich am Himmel. Es wehte eine frische Morgenluft. Ich fühlte mich sehr heiter und wie neu belebt. Man bethete fast beständig laut, und sang zur Abwechslung ein Lied. Als man die zwei Thürme der Wallfahrtskirche von Weitem erblickte, kniete alles Volk nieder und bethete das „Salve Regina." Ich erinnere mich sehr lebhaft, wie mir in diesem Gebethe besonders die Worte an Maria zu Herzen gingen: „Zu dir seufzen wir weinend und flehend in diesem Thale der Zähren! Sey du unsere Fürsprecherin, wende deine barmherzige Augen zu uns, und nach diesem Elende

zeige uns Jesum, die gebenedeite Frucht deines Leibes." Es ergriff mich, die vielen bethenden Menschen, von denen viele recht bedrängt schienen, zu sehen, und ich fühlte es mehr als je, daß wir hier auf Erden nur Wanderer, und wie in der Fremde sind, und uns nur auf der Reise in ein besseres Land, unser eigentliches Vaterland, befinden.

Die sehr schöne Wallfahrtskirche entzückte mich. Die große Kirche meiner Vaterstadt gebot Ehrfurcht; diese Kirche aber war für ein jugendliches Gemüth einladender und erregte Wohlgefallen. Nach dem Gottesdienste — einer erbauenden Predigt und dem Hochamte — gingen die meisten Wallfahrter hinab in das freundliche Städtchen unten am Fuße des Berges. Es war dieses das erste Mal, daß ich außer meiner Vaterstadt noch eine Stadt sah, und sie gefiel mir überaus wohl. In der Folge kam ich, was ich damals nicht dachte, noch oft dahin, und lernte dort manchen würdigen Mann, und manche edle Frau kennen.

Damals aber kam mir nur ein merkwürdiger Mann vor, dessen ich mich noch erinnere, ein Bettler, der nahe bei Ellwangen gewöhnlich an der Straße saß, und dafür bekannt war, daß er nie ein größeres Almosen annehme, als einen Kreuzer. Ein junger Baron aus Ellwangen, der mit einem fremden Grafen seines Alters spazieren ging, zeigte ihm den Bettler von Ferne, und erzählte ihm dieses. Der Graf wollte

das nicht glauben, sagte jedoch: „Auf dein Wort hin, will ich es einmal versuchen, und warf dem Armen einen großen Thaler in den hingehaltenen Hut. Der Bettler besah den Thaler bedenklich, drohte dem freigebigen jungen Herrn mit dem Zeigefinger und sagte: „Herrlein, Herrlein! Dießmal will ich dieses große Almosen annehmen; kommt mir aber nicht mehr so.“ Der Herr Graf wurde ausgelacht und getadelt, daß er den armen Mann einer zu großen Versuchung ausgesetzt habe. Der Bettler aber verlor am Ruhm seiner Genügsamkeit und Bescheidenheit. Man sagte: Kleine Versuchungen konnte er überwinden, einer größern unterlag er. Eine Tugend, die noch nicht alle Versuchungen besiegt hat, ist noch nicht feuerfest.

---

6. Unsere Hausfreunde vom Lande.

Wir hatten auch einige Freunde auf dem Lande, die uns zu Zeiten besuchten, und denen wir auf ihre Einladung manchmal einen Gegenbesuch machten.

Unter diesen Freunden nenne ich zuerst den Pfarrer zu Thannhausen im Rieße, Herrn Ulrich Demmel. Er war nur klein von Person, aber von aufgewecktem, lebhaftem Verstande und

vielen Kenntnissen. Seine umfassende Pfarrei, die viele Filiale zählt, versah er mit großem, unermüdetem Eifer; in freien Stunden beschäftigte er sich, außer der Theologie, wie sich von selbst versteht, mit der Naturkunde, der Erdbeschreibung und der Astronomie. Ich brachte zur Vakanzzeit gewöhnlich einige Tage bei ihm zu. Bei ihm sah ich zu meiner großen Verwunderung das erste Mal eine Elektrisirmaschine, und er zeigte mir die mancherlei damals schon bekannten, aber mir noch ganz neuen Versuche, und ich hatte daran große Freude. In seinem Studirzimmer hatte er zwei Globen, die Erdkugel und die Himmelskugel stehen. Ich betrachtete sie sehr aufmerksam. Da fing er an, mir vorerst die Erdkugel zu erklären, und erzählte von Land und Meer, von den dreierlei Himmelsstrichen, von den mancherlei Thieren und Pflanzen, die es in entfernten Ländern giebt, und von den Wundern des Meeres. Ich bekam so davon einen sehr klaren, deutlichen Begriff. Hierauf nahm er den Himmelsglobus vor, zeigte mir die Sternbilder, vorzüglich diejenigen, die jetzt Abends am Himmel zu sehen waren; und wie man an dem künstlichen Globus finden könne, zu welcher Stunde sie auf- und untergehen. Alles dieses, und daß es so richtig eintraf, machte mir ungemeines Vergnügen. Noch ein Paar Studenten von Thannhausen, unter denen einer, Namens Regele, der Sohn jenes schon erwähnten braven Landmannes, ein sehr

fähiger Kopf war, gesellten sich zu mir. Wir kannten bald alle eben sichtbare Gestirne.

Der Bruder des Pfarrers, der dessen Hausmeister und Aufseher über die ländliche Oekonomie war, wußte alle Sternbilder zu nennen; nur wußte er die Namen nicht recht auszusprechen, was uns Studentchen sehr ergötzte. Wir zeigten, zum Beispiele, auf die Zwillinge und fragten ihn, wie diese zwei Sterne heißen. „O," sagte er, „dieß weiß ich sehr gut." Aber anstatt die Namen Castor und Pollux zu nennen, sprach er uns belehrend mit wichtiger Miene: „Der eine ist der Caspar und der andere der Pullor."

Der Herr Pfarrer war auch ein Meister im Schachspiel. So oft er nach Dinkelsbühl oder mein Vater nach Thannhausen kam, machten sie eine oder zwei Parthien. Er gab meinem Vater auch das Buch: „Stamma's von Aleppo Schachspiel-Fragmente," das zuerst in England erschien. Mein Vater ließ mich, wenn er Abends bei seinen Akten saß, ein Spiel nach dem Buche aufstellen. Ich war sehr begierig auf die Auflösung. Sehr kombinirte Spiele des großen Meisters Stamma, die irgend ein Schriftsteller magisch nennt, gingen über meine Fassungskraft; leichtere, aber dennoch sehr sinnreiche Spiele faßte ich leicht und bewunderte sie sehr. So lernte ich nach und nach spielend das Schachspiel, was mir und vielen Andern — man wird es nicht glauben, in der Folge aber sehen — von großem Nutzen war.

So gut ist es, Alles, auch das Geringste zu lernen, wenn sich Gelegenheit dazu darbietet, und es ohne Versäumniß wichtigerer Dinge geschehen kann.

Wenn wir Studenten in Thannhausen zusammen kamen, so war es unsre größte Lust, in dem großen Baumgarten des Pfarrhofes umher zu springen, wo wir Obst, Birnen und Pflaumen auflesen durften so viel wir wollten. Auch nahmen wir die Gegend in Augenschein. Es war mir kein geringes Vergnügen, die Filialorte, für die ich Zehentpachtbriefe geschrieben, und die Kapellen zu sehen, deren Rechnungen ich gestellt hatte.

Wenn kalte Regentage einfielen, so brachte der Pfarrer das Schachbrett. Nachdem wir das Spiel etwas besser begriffen hatten und zu spielen anfingen, verbaten wir uns, daß er darein rede. „Nun wohl,“ sprach er, „nun werde ich kein Wort mehr sagen.“ Er setzte sich mit seinem Breviere an den Ofen. Wir aber sagten leise zu einander: „Gebt Acht, er wird sogleich wieder kommen.“ Einer rief dann laut: „Schach dem Könige, und noch einmal Schach! Du wirst es nicht mehr lange treiben!“ Da kam er sogleich wieder herbei und sagte: „Wie, wie, da ist noch zu helfen,“ und wir muthwilligen Studentchen lachten heimlich.

Der Pfarrer von Halsbach, Martin Kleesattel, auch ein sehr würdiger Mann, war ein geborner Franke, und hatte diese Pfarrei von dem

fähiger Kopf war, gesellten sich zu mir. Wir kannten bald alle eben sichtbare Gestirne.

Der Bruder des Pfarrers, der dessen Hausmeister und Aufseher über die ländliche Oekonomie war, wußte alle Sternbilder zu nennen; nur wußte er die Namen nicht recht auszusprechen, was uns Studentchen sehr ergötzte. Wir zeigten, zum Beispiele, auf die Zwillinge und fragten ihn, wie diese zwei Sterne heißen. „O," sagte er, „dieß weiß ich sehr gut." Aber anstatt die Namen Castor und Pollux zu nennen, sprach er uns belehrend mit wichtiger Miene: „Der eine ist der Caspar und der andere der Pullor."

Der Herr Pfarrer war auch ein Meister im Schachspiel. So oft er nach Dinkelsbühl oder mein Vater nach Thannhausen kam, machten sie eine oder zwei Parthien. Er gab meinem Vater auch das Buch: „Stamma's von Aleppo Schachspiel-Fragmente," das zuerst in England erschien. Mein Vater ließ mich, wenn er Abends bei seinen Akten saß, ein Spiel nach dem Buche aufstellen. Ich war sehr begierig auf die Auflösung. Sehr kombinirte Spiele des großen Meisters Stamma, die irgend ein Schriftsteller magisch nennt, gingen über meine Fassungskraft; leichtere, aber dennoch sehr sinnreiche Spiele faßte ich leicht und bewunderte sie sehr. So lernte ich nach und nach spielend das Schachspiel, was mir und vielen Andern — man wird es nicht glauben, in der Folge aber sehen — von großem Nutzen war.

So gut ist es, Alles, auch das Geringste zu lernen, wenn sich Gelegenheit dazu darbietet, und es ohne Versäumniß wichtigerer Dinge geschehen kann.

Wenn wir Studenten in Thannhausen zusammen kamen, so war es unsre größte Lust, in dem großen Baumgarten des Pfarrhofes umher zu springen, wo wir Obst, Birnen und Pflaumen auflesen durften so viel wir wollten. Auch nahmen wir die Gegend in Augenschein. Es war mir kein geringes Vergnügen, die Filialorte, für die ich Zehentpachtbriefe geschrieben, und die Kapellen zu sehen, deren Rechnungen ich gestellt hatte.

Wenn kalte Regentage einfielen, so brachte der Pfarrer das Schachbrett. Nachdem wir das Spiel etwas besser begriffen hatten und zu spielen anfingen, verbaten wir uns, daß er darein rede. „Nun wohl," sprach er, „nun werde ich kein Wort mehr sagen." Er setzte sich mit seinem Breviere an den Ofen. Wir aber sagten leise zu einander: „Gebt Acht, er wird sogleich wieder kommen." Einer rief dann laut: „Schach dem Könige, und noch einmal Schach! Du wirst es nicht mehr lange treiben!" Da kam er sogleich wieder herbei und sagte: „Wie, wie, da ist noch zu helfen," und wir muthwilligen Studentchen lachten heimlich.

Der Pfarrer von Halsbach, Martin Kleesattel, auch ein sehr würdiger Mann, war ein geborner Franke, und hatte diese Pfarrei von dem

deutschen Orden erhalten. Er war ein sehr ruhiger, ernster Geistliche, trug immer sein langes Priesterkleid und eine Perücke; sein Gang war so bedächtlich und langsam, wie man ihn nur an den Prälaten der Kirche zu sehen pflegt, und seinen Spazierstock trug er so, wie man etwa eine mit Quecksilber gefüllte Glasröhre, die zu einem Barometer bestimmt ist, zu tragen pflegt. Er lebte sehr zurückgezogen, kam nur selten in die Stadt, und sah nie Gesellschaft in seinem Hause. Mein Vater und meine Mutter, die er öfter eingeladen hatte, waren ihm aber immer sehr willkommen. Sie wollten jedoch nie bei ihm zu Mittag speisen; nur nach Tische machten sie manchmal einen Spaziergang dahin, und ich durfte auch mitgehen. Das Dorf ist eine starke Stunde von der Stadt entfernt; der Weg führt beinahe durch lauter Tannenwälder, und man sah da nichts als dichtstehende Tannenbäume. Nur links am Wege befand sich eine Brunnquelle, über welche eine steinerne Nische erbaut war, mit einem Gemälde, das Jesum vorstellte, wie Er vor Seinem Leiden von Seiner weinenden Mutter Abschied nahm; wenn ein junger Mensch in die Fremde ging, pflegten Aeltern und Geschwister ihn gewöhnlich bis hieher zu begleiten. Rechts befand sich weiterhin eine Pulvermühle, die man sehr weise so weit entfernt von der Stadt angelegt hatte. Sonst sah man nur ein großes dunkelrothes Kreuz am Wege, die Stelle bezeichnend, wo einst ein Bürger

der Stadt, der mit einem Holzwagen aus dem Walde fuhr, verunglückt war.

Der Platz vor dem Pfarrhause, ein kleiner Vorhof, war immer verschlossen. Wenn man an der Thüre klingelte, kam erst die Magd, und schaute durch ein kleines Gitter in der Thüre, um zu sehen und zu melden, wer da sey. Der Pfarrer und seine Schwester eilten uns sogleich entgegen und begrüßten uns auf das freundlichste. Das Pfarrhaus war äußerst reinlich, licht und hell, und alle Wände blendend weiß. Dieß kam wohl auch daher, weil der deutsche Orden nicht nur die größern, sondern auch die kleinern Ausbesserungen, sogar das Ausweißen, großmüthig bezahlte. Wir hatten uns sogleich in das untere Wohnzimmer begeben. Meine Mutter wurde mit Kaffee, mein Vater, der den Kaffee nicht liebte, mit Wein bewirthet. Ich bat mir eine Schüssel gestockter Milch aus. Die Jungfer Schwester brachte sie, indem sie sagte, sie müsse sich schämen, mich nur so schlecht zu bewirthen. Ich sagte: „Milch ist mir lieber, als Kaffee und Wein!" „Und," sprach mein Vater, „ist für dich auch viel gesünder."

Das Merkwürdigste in der Stube war mir, als einem kleinen Knaben, eine zahme Bachstelze, die mir eine zwischen den zwei Fingern hingebotene Fliege hinwegpickte. Auch nach Jahren, als ich wieder hinkam, hatte der Pfarrer noch ein solches Vögelein in dem Zimmer, so wie der Pater Adrian nur immer

eine Reise, und ein Anverwandter von uns einen Staaren. Es ist etwas Eigenes um diese verschiedenen kleinen Neigungen der Menschen, und wer könnte es erklären, woher sie kommen? Herr Pfarrer Kleesattel sagte aber, daß er, außer dieser Vorliebe für dieses Vögelein noch einen besonderen Grund habe, sich immer eines zu halten. „Die Fliegen," sprach er, „sind eine große Plage auf dem Lande. Fliegengift oder Fliegenleim aufzustellen, und die armen Thierchen langsam an Zuckungen sterben zu sehen, ist mir zuwider. Das Vögelein schnappt sie aber schnell hinweg und schaffte sie so ohne Schmerz aus der Welt."

Nachdem wir ausgeruht und uns erfrischt hatten, wünschte ich die Kirche zu sehen, die sehr helle und reinlich war, und sich, so wie der Pfarrhof, im besten baulichen Zustande befand. Der Pfarrer führte mich hin, und meine Aeltern gingen mit. Wir unterließen nicht, eine kleine Weile an dem Altare hinzuknieen und zu bethen.

Hierauf führte er uns in den Baumgarten. Wie erfreut und erstaunt war ich, als er die Gartenthüre öffnete, und ich hineintrat, und das hohe Gras und die unzähligen Blumen erblickte, theils von der Sonne kräftig beleuchtet, theils von den Bäumen beschattet, und als ich die vielen summenden Bienen wahrnahm! An dem Garten befand sich ein Teich, auf dem Enten schwammen. Jenseits des hellen Teiches erhob sich

ein dunkler Tannenwald. Am Walde standen der Schullehrer und sein Sohn und bliesen meinen Aeltern zu Ehren, auf dem Waldhorn, dessen Töne mir hier im Walde ohne Vergleich lieblicher vorkamen, als in einem Saale, weßhalb es auch, als für den Wald geschaffen, Waldhorn heißt. — Es ist mir, als sehe und höre ich jetzt noch Alles. Deßhalb hatte auch das Landleben, wie schon gesagt, für mich immer die größten Reize, und ich wünschte schon damals, wie bei dieser so bei andern Veranlassungen, mein Leben auf dem Lande zuzubringen.

Der liebste unter den geistlichen Herren vom Lande war uns Kindern, der Pfarrer von Lustenau, Herr Ruf, ein sehr heiterer, fröhlicher Mann, und unerschöpflich an witzigen Einfällen. Dieser besuchte uns fast allemal, wann er auf seinem kleinen Pferdchen in die Stadt geritten kam. Manchmal, wenn ein Gewitter oder sonst üble Witterung einfiel, blieb er bei uns über Nacht. Er wußte uns immer sehr angenehm zu unterhalten. Unter anderm sang er einen sehr lieblichen Tenor und spielte dazu die Harfe. Da aber keine Harfe bei Handen war, so wußte er einer Violine Harfentöne zu entlocken. Er sang uns gewöhnlich einige lustige Lieder, und zum Schlusse ein andächtiges Abendlied.

In der Vakanz mußte ich immer einige Tage bei ihm zubringen. Einmal als wir uns Abends zu Tische gesetzt hatten, kam noch ein Klosterbruder aus

Dinkelsbühl. Der Pfarrer hieß ihn Platz nehmen und fragte ihn: „Woher kommen Sie denn so spät, Herr Frater?“ „Von einem Dorfe zwei Stunden von hier,“ antwortete er. „Es fällt mir jetzt nicht ein, wie es heißt, das Dorf. Es liegt mir aber auf der Zunge — auf der Zunge liegt mir das Dorf.“ „So strecke einmal die Zunge heraus,“ sagte der Pfarrer, „vielleicht kenn' ichs am Kirchthurm.“

Einmal war ich bei dem Herrn Pfarrer zu Lustenau am Kirchweihfeste zum Mittagsmahle eingeladen. Es waren noch mehrere Gäste zugegen, und wie gewöhnlich auch der evangelische Herr Pfarrer, der diesmal einen Anverwandten, der eben von der Universität gekommen war, mitbrachte. Der Studirende, oder wie man dort die Studenten nennt, der Bursch, war ziemlich keck und unbescheiden. Als bereits abgespeist war, brachte der immer heitere Pfarrer Ruf, um die langweiligen Gäste etwas mehr zu beleben, ein Gesellschaftsspiel in Vorschlag. „Jeder der Gäste,“ sagte er, „muß drei Worte nennen, die mit gleichem Buchstaben anfangen: einen Vornamen, den Namen einer Stadt, und einer Speise.“ „Ich bin,“ sagte er zum Beispiele, „aus Augsburg, heiße August und esse gern Austern — und so muß es fortgehen durch das ganze Alphabet; wer ein Wort nicht zu finden weiß, muß ein Pfand geben und hernach lösen.“

Der junge Gelehrte, der von einem Dorfpfarrer,

zumal einem katholischen, eine geringe Meinung hatte, sagte: „Dieses Spiel heißt nichts; wir sollten ein Spiel machen, wobei Kopf und Herz mehr in Anspruch genommen werden. Jeder der Gäste soll über einen der Mitgäste, über einen Gegenstand, der sich auf der Tafel befindet, oder über eine Begebenheit des Tages aus dem Stegreife einen Reim sagen."

„Nun wohl," sprach Pfarrer Ruf, „fangen Sie nur einmal an; ich werde folgen." Der eingebildete Gelehrte sagte, auf einen Kapuziner am Tische blickend, der ihm gar nicht genehm zu seyn schien, wenn ich mich recht erinnere, den Reim:

„Die leidigen Kapuzen
Sind doch von keinem Nutzen."

Pfarrer Ruf, den dieses verdroß, sprach: „Nun ists an mir? Nun wohl!" —

„Wenn nur Er das Reimen ließe,
Er armer Tropf,
Denn seine Verse haben Füße,
Doch keinen Kopf."

Der junge Herr sah ein, daß er seinen Mann gefunden habe, und begegnete ihm von nun an mit mehr Achtung.

Wenn Pfarrer Ruf in das Karmelitenkloster kam, und in dem Refektorium, dem Speisesaale, sich einige Klostergeistliche versammelt hatten, legte er ihnen, um sie lehrreich zu unterhalten, eine theologische Frage vor, über die gestritten wurde, und die er am

Ende, aus vorgebrachten Gründen, entschied. Zum Schlusse gab er ihnen gewöhnlich einige lateinische Räthsel auf. Einmal, zum Beispiel, sagte er: „Hören Sie einen lateinischen Vers, der ganz und gar unpoetisch ist, und an dem überdieß das Sylbenmaaß hinkt, indem die zweite Sylbe des vorletzten Wortes, anstatt lang, kurz sein sollte. Der Vers lautet:

Rusticus unus erat, qui centum porcos habebat.

„Es war einmal Ein Bauer, welcher hundert Schweine hatte."

„Die Aufgabe ist nun, sagte er, das Sylbenmaaß, ohne ein Wort abzuändern oder mit einem andern zu vertauschen, zu berichtigen; versetzt dürfen die Worte werden, wie man will. Die Herren bedachten sich, und sagten, es sey unmöglich die Aufgabe zu lösen. Er aber sprach: „Nichts ist leichter! Demjenigen, der den Vers herausbringt, bezahle ich zwei Maaß Wein." Jeder strengte seinen Kopf aufs Neue an, und sagte am Ende: „Es geht nicht." Ich war auch zugegen und sagte: „Ich glaube das richtige Maaß der Sylben gefunden zu haben, nur habe ich die Worte sehr ungeschickt versetzen müssen." Der Pfarrer sagte: „Das macht nichts! Wir wollen einmal hören!" Alle Geistlichen versammelten sich um mich. Ich bat nochmal um Vergebung, wegen der schlechten Setzung der Worte, und sagte:

Centum porcos rusticus unus habebat, erat qui.

„Hundert Schweine hatte ein Bauer, welcher einmal war."

„Ganz richtig getroffen!" rief Pfarrer Ruf. Alle stimmten ihm lachend bei; er aber schenkte mir zwei Vierundzwanziger. Ich hätte, ohne dieses reichliche Geschenk den plumpen Vers wohl nicht bis jetzt gemerkt. Es könnte daraus vielleicht abgenommen werden, wie man der Jugend Das, was sie sich recht merken solle, besser und nachhaltiger einprägen könne, als durch Schläge.

Als einst mein Vater aus der Kanzlei nach Hause kam, erzählte ihm die Mutter, der Herr Pfarrer von Lustenau habe in dem großen Saale des Posthauses vor einer sehr gemischten Gesellschaft gesungen und auf der Harfe gespielt. Sie war darüber sehr unwillig und tadelte ihn heftig. Der Vater aber sprach: „Ueber einen so trefflichen Mann, der so viel Umsicht hat, dürfen wir nicht so voreilig aburtheilen; wir müssen uns zuvor näher erkundigen." Er ging, wie gewöhnlich, in seine Abendgesellschaft, kam sehr erfreut zurück und erzählte: „Ein armer, alter, blinder Mann war, von seinem Enkel geführt, in das Posthaus gekommen und sang und spielte auf der Harfe. Die ziemlich zahlreiche Gesellschaft angesehener Herren und Frauen fand das Spiel der verstimmten Harfe und den kreischenden Gesang unerträglich. Man zischelte sich allerlei Spott in die Ohren, und wurde einig, den armen Mann mit einigen Kreuzern abzufertigen. Da trat Pfarrer Ruf zu dem blinden

Musikanten und sprach: „Du guter alter Mann, du hast dich zu stark angestrengt; ich will dich ablösen. Gieb mir ein wenig deine Harfe!" Der Pfarrer setzte sich auf den Stuhl des armen Mannes, stimmte die Harfe, spielte und sang eines seiner schönsten Lieder. Die Zuhörer, besonders die ihn noch nie gehört hatten, waren erstaunt und entzückt. Die Kunst des Sängers wurde durch das vorhergegangene ohrenbeleidigende Spiel des Stümpers noch mehr gehoben. Alle klatschten jubelnd in die Hände, und baten, noch ein Lied zu singen. „Nun wohl," sagte der Pfarrer; „Du aber," sprach er zum Blinden, „sammle indeß dein Trinkgeld ein!" Der Greis ging, von seinem Enkel geführt, mit dem Hute in der Hand umher. Es wurden große Geldstücke hinein geworfen. Der Blinde, der sie klingeln hörte, weinte vor Freuden; der Enkel rief: „O Großvater! so viel, wie heute, haben wir das ganze Jahr hindurch nicht bekommen." Beide, Großvater und Enkel, konnten für die reichlichen Gaben nicht genug danken, und küßten dem Pfarrer die Hände. Alle Gäste lobten seine Kunst; noch mehr aber den wohlthätigen Gebrauch, den er davon gemacht hatte.

Nachdem die Controvers-Predigten durch bischöfliche Verordnungen abgeschafft waren, wurde der confessionelle Frieden nie mehr öffentlich gestört; in dem gewöhnlichen Umgange fielen aber immer noch kleine Neckereien und Streitigkeiten vor. Pfarrer Ruf wußte

die Richtigkeit des katholischen Lehrbegriffs kurz und treffend darzulegen, und irrige Meinungen, die man von dem Glauben der Katholiken hatte, zum Beispiele, daß sie die Heiligen anbethen, sehr nachdrücklich zu berichtigen; wo er aber Leidenschaftlichkeit und die Absicht zu necken bemerkte, wußte er die Sache mit lachendem Munde abzumachen. Er hatte in seiner lächelnden Miene etwas ganz Eigenes, das ihm sehr gut anstand, und seinen Worten Eingang verschaffte. Von einem Andern vorgebracht, würde man seine Ausdrücke hie und da zu derb gefunden haben. Allein bei seiner Art und Weise wurde der Gegner außer Fassung und zum Stillschweigen gebracht, oder zur Heiterkeit gestimmt, ohne sich beleidigt zu fühlen.

Es war gebräuchlich, daß Pfarrer Ruf bei den drei von der katholischen Kirche angeordneten Bittgängen durch ein protestantisches Dorf zog. Kreuz und Fahnen wurden bisher immer emporgerichtet getragen, und man bethete laut. Allein nunmehr war ein neuer Pfarrer in dem Orte angestellt worden. Dieser stand in Amtstracht, und mit vielen seiner Pfarrei Angehörigen am Eingange des Dorfes, und suchte in einem lateinischen Syllogismus (einem Vernunftschlusse) zu beweisen: Vermöge des westphälischen Friedens sey einer Confession eines Ortes verboten, in einem Orte der andern Confession einen öffentlichen Religionsakt vorzunehmen; dieser Bittgang

sey aber ein solcher Akt; man müsse also Kreuz und Fahnen niedersenken und auf den Schultern tragen und stillschweigend durch das Dorf ziehen. Pfarrer Ruf wiederholte, oder wie man sich ausdrückte, resumirte den Sylogismus, wie man bei Disputationen zu thun pflegt, in lateinischer Sprache, und erwiederte dann in eben dieser Sprache: Den Vordersatz gebe ich zu; bei dem Mittelsatze aber ist wohl zu unterscheiden; Stambulice concedo, distambulice autem nego: stambulisch gebe ich es zu, nicht stambulisch aber, sprach er, die Stirne runzelnd und mit angenommener Heftigkeit und entscheidend, muß ich es verneinen. Der andere Pfarrer wußte wohl nicht, daß die Türken ihre Hauptstadt Konstantinopel in ihrer Sprache Stambul nennen. Die Worte stambulisch und nicht stambulisch waren daher für ihn in jeder Bedeutung sinnlos. Er sagte: „Was soll dieses heißen? Das verstehe ich nicht!“ Pfarrer Ruf sprach: „Je nun, es zu erklären, habe ich jetzt nicht Zeit. Vorwärts mit Kreuz und Fahnen und lautem Gebeth.“ Der protestantische Pfarrer stand ganz verblüfft da, und sah dem Zuge lange nach. Die katholischen Bauern aber sagten zu den evangelischen, wenn sie in der Folge einander antrafen: „Nicht wahr? unser Herr Pfarrer hat dem eurigen recht gut geantwortet. Dieser mußte selbst bekennen, daß er die Sache nicht verstehe.“ In folgenden Jahren wurde gegen den Kreuzgang nicht mehr protestirt.

Eines Tages kam Pfarrer Ruf wieder einmal in das Gastzimmer des Posthauses zu Dinkelsbühl. Mehrere Rathsherren und angesehene Bürger waren bei einem Glase Wein versammelt. Ein evangelischer Kaufmann nannte seinen Hund Pabst. „Pabst! Pabst! rief er laut; komm her, da hast du Brod.“ Die Katholischen unter den Anwesenden sagten zu dem Pfarrer Ruf: „Haben Sie Das gehört, Herr Pfarrer?“ „O ja wohl,“ sagte der Pfarrer.

„Ja, leiden Sie dieses?“ sagten sie. „Haben Sie nichts dagegen einzuwenden?“

„Nicht das Geringste,“ sprach er. „Das ist uns unbegreiflich,“ sagten die Katholiken.

„Das ist leicht zu begreifen,“ sprach Ruf. „Wir Katholischen haben schon unsern Pabst zu Rom. Wenn der Herr meint, der Pabst hier am Ofen sey für seine Kirche gut genug, was geht das uns an?“ Alle Gäste, katholische und evangelische, lachten; der Kaufmann aber bezahlte eilig seine Zeche und entfernte sich.

Die Markgrafschaften Ansbach und Baireuth waren, als der letzte Markgraf, der keine Kinder hatte, und die Regierung niederlegte, unter die preußische Krone gekommen. Pfarrer Ruf, der vor einiger Zeit Dekan geworden, wurde mit seinen Kapitularen nach Ansbach eingeladen, den Huldigungseid zu leisten. Der Dekan las zuvor die Eidesformel still für sich, fand sie unbedenklich und alle huldigten.

Nach dem feierlichen Akte lud der königliche Commissär den Dekan und dessen Geistliche zur Tafel ein. Dekan Ruf merkte wohl, daß es darauf angesehen sey, ihn und seine Mitbrüder in Verlegenheit zu setzen. Er sprach: „Es ist heute Freitag; wir Katholiken haben heute Fasttag. Ich bedaure sehr, daß wir von der angebotenen Gnade keinen Gebrauch machen können; es wäre von uns unbescheiden, zu verlangen, uns Fastenspeisen vorzusetzen."

„Ei," sagte der Commissär, ein königlicher geheimer Rath, „was zum Munde eingeht, verunreiniget das Herz nicht."

„Das ist unbezweifelt gewiß," sprach der Dekan. „Allein," fügte er mit seinem ihm eigenen, unwiderstehlich zur Heiterkeit stimmenden Lächeln bei, „Eure Excellenz werden deßhalb doch nicht behaupten wollen, Adam im Paradiese habe den Apfel mit dem Hintern angebissen?" Alle lachten; der Commissär selbst konnte sich des Lächelns nicht enthalten. Er lud den Dekan und dessen Mitbrüder auf einen andern Tag zur Tafel ein, welche Einladung dann auch mit Freuden angenommen wurde. Alle wurden prächtig bewirthet. Der Commissär lernte den Dekan wegen seiner Einsichten und Kenntnisse sehr schätzen, gewann ihn lieb, und alle Geschäfte, auch die schwierigsten, wurden in der Folge mit Leichtigkeit abgemacht.

---

7. Das Gymnasium.

Nachdem ich zwei bis drei Jahre in der lateinischen Schule zu Dinkelsbühl unterrichtet worden, sagte der treffliche Lehrer, Herr Benefiziat Lehnauer, meinem Vater, ich sey nun, wie er glaube, fähig, in die fünfte Gymnasialklasse einer größern Studienanstalt aufgenommen zu werden. Denn damals nannte man die vier lateinischen Schulen und die zwei höheren Klassen, Poesie und Rhetorik, zusammen das Gymnasium. Er könne, sagte Herr Lehnauer, da ihm immer neue Schüler zugewiesen werden, denen er seine Aufmerksamkeit widmen müsse, mich nicht mehr hinreichend beschäftigen.

Mein Vater entschloß sich daher, mich an das Gymnasium in Dillingen zu schicken. Er schrieb an einen angesehenen Bürger in Dillingen, den Buchbinder Speck, den er von frühern Zeiten her kannte, ob er mich wohl in Kost und Wohnung nehmen wolle?

Der wackere, sehr verständige Mann war ehemals Bürger in Dinkelsbühl gewesen. Mein Vater hatte ihm die Kanzleiarbeiten, das Binden der Rechnungen, so wie die Lieferung des Papiers und anderer Schreibmaterialien zugewiesen; und wurde deßhalb von ihm zu Gevatter gebeten. Bei der großen Theuerung im Jahre 1770 entstand in der Stadt eine Hungersnoth. Das Dinkelsbühler Malter Korn kostete 100 Gulden — was über der Thüre des Gasthauses zum Raben,

das in jenem Jahre erbaut worden, in eine Marmorplatte eingegraben zu lesen ist. Mein Vater bezog einen Theil seines Gehaltes in Getreide. Da es nun auch seinem Gevatter sehr hart ging, so versah mein Vater den guten Mann mit dem ihm nöthigen Getreide, zu dem gewöhnlichen mittleren Schrannenpreise der früheren gesegneten Jahre.

In der Folge kaufte der unternehmende Mann das Anwesen des Buchbinders Schnabel in Dillingen, der keine Kinder hatte und sich Altershalber in Ruhe begeben wollte. Der Käufer mußte Haus und Werkstätte freilich mit nicht geringen Schulden übernehmen. Allein an einem für einen Buchbinder so vortheilhaften Platze — einer Universität — konnte er sie bald abzahlen; und sah sich überdieß in einen nicht unbedeutenden Wohlstand versetzt.

Seine Antwort auf den Brief meines Vaters hätte nicht freundlicher lauten können. Er schrieb: Er habe zwar noch nie Studenten in Kost und Wohnung genommen, allein aus Pflicht der Dankbarkeit mache er sichs zur großen Freude, mich in sein Haus aufzunehmen. Das Kostgeld, das er verlangte, war äußerst billig. So hat die Menschenfreundlichkeit meines Vaters ihm, gegen alle seine Erwartung, schöne Früchte getragen.

Zwei Studirende aus meiner Vaterstadt, die zu Dillingen Philosophie hörten, erboten sich, mich dahin mitzunehmen. Es ist mir unvergeßlich, wie mein

Vater, als ich in die Kutsche gestiegen war, mir noch einmal die Hand reichte, und seine Ermahnungen mit wenigen Worten noch einmal kurz wiederholte: „Behalte Gott vor Augen, meide alles Böse, bethe und studire fleißig.“ Sein väterliches Angesicht, voll liebvollen Ernstes und nicht ohne Wehmuth, seh ich noch jetzt im Geiste. Es war das letzte Mal, daß ich ihn gesehen habe. Indem ich dieses schreibe, treten mir Thränen in die Augen!

Als ich in Dillingen angekommen war, begrüßte mein neuer Hausherr, oder vielmehr Hausvater, der mich in Dinkelsbühl nur als ein kleines Knäblein gesehen hatte, mit Freude und großer Freundlichkeit. Ein helles, heiteres Zimmer im obersten Stocke, das eine schöne Aussicht über die Stadtmauer hin auf die Donau hatte, stand für mich bereit; es war mit Tisch, einem Paar Sesseln, einem Schreibpulte und einem reinlichen Bette versehen. Er ließ mein Koffer dahinbringen, und führte mich dann zu dem Professor der Klasse, in die ich aufgenommen zu werden wünschte.

Der Professor, Joseph Hermann sah, weil ich sehr klein war, mich etwas bedenklich an, legte mir aber ein lateinisches Buch vor, und hieß mich sowohl Prosa als Verse, mündlich in das Deutsche übersetzen. „Nun wohl,“ sagte er, „es wird gehen. Er ist hiemit in diese Klasse aufgenommen; und er wird, wie ich denke, einen guten Fortgang machen.“

Das Gymnasium, ein noch von den Jesuiten

aufgeführtes, ansehnliches Gebäude, enthielt im ersten Stocke die Lehrzimmer für die lateinischen Schulen — im zweiten die Hörsäle für Schüler der Poesie und Rhetorik. Als ich das erstemal in meinem blauen Mäntelchen, wie denn damals alle Studenten Mäntel tragen mußten, das große, einem Pallaste ähnliche Haus betrat, versammelten sich die kleinen Studentchen der untersten Klasse um mich, und riefen freudig: „Nicht wahr, du kommst auch zu uns?" „Nein," sagte ich, „ich bin bereits in die fünfte Klasse aufgenommen." Da stoben sie auseinander, wie wenn ein Hecht kam, die kleinen Fischchen entflohen, denen ich manchmal Brod von einem geländerten Stege zugeworfen hatte.

Als ich in den geräumigen Lehrsaal der Poesie trat, betrachteten mich die bereits versammelten Studenten, die wohl alle um einen Kopf größer waren, als ich, etwas befremdet und kopfschüttelnd. Der größte unter ihnen, der bisher immer im Fortgange der letzte in der Klasse gewesen war, rief: „Gottlob nun werde ich doch noch einen hinter mir haben." Bei der ersten Setzung aber, da nach dem Ergebnisse der schriftlichen Arbeiten jedem sein Platz in den Schulbänken angewiesen wurde, kam es zu seiner Verwunderung und Betrübniß ganz anders.

Professor Hermann war ein sehr liebenswürdiger, freundlicher Mann, überaus weise und fromm, ein wahrer Vater der Studierenden, wie denn

damals überhaupt das Verhältniß des Lehrers zu den Schülern ein väterliches war. Noch jetzt schwebt mir das Bild des edlen Mannes lebhaft vor Augen. Sein blühendes Angesicht glich dem eines unschuldigen Jünglings. Alle Schüler ehrten und liebten ihn als ihren Vater, und nahmen in allen ihren Angelegenheiten ihre Zuflucht zu ihm.

Sehr oft, ehe ich es dachte, stand er in meinem Zimmer. Er untersuchte die Bücher, die ich las, fragte den Hausvater und die Hausmutter, welche Kameraden ich habe, ob ich zu rechter Zeit nach Hause komme, kurz, wie ich mich in Allem betrage.

Sobald der Frühling anbrach, machte er, so wie den ganzen Sommer hindurch, wenn die Witterung günstig war, Abends mit seinen Schülern einen Spaziergang. Wir versammelten uns an der Pforte des Kollegiums und begleiteten ihn wieder dahin zurück. Er machte uns auf die Schönheiten der Natur aufmerksam; er hatte Phantasie und Geschmack, und war recht zu einem Professor der Poësie geschaffen. Er hatte allemal ein Buch bei sich, aus dem er, was er für Jünglinge geeignet fand, vorlas. Aus der heiligen Schrift wählte er z. B. den 103., nach dem Hebräischen den 104. Psalm. Wir alle waren davon entzückt und empfanden für die heilige Schrift große Ehrfurcht. Ein andermal las er die Geschichte von David und Goliath vor, in der die handelnden Personen, der Schauplatz, die zuschauenden Kriegs-

haere überaus einfach, klar und anschaulich dargestellt sind.

Hie und da las er uns auch Gedichte von deutschen Dichtern vor — zum Beispiele Oden von Ramler, und von diesen gerade diejenigen, die ich auch jetzt noch für die schönsten halte. Als: „Von dem Frieden, an die Könige, und auf die Zurückkunft des Königs Friederich II." Auch mit einzeln lateinischen Gedichten, die in den vorgeschriebenen Schulbüchern nicht vorkamen, machte er uns bekannt. So las er einmal das Gedicht von Propertius: „Quis fuit horrendus, primus qui protulit enses etc. Wer war der Schreckliche, der zuerst das Schwert erfand?" Eine Stelle verstanden wir nicht, in der von Soldaten gesagt wird, sie pflegen „bella depingere vino — die Schlachten mit Wein abzumalen." Er aber erzählte sehr heiter: „Wenn die Soldaten beim Weine beisammen sitzen, und von ihren gewonnenen oder auch verlorenen Schlachten reden, und eben keine Kreide bei Handen ist, so zeichnen sie auf dem Tische mit Wein: „Hier stand der Feind; dort wir u. s. w." und wir alle fanden nun die Worte des Dichters sehr treffend und malerisch.

Delaschad, Professor der obersten Gymnasialklasse, im folgenden Jahre mein Lehrer, war ein sehr ernster, und wenn er nicht eben dozirte, fast einsilbiger Mann. Ehe die Lektion anging, pflegte er auf dem Gange vor dem Hörsaale auf und ab zu gehen.

Gegen mich zeigte er eine besondere Zuneigung, vermuthlich, weil ich eine arme Waise war. Er winkte mir, wenn ich die Stiege herauf kam, ging aber manchmal auf dem Gange ein oder zweimal auf und ab, bis er wieder einige Worte vorbrachte. Ein Buchbindergeselle von durchaus untadelhaftem, sittlich-gutem Betragen, der aus Basel und ein trefflicher Arbeiter war, sich aber zur Lehre Kalvins bekannte, jedoch die katholischen Predigten fleißig besuchte, schien ihm sehr am Herzen zu liegen, und er fragte mich öfter, ob der wackere Mann keine Neigung zeige, katholisch zu werden.

Professor Delaschaud wußte die Reden des Cicero, den er bewunderte, trefflich zu erklären. Er schickte allzeit eine Einleitung voraus und zeigte, welche schwere Aufgabe der Redner zu lösen hatte, machte treffende Bemerkungen über einzelne Stellen und gab am Ende eine Uebersicht über die schöne Anordnung des Ganzen. Wir konnten uns von der Vortrefflichkeit des großen Redners einigen Begriff machen. Mit Virgils Aeneis wußte er uns nicht so ergreifend verständlich zu machen. Zwar erklärte er jede Stelle sehr genau und richtig, allein zu dem hohen Schwung des Dichters erhob er sich nicht. Es fehlte ihm an Phantasie. Im Vergleich mit Professor Hermann konnte man sagen: Der Dichter muß geboren, der Redner kann gebildet werden. In der That war er ein denkender Redner, bei dem jedes Wort überdacht war.

Es lohnt sich der Mühe, auf die ganze Lehranstalt noch einen Blick zu werfen. Alle Professoren des Gymnasiums und auch der Philosophie und Theologie, bewohnten das ehemalige Kollegium der Jesuiten, alle speiseten an Einem Tische. Jedem waren ein paar Zimmer eingeräumt; auch war sonst für Verpflegung und Bedienung hinreichend gesorgt. So konnten sie, frei von Haussorgen, sich ganz ihrem Berufe widmen, und auch bei der gemeinschaftlichen Lebensart einander ihre Ideen und Erfahrungen mittheilen, und zu einem Zwecke hinwirken.

Die Anstalt war aber nicht blos auf Unterricht berechnet, sondern auch und zwar ganz vorzüglich auf Erziehung für Religion und Sittlichkeit. Das Studirjahr wurde sehr feierlich mit einem Hochamte und dem Gesange „Veni sancte Spiritus, Komm, heiliger Geist" eröffnet. Alle Tage der Woche versammelten sich alle Schüler in ihrer Klasse und gingen dann von ihrem Professor begleitet, Paar und Paar in die Kirche, das heilige Meßopfer anzuhören. An jedem Sonntage predigte ein Professor des Gymnasiums, an höheren Festen ein Professor der Universität. Jede Lehrstunde wurde mit Gebeth angefangen und beschlossen. Es bestand ein Seminar für Knaben und Jünglinge vom Bürgerstande, und ein Pensionat für Jünglinge adeliger Abkunft. Auch wurde sehr darauf gesehen, daß alle Studierende nur in tadellosen Bürgerhäusern Kost und Wohnung nahmen.

Noch verdienen drei Anstalten besonders bemerkt zu werden, für die Schüler der lateinischen Schulen, für Jünglinge der höheren Gymnasialklassen, und für die Studirenden der Universität — das Födus, die kleine, und die große Congregation genannt. In jede dieser Versammlungen fanden von Zeit zu Zeit Andachten statt, und für alle Klassen wurden besondere, ihrem Alter angemessene Vorträge gehalten.

Die größere Congregation hatte das Gute, daß die Studirenden, auch wenn sie von Dillingen sich längst entfernt hatten, weit umher in der Welt zerstreut, und in Amt und Würde standen, doch noch Mitglieder blieben, jährlich von sich Nachricht gaben, und auch ihnen alle Jahre ein gedrucktes Verzeichniß derselben, nebst dem Geschenke irgend einer interessanten Schrift zugeschickt wurde. So blieben alle in Verbindung, und jeder wußte, wo seine ehemaligen noch lebenden Mitschüler sich aufhielten, oder welche aus ihnen gestorben seyen.

---

8. Mein Hausvater und sein Haus in Dillingen.

Meines Hausherrn oder vielmehr Hausvaters und seines Hauses, in dem ich zwei Jahre zufrieden und vergnügt gelebt habe, denke ich noch immer mit Vergnügen.

Ein kleiner Umstand empfahl mich sogleich zu Anfang ihm sehr. Er hatte ein Heft kleiner, blos mit Bleistift gezeichneter Landschäftchen, z. B. Ruinen alter Ritterburgen, eine Fischerhütte von Weiden beschattet, am Wasser, auf dem man ein Schifflein sah; ein Jägerhaus mit einem Paar Tannenbäumen und einem Hirschgeweih am Giebel, eine Einsiedelei mit Kapelle und Klausnerzelle. Die Bildchen gefielen mir; sie glichen den Vignetten von Buchdruckerstöcken, die man hie und da in alten Büchern findet. Ich zeichnete sie ab. Der Hausherr lobte meine kleine Kunst und sprach: „Sie könnten mir damit eine große Gefälligkeit erweisen.“ Er hatte eben Taschenkalender in Arbeit, die er sehr zierlich in feines, braunes Leder band und mit denen er Neujahrsgeschenke machen wollte. „Zeichnen Sie mir,“ sagte er, „solche Landschäftchen auf die Deckel der Almanache.“ Er gab mir dazu die Farbe, die blos aus Essig bestand, in den er Eisen gelegt hatte. Die Zeichnungen waren Anfangs sehr blaß, wurden aber auf dem braunen Grunde bald vollkommen schwarz, nahmen sich sehr gut aus, und fanden Beifall. Eine vornehme Frau sagte, wie er mir lächelnd erzählte: „Dieß scheint mir eingelegte Arbeit zu seyn, und gleicht ganz den gegenwärtig sehr beliebten Holzarbeiten.“ So kamen die Zeichnungsstunden, die mein Vater mir hatte geben lassen, mir schon jetzt sehr gut zu Statten.

Zunächst bei Dillingen, zwischen der Stadt und einem an der Donau gelegenen Wäldchen von Erlen und Weiden, Pappeln und Espen befand sich ein großer, unangebauter Raum, das Ried genannt. Die Bürgerschaft der Stadt war darüber einig geworden, diesen Platz unter sich zu vertheilen. Mein Hausherr benützte seinen Antheil zu einem Garten, und ließ darin nur aus Holz, ein kleines Sommerhaus erbauen, das auf vier Säulen ruhte und oben ein recht artiges Zimmer enthielt, das er selbst austapezirte. Eine schmale Stiege mit einem Geländer versehen, führte dazu hinauf. Es hatte anstatt der Glasfenster nur Läden, und Gitter, die man auf- und zuschieben konnte.

Im Frühlinge und Sommer ging er mit mir an jedem schönen Abende dahin, und ließ auch unser Abendessen dahinbringen. Gewöhnlich spielte er auf der Laute und sang dazu. Einmal an einem überaus schönen Abende blieben wir bis spät in die Nacht. Der Mond schien spiegelhelle, und beleuchtete das nahe Wäldchen. Zwei Nachtigallen schlugen wechselweise, als wetteiferten sie, einander zu übertreffen. Der herrliche Gesang hatte, zumal in der tiefen Stille der Nacht, etwas Bezauberndes. Mein Hausherr legte die Laute weg; wir beide konnten nicht satt werden, die mannigfaltigen, bald leisen bald starken, bald hohen bald tiefen Töne zu bewundern.

Da wurde plötzlich an der Thüre geklopft. Der

Hausherr schob eilig den Riegel an der Thüre vor, und sagte, indem er auf seine Taschenuhr sah, leise: „Wir haben uns verspätet; es ist bereits in der zwölften Stunde. Wenn nur kein Räuber uns überfallen und plündern will!“ Wir blieben lange, in nicht geringer Verlegenheit, stillschweigend sitzen. Das Klopfen wiederholte sich von Zeit zu Zeit; es waren fast allemal drei sehr deutliche Schläge, manchmal auch nur zwei. Indeß wurde die Nacht sehr kühl, wir fingen an, Frost zu empfinden. Hier zu übernachten, wäre uns beiden sehr unangenehm gewesen. Ich schob, sobald es wieder klopfte, das Fenstergitter zurück, von wo man auf den Antritt vor der Thüre sehen konnte. Ich sah Niemand. Nun war alle meine Furcht verschwunden. „Ein Mensch, der uns schaden könnte,“ sagte ich, „ist es nun einmal nicht, und vor einem Geiste fürchte ich mich nicht!“ Meinem Kostherrn aber, für so aufgeklärt er sich hielt, schien es doch etwas bange zu seyn. Ich dachte der Belehrungen meines Vaters, solche Begebenheiten näher zu untersuchen, und trat hinaus auf den Antritt, wo ich die ganze Thüre ins Auge fassen konnte. Ich entdeckte nun, woher das Klopfen kam. Ich hatte meinen Studentenmantel, der mit zwei Tragbändern, die unter den Schultern durchliefen und auf dem Rücken befestiget wurden, über das Stiegengeländer zunächst der Thüre geworfen. Als die Nachtluft etwas stärker wehte, und den Mantel in Bewegung

setzte, hatte der ziemlich große messingene Knopf des Tragbandes an der Thüre angeschlagen. Das war Alles. Auch der Hausherr überzeugte sich, daß es so sey. Wenn wir, ohne die Sache zu untersuchen, in dem Gartenhause übernachtet hätten, so würden wir, da bei zahlreichen Verwandten und Bekannten während eines Jahres immer ein oder der andere Todfall sich ereignet, sehr geneigt gewesen seyn, dieses Klopfen, wie man zu sagen pflegt, für eine Anmeldung zu halten. Mein seliger Vater hatte sehr recht, daß man solche Zufälle genau untersuchen müsse.

Welch ein unternehmender Mann mein Hausherr war, davon nur ein Beispiel. Er hatte von seinem Vorfahrer einen zahlreichen Verlag von ungebundenen Büchern übernommen. Der bedeutendste Theil derselben bestand aus größeren und kleineren Erbauungsschriften, die aber, obwohl der Inhalt gut war, an Sprache und Styl veraltet und durch neuere Bücher der Art verdrängt, wenig Abgang mehr fanden. Die übrigen waren meistens lateinische Schulbücher und Schulbüchlein, die bei der verbesserten Lehrart nicht mehr vorgeschrieben waren, aber dennoch zum Privatgebrauche dienen konnten. Auch befanden sich darunter schätzbare neuere lateinische Dichter, zum Beispiele Ceva, Vida, Vaniere.

Der neue Besitzer stellte nun, zu den zwei Gesellen, die er schon hatte, noch zwei andere gute Arbeiter an, und ließ alle diese Bücher, die Andachts-

bücher sehr gut, die übrigen nur leicht weg, jedoch in hübsches farbiges Papier binden. Er kaufte einige Werke von grossem Werthe, die eben sehr geschätzt und gesucht waren, und band sie so prachtvoll als möglich. Hierauf kündete er in der Zeitung eine Bücherlotterie an, in der die ersten Preise aus kostbaren Büchern, die er in der gedruckten Anzeige nannte, bestünden, viele andere Bücher sehr brauchbar und nützlich seyen, in der Lotterie übrigens sich lauter Treffer und keine Fehler befänden. Alle Loose wurden in Beiseyn zweier Rathsherren, in eine Urne gethan und versiegelt. Das Loos kostete nur 6 kr. Er miethete drei oder vier Krämerstände, die er gedrängt voll Bücher stellte. An dem bedeutendsten Jahrmarkte zu Dillingen wurde die Lotterie eröffnet. Zwei Abgeordnete des Magistrates wohnten der Ziehung bei.

Der Andrang der Leute war ungeheuer groß, die Loose gingen reißend ab. Einige Herrschaften, die den Jahrmarkt besucht, und in dem Gasthofe zum Stern, den Bücherständen gegenüber, eingekehrt hatten, ließen durch ihre Bedienten immer hundert Loose auf einmal abholen. Sie bekamen ganze Körbe voll Bücher, und hielten nun, wie ehemals die Bibliothek des berühmten Ritters von der traurigen Gestalt gemustert wurde, Gericht über die Bücher. Was ihnen nicht taugte, warfen sie zum Fenster hinaus. Da entstand nun ein großes Getümmel von einigen

Studenten, vielen Soldaten und Handwerksgesellen, auch Gassenbuben, welche die Bücher aufrafften, zankten und stritten. Die Herrschaften ergötzten sich sehr an diesem Schauspiele, und ließen bis zum Abende immer neue Körbe voll Bücher kommen.

Der Besitzer des Büchergückshafen war übrigens mit dem Erfolge seines Unternehmens sehr zufrieden. Er wurde einer ihm lästigen Masse von Büchern los; und fand dabei keinen geringen Gewinn. Auch das Publikum gewann dabei. Besonders waren die deutschen Erbauungsbücher, trotz der veralteten Schreibart, die dem Volke nicht auffiel, von lehrreichem und heilsamen Inhalte. Unter einer rauhen Schale verbargen sie einen gesunden, kräftigen Kern.

Einige Bücherfreunde besuchten die Werkstätte des belesenen und gesellschaftlichen Buchbinders sehr oft. Am öftesten kam Herr Doktor Hofer, Professor der Medizin und ein trefflicher Anatomiker, der viele und sehr geschätzte, theuere medizinische Schriften anschaffte und sie überaus schön binden ließ. Er war noch unverheirathet und sagte, halb im Scherze, halb im Ernste: „Bevor meine Bibliothek nicht vollständig ist, wage ich es nicht, mich zu verehlichen; es möchte sonst Einsprache geschehen, daß ich so vieles Geld für Bücher ausgebe.“

Ich machte mir eine Angelegenheit daraus, den Herren Professoren die gebundenen Bücher zu überbringen, und so auch dem Herrn Professor Hofer.

Nach einiger Zeit bekam ich das kalte Fieber, welches manche an der Donau Neuankommende zu überstehen haben. Herr Doktor Hofer besuchte mich mehrmal in der Woche; als ich vollkommen hergestellt zu ihm kam, um das Honorar für seine vielen Gänge zu entrichten, sprach er: „Ich nehme durchaus nichts — aus Dankbarkeit für die vielen Gänge, die Sie mit meinen Büchern gemacht haben.“

Ein ältlicher Kanonikus, Herr Kachler, kam sehr oft, durchblätterte die meisten Schriften, die eben Aufsehen erregten, und von dem Adel, den Offizieren und Regierungsräthen zum binden hergeschickt worden. Von den Professoren fanden sich nur Klassiker, oder Werke ihres Faches vor. Der Kanonikus hatte eine gute Beurtheilungskraft und vielen Witz. Einmal fiel ihm in einer Flugschrift eine Stelle auf, die sich sehr stark gegen die reichen Verzierungen der Kirchen aussprach. Er las sie vor, nahm dann eine neugebundene Bibel, die auf dem Arbeitstische lag, und las laut und mit Nachdruck, wie viel Salomon für den Bau und die Auszierung des Tempels verwendet hatte. „Unsere Fürsten,“ sagte er, „sind freilich nicht so reich, wie Salomon, sie können nicht so viel thun; sie sollten doch aber auch nicht weniger thun, als sie wohl könnten, am wenigsten sollten sie die wohlerworbenen Einkünfte der Kirchen zu Verherrlichung des Gottesdienstes — nicht beschränken.“

Einmal erzählte er, ein Maler habe das Bildniß

des Apostel Paulus, mit einem offenen Buche in der Hand gemalt, und ihn gebeten, einen Spruch des Apostels zu sagen, den man füglich hineinschreiben könnte. Der Kanonikus fand das Bild nicht gelungen und wies daran zu tadeln. Er sagte daher: Schreiben sie hinein: I. Cor. 4, 3. Mihi pro minimo est, quod a vobis judicer. „Mir liegt nicht das Geringste daran, daß ich von euch beurtheilt werde.“

Unter anderen Studirenden kam gar oft ein junger Italiener in das Haus, der sich in Dillingen aufhielt, die deutsche Sprache zu erlernen; um der Universität beigezählt zu werden, ließ er sich in die Vorlesungen über Naturkunde einschreiben. Er wollte durchaus nicht glauben, der werthe Herr Buchbinder heiße Speck. „Das ist Saufleisch,“ sagte er, „so heißt kein Mensch.“ Er blieb ungläubig, bis Herr Speck ihm einige Adressen von Briefen vorzeigte. Einmal hatten die Studirenden einen Ausflug in eine benachbarte Stadt vor. Drei von ihnen hatten einen viersitzigen Wagen bestellt, und sie bedauerten, daß der Italiener den vierten Sitz, den sie ihm aufgespart, nicht einnehmen könne, weil er schon ein Reitpferd gemiethet habe. Er aber sagte: Das habe nichts zu sagen, er wolle sogleich machen, daß der Pferdeeigenthümer selbst die Miethe ihm aufkünde. Er wohnte in dem Hause eines Schneiders, und nahm einen Ellenstab unter den Arm. „Sie werden ihn doch nicht schlagen wollen!“ riefen die Studenten.

„Warum nicht gar!“ sagte er lachend, ging in den Stall, und fing an die Länge des Pferdes zu messen. Der Herr des Pferdes fragte, was das heißen solle? Er antwortete, er habe im Sinne, ein kleines Kofferlein hinten aufzupacken, und wolle blos sehen, ob dazu auf dem Pferde genug Raum sey. Der Pferdeverleiher ward sehr aufgebracht, sagte ihm den Vertrag auf, und jagte ihn zum Stalle hinaus.

Sehr angenehm war es mir, daß immer viele Bücher zum Einbinden gebracht wurden, in denen ich, so lange sie ungebunden waren, oft noch bis spät in der Nacht, mit jugendlicher Wißbegierde las. Ich hielt mich jedoch vorzüglich an Poesie, die der Lehrgegenstand meiner Klasse war. Ich hatte schon zu Hause eine Sammlung von Fabeln gelesen, denen die Namen der Verfasser nicht beigefügt waren. Jetzt fielen mir Gellerts sämmtliche Fabeln in die Hand, und es freute mich, daß mir in jener Sammlung gerade Gellerts Fabeln am meisten gefallen hatten, und ich beinah alle auswendig wußte. Kleists Frühling las ich mit einem Entzücken, das jetzt (eben jetzt, da ich dieses schreibe, ist es 100 Jahre, daß dieses schöne Gedicht erschienen war) noch nicht erloschen ist. Eben so gefiel mir Kleists wunderschöne Idylle — Irin.

Ich las nun wohl auch manches Buch, das eben nicht für Jünglinge geschrieben seyn dürfte. Ich nenne hier nur Werthers Leiden. Vieles in dem

Buche zog mich sehr an, vieles stieß mich aber eben so sehr ab. Der hinreißende Styl, so manche sinnreiche Bemerkung, das lebhafte Gefühl für das Große und Schöne in der Natur ergriff mich; nur konnte ich Werthers Wunsch nicht theilen, ein Maikäfer zu werden, um in den Blüthen recht herumwühlen zu können. Seine unglückliche Neigung erregte mein Mitleid; aber auch meinen Unwillen, daß er seine Leidenschaft nicht bekämpfte, sondern, wie er selbst sagt, seinem Herzchen allen Willen that, und so an seinem Unglücke selbst Schuld war. Die Geschichte zeigt sehr folgerichtig und klar, daß man auch bei großem Verstande, wenn man sich solcher Schwärmerei hingibt, ein Narr werden könne — und diente mir zur Warnung. Noch hatte das Lesen dieses Buches den Nutzen für mich, daß mir Schriften, die ähnliche Begebenheiten schwach und süßlich behandeln, so vorkamen, wie einem, der starken Wein trank — und nun Meth verkostet.

Neben meinem Zimmer befand sich eine Kammer voll alter gebundener Bücher, die schon etwas abgenützt waren, und die deßhalb nicht ausgeloost worden. Es war mir eine Herzenslust, diese Bücher zu durchsuchen. Da fand ich ein Buch, zu Würzburg in groß Oktav gedruckt, das auserlesene Stellen aus den lateinischen Klassikern in Prosa enthielt. Cicero's Briefe gefielen mir vorzüglich. Jedem Briefe war eine kurze Einleitung vorangeschickt, die den Leser in

das Verhältniß versetzte, in dem der Brief geschrieben worden. Es waren Glückwünsche, Trostbriefe, Empfehlungsschreiben und dergleichen. Ich konnte diese Briefe, diese Klarheit, diese Einfachheit bei aller Zierlichkeit, diese Abrundung nicht genug bewundern. Ich las sie so oft, daß ich sie beinahe auswendig wußte. Am Ende des Studirjahrs erhielt ich den Preis aus dem lateinischen Briefe.

Ein alter Jesuit, ein sehr ernster etwas derber Mann, groß und ansehnlich von Gestalt, eisgrau und bereits von Alter gebeugt, der kein Amt mehr begleitete, aber ehemals, als ein ausgezeichneter Philolog, sehr geschätzt war, begegnete mir auf dem Gange des Collegiums. „Du," sprach er, „komm mit mir in mein Zimmer." Ich ging mit ihm. „Nun," fing er an, „den Preis, der dir zuerkannt worden, nimmt dir Niemand mehr; den Brief hast du aber doch nicht geschrieben. Bekenne, wo hast du ihn her?" Ich erzählte, wie es mir möglich geworden, diesen Brief zu schreiben. „Nun wohl," sprach er, „ich glaube dir; was du da sagst, leuchtet mir ein. Es war immer meine Meinung, sprach er weiter, Cicero's umfangreiche Reden seyen nicht für Jünglinge; nur ein Mann. der im römischen Staate wie zu Hause ist, kann diesen großen Redner ganz verstehen und würdigen. Für Jünglinge sind nur einzelne Briefe Ciceros, oder auch aus seinen Reden ausgewählte Stellen, die für sich ein Ganzes aus-

machen, verständlich und anziehend. Wenn man die Schüler damit bekannt machte, so würden sie die römische Litteratur lieb gewinnen und angeregt werden, sich auch noch in späteren Jahren mit diesen Meisterwerken vertrauter zu machen. So aber meinen junge Leute, die mit Hülfe des Lehrers, eine oder die andere Rede des großen Redners mühsam durchgangen haben, sie wüßten nun genug davon, und bekümmern sich weiter nicht mehr darum. In den Geist der alten Römer, sowohl in Hinsicht des Inhaltes als der Form einzudringen, sollte den höheren Studienanstalten aufgespart werden."

Ich führe diese Aeußerung, so wie die kleine Begebenheit, wodurch sie veranlaßt wurde, blos an, weil sie mir der Beachtung werth scheint.

---

9. Denkwürdige Errettungen.

Noch kann ich zwei denkwürdige Errettungen aus Lebensgefahren hier nicht mit Stillschweigen übergehen.

Es befand sich damals in Lauingen eine große Niederlage von Salz, das von da aus weiterhin, vorzüglich nach Württemberg, geliefert wurde. Das Salz wurde von Salzburger Schiffern, auf großen,

mit 12 bis 20 Pferden bespannten Schiffen, auf dem Donaustrom aufwärts geführt. Als ich eines Tages durch die schöne Allee, von der Stadt zu dem Zollhause nächst der Donaubrücke, einen Spaziergang machte, kam eben ein solcher Zug die Donau herauf. Ich blieb nahe am Hause stehen, um zuzuschauen. Ein starker eichener Pfahl war hier eingerammelt, damit das Schiffseil, wegen Krümmung des Wasserpfades, das Haus nicht beschädigte. Das Seil bildete, von dem Pfahle abgehalten, hier einen starken Winkel. Ohne eine Gefahr zu ahnen, ohne zu denken, warum, blickte ich auf den Pfahl; es war mir nicht anders, als hätte man mir den Kopf umgedreht. Da sah ich, daß das Seil an dem Pfahle bis zum Rande heraufgerückt und auf dem Punkt war, von dem Pfahle abzuglitschen. Augenblicklich warf ich mich zur Erde nieder. Das Seil fuhr über mich hin, und schlug die jungen Obstbäumchen, die am Hause gepflanzt waren, entzwei, und auch von dem Mauerwerke der Hausecke wurden Kalk und Steine abgerissen. Ich konnte Gott für diese glückliche Errettung nicht genug danken.

Noch ein Ereigniß dieser Art ist folgendes.

Eines Morgens kam Professor Delaschad in das Schulzimmer. Er befand sich, was man ihm ansah, sehr unwohl und hatte zur Ader gelassen; er war nicht im Stande Lektion zu halten, legte uns eine Hausaufgabe vor, und ermahnte uns, sie fleißig zu

bearbeiten, und still und ruhig nach Hause zu gehen. Als der Professor sich entfernt hatte, kamen wir mit einander überein, den Vormittag auf fleißige Bearbeitung der Aufgabe zu verwenden, am Nachmittag aber eine Wasserfahrt zu machen, wozu sich eine schöne Gelegenheit darbot. Die Donau war ausgetreten und hatte das Thal von dem linken Ufer an, auf dem Dillingen liegt, bis an das rechte Ufer, an den Anhöhen jenseits überschwemmt. Das ganze Thal glich einem großen See. Viele Einwohner der Stadt ließen sich auf Schiffen spazieren fahren, und besuchten wohl auch einige der jenseitigen Ortschaften. Wie wir Studenten an das Wasser kamen, erblickten wir zwei Schiffe an dem Lande befestigt, aber keinen Schiffer dabei. Wir lösten eines der Schiffe ab, stiegen ein, und fuhren ab. Allein das Schiff wurde von dem Zuge des Wassers gegen die Donau hin, mitfortgezogen. Die Gefahr war groß, es werde in die Mitte des hochangeschwollenen, reißenden Flusses gerathen, und dann an eine der vielen Brücken, unter denen er weiter hinab hindurchfließt, scheitern. Das angestrengteste Rudern vermochte nicht, das Schiff abzuleiten. Alle geriethen in große Angst.

Da erscholl plötzlich von weitem her ein heftiges Rufen. Die Schifferknechte eilten auf dem andern Schiffe herbei, faßten mit einem Haken an einer langen Stange unser Schiff, und fuhren damit dem Lande zu. Die Knechte schrien im größten Zorne: „Wenn

wir nicht gekommen wären, so wäret ihr alle ertrunken, und hättet überdieß unsern Meister um sein Schiff gebracht, ihr dummen Jungen!"

Darüber wurden einige der Studenten sehr aufgebracht. Es entstand ein heftiger Streit. Die Schiffer drohten, uns bei dem Professor und bei dem Rektor zu verklagen. Die übrigen Studenten aber traten in das Mittel und sprachen: „Diese braven Schiffer haben Recht; wir haben sehr unbesonnen gehandelt! Sie sind unsere Retter. Wir sind ihnen Dank schuldig; wir wollen Geld zusammen legen, ihnen ein ansehnliches Geschenk machen, und sie bitten, uns nicht zu verklagen." So wurde der Streit beigelegt, und alle gingen vergnügt auseinander.

Die Gefahr war noch viel größer, als wir sie uns vorgestellt hatten, indem wir viele Beispiele hörten, daß Schiffe von dem angeschwollenen Flusse mit fortgerissen worden, und scheiterten. Welch schreckliches Unglück wäre es gewesen, wenn über zwanzig Jünglinge auf einmal in den Fluthen umgekommen wären! Welcher Jammer so vieler Aeltern, Geschwister und Anverwandten! Welch ein Schmerz für alle Lehrer der Studienanstalt? Wenn die Schiffer nur etliche Minuten später gekommen wären, so hätten die vielen Jünglinge in dem Wasser einen schauerlichen Tod gefunden. Diese Begebenheit war mir immer eine Warnung vor jugendlichen Unbesonnenheiten. Auch diese Rettung, zu rechter Zeit, war

mir, wie wohl sie durch Menschenhänden geschah, ein Beweis der göttlichen Vorsehung, den ich noch zur Stunde mit Dank erkenne!

---

10. Wichtige Familienereignisse.

Im Herbste des Jahres 1783 habe ich meine Studien zu Dillingen begonnen. Zwei Monate nachher, um das Fest der heiligen drei Könige 1784 träumte mir, ich wandle durch eine der düstersten Straßen meiner Vaterstadt Dinkelsbühl. Einer meiner liebsten Jugendfreunde begegnete mir im Traume, und sprach zu mir: „Dein Vater ist sehr krank.“ Ich erwachte und war sehr betrübt. Ich schlief wieder ein. Da sah ich im Traume zwei Geistliche, die mir als unsre Hausfreunde wohl bekannt waren, in schwarzen Mänteln, die sie bei gewöhnlichen Besuchen nicht trugen, in unser Haus hineingehen. Ich erwachte wieder, noch bekümmerter. Ich schlief noch einmal ein. Da sah ich im Traume eine Todtenbahre aus dem Hause heraustragen. Geistliche und angesehene Herren begleiteten sie, eine Menge Volkes erfüllte die Straße. Trauergesänge und Posaunen erschollen. Ich erwachte noch betrübter und blieb es den ganzen Tag. Mein Kostherr sagte öfter: „Was fehlt Ihnen denn? Warum sind Sie so traurig?“

voll Rechnungen und Papiere vor sich. Als er alle aufmerksam und sorgfältig durchgangen hatte, ließ er den Amtsvorstand und mit dessen Einverständnisse zwei sachkundige Beamte der Stadt zu sich bitten, um seine Rechnung abzulegen. „Es könnte sich nach meinem Tode," sagte er, „mancher Anstand erheben, den meine Wittwe nicht zu beantworten wüßte; so lange ich aber lebe, hoffe ich über jeden Zweifel richtige Auskunft zu geben." Die Eingeladenen erschienen. Alles wurde richtig befunden, und das Absolutorium wurde ihm in bester Form und in großen Lobsprüchen ertheilt. Nach diesem ließ er alle Kaufleute und Handwerker, denen er noch etwas schuldig war, ersuchen, ihm ihre Konten zu schicken. Er wollte sehen, ob sie nicht übersetzt wären und ob sich nicht etwa in der Berechnung hie und da eine Unrichtigkeit eingeschlichen haben könnte. Nachdem er sie alle durchgesehen, bezahlte er alle.

Diese Vorsicht war, wie sich in der Folge zeigte, sehr nothwendig. Nach einiger Zeit hatte man der Wittwe aus der Kanzlei wissen lassen, es habe sich in den Rechnungen doch noch ein Fehler vorgefunden. Es seyen da unrichtiger Weise fünfzig und einige Gulden in Ausgabe gebracht worden, die der Rechnungssteller nachzuzahlen habe. Meine Mutter machte Gegenvorstellungen, und berief sich auf das Absolutorium. Allein vergebens. Man kündete, um sich bezahlt zu machen, ein kleines Kapital auf, das der

fällige Vater bei einem Landmanne, der in den Amtsbezirk gehörte, angelegt hatte, und überschickte ihr den Ueberschuß. Nach einiger Zeit kam der alte Schreiber, Herr Mayer, zu ihr, und sagte ihr, bei der höheren Rechnungsrevision habe sich gefunden, die Rechnung sey ganz richtig; nur aus Versehen seyen 58 kr. in die Reihe der Gulden gesetzt worden. Die Mutter wollte bei dem Amte keine Meldung machen; sie dachte, das ihr Gebührende werde sicher ihr zurück erstattet werden. Da aber lange nichts erfolgte, erschien sie mit ihrer Forderung vor Amt. Man sagte, im Drange der Geschäfte habe man versäumt, ihr das Geld sogleich zu schicken, und bezahlte sie.

Ein Zimmermann brachte einen Konto von 22 fl. — für einige Baulichkeiten, die der Vater in dem Hause hatte vornehmen lassen. Die Mutter sagte dem Manne, der Vater habe vor seinem Tode alle Konten eingefordert und richtig bezahlt. Der Mann sagte, davon wisse er nichts; man habe ihm dieses nicht berichtet. Die Mutter sagte, sie wolle die Konten durchsehen, und ihm dann weitere Nachricht geben. Sie durchsuchte die Konten. Allein unter den zuletzt bezahlten befand er sich nicht. Der Vater hatte aber die Konten von jedem Jahre, mit der Aufschrift: „Bezahlte Konten von dem und dem Jahre" in besondere Päckchen zusammengebunden. In einem der Päckchen von früheren Jahren, befand sich der Konto des Mannes, von ihm, als zu seinem höflichsten

Danke bezahlt, unterzeichnet. Sie ließ den Mann rufen. Er kam erfreut, und hoffte das Geld zu erhalten. Allein die Mutter legte ihm den unterschriebenen Konto vor. Er fing nun an, zu betheuern und zu beschwören, die Sache sey ihm gänzlich in Vergessenheit gekommen. Er bat sehr um Verzeihung und entfernte sich beschämt und verwirrt.

Solche Ereignisse zu melden dürfte nicht überflüssig seyn! Es läßt sich daraus eine wichtige Lehre der Klugheit entnehmen. Man sollte es freilich für unmöglich halten, daß ein vermöglicher Bürger einer armen Wittwe, eine für sie bedeutende Summe Geldes widerrechtlich abnehmen könnte! Allein in dieser verderbten Welt ist es nun einmal so!

Diesem betrübenden Betragen eines unredlichen Handwerkers kann ich zu meiner Freude ein Beispiel von Redlichkeit und Edelmuth beifügen. Eines Tages befand sich meine Mutter, etwa ein Jahr nach dem Tode meines Vaters, als bedrängte Wittwe eben in großer Geldverlegenheit. Da brachte der Briefträger ihr ganz unerwartet ein Paquet mit einigen Louisdor aus Heidelberg. Sie konnte sich gar nicht vorstellen, wer ihr von so weit her Geld schicken könnte, und meinte Anfangs, der Brief sey gar nicht an sie. Auf die Versicherung des Ueberbringers, es sey zuverlässig keine Irrung vorgegangen, las sie die Addresse noch einmal und öffnete den Brief. Er war von jenem Herrn von Schmuck, der einst in unserer

Kanzlei zugeschickt hatte. Er schrieb: Erst jetzt habe er zu seinem größten Bedauern erfahren, daß ihr edler Mann, dem er in jeder Hinsicht Vieles zu danken habe, gestorben sey; er beeile sich daher, das kleine Kapital — von so und so viel Gulden, das ihm der Selige vorgestreckt habe, abzutragen; was er mehr schicke, wolle sie, wie er sich sehr höflich ausdrückte, als Zins annehmen. Der Vater hatte der Mutter von diesem Gelde nichts gesagt, vermuthlich, weil er überzeugt war, es stehe in guten Händen. Die Mutter aber dankte Gott, der ihr diese Summe gerade für die Zeit dringender Noth hinterlegt und aufbewahrt habe.

Nachdem der Vater alle zeitliche Geschäfte berichtigt und alle Rechnungen abgeschlossen hatte, sagte er: „Nun kann ich mein Gemüth ungetheilt den ewigen Angelegenheiten zuwenden, und meine Rechnung mit dem Himmel abschließen.“ Er war sehr still und nachdenkend, und ließ nach ein Paar Tagen Abends seinen Beichtvater rufen. Am folgenden Morgen empfieng er die heilige Kommunion und die letzte Oelung mit großer Andacht, hörte die lateinischen Gebethe mit Aufmerksamkeit an, und bethete von Zeit zu Zeit leise mit. Er ward nach diesen heiligen Handlungen sichtbar erheitert und litt mit Ergebung und Geduld. Die Geistlichen besuchten ihn sehr oft; es waren eben dieselben, die ich im Traume in unser Haus hineingehen sah.

Er hatte sehr Vieles zu leiden; die Krankheit, eine Leberverhärtung, die er sich durch beständiges Sitzen am Schreibtische zugezogen hatte, wurde immer schmerzlicher. Eines Tages, da er öfter seufzte, sagte die Mutter: „Du hast große Schmerzen?“ „Ja,“ sprach er, „jetzt sind meine Schmerzen zum Sterben. Bring' unsere Kinder noch her, damit ich sie segne!“ Sie kam mit sieben Kindern, indem sie das Kleinste auf dem Arme trug. Er richtete sich in dem Bette auf, blickte lange bethend zum Himmel, und segnete eines der Kinder nach dem andern, indem er eines jeden Stirne mit dem Zeichen des Kreuzes bezeichnete. Die Mutter und alle Kinder vergossen heiße Thränen; das kleinste weinte auch mit, weil es alle weinen sah. Es war ein herzerschütternder Auftritt.

Nachdem der Vater alle gegenwärtige Kinder gesegnet hatte, segnete er auch noch die zwei, die sich in der Ferne befanden, mich, der ich in Dillingen und meinen Bruder, der in Augsburg studirte. „Ich hoffe zu Gott,“ sprach er, „mit Seiner Hülfe werde mein ältester Sohn Christoph es so weit bringen, daß er die Mutter unterstützen und seinen Geschwistern ein Vater werden könne.“

Der gottvertrauende Segenswunsch des Vaters, Gott werde für Mutter und Kinder sorgen, ging auch in Erfüllung. Einen augenscheinlichen Beweis davon erlebten wir bald darauf.

Schon zwei Jahre vor dem Tode des Vaters

ereignete sich in der Stadt der seltene, seit Menschengedenken nicht vorgekommene Fall, daß der Vordergiebel eines Hauses, nebst einem Theile des Daches einstürzte. Niemand wurde dabei beschädigt. Jedoch wäre ein Rathsherr, der eben vorbeiging, wenn er nur noch zwei Schritte näher gekommen wäre, sicher erschlagen worden; er dankte mit seiner ganzen Familie Gott, der ihn so gnädig bewahrt hatte. Der Besitzer des Hauses, ein geachteter Bürger, welcher Aufseher über die bedeutende Kornschranne der Stadt war, ließ das Haus neu herstellen und sparte nichts, eine recht bequeme freundliche Wohnung daraus zu machen.

Kein Mensch dachte daran, daß diese Begebenheit für unsere Familie, die den Mann blos dem Namen nach kannte, von sehr wohlthätigen Folgen seyn werde. Allein Gottes heilige Vorsehung hatte Alles so vorbereitet und herbeigeführt. Die Gattin des Kornaufsehers starb bald, nachdem das Haus neu gebaut war. Wackere Bürger und vertraute Freunde des Wittwers riethen ihm, wieder zu heirathen, indem er bereits auf Jahren sey, keine nahe Anverwandte habe, und deßhalb einer vertrauten Gehülfin unumgänglich nothwendig bedürfe. Er richtete seine Gedanken auf unsere Tante, die ältere Schwester meiner Mutter, die, von dem Hochzeittage meiner Mutter an, bei uns gelebt hatte. Die Tante, die auch nicht mehr jung war, erschrak über den Heirathsantrag,

sie hatte nie eine Neigung gehabt zu heirathen, sondern einige wackere Freier, die sich um ihre Hand beworben, abgewiesen. Allein meine Mutter redete ihr zu, diesen Antrag anzunehmen. „Du hast bisher," sagte sie, „einen Theil meiner Hausarbeit übernommen, meine Kinder erziehen helfen, und Leid und Freud' mit mir getheilt. Die Kinder sind jedoch nicht mehr so klein, daß sie eine so sorgsame Pflege nöthig hätten; sie wachsen heran, und die Mädchen können mir bereits einige Hülfe leisten. Mir armen Wittwe aber würde es kaum möglich seyn, dich ferner zu erhalten. Der Schrannenaufseher, Herr Brunner, ist ein braver Mann und allgemein geachtet, und du wirst es gut bei ihm haben. Ich denke, Gott hat es so gefügt, und dir eine angemessene Versorgung bereitet." Alle unsere Verwandten redeten ihr eben so zu.

Das Eheverlöbniß kam zu Stande, der Ehevertrag wurde zu Papier gebracht, und der Tag der Hochzeit festgesetzt. Allein wenige Tage, bevor die Hochzeit stattfinden konnte, wurde der Bräutigam plötzlich krank. Der Arzt wurde gerufen, fand die Krankheit bedenklich und allem Anscheine nach langwierig. Der Arzt und alle Freunde riethen dem Kranken, der eine treue Pflege höchst nöthig habe, die vorhabende Vermählung vollziehen zu lassen. Am folgenden Morgen wurde sie im Beiseyn meiner Mutter und der erforderlichen Zeugen, da der Kranke

nicht mehr wohl ausgehen konnte, in dem Hause vorgenommen. Allein schon am Abende starb der Bräutigam gegen alle Erwartung. Die Braut stand zitternd und bebend am Sterbebette.

Nachdem die Braut alle Schrecken der Heirath und des Todes ihres Bräutigams überstanden hatte, und die Leiche feierlich zur Erde bestattet war, kam sie zur Mutter, und bat sie, wie es sich von selbst versteht, zu ihr in das Haus zu ziehen, das vermög des Ehevertrags nunmehr ihr Eigenthum war. Die Mutter zog zu ihr. Die Kinder freuten sich sehr, daß sie die kleinern Hausgeräthe dahin tragen durften. Der Mutter, die bisher den Hauszins kaum erschwingen konnte, war es ein großer Trost, nunmehr so viel als eigene Wohnung zu haben. Das Haus ist zwar nur klein, und hat nur zwei heitzbare und zwei unheitzbare Zimmer, eine zwar kleine, aber helle Küche, eine Waschküche und Holzkammer. Es ist ein Eckhaus, wo zwei Straßen sich kreuzen, wird von der Mittags- und Abendsonne beschienen, und hat gegen Abend hin eine schöne Aussicht gegen eine Anhöhe, auf der sich eine offene Kapelle, eine Art großer Nische befindet, in der man Christus am Kreuze erblickt. Der Berg wurde, ich weiß nicht warum, der Russelberg genannt, wir Kinder aber nannten ihn den Kalvarienberg.

Mehrere würdige Männer, sowohl geistlichen als weltlichen Standes, wünschten meiner Mutter Glück

„Diese Wohnung," sagten sie, „hat Ihnen augenscheinlich Gottes heilige Vorsehung bereitet. Der liebe Gott hat Alles wunderbar so gefügt. Er ließ das Haus einfallen, damit es neu gebaut werden mußte, weil Ihnen mit einem alten baufälligen Hause nicht gedient gewesen wäre. Nun aber finden Sie da für sich und Ihre lieben Kinder einen sehr freundlichen, ihnen ganz angemessenen Aufenthalt. Das Haus ist ganz nach Wunsch. Sie haben wohl Ursache, Gott für Seine väterliche Vorsorge zu danken."

Die Mutter aber hatte dieses schon gethan. Sobald sie die neue Wohnung bezogen und eingerichtet hatte, kniete sie mit ihren Kindern und der Tante nieder, dankte Gott, und bat Ihn, diese Wohnung zu segnen, Alle im Hause vor Unglück, und noch viel mehr vor Sünde zu bewahren.

Dieses Alles hat sich zugetragen, während ich mich in Dillingen befand, jedoch wurden mir über Alles schriftliche Nachrichten ertheilt.

---

11. Eine Hauslehrerstelle.

Nachdem ich wieder ein Jahr in Dillingen zugebracht, und die oberen Klassen des Gymnasiums zurückgelegt hatte, und nach Hause kam, zeigte meine Mutter über meine, sowohl in diesem als in dem

verflossenen Jahre, mitgebrachten Zeugnisse und Prämien zwar Freude, eröffnete mir aber mit betrübtem Herzen, daß sie sich außer Stand sehe, mich weiter studiren zu lassen; alle unsere Freunde seyen auch dieser Meinung; Herr Obervogt im deutschen Hause erbiete sich, mich in die Kanzlei zu nehmen, wo ich bald mir hinreichendes Brod werde verdienen können.

Darüber ward ich höchst bestürzt; ein Schreiber zu werden, der die Rechte nicht studirt hat, war mir ein trauriger Gedanke. Ueberhaupt fühlte ich zu Kanzleiarbeiten, so unumgänglich nöthig und unentbehrlich sie auch sind, wenig Neigung. Ich wünschte vorerst Philosophie zu hören, und mich erst dann für ein bestimmtes Fach zu entscheiden. Ich empfahl aber diese Angelegenheit Gott, und flehte herzlich zu Ihm, Er wolle Alles so leiten, wie es für mich am Besten sey.

Zu Anfang des Studienjahres schrieb ich an meinen Jugendfreund Heinrich von Brentano, einen Jüngling von ausgezeichneten Talenten, der vor allen meinen Mitschülern immer das meiste Wohlwollen gegen mich gezeigt hatte, daß ich zu meinem großen Leidwesen das Studiren aufgeben müsse, und nicht mehr nach Dillingen kommen werde. Sogleich mit umgehender Post schrieb er mir, ich solle auf der Stelle nach Dillingen kommen; der Herr Geheimerath und Archivar von Weber lasse mich, auf Empfehlung des Herrn Professor Weber, zum Haus-

schreit, oder wie man damals sagte, zum Instruktor seiner Kinder berufen. Es seyen drei hoffnungsvolle, wohlerzogene Kinder, von sechs bis acht Jahren, zwei Knaben und ein Mädchen, an denen ich Freude haben werde; ich werde da eine sehr edle Behandlung und ganz freie und vollkommne Verpflegung finden; überdieß habe ich auf Weihnachten, an meinem Namenstage und am Ende des Jahres nicht unbedeutende Geschenke zu erwarten. Was aber noch über Alles gehe, so werde ich so glücklich seyn, bei dem vortrefflichen Professor Weber Philosophie zu hören. Meine Mutter und ich waren über diese Nachricht hoch erfreut.

Ein weltkluger Herr aber sagte zu meiner Mutter, es sey ihm gar nicht wahrscheinlich, daß man mir eine so vortheilhafte Stelle gleichsam nachwerfe; er fürchte, alles sey nur ein abgeredeter Handel, und am Ende des Studirjahres würden die Konto's schon nachkommen. Allein meine Mutter glaubte mir, daß alles in Wahrheit so sey. Ich packte mein kleines Koffer, übergab es einem fahrenden Boten, und trat unverzüglich meine Reise zu Fuß an. Es war ein heller, kalter Novembermorgen; die Wiesen waren dicht mit Reifen bedeckt. Ich aber wanderte, der Kälte nicht achtend, voll frischen Muthes Dillingen zu. Brentano begrüßte mich mit offenen Armen, und führte mich zu Professor Weber.

Hier erfuhr ich erst, wie es kam, daß diese Stelle

lehrerstelle mir zu Theil würde. Geheimerath von Weber hatte den Professor Weber ersucht, ihm einen Hauslehrer vorzuschlagen. Der Professor dachte wohl auch an mich; da er aber schon früher durch meinen Kostherrn kund geworden, ich werde nicht mehr kommen, so schlug er [illegible] vor. Sobald dieser mein Freund meinen Brief erhalten hatte, eilte er damit zu Professor Weber und erklärte, daß er aus Freundschaft für mich diese Stelle nicht annehmen, sondern darauf verzichte. Er erwies mir dadurch einen großen Freundschaftsdienst. Es war in der That eine sehr edle Handlung von ihm! Denn es wäre ihm selbst sehr erwünscht gewesen, in ein solches Haus aufgenommen zu werden; auch der Unterricht der Kinder würde ihm bei seinen Kenntnissen, seinen Talenten, seiner Liebe zur Jugend leicht und angenehm gewesen seyn. Es war ihm nach dem Tode seiner Aeltern jährlich so viel an Geld zugewiesen, daß er bei weiser Sparsamkeit, davon ganz bequem leben konnte. Allein wenn er Kost und Wohnung nicht mehr hätte bezahlen müssen, so hätte er diese nicht unbedeutende Ersparniß auf werthvolle Bücher, die er wünschte und zu sammeln anfing, auf zierliche Kleider, die er liebte, auf Reisen und mancherlei erlaubte Vergnügungen verwenden können. Alles dieses brachte er mir zum Opfer; ihm habe ich es nächst Gott zu danken, daß ich nicht als ein gewöhnlicher Schreiber in der Kanzlei mein Leben hinbringen mußte.

Brentano hatte, wie ich hier nur kurz bemerke, fernerhin einen sehr bewegten Lebenslauf. Er wurde Kirchenrath und Stadtpfarrer zu Stuttgart, und dann als Dekanatscommissär und Stadtpfarrer, ich weiß nicht aus welchem Grunde, nach Radolphszell versetzt. Als dieses Städtchen an das Großherzogthum Baden fiel, wurde er geistlicher Rath und Dekan und starb als Stadtpfarrer zu Löffingen, wo ich ihn das letzte Mal gesehen habe. Er hat nützliche Schriften für die Jugend herausgegeben, und an jeder Stelle, die er begleitete, viel Gutes gewirkt. Er war mir ein wohlwollender, treuer Freund. — Diese Blume, mit einer Thräne des Dankes benetzt — lege ich hiemit auf sein Grab.

Professor Weber stellte mich dem Geheimenrathe von Weber vor, dem ich schon früher nicht unrühmlich bekannt war. Ich wurde von ihm und dessen Frau Gemahlin sehr gütig aufgenommen, und auch von den Kindern freundlich begrüßt, und trat nun mein kleines Lehramt an.

Ich hatte die Kinder im Lesen, im Auffassen und Wiedererzählen des Gelesenen, im Schön- und Rechtschreiben und im Rechnen zu unterrichten; den älteren Knaben auch in den Anfangsgründen der lateinischen Sprache. Ueberdieß sollte ich ihnen, so viel thunlich, in der Geschichte, Erdbeschreibung und Naturgeschichte Unterricht geben.

Was die Geschichte betrifft, so sah ich wohl

ein, die Weltgeschichte sey für Kinder zu umfassend, zu unverständlich. Ich hatte zwar an dem Gymnasium sie aus einem kurzen Umrisse in lateinischer Sprache, der einen mäßigen Oktavband ausmachte, kennen gelernt; allein auch ein noch viel kürzerer Auszug schien mir für Kinder viel zu weitläufig, und zu dürr und trocken. Hingegen fand ich, die biblische Geschichte sey auch zugleich ein Leitfaden der allgemeinen Geschichte für Kinder, von Erschaffung der Welt bis Christus. Sie vernehmen da, wie das ganze Menschengeschlecht von zwey Menschen abstamme; wie die ersten Menschen Kornfelder und in der Folge Weinberge anlegten, zahme Heerden von Thieren heranzogen, auf wilde Thiere Jagd machten, auch Metalle aus der Erde hervorgruben und bearbeiteten. Ferner wie die erste Familie zu einem großen Volke heranwuchs, das Städte, Tempel und königliche Palläste erbaute; wie dieses Volk, das Volk Israel, das merkwürdigste Volk der Erde, das noch jetzt besteht und über die ganze Erde zerstreut ist, damals mit den ältesten Königreichen der Welt, mit Aegypten, Assyrien, Babylonien und Persien, mit den großen Handelsstädten Tyrus und Sidon, und endlich mit Griechenland und den Römern in Berührung kam. Wir sehen, was die Kinder aus der Weltgeschichte für jetzt zu wissen brauchen, könne bei dem Vortrage der biblischen Geschichte angebracht werden. Ich theilte meine Gedanken dem Geheimenrathe mit. Er fand

sie gut; nur wünschte er, als fürstbischöflicher Diener, daß ich die Kinder auch mit der Geschichte der Bischöfe von Augsburg bekannt mache. Er gab mir ein dazu dienliches Werk. Ich las es sehr aufmerksam. Vor allen Bischöfen bewunderte ich den heiligen Ulrich; auch den Bischof Christoph von Stadion gewann ich sehr lieb. Ich konnte also von ihnen, so wie auch noch von vielen andern mit Ehrfurcht und Liebe reden.

In Hinsicht der Erdbeschreibung fand ich nothwendig, meinen kleinen Schülern vorerst einen allgemeinen Begriff von der Erde beizubringen. Ich that es mündlich, und beschrieb und erzählte ihnen, daß die Erde eine ungeheuer große Kugel sey, viel größer, als Kinder, ja Erwachsene es sich vorstellen können; daß die Erdkugel ringsum, oben und unten, und von allen Seiten, mit Land und Meer umgeben sey; daß es dreierlei Erdstriche gebe, den kalten, den heißen, und den gemäßigten, in dem wir wohnen; daß in allen diesen Erdstrichen verschiedene Menschen, weiße und schwarze, leben; daß der gütige Gott den kalten Erdstrich, wo es fast beständig Winter ist, und den heißen Erdstrich, wo immer eine glühende Sommerhitze herrscht, und auch den gemäßigten Erdstrich, wo Winter und Sommer wechseln, so eingerichtet habe, damit Menschen da wohnen können; daß auch die Thiere von Gott für diese Erdstriche, für den kalten das Rennthier, und für den heißen das Kameel

nicht eigentlich geschaffen machen; daß in dem gemäßigten Erdstriche im Sommer so viel wachse, als die Menschen im Winter zum Leben nöthig haben; daß die Vögel, z. B. Schwalben und Störche, die keine Nahrung mehr fänden, in wärmere Länder fortziehen, und daß der Pelz der Waldthiere, z. B. der Füchse und Hasen, für den Winter dichtere Haare bekomme u. s. w.

Ich nannte ihnen auch die Welttheile, Asia, Afrika, Amerika und Europa, in welchem letzteren wir wohnen.

„Doch," sagte ich, „vorerst müssen wir von all diesen Ländern eines, und zwar Deutschland, das uns am nächsten angeht, näher betrachten."

Bevor ich ihnen die Karte von Deutschland vorlegte, suchte ich ihnen begreiflich zu machen, was eine Landkarte sey. Ich zog auf einem Blatte Papier eine schlänglichte Linie. „Diese Linie," sagte ich, „soll die Donau bedeuten. Hier, dieser Punkt da, den ich mit einem Ringlein umgebe, damit man ihn nicht übersehe, soll die Stelle, wo Dillingen liegt, und dieser Punkt hier die Stelle Lauingens bezeichnen. Wo wollen wir aber nun Höchstädt hinsetzen? Ich denke hieher." „O nicht doch," sagte Joseph, der ältere Knabe, „aber nicht seitwärts, sondern auf die entgegengesetzte Seite." Ich that es. „Wohl," sagte der Knabe, „aber nicht so nahe bei Dillingen, sondern etwas weiter entfernt, als Lauingen." So machte ich es auch mit den umliegenden Dörfern,

Nun erst legte ich ihnen die Karte von Deutschland vor, und zeigte ihnen die bedeutendsten Flüsse und vorzüglichsten Städte, die daran liegen.

Als der ältere Knabe diese bei der Wiederholung nicht sogleich alle zu finden wußte, sprang Ludwig, der jüngere Bruder, ein sehr lebhafter Knabe, der nur ein wenig zugehört hatte und dann auf seinem Steckenpferde hin und her geritten war, herbei, und wußte mit dem Stiele des Steckenpferdes sie zu zeigen.

Auf ähnliche Art machte ich es auch mit der Naturgeschichte. Allerdings nannte ich ihnen die drei sogenannten Reiche der Natur: das Thierreich — Säugthiere, Vögel, Amphibien, Fische, Insekten und die Würmer, unter die auch die Schnecken und Muscheln gezählt werden; das Pflanzenreich — Bäume, Gesträuche, Gemüse, Kräuter, Blumen, Gras und Moos; das Steinreich — von den Steinen, die uns am leichtesten in die Augen fallen, so genannt, aber auch die übrigen Mineralien umfassend, die man so nennt, weil sie aus den Minen, aus tiefen Gruben und Gängen unter der Erde hervorgegraben werden, als von den Metallen, Gold, Silber, Kupfer und Eisen, von den mancherlei Salzen und von den brennbaren Stoffen.

Ich fand, daß man auch da mit dem mündlichen Unterricht, dem lebendigen Worte, weiter komme, als mit dem Lesen in einem Buche. Ich zeigte vorerst, wie Gott alle Thiere zum Nutzen der Menschen er

schaffen habe, wie das Pferd uns trage, und anstatt unser, schwere Lasten ziehe; wie die Kuh uns Milch gebe, das Schaf Wolle zur Kleidung, die Biene Honig, die Henne Eier u. s. w.

Wie nützlich uns die Bäume des Waldes seyen, und zu wie Vielem das Holz diene, ließ ich auf meine Fragen die Kinder selbst beantworten. Die Waldbäume, Gesträuche, besonders die Getreidarten lehrte ich ihnen bei Spaziergängen kennen; denn ich habe oft bemerkt, daß junge, in der Stadt erzogene Leute, obwohl sie Naturgeschichte gelernt hatten, und von den Kaffeebäumen und dem Zuckerrohre erzählen konnten, Korn und Haber auf dem Felde nicht zu unterscheiden wußten.

Wie viel Schönes und Nützliches aus Gold und Silber verfertigt werde, war ihnen bekannt; sie wußten sehr gut, was sich davon in ihrem eigenen Hause vorfand. Allein auf weitere Fragen, wie es in der Welt aussähe, wenn auf einmal alles Eisen hinweggenommen würde, erkannten sie, das Eisen sey das nöthigste und schätzenswertheste aller Metalle. „Ohne Eisen,“ sagten sie, „wäre es mit dem Feldbau vorbei und alle Werkstätten müßten für immer stille liegen. Man hätte nicht einmal eine Nähnadel.“

Indeß ließ ich die Kinder auch ausgewählte Stellen aus Raffs Naturgeschichte, damals dem neuesten und sehr beliebten Buche in diesem Fache, lesen. Als einmal die kleine Therese, ein Fräulein von etwas

über sechs Jahren, den Satz las: „Auch der Mensch ist ein Thier," sagte sie: „Das ist dumm! Es ist gerade so, als wenn ich sagen wollte, unser Pudel dort ist ein Mensch." Auch werden in diesem Buche einige Thiere redend aufgeführt, und erzählen ihre Naturgeschichte selbst. Die Kinder aber fanden dieses lächerlich und abgeschmackt. Manche ihrer treffenden Fragen und Aeußerungen verdienten hier angeführt zu werden. Ich unterlasse es aber, indem ich dieselben in meinen Schriften für die Kinder, benützte. Nur die Worte des kleinen Ludwigs, der nach dem Unterricht in der Naturgeschichte, Milch und darein gebrocktes Brod aß, mögen noch hier stehen. Als er das leere Schüsselchen zurückschob, rief er: „Der liebe Gott ist doch recht brav!" Möchte der Unterricht in der Naturgeschichte, in den Herzen der Kinder, stets Dankbarkeit gegen den Schöpfer der Natur erregen!

Meine drei kleinen Zöglinge erblickten unter meinen Schriften ein Landschäftchen, das ich auf Papier gezeichnet und mit lebhaften Farben illuminirt hatte. Es gefiel ihnen, und sie liefen damit zur Mama und zeigten es ihr. Diese äußerte gegen mich den Wunsch, ich möchte den Kindern auch U n t e r r i c h t i m Z e i c h n e n geben. Ich versuchte es, und zeichnete ihnen zuerst, mit Bleistift kleine Dreiecke, Vierecke und Kreise vor, dann solche Gegenstände, die sich mit wenigen Linien nachbilden ließen, zum Beispiel, erst einfache

Blätter von Blumen oder Kräutern, dann solche Blumen, die sich am leichtesten abzeichnen lassen, Tulpen und Narzissen. Am meisten freute es die Kinder, wenn ich Dinge, die sie mit Augen sahen, abzeichnete, und sie sahen mir begierig zu. Als wir uns einmal im Speisezimmer befanden, und die Aeltern wegen eines Besuchs nicht sobald zu Tische kommen konnten, baten mich die Kinder, die schön geformte Kaffeekanne, nebst Milchkännchen und Tassen, die auf der Commode standen, und eine schlanke Weinflasche und einen dickbauchigen Wasserkrug auf dem Seitentischchen, zu zeichnen. Ich machte den Umriß mit wenigen Strichen. Als ich nach Tisch mit den Kindern in unser gewöhnliches Lehrzimmer kam, machten sie das mit Bleistift Gezeichnete nach. Es kam dabei freilich nicht viel heraus. Es war nicht viel mehr als Spielerei. Allein Beschäftigung hat schon an sich für Kinder große Vortheile; wenn sie abwechselnd und angenehm ist, werden sie vor den Nachtheilen der Langenweile und des Müssiggangs bewahrt. Diese Zeichnungsversuche übten überdieß Auge und Hand.

Der Religionsunterricht war mir das Allerwichtigste. Da die Aeltern jedoch vorhatten, ihre Kinder in die öffentlichen Unterrichtsstunden zu schicken, so erklärte ich vorläufig blos die drei Worte: „Vater, Sohn und heil. Geist", welche von Kindern und Erwachsenen so oft ausgesprochen werden. Ich

suchte meinen drei kleinen aufmerksamen und wißbegierigen Schülern den Vater im Himmel, der Alles erschaffen und höchst weise und gütevoll eingerichtet hat, und seinen geliebten Sohn, der in sichtbarer Gestalt, voll unendlicher Liebe auf Erde wandelte, und den heiligen Geist, der in unserm Innersten zu uns spricht, und in der Stimme des Gewissens, uns vor dem Bösen warnt und zum Guten ermahnt, so viel ich vermochte, kennen zu lehren. Dieses Alles suchte ich aus dem Anblicke Himmels und der Erde, die Gott durch seine Allmacht hervorgebracht, aus Begebenheiten der heiligen Schrift, von dem Paradiese an bis zur Erscheinung Jesu Christi auf Erden, von der Geburt Jesu bis zu seinem Tod am Kreuze, von seiner Auferstehung bis zur Sendung des heiligen Geistes, ihnen anschaulich zu machen. — Indem ich dieses schreibe, denke ich mich ganz in jene seligen Tage zurück, da ich diese lieben Kinder unterrichtete, und bin daher vielleicht zu ausführlich geworden.

Als die Vorlesungen an der Universität beendet, und die Prüfungen der Studirenden vorbei waren, hielt ich auf Verlangen der Aeltern mit den Kindern eine Prüfung. Die Freunde des Hauses, vor allen Professor Weber, nebst andere Professoren, auch einige Regierungsräthe mit ihren Frauen wurden dazu eingeladen. Auf einigen Blättern, die ich in mehreren Abschriften unter die Anwesenden vertheilte, zeichnete ich auf, was die Kinder gelernt

hatten; und worüber sie nach Belieben gefragt werden konnten. Vorzüglich wußte Professor Weber trefflich zu fragen, wozu wohl eben so viel, ja manchmal vielleicht noch mehr Einsicht gehört, als zum Antworten. Die Kinder bestanden in dieser Prüfung sehr gut. Die Aeltern waren hoch erfreut. Alle Anwesende wünschten ihnen, den Kindern und auch mir Glück. Der Geheimerath bezeigte mir seine volle Zufriedenheit, und seine Gemahlin ließ mich neu kleiden. Noch mehr freute mich, daß auch die Kinder ungeheißen mir herzlich dankten — wie sie mir denn immer Achtung, Liebe und großes Zutrauen bezeigten, mit Freuden lernten, immer folgsam, und nie im Geringsten ungehorsam oder widerspänstig gewesen.

12. Die Ferien.

Ich trat nun meine Reise in die Ferien, oder, wie man damals sagte, in die Vakanz an. Wie ich für dieses Studienjahr zu Fuße nach Dillingen gereist war, so wollte ich auch eine Fußreise nach Hause in meine Vaterstadt Dinkelsbühl machen. Damals, im Spätherbste, war das Wetter rauh und sehr kalt gewesen, dießmal, zu Anfang des Herbstes, hätten die Tage nicht schöner und lieblicher seyn können. Am

folgenden Tage um ein Uhr saß ich schon im Post- und Gasthause zu Nördlingen, aß da zu Mittage, und ruhte aus, bis gegen drei Uhr. Heute noch bis nach Dinkelsbühl, sechs starke Stunden weit zu gehen, war mir nicht möglich. Ich überlegte, was besser und wohlfeiler wäre, hier oder unterwegs zu übernachten. Da kam ein Handlungsdiener mit einem Kistchen herein, um es auf den Postwagen zu geben. Der Wagen war aber schon beinahe vor einer Stunde abgefahren. Der Handlungsdiener ging bestürzt, kam aber sogleich wieder und sagte, sein Herr bitte, ein Postknecht zu Pferde solle dem Postwagen nachjagen und ihn einholen, und wenn es auch erst in Dinkelsbühl wäre. Der Postmeister sagte: Den Postwagen sey dort sicher noch zu treffen. Allein das Kistchen auf dem Pferde weiter zu liefern, gehe nicht. Er wisse da kein anderes Mittel, als das Kistchen auf ein leichtes Postschäschen zu laden. Der Handlungsdiener ging, kam eilig wieder, und sagte, da sein Herr versprochen habe, die Waaren heute, mit fahrender Post nach Frankfurt zu schicken, so müsse er Wort halten. Der Postmeister wolle doch auf der Stelle einspannen lassen.

Der freundliche Postmeister wandte sich nun zu mir und sprach: „Wenn der Herr Studiosus mitfahren will, so kostet es ihm nichts, als einen Vierundzwanziger Trinkgeld für den Postillon.“ „Ich gebe ihm gern zwei“, sagte ich erfreut, und saß ein

Der Schwager, ein braver Bursch, fuhr sehr schnell. Es ging wie im Fluge. Als er in die Hauptstraße zu Dinkelsbühl einlenkte, wo das Posthaus stand, sagte er zu mir: „Der Postwagen ist noch richtig da, und man macht noch keine Anstalt einzuspannen." Er erbot sich, mich an mein Haus zu fahren, das sich nicht weit von der Post in einer Seitenstraße befand, setzte sein Posthorn an den Mund, und blies in schmetternden Tönen ein lustiges Stückchen.

Meine Mutter erschrak, daß ich mit Extrapost komme. Ich erzählte, wie ich diese Gelegenheit, um zu sparen, benützt habe. Sie sagte: „Das war vernünftig; allein man wird es dem Sohne einer armen Wittwe dennoch als Uebermuth und Verschwendung auslegen. Du würdest besser gethan haben, um alles Aufsehen zu vermeiden, vor dem Thore auszusteigen und zu Fuß in die Stadt zu gehen."

Am folgenden Morgen öffnete ich meinen Koffer, den ich voraus geschickt hatte, und zog meine neuen Kleider an — einen Frack vom feinsten, schönsten blauen Tuche, Weste und Beinkleider von schwarzem Atlaß. Meine Mutter erstaunte, und fragte besorgt, wo ich so prächtige und kostbare Kleider hernehme. Allein so kostspielig als es schien, waren sie der gnädigen Frau, die sie mir schenkte, doch nicht gekommen. Sie hatte einen Frack, der ihrem Gemahl zu enge geworden, und eines ihrer Kleidungsstücke, in das einige nicht auszutilgende Flecken hineingekommen, die

aber, bei anderer Verwendung leicht wegfielen, für mich zurecht machen lassen. Alles erschien so schön, als käme es neu aus dem Laden.

Ich machte nun meine ehrerbietigen Besuche, bei dem Herrn Stadtpfarrer, bei meinen geistlichen Lehrern, auch in beiden Klöstern der Karmeliten und Kapuziner, ferner bei den domkapitlischen, deutschordischen Oberbeamten, den zwei Bürgermeistern und den Rathsherren. Die Herren bezeigten ihren Beifall über meine guten Zeugnisse, und meine feine Kleidung machte auf sie einen guten, auf die Frauen aber, wie es schien, einen nicht ganz erfreulichen Eindruck.

In meinen Zeugnissen hatte ich aus allen Fächern die erste Klasse und erste Note erhalten. Einer der Rathsherren, der eben kein Gelehrter war, sagte: „Ueberall ist er der Erste geworden, sogar, was mich wundert, in der Kasthetik." So las er, anstatt Aesthetik, weil das Ae nicht deutlich geschrieben war, und er es für Ka ansah.

Uebrigens begegneten mir alle mit größerer Achtung, als im vorigen Jahre; zu den Zeugnissen und Kleidern kam noch, daß ich mich im Umgange sicherer zu benehmen wußte, und jedem den geziemenden Respekt, aber fern von aller übertriebenen Höflichkeit, und noch mehr entfernt von erniedrigender Kriecherei zu erweisen wußte.

In dem Hause des Herrn von Weber hatte ich

gelehrt, die wahre Höflichkeit bestehe nicht blos in herkömmlichen schmeichelhaften Redensarten und dergleichen, sondern in aufrichtiger Bescheidenheit und herzlichem Wohlwollen gegen alle Menschen; man müsse Alles meiden, was Andern beschwerlich fallen könnte, aber bereit seyn, ihnen jede Gefälligkeit zu erweisen, durch die ihnen ein nützlicher Dienst geschieht. Manches Rauhe und Unbehülfliche, das jungen Studenten anzukleben pflegt, konnte in diesem Hause guter Lebensart und feiner Sitte abgeschliffen werden.

Der Geheimerath hatte schon bei der Wahl eines Lehrers seiner Kinder nicht nur auf hinreichende Kenntnisse und gutes sittliches Betragen gesehen, sondern überdieß noch auf ein wohlanständiges Benehmen im Umgange mit Menschen. Er beobachtete mich deßhalb auch in dieser Hinsicht — und als ich das erste Mal mit ihm, der Mutter und den Kindern zu Tische saß, sprach er zu den Kindern: „Seht, mit welchem Anstande Euer Instruktor zu Tische sitzt, und zu essen weiß. Ich habe es euch schon oft gesagt, daß man bei dem Essen und Trinken, alles Schmatzen und Schlürfen vermeiden müsse. Unsere Tischgenossen sollen uns nur essen sehen, aber nichts davon hören.“

Auch mein seliger Vater hatte mir das oft gesagt, und auf dessen Befolgung streng und fest gehalten. „Die Vernachlässigung dieser Wohlstandsregel,“ sagte

er, „hat schon manchen Mann um manche Annehmlichkeit des gesellschaftlichen Lebens gebracht, ihn seinen Mitmenschen peinlich gemacht, und an seinem weitern Fortkommen gehindert."

Ich kann nicht umhin, hier aus meinen weiteren Erfahrungen ein Beispiel anzuführen.

Diese Unart hat einmal einem vorzüglichen jungen Manne seine Wirksamkeit in einem höheren Wirkungskreise versperrt. Dieser sehr würdige, wissenschaftlich gebildete Geistliche, von ganz untadelichem Betragen, wurde dem Minister zum Vorstande einer Erziehungsanstalt vorgeschlagen. Der Minister ließ ihn rufen, unterredete sich mit ihm und war mit seinen Kenntnissen höchst zufrieden; auch aus allen Nachforschungen über sein Betragen hatte sich ergeben, daß er ein sehr edler Mann sey. Der Minister, darüber erfreut, lud ihn zur Tafel. Jedermann erwartete, der würdige Mann werde diese Stelle erhalten; jedermann aber war über die Aeußerung des Ministers befremdet: „Dieser Mann tauge nicht zum Vorstande einer Erziehungsanstalt; es fehle ihm selbst an Erziehung." Nach einigen Jahren hatte ich diesen geistlichen Herrn, den ich auch wegen seiner Schriften schätzte, zum Mittagsessen gebeten. Seine Unarten bei Tische, dieses Schmatzgen mit den Lippen, dieses krachende Zerbeißen der Hühnerbeinchen, dieses Schlürfen bei jedem Trunke, wie ein Weinhändler, der die Güte eines Weines prüfen will, zu thun

pflegte) würde mit und allen Schülern unausstehlich. Ich konnte den Minister nicht tadeln, sondern mußte ihm vollkommen Recht geben.

18. Rückkehr aus den Ferien.

Die Ferienzeit war für mich dießmal überaus angenehm. Ich wurde vielfältig, auch in beiden Klöstern, zur Mittagsmahlzeit eingeladen. Auch bei kleinen heiteren Gesellschaften, die von reichen Aeltern ihren studirenden Söhnen bereitet wurden, durfte ich nie fehlen. Unter Andern veranstaltete der erste und dem Bürgermeister nächste Rathsherr, der Geheime genannt, auf der Einsiedelei zu St. Ulrich ein ländliches Fest, seinem Sohne Matthäus Voißen zu Ehren, der die Philosophie absolvirt und, bei großen Talenten, einen eminenten Fortgang gemacht hatte. Es wurde auch ein Feuerwerk, das erste, das ich sah, abgebrannt. So erfreulich mir das Alles war, so fühlte ich mich doch noch glücklicher, diese Tage bei den lieben Meinigen, Mutter, Geschwistern und Anverwandten verleben zu können.

Indessen lag mir meine Instruktorstelle so sehr am Herzen, daß ich mehrere Tage, ehe das Studienjahr anfing, mich wieder nach Dillingen begab.

Aeltern und Kinder waren erfreut, daß ich früher, als ich versprochen hatte, eintraf.

Ich kann nicht aufhören, von dieser edlen Familie, der ich so Vieles zu danken habe, zu reden, und wenigstens noch Einiges zu sagen.

Ich war wie ein Kind des Hauses. Als ich einmal erkrankte, wurde mit wahrhaft väterlicher und mütterlicher Theilnahme und Zärtlichkeit für mich gesorgt. Der Geheimerath unterhielt sich mit mir sehr oft über wissenschaftliche Gegenstände. Ich mußte ihm manchmal Abends nach Tische vorlesen. Er machte manche scharfsinnige Bemerkung.

Sein Arbeits- und Bibliothekzimmer stand mir, da er sich meistens im Archive des Regierungsgebäudes befand, immer offen. Dieses freundliche Zimmer lag ganz entfernt von der Straße und hatte die Aussicht in einen Garten mit schattigen Bäumen. Hier war ich am liebsten; hier unterrichtete ich auch im Sommer die Kinder, und fand auch für mich selbst Unterricht, in der zwar nicht sehr zahlreichen aber ausgewählten Büchersammlung. Ich las, was in das Fach einschlug, das ich damals studirte: Schriften über Philosophie, über Naturkunde und Naturgeschichte. Daß ich dabei für mein früheres Studium, die Poesie und schöne Wissenschaften, noch immer eine Vorliebe hatte, und mich mit den deutschen Klassikern bekannt machte, versteht sich von selbst.

An den langen Winterabenden ließ auch die gnädige

Frau Mama sich von mir vorlesen aus solchen Schriften, die zugleich lehrreich und unterhaltend waren, und die auch den Kindern Vergnügen machten, ihnen Nutzen gewährten und keinen Nachtheil bringen konnten. Unter andern las ich Campes Robinson vor, auch mehrere Stücke aus Weißens Kinderfreund, woran Mutter und Kinder gleichen Antheil nahmen. Ich bedauerte, daß wir Katholiken damals an zweckmäßigen Schriften für die Jugend noch Mangel hatten.

Die Mutter der mir anvertrauten Kinder unterredete sich mit mir öfter über Religion, die ihr eine Herzensangelegenheit war, — und da hier auf Erden doch unser Bleibens nicht ist, und wir bald von hier fort müssen — über die künftige Welt.

Ich las ihr auch meine Ausarbeitungen der Aufgaben vor, die mir mein Professor aufgegeben hatte. Sie machte darüber sehr treffende Bemerkungen, wie denn Frauenzimmer in vielen Dingen ein feineres Gefühl und einen sehr richtigen Blick haben.

Zwei Jahre habe ich in diesem mir so theuren Hause zugebracht, bis ich in das Klerikal-Seminar eintrat. Auch von da aus, und als ich in der Seelsorge angestellt war, besuchte ich es noch von Zeit zu Zeit. Als ich aber viele Meilen weit, und viele Jahre lang von Dillingen entfernt war, hörte ich, beide Aeltern seyen gestorben. Erst in Augsburg traf ich den älteren Sohn Joseph wieder, wo er rechtskundiger Magistratsrath war. Er erzählte mir,

daß sein jüngerer Bruder, schon im Anfange seiner Jünglingsjahre gestorben sey; daß seine Schwester sich glücklich verheirathete, aber auch nicht mehr lebe, und auch er selbst starb nach kurzer Zeit. Wie viele gute Menschen, wie viele des kräftig blühenden, schönsten jugendlichen Alters überlebte ich schon!

Ach, was wäre der Mensch, wenn es nach diesem schnell vorübergehenden Erdenleben mit ihm aus wäre, wenn von ihm nichts übrig bliebe, als eine Handvoll Staub, ein Häufchen Asche! Wie zwecklos wäre sein ganzes Daseyn auf Erden? Wie eitel sein edles Bestreben nach Weisheit und Tugend! Der Mensch, als das mit den herrlichsten Anlagen reichlichst begabte aller Geschöpfe, wäre gerade das allerelendeste! Alle Mühen, alle Leiden seines Lebens wären vergebens! O Dank und Anbethung sey Gott und seinem geliebten Sohne Jesus Christus, für die Verheißung eines ewigen Lebens nach diesem vergänglichen Leben. Die Hoffnung der Unsterblichkeit ist für uns sterbliche Menschen der einzige Trost am Grabe. Wie erhebend ist der Gedanke an den Himmel! Gott gebe, daß wir alle, die der Tod hier trennt, dort wieder vereiniget werden!

---

14. Professor Weber.

Als ich in den Hörsal der Philosophie eingetreten war und die ersten Vorlesungen hörte, wurde ich gleichsam in ein neues Leben versetzt. Professor Weber schickte der Logik oder Vernunftlehre eine klare und gedrängte Einleitung aus der Psychologie oder Seelenlehre — über Vorstellungen, Begriffe, Urtheile und Vernunftschlüsse voraus. Ich hatte nie darüber nachgedacht, wie es bei unserm Denken eigentlich zugehe. Alles aber, was der Professor vortrug, leuchtete mir sehr helle ein, und ich bedauerte nur, daß die Logik, die Vernunftlehre oder vielmehr Denklehre, nicht vor der Rhetorik, der Anleitung zu der Beredsamkeit gegeben worden, weil dann ein jeder Gegenstand einen reicheren Stoff zu behandeln darbieten, und die Behandlung selbst zusammenhängender und folgerechter seyn würde.

Das wichtigste der Logik, die Erkenntnißquellen und Prüfsteine des Wahren — Erfahrung, glaubwürdige Zeugnisse, allgemeine gesunde Menschenvernunft, philosophisch-gebildete Vernunft — wußte er sehr anwendbar und brauchbar für das menschliche Leben darzustellen.

Indem es leicht kommen kann, daß die genannten Prüfsteine des Wahren nicht ganz zuverläßig und entscheidend sind, so sprach er auch von den Quellen des Wahrscheinlichen, z. B. Zurückführung auf ähn-

liche Fälle. „Wenn der redliche Erdenpilger," sagte er, „nicht bei dem vollen Sonnenglanze wandeln kann, so kann er doch auch bei Mondschein — wiewohl da mehr Vorsicht nöthig ist, um nicht zu irren — zum Ziele seiner Bemühungen, zur Erkenntniß der Wahrheit gelangen.

Ein großer Vorzug seiner Vernunftlehre war, daß er auf die Quellen des Irrthums — Leidenschaften, Stolz, sinnliche Neigungen und Eigennutz — aufmerksam machte, und mit großem Nachdrucke davor warnte. Er zeigte in vielen Beispielen, wie die Einflüsse des Herzens den hellen Blick des Verstandes trüben und manchmal ganz verfinstern können. „In einem Rechtsstreite," sagte er, „sind Zwei ganz entgegengesetzter Meinung, und dennoch kann jeder meinen, er habe Recht und seine Ansicht sey die wahre."

Die Metaphysik, die Wissenschaft übersinnlicher Gegenstände, gab er nach dem vorgeschriebenen, noch der Wolfischen Philosophie angehörigen Lehrbuche. Er wußte aber jedem Kapitel aus dem Reichthume seiner Kenntnisse unterrichtende Bemerkungen beizufügen. So machte er uns mit dem Inhalte von Leibnitzens Theodicee bekannt: „Diese Welt ist die Beste." Ich hielt zwar immer für ausgemacht wahr, daß Gott alle Uebel der Welt zum Besten der Menschen leiten werde; ich erkannte aber jetzt diese Wahrheit in hellerem Lichte. Den Lehrsatz des Cartesius: „Gott ist das vollkommenste Wesen; da aber das

Seyn die erste Bedingung der Vollkommenheit ist, so liegt darin schon der Beweis von dem Daseyn Gottes," trug er blos historisch vor. Ich fand diesen Einfall sinnreich oder vielmehr witzig; es freute mich aber, daß es noch gründlichere Beweise giebt.

Ueberhaupt, so freudig ich philosophische Wahrheiten anerkannte, so schien mir doch manche Behauptung sey ohne hinreichenden Grund oder gar grundlos.

Wir junge Philosophen stritten sehr oft über philosophische Sätze, worüber selbst große Philosophen nicht einig sind. Ich muß gestehen, daß ich manchmal einen Satz, den ein Mitstudirender vorbrachte, bestritt, blos zu lebhafterer Unterhaltung und zur Uebung im Denken. Ich fand aber nach und nach, daß meine Einwendungen nicht so ganz aus der Luft gegriffen waren. Einmal sagte mein Gegner: „Das ist unwidersprechlich so, wie ich sage, weil ich es mir unmöglich anders denken kann." „Wie," dachte ich, sollte denn, was in dem Köpfchen des jungen Menschen vorgeht und was er in seinem noch ungeübten Denkvermögen für unwiderlegbar gewiß hält, in dem großen weiten Weltall wirkliche Geltung haben; sollte sein Gedankenspiel auch nur die Lage eines Sandkorns verrücken können? Und wäre es nicht Anmaßung, wenn ein Philosoph, von umfassenderem Denkvermögen, das doch immer seine Gränzen hätte, so etwas von sich behaupten wollte? Schon, daß es unter den Metaphysikern ganz entgegengesetzte Mei-

nungen giebt, die jeder aus der Vernunft ableitet, zeigt, die Metaphysik sey keineswegs — wie die Mathematik, in der es keine Meinungen giebt — eine vollendete Wissenschaft. Das bekannte Gleichniß von dem künstlichen Fasse, aus dem mehrerlei Weine abgezapft werden können, ist sehr treffend.

Die Metaphysik kann daher bei der großen Verschiedenheit der Meinungen keine sichere Führerin zur Wahrheit seyn. Das Licht, das uns auf dem Wege dahin leuchtet, muß anders woher kommen!

Die Physik, die Naturlehre, war recht eigentlich Professor Webers Element. Schon als studirender Jüngling hatte er sich mit physikalischen Versuchen beschäftigt. Nachdem er seine Studienjahre im September 1776 zurückgelegt hatte, war erst ein Jahr nebst einigen Monaten verflossen, als er schon zum Ehrenmitgliede der Akademie der Wissenschaften zu München, im Mai 1778, ernannt wurde. Eine Auszeichnung für einen jungen Mann, die wohl ohne Beispiel ist. Seine Erfindung eines elektrischen Apparates, den er Luftelektrophor nannte, und eine Abhandlung darüber drucken ließ, war die Veranlassung zu dieser ehrenvollen Aufnahme. Man erkannte in ihm ein seltenes Talent für Naturkunde, eine ausgezeichnete Gabe der Beobachtung, und großen Scharfsinn, wovon sich für die Wissenschaft Vieles hoffen ließ.

Seine Vorträge — wie in allen Gegenständen,

so besonders in der Naturlehre — waren überaus klar, scharf bestimmt, und wohl unübertrefflich. In der Physik trug er immer zuerst die Ergebnisse der Beobachtungen und Versuche vor, und zog dann Schlüsse daraus. Manches wußte er für studirende Jünglinge sehr schlagend zu bezeichnen. Er sagte z. B. „Die Elastizität des Stahls ist das Leben unserer Taschenuhren.“ Ein andermal sprach er: „Unsere silbernen Becher, unsere metallenen Bildsäulen sind eigentlich nur gefrorene Massen; bei größerer Hitze zerschmelzen sie, wie Eis.“ Er machte uns dieses anschaulich. Er hatte aus Eis einen Becher drehen lassen, schenkte im Experimental-Kollegio Wein ein, und gab uns zu trinken. Der Becher wurde, indem er den Kreis durchlief, immer dünner, und die letzten im Kreise mußten eilen, damit er nicht ganz zerschmolz. Auch eine kleine Kanone aus Eis hatte er verfertigen lassen und feuerte sie ab.

Seine Gewandtheit im Experimentiren war bewundernswerth. Das Armarium, in dem er diese Kollegien gab, und das er in einem etwas zerfallenen Zustande antraf, hat er, so viel es die beschränkten Hülfsmittel gestatteten, trefflich hergestellt. Alles, was mit flachen Spiegeln, Hohlspiegeln und Vergrößerungsgläsern, mit der Luftpumpe, mit der Elektrizität geleistet werden kann, hat er augenscheinlich dargestellt. Diesen Kollegien haben alle seine Schüler mit gespannter Aufmerksamkeit beigewohnt.

Zwei Dinge gaben seinen Vorlesungen über Naturlehre noch einen besonderen Werth. Er zeigte überall, welchen Gebrauch man von dieser oder jener Erkenntniß im täglichen Leben machen könne. Ganz vorzüglich machte er aber auf die Weisheit und Güte des Schöpfers aufmerksam. Davon giebt seine Schrift über die Eigenschaften der Luft (erste Auflage) Zeugniß. Er schildert darin z. B. welche Wohlthat die große Durchsichtigkeit der Luft für uns sey, welche Nachtheile es für uns haben würde, wenn die Luft immer so wenig durchsichtig wäre, als wie bei einem dichten Nebel. So durchgieng er alle Eigenschaften der Luft, auch des Wassers, des Feuers, der Erde. Wir verließen den Hörsal mit dankbarer Anbethung Gottes.

Wiederholung der vorgetragenen Lehren, beständige Prüfungen hielt er für unumgänglich nothwendig. Nach jeder Vorlesung stellte er, an einen oder den andern Schüler, einige Fragen über das Vorgetragene. So lernte er alle seine Schüler kennen, konnte den Unterricht den Fähigkeiten eines Jeden klar machen, und wo es nöthig war, mit weiteren Erklärungen nachhelfen. Am Ende jeder Woche mußte einer der Schüler Alles, was die Woche hindurch gelehrt worden, referirend aus dem Gedächtniß vortragen. Ein oder zweimal im Jahre hielt er eine öffentliche Prüfung, bei welcher der fürstbischöfliche Statthalter, alle Professoren, viele Regierungsräthe,

Offiziere und andere wohlunterrichtete, kundige Männer, auch alle Studirende der Universität sich einfanden. Welcher Antrieb zum Fleiße dieß war, ist sehr begreiflich.

Außer den beständigen Wiederholungen und Prüfungen veranlaßte Professor Weber seine Schüler noch zu schriftlichen Ausarbeitungen — zu Bildung allgemeiner Begriffe, und zu Urtheilen aus Vergleichung vorgelegter Begriffe u. s. w. Die mehr gelungenen Arbeiten las er nach beendigter Lektion allen Schülern vor; fehlerhafte Aufsätze durchgieng er mit den einzelnen Schülern und verbesserte die Fehler.

Die neuesten Entdeckungen und Erfindungen in der Naturkunde, die nur noch aus Zeitschriften bekannt waren, wußte er sogleich sehr richtig aufzufassen und eben so glücklich in das Leben einzuführen. Er war der Erste, der in Dillingen, und in nahen und fernen Gegenden, Blitzableiter errichtete. Die von ihm auf der fürstlichen Residenz zu Dillingen errichtete Blitzableitung zeigte er seinen Schülern, und machte sie mit der Einrichtung derselben bekannt. Bevor dort die Aerzte darauf bedacht waren, fing er an die wohlthätige Entdeckung des Doktors Jenner, die Einimpfung der Schutzpocken, zu benützen, und seine Versuche gelangen auf das vollkommenste. Er verfertigte aus feinem Papier einen Luftballon, und ließ ihn in dem geräumigen Hofe des Klerikal-Seminars, nächst dem Kollegio, in Gegenwart vieler Zuschauer,

Professoren und Studirenden, adeliger Herrschaften und angesehener Bürger aufsteigen. Andere Entdeckungen, die sich nicht sogleich zu anschaulichen Darstellungen eigneten, machte er zum Inhalte von Reden, die er bei akademischen Feierlichkeiten zu halten hatte. Die Beobachtungen des Quatromere Disjonval, daß man an den Spinnen die künftige Witterung auf neun bis vierzehn Tage abnehmen könne, waren, wie bekannt, die Veranlassung zur Eroberung Hollands und machten überall großes Aufsehen. Professor Weber faßte aus Disjonval's etwas verworrenem Buche das Wesentliche, das er durch eigene Beobachtungen bestätigt fand, in eine Rede zusammen unter dem Titel: „Die Spinnen sind Verkünderinnen künftiger Witterung." Die Rede wurde mit großer Aufmerksamkeit gehört, und ward in der Folge für manchen Landwirth von großem Nutzen.

Der für ächte Wissenschaft unermüdet thätige Professor errichtete zu Dillingen auch eine Lesegesellschaft. Er wählte dazu, in dem großen Gebäude des Kollegiums, zwei eben nicht benützte, heitere Zimmer, mit einer schönen Aussicht in die freundliche Umgegend. Er ließ einen Entwurf der Gesellschaft und eine Einladung dazu drucken. Die besten philosophischen und theologischen, auch einige schönwissenschaftliche Zeitschriften sollten angeschafft werden, überdieß größere theurere Werke der Art, die ein einzelner Privatmann nicht wohl kaufen konnte. Für den Eintritt wurde

vierteljährig eine sehr billige Einlage bestimmt, weil es durchaus nicht auf Gewinn abgesehen war. Die Professoren und viele Freunde der Wissenschaft, Herren von Adel, Regierungsräthe und Offiziere schrieben ihren Namen in die Liste ein. Graf Fugger von Glött ließ aus seiner reichen Bibliothek viele kostbare Werke in Prachtausgaben, besonders naturhistorische mit Kupfern, zum Gebrauche aufstellen, welche der Anstalt zur Zierde und zum Nutzen gereichten. Auch Studirenden der Universität war der Eintritt als Mitglieder gestattet. Anstatt ohne sichere Wahl manches ihnen Unnütze, ja wohl gar Schädliche zu lesen, wurde ihnen nur Gediegenes geboten. Auch war es für sie ein Glück, in die Gesellschaft wissenschaftlich gebildeter und feingesitteter Männer Zutritt zu finden. Manche freie Stunde, die sie sonst unnütz, ja zu ihrem Nachtheile verschwendet hätten, wurde da sehr gut verwendet.

Nicht nur von seinen Schülern, sondern in der ganzen Stadt, von den höheren Ständen und dem Volke, wurde Professor Weber innig verehrt und geliebt. Er predigte sehr oft in der akademischen Kirche, und seine klaren, einfachen, lieblichen, sanft eindringenden Predigten, fanden viele andächtige Zuhörer, großen Beifall, und brachten gewiß auch reichlichen Segen. Ohne dazu verpflichtet zu seyn, hörte er am Vorabende und am Morgen der Sonntage, in der akademischen Kirche, Beicht', und lange Reihen

von Beichtenden fanden sich an seinem Beichtstuhle ein. Sogar Beamte auf dem Lande, oder auch in nicht zu fernen Städten, seine ehemaligen Schüler, ließen ihn an ihr Sterbebett rufen und legten ihm ihre letzte Beicht ab.

---

18. Professor Weber als Pfarrer.

Professor Weber war zugleich Pfarrer in Demingen, einem Dorfe, das nicht weit von Dillingen auf einer großen schönen Anhöhe liegt. Nur aus gewichtigen Gründen, die ihm der damalige Statthalter und Weihbischof zu Augsburg darlegte, ging er darauf ein, diese ihm angebotene Pfarrei, neben seiner Professur, zu übernehmen.

Wir wollen hier nur einen Blick auf seine Verwaltung dieser Pfarrei werfen.

Zu Weihnachten, Ostern, Pfingsten, und an allen Festtagen des Kirchenjahres, begab er sich immer nach Demingen; die fast zwei Monate lange Ferien zu Ende des Studienjahres brachte er einzig dort zu. Er hielt den Gottesdienst, predigte, katechisirte, hörte Beicht', besuchte die Kranken. Allen die bei ihm Rath oder Trost suchten, stand seine Thüre offen, und er nahm sie liebevoll auf. Ueberdieß ließ er

das ganze Jahr hindurch die Pfarrei durch einen sehr ehrwürdigen, zuverlässigen Vikar, Namens Hefele, versehen. Wann aber etwas vorfiel, das seine Gegenwart wünschenswerth machte, eilte er unverzüglich dahin.

Er verfaßte für diese seine Gemeinde, ein ganz geeignetes Gebethbüchlein, gab es in den Druck und theilte es unentgeltlich aus. Den Rosenkranz, so genannt, weil darin Hauptbegebenheiten aus der Geschichte Jesu, gleichsam wie Rosen aus einem Garten ausgewählt und in einen Kranz vereinigt sind, wußte er für das katholische Volk noch erbaulicher zu machen. Er ließ kurze Betrachtungen über diese 15 Begebenheiten, mit Recht Geheimnisse genannt, drucken, und führte sie mit Genehmigung des bischöflichen Ordinariats, ein. Damit diese Rosenkranzandacht nicht zu lang währe, wurden einige Ave Maria weniger gebethet. Auch in vielen anderen Pfarrgemeinden wurde, zur Zufriedenheit und Freude des katholischen Volkes, durch diese kleine Schrift, die Andacht sehr befördert.

Die Kirche fand er für die Gemeinde zu klein, und ziemlich vergangen. Auch hier bewährte sich sein technisches, schaffendes Talent als ausgezeichnet. Er beschloß, das Langhaus zu verlängern, und einen ganz neuen Chor anzubauen. Vermög seiner geognostischen Kenntnisse war er überzeugt, daß in dem Berge, auf welchem Deiningen liegt, sich brauchbare Bausteine

befinden müssen. Er ließ nachgraben, und fand die trefflichsten Steine. Dadurch wurden die Kosten des neuen Baues sehr verringert. Die erneuerte Kirche fiel ganz ungemein heiter und freundlich aus.

Die drei neuen Altäre, weißem Marmor ähnlich gefaßt, und nicht verschwenderisch, aber nicht zu spärlich mit Golde verziert, gewährten einen überaus schönen Anblick. Auf dem Hochaltare erblickte man das Bild unsers Erlösers, Mittlers und Heilandes Jesus Christus, des Gekreuzigten. Auf einem der zwei Nebenaltäre sah man das Bild des heiligen Wendelin, der seine Heerde weidend, mit erhobenen Händen bethet; auf dem andern war die heilige Rothburga, eine fleißige Dienstmagd mit der Sichel in der Hand, abgebildet. Beide sollten seine ländliche Gemeinde beständig an ihren Beruf erinnern: „Bethe und arbeite."

Die Kanzel wurde, wie die Altäre, neu gefaßt, und was bisher ganz gefehlt hatte, eine Orgel angeschafft, zu Begleitung des deutschen Kirchengesanges, den er einführte. Die Kirche war ein Muster einer schönen ganz geeigneten Landkirche.

Nachdem er die Kirche hergestellt hatte, war er darauf bedacht, sein Pfarrhaus bequemer zu bauen. Es waren keine Hauptbauten nothwendig, wohl aber eine bessere Eintheilung der Zimmer und neue Fensterstöcke. Das ganze Haus erhielt ein so heiteres Aussehen, daß es Jeden, der hinein trat, erfreute.

Die oberen Zimmer zierte er mit schönen Gemälden, die er als Kunstkenner schon seit Jahren gesammelt, und manche unter altem Trödel in Rumpelkammern aufgefunden und restaurirt hatte. Man sah sich in eine kleine Gemäldegallerie versetzt.

Was dem Hause noch fehlte, war ein Brunnen; man mußte das Wasser bei entfernten Nachbarn holen. Seiner Naturkunde gemäß war er überzeugt, daß es wohl ausführbar sey, in solcher Höhe einen Brunnen zu graben, der freilich sehr tief werden mußte. Das Unternehmen gelang; man fand treffliches Wasser. Er war darüber hoch erfreut, dankte Gott, und gab seinen, über den glücklichen Fund erfreuten Freunden, ein ländliches Fest.

Den Garten am Hause, aus dem man über die niedrige Mauer eine herrliche Aussicht in das Donauthal hat, auf die Städte Dillingen, Lauingen, Höchstädt, und auf viele Ortschaften, bepflanzte er mit von ihm veredelten Obstbäumen, die treffliche Früchte trugen. Wie seine Kirche ein Ideal einer ländlichen Pfarrkirche war, so diente seine Wohnung zum Muster eines Pfarrhauses auf dem Lande.

In Anerkennung seiner Verdienste wurde der würdige Pfarrer Weber, wie bekannt, zum Domherrn in Augsburg befördert, von dem seligen Bischofe Ignaz Albert von Riegg zum Generalvikar erwählt, und zum Domdekan ernannte ihn Seine Majestät der König Ludwig von Bayern.

Weber, dieser mein vortrefflicher Lehrer, war in jeder Hinsicht mein großer Wohlthäter. Ihm habe ich es zu danken, daß ich das Studium an der Universität fortsetzen konnte, indem er mich zu der erwünschten Hauslehrerstelle empfahl. Er weckte zuerst das Nachdenken in mir, bereicherte mich mit vielen Kenntnissen, und veranlaßte mich zu schriftlichen Ausarbeitungen. Er bewirkte, daß ich unentgeltlich Baccalaureus und Magister der Philosophie werden konnte, weil ich die mit Verleihung dieser philosophischen Grade verbundenen Kosten nicht hätte bestreiten können. Eine kurze Charakteristik des edlen Mannes darfte also, obwohl ich schon früherhin seine ausführliche Biographie schrieb, hier in diesen Erinnerungen, als ein kleiner Beweis der Dankbarkeit, nicht fehlen.

Nachdem ich die Philosophie absolvirt hatte, wurde ich in das Klerikal-Seminar zu Dillingen, als päpstlicher Alumnus, aufgenommen und dem Professor Sailer näher gerückt. Er war zwar schon in der Philosophie mein Lehrer, indem er über Ethik oder Moralphilosophie wöchentlich zwei Stunden Vorlesung hielt. Ich schwieg bisher von ihm, weil ich im Sinne hatte, das zweite Bändchen dieser Erinnerungen ganz seinem Andenken, das mir ewig heilig seyn wird, zu widmen.

Die Erzählungen des Verfassers der Ostereier
Dr. Christoph von Schmid
in einzelnen Ausgaben:

(Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.)

Adelheid von Thalheim. Eine denkwürdige und rührende Geschichte aus dem vorigen Jahrhundert, dem blühenden Alter gewidmet. 8. Mit einem Stahlstich. 30 kr. oder 8 ggr.

Blumen der Wüste. Erzählungen aus dem Leben der ersten, christlichen Einsiedler. 12. Mit einem Stahlstich. 27 kr. oder 7 ggr.

Das Blumenkörbchen. Eine Erzählung dem blühenden Alter gewidmet. 8. Mit einem Titelkupfer. 2te Aufl. 24 kr. oder 6 ggr.

Blüthen, dem blühenden Alter gewidmet. 8. 3te Auflage. Mit dem Portrait des Verfassers. 24 kr. oder 6 ggr.

Das beste Erbtheil. Eine Erzählung. 12. Mit einem Stahlstich. 18 kr. oder 5 ggr.

Erzählungen, dem blühenden Alter gewidmet. 2te Auflage. 1tes Bdchen.: Der Rosenstock. Die Fliege. Das Karthäuserkloster. 8. Mit einem Stahlstich. 24 kr. od. 6 ggr.

— — Derselben 2tes Bdchen.: Die Nachtigall. Die rothen und weißen Rosen. Die zwei Brüder. 8. Mit einem Stahlstich. 24 kr. oder 6 ggr.

Erzählungen für Kinder und Kinderfreunde. 1tes Bdchen. Enthält: Der Kanarienvogel. Das Johanniskäferchen. Die Waldkapelle. 12. 2te Auflage. 9 kr. oder 3 ggr. Mit drei Kupfern. 27 kr. oder 7 ggr.

— — Derselben 2tes Bändchen. Enthält: Das Täubchen. Das verlorne Kind. 12. 3te Auflage. 9 kr. oder 3 ggr. Mit zwei Kupfern. 21 kr. oder 5 ggr.

— — Derselben 3tes Bändchen. Enthält: Das Lämmchen. 12. 9 kr. od. 3 ggr. Mit einem Kupfer. 15 kr. od. 4 ggr.

— — Derselben 4tes Bändchen. Enthält: Gottfried, der junge Einsiedler. 12. 12 kr. oder 4 ggr.. Mit einem Stahlstich. 18 kr. oder 5 ggr.

Drei Erzählungen für Kinder und Kinderfreunde: Die christliche Familie. Das alte Raubschloß. Das stumme Kind. 12. 15 kr. oder 4 ggr.

Kurze Erzählungen für Kinder. Ein Lehr- und Lesebuch für Volksschulen. 12. 9 kr. oder 3 ggr.

Kurze Erzählungen für die Jugend. Neue Sammlung. 12. 18 kr. oder 5 ggr.

— — Dieselben auf Velinpapier mit 6 Stahlstichen 45 kr. oder 12 ggr.

Sieben neue Erzählungen für Kinder und Kinderfreunde: Die Kirschen. Die Margarethablümchen. Das Vergißmeinnicht. Der Kuchen. Die Krebse. Das Rothkehlchen. Das Vogelnestchen. 12. 18 kr. oder 5 ggr.

Eustachius. Eine Geschichte der christlichen Vorzeit, neu erzählt für die Christen unserer Zeit. 3te Auflage. 8. Mit einem Stahlstich. 30 kr. oder 8 ggr.

Ferdinand. Die Geschichte eines jungen Grafen aus Spanien. 2te Auflage. 8. Mit einem Stahlstich. 30 kr. od. 8 ggr.

Florentin Walther, ein verständiger und rechtschaffener Bauersmann. Eine Erzählung. 8. Mit einem Stahlstich. 30 kr. oder 8 ggr.

Deutsche Frauen der christlichen Vorzeit. 8. Mit einem Stahlstich. 36 kr. oder 9 ggr.

Der Fremde in der englischen Anlage zu Thannhausen. Eine Idylle. 32. Broschirt. 6 kr. oder 2 ggr.

Der gute Fridolin und der böse Dietrich. Eine lehrreiche Geschichte. 8. 3te Auflage. Mit einem Stahlstich. 36 kr. oder 9 ggr.

Die Früchte der guten Erziehung. 1tes Bändchen. Drei Erzählungen in Briefen: Der gefundene Ring. Die rothen Kreuzer. Die Feuersbrunst. 12. Mit einem Stahlstich. 18 kr. oder 5 ggr. Auf feinem Velinpapier mit schön illuminirtem Stahlstich. 36 kr. oder 9 ggr.

Die Früchte der guten Erziehung. 2tes Bändchen. Drei Erzählungen: Anselmo. Die Wolfskapelle. Die Wasserfluth. 12. Mit einem Stahlstich und einem Musikblatt. 24 kr. oder 6 ggr.

Genovefa. Eine der schönsten und rührendsten Geschichten des Alterthums, neu erzählt für alle gute Menschen. 8. 8te Auflage. Mit einem Stahlstich. 24 kr. oder 6 ggr.

Die Hopfenblüthen. Eine Begebenheit aus dem Leben eines armen Landschullehrers. 12. 15 kr. oder 4 ggr. Mit einem Stahlstich. 21 kr. oder 5 ggr.

Josaphat, Königssohn von Indien. Eine Geschichte aus dem christlichen Alterthume. 8. Mit einem Stahlstich. 30 kr. oder 8 ggr.

Klara oder die Gefahren der Unschuld. Eine Geschichte dem blühenden Alter gewidmet. 8. Mit einem Stahlstich. 24 kr. oder 6 ggr.

Das hölzerne Kreuz. Eine kleine Geschichte der Vorzeit zum Troste für Leidende neu erzählt. 12. 2te Auflage. 9 kr. oder 3 ggr. Mit einem Titelkupfer. 12 kr. oder 4 ggr.

Das hölzerne Kreuz und die Edelsteine. Zwei Erzählungen. 8. Mit einem Stahlstich. 30 kr. oder 8 ggr.

Die kleine Lautenspielerin. Ein Schauspiel für Kinder und Kinderfreunde. 12. 12 kr. oder 4 ggr. Mit 1 Stahlst. 18 kr.

Ludwig, der kleine Auswanderer. Eine Erzählung. 12. 15 kr. od. 4 ggr. Mit einem Stahlstich. 21 kr. od. 6 ggr.

Mathilde und Wilhelmine, die ungleichen Schwestern. Eine Erzählung. 8. Mit einem Stahlstich. 24 kr. oder 6 ggr.

Die Ostereier. Eine Erzählung zum Ostergeschenke für Kinder. 12. 8te Auflage. 9 kr. oder 3 ggr. Mit einem Titelkupfer. 15 kr. oder 4 ggr.

Pauline, die Stifterin einer Kleinkinderschule. Eine Erzählung. 8. Mit einem Stahlstich. 36 kr. oder 9 ggr.

Rosa von Tannenburg. Eine Geschichte des Alterthums, für Aeltern und Kinder erzählt. 8. 7te Auflage. Mit einem Stahlstich. 30 kr. oder 8 ggr. Mit 3 Kupfern in Umschlag broschirt. 48 kr. oder 12 ggr.

Kleine Schauspiele für Familienkreise. 3 Bändchen. 12. Enthalten: Die Erdbeeren. Der kleine Kaminfeger. Der Blumenkranz. Der Eierdieb. Emma, oder die kindliche Liebe. 30 kr. oder 8 ggr. Mit 1 Stahlst. 36 kr.

Timotheus und Philemon. Die Geschichte christlicher Zwillingsbrüder. 8. Mit einem Stahlstich. 36 kr. od. 9 ggr.

Waldomir, eine alte Sage, nebst zwei kleinern Erzählungen aus neuerer Zeit. 12. Mit einem Stahlstich. 18 kr. oder 5 ggr.

Der Weihnachtsabend. Eine Erzählung zum Weihnachtsgeschenke für Kinder. 12. 2te Auflage. 15 kr. oder 4 ggr. Mit einem Titelkupfer. 21 kr. oder 6 ggr.

Wie Heinrich von Eichenfels zur Erkenntniß Gottes kam. Eine Erzählung. 12. 5te Auflage. 9 kr. oder 3 ggr. Mit einem Titelkupfer. 15 kr. oder 4 ggr.

Der Wunderarzt. Ein Mährchen zum Ostergeschenke. 12. 12 kr. oder 4 ggr.

Der Verfasser der Ostereier (Domherr Dr. Chr. v. Schmid) hat auch folgende Schriften im Druck herausgegeben:

Biblische Geschichte des alten und neuen Testamentes für Aeltern und Kinder. 6 Bdchen. in 2 Bänden. 8. Mit 6 prächtigen Stahlstichen. 3 fl. 36 kr. oder 2 Thlr. 12 ggr.

Biblische Geschichte für Kinder, zum allgemeinen Gebrauche in den Volksschulen Bayerns. Aus dem größern Werke von dem Verfasser selbst ausgezogen. Zwei Bändchen. 8. 30 kr. oder 8 ggr.

Ein Blick zum Himmel am Feste der Himmelfahrt unsers Herrn Jesus Christus. Eine Primizpredigt. 8. 6 kr. oder 2 ggr.

Domdekan Joseph von Weber. Eine kurze Geschichte seines Lebens und Wirkens. Mit einem *Fac simile* seiner Handschrift. gr. 8. 18 kr. oder 5 ggr.

Tägliche Gebete nach alten Denkreimen. 12. Das Dutzend 9 kr. oder 3 ggr.

Katholisches Gebetbuch für die Jugend. Mit Approbation des bischöflichen Ordinariates Augsburg. Mit einem Stahlstich. 12. 27 kr. oder 6 ggr.

— — Dasselbe auf Velinpapier. 36 kr. oder 9 ggr.

Gespräche zweier Wanderer auf Gabbatha und Golgatha zur Zeit des Todes Jesu. Mit einem Stahlstich. 8. 30 kr. oder 8 ggr.

Christliche Gesänge zur öffentlichen Gottesverehrung in katholischen Kirchen. 8. Dritte vermehrte Auflage. 15 kr. oder 4 ggr.

Jesus am Oelberge. Sechs Betrachtungen, vorzüglich für die heilige Fastenzeit. 8. Mit einem Titelkupfer. 18 kr. oder 5 ggr.

Katechismus der christkatholischen Religion für das Bisthum Augsburg. 8. 9 kr. oder 3 ggr.

Kleiner katholischer Katechismus nach Petrus Canisius. 16. 1 kr. oder 1/2 ggr.

Trauerrede auf den Hintritt Sr. päpstlichen Heiligkeit Leo XII. gehalten in der Domkirche zu Augsburg den 12. März 1829. gr. 8. 6 kr. oder 2 ggr.

Ueber die Worte Jesu: Ich habe euch auserwählt und eingesetzt, daß ihr hingehet und Frucht bringet, und eure Frucht bleibe. Joh. 15, 16. Eine Primizpredigt. 8. 6 kr. oder 2 ggr.

Unsere einzige Zuflucht bei der Vergänglichkeit unsers Lebens auf Erden. Eine Secundizpredigt. 8 6 kr. od. 2 ggr.

Erster Unterricht von Gott für die lieben Kleinen. 16. 2 kr. oder 1 ggr.

Geistliche Vergißmeinnicht. Eine Auswahl der schönsten und geistreichsten Sinnreime von Angelus Silesius. 12. Mit einem Stahlstich. 15 kr. oder 4 ggr.

Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch. Joh. 20, 21. Eine Primizpredigt. 8. 6 kr. oder 2 ggr.

Im Verlag der J. Wolff'schen Buchhandlung in Augsburg sind auch erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Bucharenfürstin, oder Sieg der christlichen Religion. Eine Geschichte aus dem sechzehnten Jahrhundert, der reifern Jugend gewidmet. Im Anhange: Die Neujahrsnacht im Eichenwalde, eine Erzählung. 8. Mit einem Stahlstich. 30 kr. oder 8 ggr.

Erzählungen, auserlesene, und fromme Sagen für Söhne und Töchter zur Erweckung und Befestigung eines gottesfürchtigen Sinnes und Wandels. 2 Bändchen. Mit einem Titelkupfer. 30 kr. oder 8 ggr.

Erzählungen für kleine Knaben und Mädchen, von J. G. Wirth, Oberleiter der Kleinkinderbewahranstalten in Augsburg. 12. Mit einem Titelbilde und lithographirtem Umschlage 15 kr. oder 4 ggr.

Die Familie Tobias. Ein Gemälde belohnter Tugendtreue, für die Jugend und für Erwachsene, neu erzählt von einem katholischen Geistlichen. 8. Mit einem Titelkupfer. 18 kr. oder 5 ggr.

Die Gefahren des Tanzes, dargestellt in einigen Erzählungen und der Jugend zur Beherzigung und Warnung gewidmet von einem ihrer Freunde, 8. 2te Aufl. 18 kr. od. 5 ggr.

Gemälde christlicher Religion, zur Erweckung und Begründung eines gottesfürchtigen Sinnes und Lebens. Eine Sammlung der rührendsten christlichen Erzählungen vom Verfasser des Thomas Morus. 8. Mit einem Titelkupfer. 15 kr. od. 4 ggr.

Johann von Nepomuk. Eine der schönsten und rührendsten Geschichten des christlichen Märtyrerthums. Neu erzählt von einem katholischen Geistlichen. 2te verb. Auflage. 8. Mit einem Titelkupfer. 15 kr. oder 4 ggr.

Der ägyptische Joseph, das Vorbild der erhabensten Tugenden. Für die Jugend und für Erwachsene neu erzählt von einem katholischen Geistlichen. 8. Mit einem Titelkupfer. 24 kr. oder 6 ggr.

Leben des heiligen Leonhard. Mit Morgen-, Abend-, Meß-, Beicht- u. Kommunion-Andachten. 12. 9 kr. oder 3 ggr.

Das Liederbuch der Schule zu Lilienthal. Eine zweckmäßige Sammlung von Liedern für die Jugend; zur Einführung edler Lieder und Unterdrückung so vieler unanständiger Gesänge 2c. 8. 18 kr. oder 5 ggr.

Thomas Morus, oder die Kraft des Christenthums. Eine Erzählung aus der christl. Vorzeit. 8. 12 kr. oder 3 ggr.

Quintin Messis. Eine Erzählung, dargestellt in einem Gedicht in zwölf Gesängen von A. Werfer. Dem Verfasser der Ostereier gewidmet. 8. 15 kr. oder 4 ggr.

Schauspiele für die Jugend, nach Christ. v. Schmid's Erzählungen bearbeitet. Zwei Bändchen enthalten: Die Ostereier. Heinrich von Eichenfels. Das Johanneskäferchen. Die Waldkapelle. 12. 30 kr. oder 8 ggr.

Sittenlehre in Beispielen Oder schöne Geschichten und lehrreiche Erzählungen für Kinder von P. Aegid. Jais. Neu bearbeitet, verbessert und vermehrt von Simon Buchfelner. 8. Mit einem Titelkupfer. 18 kr. oder 5 ggr.

Die Sommerabende auf Sinai, oder der Vater als Lehrer im trauten Kreise seiner Kinder. Eine Sitten- und Pflichtenlehre in Gesprächen und Erzählungen. Der Jugend als Schulpreis und Festgabe gewidmet. Von A. Dörle. 8. Mit einem Stahlstich. 36 kr. oder 9 ggr.

Angenehme und nützliche Spaziergänge auf dem klassischen Boden der alten Griechen und Römer. Ein belehrendes Geschenk für die reifere Jugend. 12. 6 kr. oder 2 ggr.

Der heilige Stanislaus Kostka, ein Muster und Vorbild der Jugend. Eine Erzählung vom Verfasser des Thom. Morus. 12. 8 kr. oder 3 ggr.

Die Wildschützen. Eine lehrreiche Erzählung für die Jugend und ihre Freunde. Von dem Verfasser der Beatushöhle. 12. Mit einem Stahlstich. 12 kr. oder 3 ggr.

Gebet- und Betrachtungsbücher:

Das Abendmahl unsers Herrn Jesu Christi. Eine Betrachtung zur Vorbereitung auf den würdigen Genuß desselben, besonders in den Tagen der Osterfeier. Nebst einer Kommunion-Andacht und Kommunion-Liedern. Von L. Stempfle. Mit einem schön gestochenen Titelblatte. 8. Mit bischöfl. Approbation. 18 kr. oder 5 ggr.

Allgemeines Gebetbuch für katholische Christen zum Gebrauche bei allgemeinen und besondern Andachtsübungen von einem katholischen Seelsorger. Mit einem Titelkupfer. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. 8. 40 kr. oder 10 ggr.

— — Dasselbe auf Schreibpapier. 54 kr. oder 14 ggr.

Andacht zum göttlichen Herzen Jesu. Mit Morgen-, Abend-, Meß-, Beicht-, Kommunion- und vielen andern Gebeten. Von A. Lechner. Mit einem sehr schönen Stahlstich. 12. 15 kr. oder 4 ggr.

Anweisungen für Jungfrauen des geistlichen sowohl als weltlichen Standes, um sie zur höchsten Vollkommenheit zu führen. Mit den nothwendigen Aenderungen neu herausgegeben von Dr. A. Lechner. 3 Bände. Mit bischöflicher Approbation. gr. 8. 3 fl. oder 2 Thlr.

Festtägliche Andachtsübungen und Tagzeiten der seligsten Jungfrau Maria, der Mutter unsers Heilandes. Mit Morgen-, Abend-, Meß-, Beicht-, und Kommunion-Gebeten. 12. Format mit Titelkupfer 36 kr. oder 8 ggr.

Der kleine Himmelspilger. Ein vollständiges Gebetbuch für Knaben, nach dem Geist und Sinne der heiligen römisch-katholischen Kirche, verfaßt vom Verfasser des vollständigen Gebetbuches für Jungfrauen. Mit einem Titelkupfer. 8. 30 kr. oder 8 ggr.

Die fromme Himmelspilgerin. Ein vollständiges Gebet- und Erbauungsbuch für Jungfrauen von noch zartem Alter, nach dem Geist und Sinne der heiligen römisch-katholischen Kirche, verfaßt vom Verfasser des vollständigen Gebetbuches für Jungfrauen. Mit einem Titelkupfer. 2te Aufl. 8. 30 kr. oder 8 ggr.

Kostbarkeiten zum Mitnehmen in die Ewigkeit. Eine Sammlung religiöser Betrachtungen über die heiligen Geheimnisse der Menschwerdung, des Leidens, des Todes, der Auferstehung und Himmelfahrt unsers göttlichen Erlösers Jesus Christus, des Sohnes Gottes. Zum Troste und zur Erbauung frommer Katholiken, denen ihr Seelenheil am Herzen liegt. 8. 24 kr. oder 6 ggr.

Die göttliche Kraft des Christenthums im Leiden und im Tode. Dargestellt in Jesus Christus und seinen treuen Nachfolgern aus allen Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung. Von Professor L. Stempfle. Mit Genehmigung des bischöflichen Ordinariates. 8. 1 fl. oder 16 ggr.

Trostgründe eines siebenzigjährigen Greisen, zur Beruhigung und Ermunterung für bejahrte, ängstliche Menschen, die den Tod fürchten. Zwei Bändchen mit 1 Titelkupfer. gr. 8. 1 fl. 12 kr. oder 18 ggr.

Vier Bücher von der Nachahmung Jesu Christi. Aus dem Lateinischen übersetzt. Mit Morgen-, Abend-, Meß-, Beicht- und Kommunion-Gebeten, einer Litanei zum allerheiligsten Altarssakramente, einem Kreuzweg- und einem Titelkupfer. 11te Auflage. Mit bischöflicher Approbation. 12. 10 kr. oder 3 ggr.

Weihnachtsbilder. Ein Lehr- und Gebetbüchlein, für die heil. Weihnachtszeit. Mit einer Vorrede von Christ. v. Schmid. Einem Titelkupfer und mehreren Vignetten. 12. 12 kr. oder 3 ggr.

Wer mir nachfolgt, der wandelt nicht im Finstern. Joh. VIII. 12. Vollständiges Gebetbuch für kathol. Christen. Größtentheils aus den Schriften des gottseligen Thomas von Kempis bearbeitet von C. Gärtner. Vierte Ausgabe. Mit einem Stahlstich. 8. 48 kr. oder 12 ggr.

Druck von J. P. Himmer in Augsburg.



Die Gefahren des Tanzes, dargestellt in einigen Erzählungen und der Jugend zur Beherzigung und Warnung gewidmet von einem ihrer Freunde. 8. 2te Aufl. 18 kr. od. 5 ggr.

Gemälde christlicher Religion, zur Erweckung und Begründung eines gottesfürchtigen Sinnes und Lebens. Eine Sammlung der rührendsten christlichen Erzählungen vom Verfasser des Thomas Morus. 8. Mit einem Titelkupfer. 15 kr. od. 4 ggr.

Johann von Nepomuk. Eine der schönsten und rührendsten Geschichten des christlichen Märtyrerthums. Neu erzählt von einem katholischen Geistlichen. 2te verb. Auflage. 8. Mit einem Titelkupfer. 15 kr. oder 4 ggr.

Der ägyptische Joseph, das Vorbild der erhabensten Tugenden. Für die Jugend und für Erwachsene neu erzählt von einem katholischen Geistlichen. 8. Mit einem Titelkupfer. 24 kr. oder 6 ggr.

Leben des heiligen Leonhard. Mit Morgen-, Abend-, Meß-, Beicht- u. Communion-Andachten. 12. 9 kr. oder 3 ggr.

Das Liederbuch der Schule zu Lilienthal. Eine zweckmäßige Sammlung von Liedern für die Jugend; zur Einführung edler Lieder und Unterdrückung so vieler unanständiger Gesänge ꝛc. 8. 18 kr. oder 5 ggr.

Thomas Morus, oder die Kraft des Christenthums. Eine Erzählung aus der christl. Vorzeit. 8. 12 kr. oder 3 ggr.

Quintin Messis. Eine Erzählung, dargestellt in einem Gedicht in zwölf Gesängen von A. Werfer. Dem Verfasser der Ostereier gewidmet. 8. 15 kr. oder 4 ggr.

Schauspiele für die Jugend, nach Christ. v. Schmid's Erzählungen bearbeitet. Zwei Bändchen enthalten: Die Ostereier. Heinrich von Eichenfels. Das Johanneskäferchen. Die Waldkapelle. 12. 30 kr. oder 8 ggr.

Sittenlehre in Beispielen. Oder schöne Geschichten und lehrreiche Erzählungen für Kinder von P. Aegid. Jais. Neu bearbeitet, verbessert und vermehrt von Simon Buchfelner. 8. Mit einem Titelkupfer. 18 kr. oder 5 ggr.

Die Sommerabende auf Sinai, oder der Vater als Lehrer im trauten Kreise seiner Kinder. Eine Sitten- und Pflichtenlehre in Gesprächen und Erzählungen. Der Jugend als Schulpreis und Festgabe gewidmet. Von A. Dörle. 8. Mit einem Stahlstich. 36 kr. oder 9 ggr.

Angenehme und nützliche Spaziergänge auf dem klassischen Boden der alten Griechen und Römer. Ein belehrendes Geschenk für die reifere Jugend. 12. 6 kr. oder 2 ggr.

Der heilige Stanislaus Kostka, ein Muster und Vorbild der Jugend. Eine Erzählung vom Verfasser des Thom. Morus. 12. 8 kr. oder 3 ggr.

Die Wildschützen. Eine lehrreiche Erzählung für die Jugend und ihre Freunde. Von dem Verfasser der Beatushöhle. 12. Mit einem Stahlstich. 12 kr. oder 3 ggr.

Gebet- und Betrachtungsbücher:

Das Abendmahl unsers Herrn Jesu Christi. Eine Betrachtung zur Vorbereitung auf den würdigen Genuß desselben, besonders in den Tagen der Osterfeier. Nebst einer Kommunion-Andacht und Kommunion-Liedern. Von L. Stempfle. Mit einem schön gestochenen Titelblatte. 8. Mit bischöfl. Approbation. 18 kr. oder 5 ggr.

Allgemeines Gebetbuch für katholische Christen zum Gebrauche bei allgemeinen und besondern Andachtsübungen von einem katholischen Seelsorger. Mit einem Titelkupfer. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. 8. 40 kr. oder 10 ggr.

— — Dasselbe auf Schreibpapier. 54 kr. oder 14 ggr.

Andacht zum göttlichen Herzen Jesu. Mit Morgen-, Abend-, Meß-, Beicht-, Kommunion- und vielen andern Gebeten. Von A. Lechner. Mit einem sehr schönen Stahlstich. 12. 15 kr. oder 4 ggr.

Anweisungen für Jungfrauen des geistlichen sowohl als weltlichen Standes, um sie zur höchsten Vollkommenheit zu führen. Mit den nothwendigen Aenderungen neu herausgegeben von Dr. A. Lechner. 3 Bände. Mit bischöflicher Approbation. gr. 8. 3 fl. oder 2 Thlr.

Festtägliche Andachtsübungen und Tagzeiten der seligsten Jungfrau Maria, der Mutter unsers Heilandes. Mit Morgen-, Abend-, Meß-, Beicht-, und Kommunion-Gebeten. 12. Format mit Titelkupfer 36 kr. oder 8 ggr.

Der kleine Himmelspilger. Ein vollständiges Gebetbuch für Knaben, nach dem Geist und Sinne der heiligen römisch-katholischen Kirche, verfaßt vom Verfasser des vollständigen Gebetbuches für Jungfrauen. Mit einem Titelkupfer. 8. 30 kr. oder 8 ggr.

Die fromme Himmelspilgerin. Ein vollständiges Gebet- und Erbauungsbuch für Jungfrauen von noch zartem Alter, nach dem Geist und Sinne der heiligen römisch-katholischen Kirche, verfaßt vom Verfasser des vollständigen Gebetbuches für Jungfrauen. Mit einem Titelkupfer. 2te Aufl. 8. 30 kr. oder 8 ggr.

Kostbarkeiten zum Mitnehmen in die Ewigkeit. Eine Sammlung religiöser Betrachtungen über die heiligen Geheimnisse der Menschwerdung, des Leidens, des Todes, der Auferstehung und Himmelfahrt unsers göttlichen Erlösers Jesus Christus, des Sohnes Gottes. Zum Troste und zur Erbauung frommer Katholiken, denen ihr Seelenheil am Herzen liegt. 8. 24 kr. oder 6 ggr.

Die göttliche Kraft des Christenthums im Leiden und im Tode. Dargestellt in Jesus Christus und seinen treuen Nachfolgern aus allen Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung. Von Professor L. Stempfle. Mit Genehmigung des bischöflichen Ordinariates. 8. 1 fl. oder 16 ggr.

Trostgründe eines siebenzigjährigen Greisen, zur Beruhigung und Ermunterung für bejahrte, ängstliche Menschen, die den Tod fürchten. Zwei Bändchen mit 1 Titelkupfer. gr. 8. 1 fl. 12 kr. oder 18 ggr.

Vier Bücher von der Nachahmung Jesu Christi. Aus dem Lateinischen übersetzt. Mit Morgen-, Abend-, Meß-, Beicht- und Kommunion-Gebeten, einer Litanei zum allerheiligsten Altarssakramente, einem Kreuzweg- und einem Titelkupfer. 11te Auflage. Mit bischöflicher Approbation. 12. 10 kr. oder 3 ggr.

Weihnachtsbilder. Ein Lehr- und Gebetbüchlein, für die heil. Weihnachtszeit. Mit einer Vorrede von Christ. v. Schmid. Einem Titelkupfer und mehreren Vignetten. 12. 12 kr. oder 3 ggr.

Wer mir nachfolgt, der wandelt nicht im Finstern. Joh. VIII. 12. Vollständiges Gebetbuch für kathol. Christen. Größtentheils aus den Schriften des gottseligen Thomas von Kempis bearbeitet von C. Gärtner. Vierte Ausgabe. Mit einem Stahlstich. 8. 48 kr. oder 12 ggr.

Druck von J. P. Himmer in Augsburg.

Wie Heinrich von Eichenfels zur Erkenntniß Gottes kam. Eine Erzählung. 12. 5te Auflage. 9 kr. oder 3 ggr. Mit einem Titelkupfer. 15 kr. oder 4 ggr.

Der Wunderarzt. Ein Mährchen zum Ostergeschenke. 12. 12 kr. oder 4 ggr.

Der Verfasser der Ostereier (Domherr Dr. Chr. v. Schmid) hat auch folgende Schriften im Druck herausgegeben:

Biblische Geschichte des alten und neuen Testamentes für Aeltern und Kinder. 6 Bdchen. in 2 Bänden. 8. Mit 6 prächtigen Stahlstichen. 3 fl. 36 kr. oder 2 Thlr. 12 ggr.

Biblische Geschichte für Kinder, zum allgemeinen Gebrauche in den Volksschulen Bayerns. Aus dem größern Werke von dem Verfasser selbst ausgezogen. Zwei Bändchen. 8. 30 kr. oder 8 ggr.

Ein Blick zum Himmel am Feste der Himmelfahrt unsers Herrn Jesus Christus. Eine Primizpredigt. 8. 6 kr. oder 2 ggr.

Domdekan Joseph von Weber. Eine kurze Geschichte seines Lebens und Wirkens. Mit einem *Fac simile* seiner Handschrift. gr. 8. 18 kr. oder 5 ggr.

Tägliche Gebete nach alten Denkreimen. 12. Das Dutzend 9 kr. oder 3 ggr.

Katholisches Gebetbuch für die Jugend. Mit Approbation des bischöflichen Ordinariates Augsburg. Mit einem Stahlstich. 12. 27 kr. oder 6 ggr.

— — Dasselbe auf Velinpapier. 36 kr. oder 9 ggr.

Gespräche zweier Wanderer auf Gabbatha und Golgatha zur Zeit des Todes Jesu. Mit einem Stahlstich. 8. 30 kr. oder 8 ggr.

Christliche Gesänge zur öffentlichen Gottesverehrung in katholischen Kirchen. 8. Dritte vermehrte Auflage. 15 kr. oder 4 ggr.

Jesus am Oelberge. Sechs Betrachtungen, vorzüglich für die heilige Fastenzeit. 8. Mit einem Titelkupfer. 18 kr. oder 5 ggr.

Katechismus der christkatholischen Religion für das Bisthum Augsburg. 8. 9 kr. oder 3 ggr.

Kleiner katholischer Katechismus nach Petrus Canisius. 16. 1 kr. oder 1/2 ggr.

Trauerrede auf den Hintritt Sr. päpstlichen Heiligkeit Leo XII. gehalten in der Domkirche zu Augsburg den 12. März 1829. gr. 8. 6 kr. oder 2 ggr.

Ueber die Worte Jesu: Ich habe euch auserwählt und eingesetzt, daß ihr hingehet und Frucht bringet, und eure Frucht bleibe. Joh. 15, 16. Eine Primizpredigt. 8. 6 kr. oder 2 ggr.

Unsere einzige Zuflucht bei der Vergänglichkeit unsers Lebens auf Erden. Eine Secundizpredigt. 8 6 kr. od. 2 ggr.

Erster Unterricht von Gott für die lieben Kleinen. 16. 2 kr. oder 1 ggr.

Geistliche Vergißmeinnicht. Eine Auswahl der schönsten und geistreichsten Sinnreime von Angelus Silesius. 12. Mit einem Stahlstich. 15 kr. oder 4 ggr.

Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch. Joh. 20, 21. Eine Primizpredigt. 8. 6 kr. oder 2 ggr.

Im Verlag der J. Wolffischen Buchhandlung in Augsburg sind auch erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Bucharenfürstin, oder Sieg der christlichen Religion. Eine Geschichte aus dem sechzehnten Jahrhundert, der reifern Jugend gewidmet. Im Anhange: Die Neujahrsnacht im Eichenwalde, eine Erzählung. 8. Mit einem Stahlstich. 30 kr. oder 8 ggr.

Erzählungen, auserlesene, und fromme Sagen für Söhne und Töchter zur Erweckung und Befestigung eines gottesfürchtigen Sinnes und Wandels. 2 Bändchen. Mit einem Titelkupfer. 30 kr. oder 8 ggr.

Erzählungen für kleine Knaben und Mädchen, von J. G. Wirth, Oberleiter der Kleinkinderbewahranstalten in Augsburg. 12. Mit einem Titelbilde und lithographirtem Umschlage 15 kr. oder 4 ggr.

Die Familie Tobias. Ein Gemälde belohnter Tugendtreue, für die Jugend und für Erwachsene, neu erzählt von einem katholischen Geistlichen. 8. Mit einem Titelkupfer. 18 kr. oder 5 ggr.

Die Gefahren des Tanzes, dargestellt in einigen Erzählungen und der Jugend zur Beherzigung und Warnung gewidmet von einem ihrer Freunde, 8. 2te Aufl. 18 kr. od. 5 ggr.

Gemälde christlicher Religion, zur Erweckung und Begründung eines gottesfürchtigen Sinnes und Lebens. Eine Sammlung der rührendsten christlichen Erzählungen vom Verfasser des Thomas Morus. 8. Mit einem Titelkupfer. 15 kr. od. 4 ggr.

Johann von Nepomuk. Eine der schönsten und rührendsten Geschichten des christlichen Märtyrerthums. Neu erzählt von einem katholischen Geistlichen. 2te verb. Auflage. 8. Mit einem Titelkupfer. 15 kr. oder 4 ggr.

Der ägyptische Joseph, das Vorbild der erhabensten Tugenden. Für die Jugend und für Erwachsene neu erzählt von einem katholischen Geistlichen. 8. Mit einem Titelkupfer. 24 kr. oder 6 ggr.

Leben des heiligen Leonhard. Mit Morgen-, Abend-, Meß-, Beicht- u. Kommunion-Andachten. 12. 9 kr. oder 3 ggr.

Das Liederbuch der Schule zu Lilienthal. Eine zweckmäßige Sammlung von Liedern für die Jugend; zur Einführung edler Lieder und Unterdrückung so vieler unanständiger Gesänge rc. 8. 18 kr. oder 5 ggr.

Thomas Morus, oder die Kraft des Christenthums. Eine Erzählung aus der christl. Vorzeit. 8. 12 kr. oder 3 ggr.

Quintin Messis. Eine Erzählung, dargestellt in einem Gedicht in zwölf Gesängen von A. Werfer. Dem Verfasser der Ostereier gewidmet. 8. 15 kr. oder 4 ggr.

Schauspiele für die Jugend, nach Christ. v. Schmid's Erzählungen bearbeitet. Zwei Bändchen enthalten: Die Ostereier. Heinrich von Eichenfels. Das Johanneskäferchen. Die Waldkapelle. 12. 30 kr. oder 8 ggr.

Sittenlehre in Beispielen Oder schöne Geschichten und lehrreiche Erzählungen für Kinder von P. Aegid. Jais. Neu bearbeitet, verbessert und vermehrt von Simon Buchfelner. 8. Mit einem Titelkupfer. 18 kr. oder 5 ggr.

Die Sommerabende auf Sinai, oder der Vater als Lehrer im trauten Kreise seiner Kinder. Eine Sitten- und Pflichtenlehre in Gesprächen und Erzählungen. Der Jugend als Schulpreis und Festgabe gewidmet. Von A. Dorle. 8. Mit einem Stahlstich. 36 kr. oder 9 ggr.

Angenehme und nützliche Spaziergänge auf dem klassischen Boden der alten Griechen und Römer. Ein belehrendes Geschenk für die reifere Jugend. 12. 6 kr. oder 2 ggr.

Der heilige Stanislaus Kostka, ein Muster und Vorbild der Jugend. Eine Erzählung vom Verfasser des Thom. Morus. 12. 8 kr. oder 3 ggr.

Die Wildschützen. Eine lehrreiche Erzählung für die Jugend und ihre Freunde. Von dem Verfasser der Beatushöhle. 12. Mit einem Stahlstich. 12 kr. oder 3 ggr.

Gebet- und Betrachtungsbücher:

Das Abendmahl unsers Herrn Jesu Christi. Eine Betrachtung zur Vorbereitung auf den würdigen Genuß desselben, besonders in den Tagen der Osterfeier. Nebst einer Kommunion-Andacht und Kommunion-Liedern. Von L. Stempfle. Mit einem schön gestochenen Titelblatte. 8. Mit bischöfl. Approbation. 18 kr. oder 5 ggr.

Allgemeines Gebetbuch für katholische Christen zum Gebrauche bei allgemeinen und besondern Andachtsübungen von einem katholischen Seelsorger. Mit einem Titelkupfer. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. 8. 40 kr. oder 10 ggr.

— — Dasselbe auf Schreibpapier. 54 kr. oder 14 ggr.

Andacht zum göttlichen Herzen Jesu. Mit Morgen-, Abend-, Meß-, Beicht-, Kommunion- und vielen andern Gebeten. Von A. Lechner. Mit einem sehr schönen Stahlstich. 12. 15 kr. oder 4 ggr.

Anweisungen für Jungfrauen des geistlichen sowohl als weltlichen Standes, um sie zur höchsten Vollkommenheit zu führen. Mit den nothwendigen Aenderungen neu herausgegeben von Dr. A. Lechner. 3 Bände. Mit bischöflicher Approbation. gr. 8. 3 fl. oder 2 Thlr.

Festtägliche Andachtsübungen und Tagzeiten der seligsten Jungfrau Maria, der Mutter unseres Heilandes. Mit Morgen-, Abend-, Meß-, Beicht-, und Kommunion-Gebeten. 12. Format mit Titelkupfer 36 kr. oder 8 ggr.

Der kleine Himmelspilger. Ein vollständiges Gebetbuch für Knaben, nach dem Geist und Sinne der heiligen römisch-katholischen Kirche, verfaßt vom Verfasser des vollständigen Gebetbuches für Jungfrauen. Mit einem Titelkupfer. 8. 30 kr. oder 8 ggr.

Die fromme Himmelspilgerin. Ein vollständiges Gebet- und Erbauungsbuch für Jungfrauen von noch zartem Alter, nach dem Geist und Sinne der heiligen römisch-katholischen Kirche, verfaßt vom Verfasser des vollständigen Gebetbuches für Jungfrauen. Mit einem Titelkupfer. 2te Aufl. 8. 30 kr. oder 8 ggr.

Kostbarkeiten zum Mitnehmen in die Ewigkeit. Eine Sammlung religiöser Betrachtungen über die heiligen Geheimnisse der Menschwerdung, des Leidens, des Todes, der Auferstehung und Himmelfahrt unsers göttlichen Erlösers Jesus Christus, des Sohnes Gottes. Zum Troste und zur Erbauung frommer Katholiken, denen ihr Seelenheil am Herzen liegt. 8. 24 kr. oder 6 ggr.

Die göttliche Kraft des Christenthums im Leiden und im Tode. Dargestellt in Jesus Christus und seinen treuen Nachfolgern aus allen Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung. Von Professor L. Stempfle. Mit Genehmigung des bischöflichen Ordinariates. 8. 1 fl. oder 16 ggr.

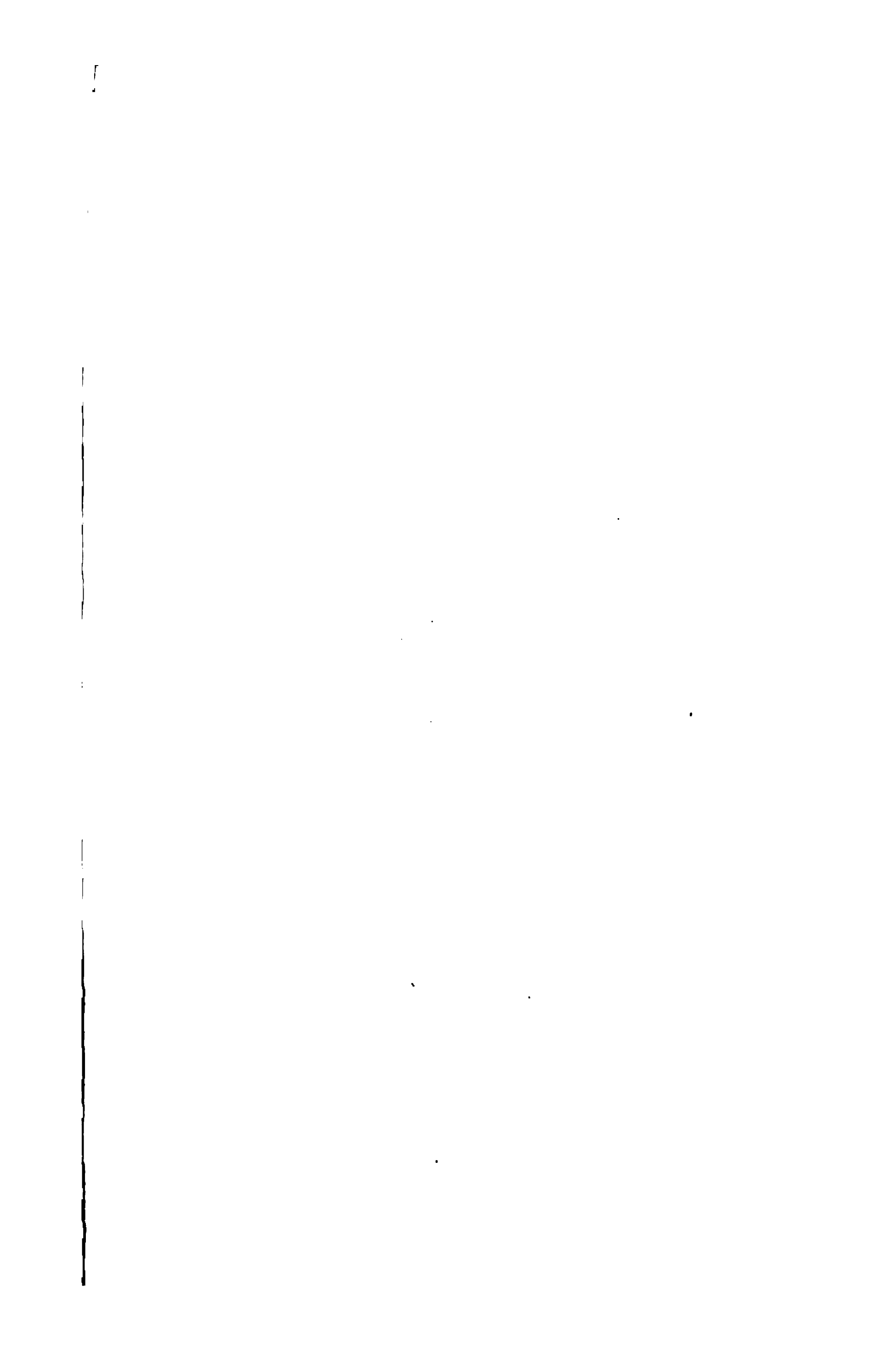
Trostgründe eines siebenzigjährigen Greisen, zur Beruhigung und Ermunterung für bejahrte, ängstliche Menschen, die den Tod fürchten. Zwei Bändchen mit 1 Titelkupfer. gr. 8. 1 fl. 12 kr. oder 18 ggr.

Vier Bücher von der Nachahmung Jesu Christi. Aus dem Lateinischen übersetzt. Mit Morgen-, Abend-, Meß-, Beicht- und Kommunion-Gebeten, einer Litanei zum allerheiligsten Altarssakramente, einem Kreuzweg- und einem Titelkupfer. 11te Auflage. Mit bischöflicher Approbation. 12. 10 kr. oder 3 ggr.

Weihnachtsbilder. Ein Lehr- und Gebetbüchlein, für die heil. Weihnachtszeit. Mit einer Vorrede von Christ. v. Schmid. Einem Titelkupfer und mehreren Vignetten. 12. 12 kr. oder 3 ggr.

Wer mir nachfolgt, der wandelt nicht im Finstern. Joh. VIII. 12. Vollständiges Gebetbuch für kathol. Christen. Größtentheils aus den Schriften des gottseligen Thomas von Kempis bearbeitet von C. Gärtner. Vierte Ausgabe. Mit einem Stahlstich. 8. 48 kr. oder 12 ggr.

Druck von J. P. Himmer in Augsburg.





JOHANN MICHAEL SAILER,
als Profefsor in Dillingen.

Erinnerungen

aus

meinem Leben.

Von

Christoph v. Schmid.

Zweites Bändchen:

Der hochselige Bischof

Johann Michael von Sailer.

Mit Sailers Porträt
in Stahl gestochen.

Augsburg,
Verlag der J. Wolffischen Buchhandlung.
1853.

Vorrede.

Schon seit zwanzig Jahren wurde vielfältig der Wunsch geäußert, daß eine Biographie Sailers erscheinen möge. Sailer, sagten Viele, welcher den verehrungswürdigen Männern Winkelhofer, Heggelin, Sambuga, Feneberg und Anderen so schöne biographische Denkmale gesetzt habe, verdiene ein ähnliches ehrendes Denkmal.

Allein bei Sailers großen Geistesgaben, reichen Kenntnissen, hoher Frömmigkeit gegen Gott, tiefem christlichem Sinne, weit verbreiteter, segensreicher Wirksamkeit zum Besten un-



JOHANN MICHAEL SAILER,
als Profefsor in Dillingen.

Eigenthum der J. Wolffischen Buchhandlung in Augsburg.

Erinnerungen

aus

meinem Leben.

Von

Christoph v. Schmid.

Zweites Bändchen:

Der hochselige Bischof

Johann Michael von Sailer.

Mit Sailers Porträt
in Stahl gestochen.

Augsburg,
Verlag der J. Wolffischen Buchhandlung.
1853.

Drei Erzählungen für Kinder und Kinderfreunde: Die christliche Familie. Das alte Raubschloß. Das stumme Kind. 12. 15 kr. oder 4 ggr.

Kurze Erzählungen für Kinder. Ein Lehr- und Lesebuch für Volksschulen. 12. 9 kr. oder 3 ggr.

Kurze Erzählungen für die Jugend. Neue Sammlung. 12. 18 kr. oder 5 ggr.

— — Dieselben auf Velinpapier mit 6 Stahlstichen 45 kr. oder 12 ggr.

Sieben neue Erzählungen für Kinder und Kinderfreunde: Die Kirschen. Die Margarethablümchen. Das Vergißmeinnicht. Der Kuchen. Die Krebse. Das Rothkehlchen. Das Vogelnestchen. 12. 18 kr. oder 5 ggr.

Eustachius. Eine Geschichte der christlichen Vorzeit, neu erzählt für die Christen unserer Zeit. 3te Auflage. 8. Mit einem Stahlstich. 30 kr. oder 8 ggr.

Ferdinand. Die Geschichte eines jungen Grafen aus Spanien. 2te Auflage. 8. Mit einem Stahlstich. 30 kr. od. 8 ggr.

Florentin Walther, ein verständiger und rechtschaffener Bauersmann. Eine Erzählung. 8. Mit einem Stahlstich. 30 kr. oder 8 ggr.

Deutsche Frauen der christlichen Vorzeit. 8. Mit einem Stahlstich. 36 kr. oder 9 ggr.

Der Fremde in der englischen Anlage zu Thannhausen. Eine Idylle. 32. Broschirt. 6 kr. oder 2 ggr.

Der gute Fridolin und der böse Dietrich. Eine lehrreiche Geschichte. 8. 3te Auflage. Mit einem Stahlstich. 36 kr. oder 9 ggr.

Die Früchte der guten Erziehung. 1tes Bändchen. Drei Erzählungen in Briefen: Der gefundene Ring. Die rothen Kreuzer. Die Feuersbrunst. 12. Mit einem Stahlstich. 18 kr. oder 5 ggr. Auf feinem Velinpapier mit schön illuminirtem Stahlstich. 36 kr. oder 9 ggr.

Die Früchte der guten Erziehung. 2tes Bändchen. Drei Erzählungen: Anselmo. Die Wolfskapelle. Die Wasserfluth. 12. Mit einem Stahlstich und einem Musikblatt. 24 kr. oder 6 ggr.

Genovefa. Eine der schönsten und rührendsten Geschichten des Alterthums, neu erzählt für alle gute Menschen. 8. 8te Auflage. Mit einem Stahlstich. 24 kr. oder 6 ggr.

Die Hopfenblüthen. Eine Begebenheit aus dem Leben eines armen Landschullehrers. 12. 15 kr. oder 4 ggr. Mit einem Stahlstich. 21 kr. oder 5 ggr.

Josaphat, Königssohn von Indien. Eine Geschichte aus dem christlichen Alterthume. 8. Mit einem Stahlstich. 30 kr. oder 8 ggr.

Klara oder die Gefahren der Unschuld. Eine Geschichte dem blühenden Alter gewidmet. 8. Mit einem Stahlstich. 24 kr. oder 6 ggr.

Das hölzerne Kreuz. Eine kleine Geschichte der Vorzeit zum Troste für Leidende neu erzählt. 12. 2te Auflage. 9 kr. oder 3 ggr. Mit einem Titelkupfer. 12 kr. oder 4 ggr.

Das hölzerne Kreuz und die Edelsteine. Zwei Erzählungen. 8. Mit einem Stahlstich. 30 kr. oder 8 ggr.

Die kleine Lautenspielerin. Ein Schauspiel für Kinder und Kinderfreunde. 12. 12 kr. oder 4 ggr. Mit 1 Stahlst. 18 kr.

Ludwig, der kleine Auswanderer. Eine Erzählung. 12. 15 kr. od. 4 ggr. Mit einem Stahlstich. 21 kr. od. 6 ggr.

Mathilde und Wilhelmine, die ungleichen Schwestern. Eine Erzählung. 8. Mit einem Stahlstich. 24 kr. oder 6 ggr.

Die Ostereier. Eine Erzählung zum Ostergeschenke für Kinder. 12. 6te Auflage. 9 kr. oder 3 ggr. Mit einem Titelkupfer. 15 kr. oder 4 ggr.

Pauline, die Stifterin einer Kleinkinderschule. Eine Erzählung. 8. Mit einem Stahlstich. 36 kr. oder 9 ggr.

Rosa von Tannenburg. Eine Geschichte des Alterthums, für Aeltern und Kinder erzählt. 8. 7te Auflage. Mit einem Stahlstich. 30 kr. oder 8 ggr. Mit 3 Kupfern in Umschlag broschirt. 48 kr. oder 12 ggr.

Kleine Schauspiele für Familienkreise. 2 Bändchen. 12. Enthalten: Die Erdbeeren. Der kleine Kaminfeger. Der Blumenkranz. Der Vierdieb. Emma, oder die kindliche Liebe. 30 kr. oder 8 ggr. Mit 1 Stahlst. 36 kr.

Timotheus und Philemon. Die Geschichte christlicher Zwillingsbrüder. 8. Mit einem Stahlstich. 36 kr. od. 9 ggr.

Waldomir, eine alte Sage, nebst zwei kleinern Erzählungen aus neuerer Zeit. 12. Mit einem Stahlstich. 18 kr. oder 5 ggr.

Der Weihnachtsabend. Eine Erzählung zum Weihnachtsgeschenke für Kinder. 12. 2te Auflage. 15 kr. oder 4 ggr. Mit einem Titelkupfer. 21 kr. oder 5 ggr.

Wie Heinrich von Eichenfels zur Erkenntniß Gottes kam. Eine Erzählung. 12. 5te Auflage. 9 kr. oder 3 ggr. Mit einem Titelkupfer. 15 kr. oder 4 ggr.

Der Wunderarzt. Ein Mährchen zum Ostergeschenke. 12. 12 kr. oder 4 ggr.

Der Verfasser der Ostereier (Domherr Dr. Chr. v. Schmid) hat auch folgende Schriften im Druck herausgegeben:

Biblische Geschichte des alten und neuen Testamentes für Aeltern und Kinder. 6 Bdchen. in 2 Bänden. 8. Mit 6 prächtigen Stahlstichen. 3 fl. 36 kr. oder 2 Thlr. 12 ggr.

Biblische Geschichte für Kinder, zum allgemeinen Gebrauche in den Volksschulen Bayerns. Aus dem größern Werke von dem Verfasser selbst ausgezogen. Zwei Bändchen. 8. 30 kr. oder 8 ggr.

Ein Blick zum Himmel am Feste der Himmelfahrt unsers Herrn Jesus Christus. Eine Primizpredigt. 8. 6 kr. oder 2 ggr.

Domdekan Joseph von Weber. Eine kurze Geschichte seines Lebens und Wirkens. Mit einem *Fac simile* seiner Handschrift. gr. 8. 18 kr. oder 5 ggr.

Tägliche Gebete nach alten Denkreimen. 12. Das Dutzend 9 kr. oder 3 ggr.

Katholisches Gebetbuch für die Jugend. Mit Approbation des bischöflichen Ordinariates Augsburg. Mit einem Stahlstich. 12. 27 kr. oder 6 ggr.

— — Dasselbe auf Velinpapier. 36 kr. oder 9 ggr.

Gespräche zweier Wanderer auf Gabbatha und Golgatha zur Zeit des Todes Jesu. Mit einem Stahlstich. 8. 30 kr. oder 8 ggr.

Christliche Gesänge zur öffentlichen Gottesverehrung in katholischen Kirchen. 8. Dritte vermehrte Auflage. 15 kr. oder 4 ggr.

Jesus am Oelberge. Sechs Betrachtungen, vorzüglich für die heilige Fastenzeit. 8. Mit einem Titelkupfer. 18 kr. oder 5 ggr.

Katechismus der christkatholischen Religion für das Bisthum Augsburg. 8. 9 kr. oder 3 ggr.

Kleiner katholischer Katechismus nach Petrus Canisius. 16. 1 kr. oder ½ ggr.

Trauerrede auf den Hintritt Sr. päpstlichen Heiligkeit Leo XII. gehalten in der Domkirche zu Augsburg den 12. März 1829. gr. 8. 6 kr. oder 2 ggr.

Ueber die Worte Jesu: Ich habe euch auserwählt und eingesetzt, daß ihr hingehet und Frucht bringet, und eure Frucht bleibe. Joh. 15, 16. Eine Primizpredigt. 8. 6 kr. oder 2 ggr.

Unsere einzige Zuflucht bei der Vergänglichkeit unsers Lebens auf Erden. Eine Secundizpredigt. 8 6 kr. od. 2 ggr.

Erster Unterricht von Gott für die lieben Kleinen. 16. 2 kr. oder 1 ggr.

Geistliche Vergißmeinnicht. Eine Auswahl der schönsten und geistreichsten Sinnreime von Angelus Silesius. 12. Mit einem Stahlstich. 15 kr. oder 4 ggr.

Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch. Joh. 20, 21. Eine Primizpredigt. 8. 6 kr. oder 2 ggr.

Im Verlag der J. Wolff'schen Buchhandlung in Augsburg sind auch erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Bucharenfürstin, oder Sieg der christlichen Religion. Eine Geschichte aus dem sechzehnten Jahrhundert, der reifern Jugend gewidmet. Im Anhange: Die Neujahrsnacht im Eichenwalde, eine Erzählung. 8. Mit einem Stahlstich. 30 kr. oder 8 ggr.

Erzählungen, auserlesene, und fromme Sagen für Söhne und Töchter zur Erweckung und Befestigung eines gottesfürchtigen Sinnes und Wandels. 2 Bändchen. Mit einem Titelkupfer. 30 kr. oder 8 ggr.

Erzählungen für kleine Knaben und Mädchen, von J. G. Wirth, Oberleiter der Kleinkinderbewahranstalten in Augsburg. 12. Mit einem Titelbilde und lithographirtem Umschlage 15 kr. oder 4 ggr.

Die Familie Tobias. Ein Gemälde belohnter Tugendtreue, für die Jugend und für Erwachsene, neu erzählt von einem katholischen Geistlichen. 8. Mit einem Titelkupfer. 18 kr. oder 5 ggr.

Die Gefahren des Tanzes, dargestellt in einigen Erzählungen und der Jugend zur Beherzigung und Warnung gewidmet von einem ihrer Freunde, 8. 2te Aufl. 18 kr. od. 5 ggr.

Gemälde christlicher Religion, zur Erweckung und Begründung eines gottesfürchtigen Sinnes und Lebens. Eine Sammlung der rührendsten christlichen Erzählungen vom Verfasser des Thomas Morus. 8. Mit einem Titelkupfer. 15 kr. od. 4 ggr.

Johann von Nepomuk. Eine der schönsten und rührendsten Geschichten des christlichen Märtyrerthums. Neu erzählt von einem katholischen Geistlichen. 2te verb. Auflage. 8. Mit einem Titelkupfer. 15 kr. oder 4 ggr.

Der ägyptische Joseph, das Vorbild der erhabensten Tugenden. Für die Jugend und für Erwachsene neu erzählt von einem katholischen Geistlichen. 8. Mit einem Titelkupfer. 24 kr. oder 6 ggr.

Leben des heiligen Leonhard. Mit Morgen-, Abend-, Meß-, Beicht- u. Kommunion-Andachten. 12. 9 kr. oder 3 ggr.

Das Liederbuch der Schule zu Lilienthal. Eine zweckmäßige Sammlung von Liedern für die Jugend; zur Einführung edler Lieder und Unterdrückung so vieler unanständiger Gesänge ꝛc. 8. 18 kr. oder 5 ggr.

Thomas Morus, oder die Kraft des Christenthums. Eine Erzählung aus der christl. Vorzeit. 8. 12 kr. oder 3 ggr.

Quintin Messis. Eine Erzählung, dargestellt in einem Gedicht in zwölf Gesängen von A. Werfer. Dem Verfasser der Ostereier gewidmet. 8. 15 kr. oder 4 ggr.

Schauspiele für die Jugend, nach Christ. v. Schmid's Erzählungen bearbeitet. Zwei Bändchen enthalten: Die Ostereier. Heinrich von Eichenfels. Das Johanneskäferchen. Die Waldkapelle. 12. 30 kr. oder 8 ggr.

Sittenlehre in Beispielen Oder schöne Geschichten und lehrreiche Erzählungen für Kinder von P. Aegid. Jais. Neu bearbeitet, verbessert und vermehrt von Simon Buchfelner. 8. Mit einem Titelkupfer. 18 kr. oder 5 ggr.

Die Sommerabende auf Sinai, oder der Vater als Lehrer im trauten Kreise seiner Kinder. Eine Sitten- und Pflichtenlehre in Gesprächen und Erzählungen. Der Jugend als Schulpreis und Festgabe gewidmet. Von A. Dörle. 8. Mit einem Stahlstich. 36 kr. oder 9 ggr.

Angenehme und nützliche Spaziergänge auf dem klassischen Boden der alten Griechen und Römer. Ein belehrendes Geschenk für die reifere Jugend. 12. 6 kr. oder 2 ggr.

Der heilige Stanislaus Kostka, ein Muster und Vorbild der Jugend. Eine Erzählung vom Verfasser des Thom. Morus. 12. 8 kr. oder 3 ggr.

Die Wildschützen. Eine lehrreiche Erzählung für die Jugend und ihre Freunde. Von dem Verfasser der Beatushöhle. 12. Mit einem Stahlstich. 12 kr. oder 3 ggr.

Gebet= und Betrachtungsbücher:

Das Abendmahl unsers Herrn Jesu Christi. Eine Betrachtung zur Vorbereitung auf den würdigen Genuß desselben, besonders in den Tagen der Osterfeier. Nebst einer Kommunion=Andacht und Kommunion=Liedern. Von L. Stempfle. Mit einem schön gestochenen Titelblatte. 8. Mit bischöfl. Approbation. 18 kr. oder 5 ggr.

Allgemeines Gebetbuch für katholische Christen zum Gebrauche bei allgemeinen und besondern Andachtsübungen von einem katholischen Seelsorger. Mit einem Titelkupfer. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. 8. 40 kr. oder 10 ggr.

— — Dasselbe auf Schreibpapier. 54 kr. oder 14 ggr.

Andacht zum göttlichen Herzen Jesu. Mit Morgen=, Abend=, Meß=, Beicht=, Kommunion= und vielen andern Gebeten. Von A. Lechner. Mit einem sehr schönen Stahlstich. 12. 15 kr. oder 4 ggr.

Anweisungen für Jungfrauen des geistlichen sowohl als weltlichen Standes, um sie zur höchsten Vollkommenheit zu führen. Mit den nothwendigen Aenderungen neu herausgegeben von Dr. A. Lechner. 3 Bände. Mit bischöflicher Approbation. gr. 8. 3 fl. oder 2 Thlr.

Festtägliche Andachtsübungen und Tagzeiten der seligsten Jungfrau Maria, der Mutter unsers Heilandes. Mit Morgen=, Abend=, Meß=, Beicht=, und Kommunion=Gebeten. 12. Format mit Titelkupfer 36 kr. oder 8 ggr.

Der kleine Himmelspilger. Ein vollständiges Gebetbuch für Knaben, nach dem Geist und Sinne der heiligen römisch=katholischen Kirche, verfaßt vom Verfasser des vollständigen Gebetbuches für Jungfrauen. Mit einem Titelkupfer. 8. 30 kr. oder 8 ggr.

Die fromme Himmelspilgerin. Ein vollständiges Gebet- und Erbauungsbuch für Jungfrauen von noch zartem Alter, nach dem Geist und Sinne der heiligen römisch-katholischen Kirche, verfaßt vom Verfasser des vollständigen Gebetbuches für Jungfrauen. Mit einem Titelkupfer. 2te Aufl. 8. 30 kr. oder 8 ggr.

Kostbarkeiten zum Mitnehmen in die Ewigkeit. Eine Sammlung religiöser Betrachtungen über die heiligen Geheimnisse der Menschwerdung, des Leidens, des Todes, der Auferstehung und Himmelfahrt unsers göttlichen Erlösers Jesus Christus, des Sohnes Gottes. Zum Troste und zur Erbauung frommer Katholiken, denen ihr Seelenheil am Herzen liegt. 8. 24 kr. oder 6 ggr.

Die göttliche Kraft des Christenthums im Leiden und im Tode. Dargestellt in Jesus Christus und seinen treuen Nachfolgern aus allen Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung. Von Professor L. Stempfle. Mit Genehmigung des bischöflichen Ordinariates. 8. 1 fl. oder 16 ggr.

Trostgründe eines siebenzigjährigen Greisen, zur Beruhigung und Ermunterung für bejahrte, ängstliche Menschen, die den Tod fürchten. Zwei Bändchen mit 1 Titelkupfer. gr. 8. 1 fl. 12 kr. oder 18 ggr.

Vier Bücher von der Nachahmung Jesu Christi. Aus dem Lateinischen übersetzt. Mit Morgen-, Abend-, Meß-, Beicht- und Kommunion-Gebeten, einer Litanei zum allerheiligsten Altarssakramente, einem Kreuzweg- und einem Titelkupfer. 11te Auflage. Mit bischöflicher Approbation. 12. 10 kr. oder 3 ggr.

Weihnachtsbilder. Ein Lehr- und Gebetbüchlein, für die heil. Weihnachtszeit. Mit einer Vorrede von Christ. v. Schmid. Einem Titelkupfer und mehreren Vignetten. 12. 12 kr. oder 3 ggr.

Wer mir nachfolgt, der wandelt nicht im Finstern. Joh. VIII. 12. Vollständiges Gebetbuch für kathol. Christen. Größtentheils aus den Schriften des gottseligen Thomas von Kempis bearbeitet von C. Gärtner. Vierte Ausgabe. Mit einem Stahlstich. 8. 48 kr. oder 12 ggr.

Druck von J. P. Himmer in Augsburg.



JOHANN MICHAEL SAILER,
als Profefsor in Dillingen.

Erinnerungen

aus

meinem Leben.

Von

Christoph v. Schmid.

Zweites Bändchen:

Der hochselige Bischof

Johann Michael von Sailer.

Mit Sailers Porträt
in Stahl gestochen.

Augsburg,
Verlag der J. Wolffischen Buchhandlung.
1853.

Vorrede.

Schon seit zwanzig Jahren wurde vielfältig der Wunsch geäußert, daß eine Biographie Sailers erscheinen möge. Sailer, sagten Viele, welcher den verehrungswürdigen Männern Winkelhofer, Heggelin, Sambuga, Feneberg und Anderen so schöne biographische Denkmale gesetzt habe, verdiene ein ähnliches ehrendes Denkmal.

Allein bei Sailers großen Geistesgaben, reichen Kenntnissen, hoher Frömmigkeit gegen Gott, tiefem christlichem Sinne, weit verbreiteter, segensreicher Wirksamkeit zum Besten un-

zähliger Menschen — ist es eine schwere Aufgabe, eine Biographie von ihm zu verfassen.

Ich gestehe aufrichtig, daß ich mich dazu ganz und gar außer Stand sehe. Was ich hier aufzeichnete, sind blos Erinnerungen an jene seligen Tage, da er mir, und vielen Jünglingen, ein erleuchteter Lehrer, ein liebevoller Wohlthäter, ein väterlicher Freund gewesen. Diese Erinnerungen fangen deßhalb von dem mir unvergeßlichen Augenblick an, in welchem ich ihn das erste Mal gesehen habe, umfassen aber keineswegs seine frühere, mir nicht hinreichend bekannte Lebensgeschichte.

Da ich gegen keinen Menschen auf Erden, den ich persönlich kennen gelernt, eine größere Ehrfurcht, Liebe und Dankbarkeit empfinde, als gegen Sailer; da von allen meinen Mitschülern, die bei ihm mit mir Philosophie und Theologie gehört haben, keiner mehr lebt; da mein noch übriger Lebensweg nur wenige Schritte mehr betragen kann: so hielt ich es für heilige Pflicht, das Andenken an das viele Gute und Große,

das ich an ihm wahrgenommen, nicht mit in das Grab zu nehmen, sondern, so viel ich kann, es der Vergessenheit zu entziehen.

In gegenwärtiger Schrift kommen allerdings viele kleine Züge aus Sailers täglichem Leben vor, die seinen edlen, liebenswürdigen Charakter näher erkennen lassen, die aber, so ausführlich erzählt, in einem so erhabenen Gegenstand, wie Sailer's Biographie, nicht wohl eine Stelle finden könnten. Jedoch dürften in dieser meiner Erzählung, wie ich denke, einzelne Bausteine vorliegen, welche, mehr behauen und polirt, zu einem künftigen Denkmale Sailers nicht unbrauchbar seyn würden.

In der Vorrede zum ersten Bändchen der Erinnerungen aus meinem Leben erwähnte ich: daß der Hochwürdigste Cardinal=Fürstbischof Freiherr von Diepenbrock mich schon im Jahre 1851 ermuntert hat, meine Erinnerungen an Sailer aufzuzeichnen; daß ich ihm einige Blätter, mit denen ich bereits den Anfang gemacht hatte, überschickte; daß er in seiner trefflichen Charak=

teristik Sailers, die er der neuen Auflage seines geistlichen Blumenstraußes vorangeschickt, äußerte, er hoffe, „ein interessanter Beitrag zu Sailers Biographie dürfe von mir, dem ältesten noch lebenden Freunde und Schüler Sailers, zu erwarten seyn.“

Diese Aeußerung war mir ein neuer Antrieb, die Aufzeichnung derselben bis zu den spätern Ereignissen, die der Fürstbischof besser kannte als ich, zu Ende zu bringen, und sie ihm zu senden.

Er ließ sich diese Erzählung in seiner letzten Krankheit vorlesen, und ließ mir den 16. Oktober 1852 schreiben, daß sie ihm einen hohen Genuß gewährte — was sich nur auf das viele Gute und Große beziehen kann, das dem Fürstbischofe noch gänzlich unbekannt war, indem Sailer nie von sich selbst redete; keineswegs aber kann es von meiner Darstellung gelten, an deren Unvollkommenheit nicht Mangel an gutem Willen, sondern vornehmlich hohes Alter mit seinen Beschwerden schuld ist.

Jedoch übergebe ich diese Blätter um so getrösteter dem Drucke. Da ein so hoher Kirchenfürst sie gut hieß und Wohlgefallen daran fand, so hoffe ich, der geneigte Leser werde sie nicht ohne Segen aus der Hand legen.

Innig freut es mich, daß mit dem Charaktergemälde von des Fürstbischofs Meisterhand, was die Wahrheit betrifft, meine geringen Skizzen vollkommen übereinstimmen.

Ja, so war Sailer! Was Diepenbrock von ihm sagt, ist die lautere Wahrheit: „Sailer genoß weithin durch Deutschland bei den Edelsten und Besten den wohlverdienten Ruf und Ruhm eines ausgezeichneten Lehrers, eines beredten Predigers, gelehrten Theologen, fruchtbaren Schriftstellers, erleuchteten Seelenführers, frommen Priesters und apostolischen Bischofes, kurz eines trefflichen, großen Mannes; er war dieß Alles in hohem Grade; aber noch viel größer erschien er mir im täglichen, vertrauten Umgang als Mensch, als Christ."

Diesen Erinnerungen ist Sailers Bildniß

teristik Sailers, die er der neuen Auflage seines geistlichen Blumenstraußes vorangeschickt, äußerte, er hoffe, „ein interessanter Beitrag zu Sailers Biographie dürfe von mir, dem ältesten noch lebenden Freunde und Schüler Sailers, zu erwarten seyn."

Diese Aeußerung war mir ein neuer Antrieb, die Aufzeichnung derselben bis zu den spätern Ereignissen, die der Fürstbischof besser kannte als ich, zu Ende zu bringen, und sie ihm zu senden.

Er ließ sich diese Erzählung in seiner letzten Krankheit vorlesen, und ließ mir den 16. Oktober 1852 schreiben, daß sie ihm einen hohen Genuß gewährte — was sich nur auf das viele Gute und Große beziehen kann, das dem Fürstbischofe noch gänzlich unbekannt war, indem Sailer nie von sich selbst redete; keineswegs aber kann es von meiner Darstellung gelten, an deren Unvollkommenheit nicht Mangel an gutem Willen, sondern vornehmlich hohes Alter mit seinen Beschwerden schuld ist.

Jedoch übergebe ich diese Blätter um so getrösteter dem Drucke. Da ein so hoher Kirchenfürst sie gut hieß und Wohlgefallen daran fand, so hoffe ich, der geneigte Leser werde sie nicht ohne Segen aus der Hand legen.

Innig freut es mich, daß mit dem Charaktergemälde von des Fürstbischofs Meisterhand, was die Wahrheit betrifft, meine geringen Skizzen vollkommen übereinstimmen.

Ja, so war Sailer! Was Diepenbrock von ihm sagt, ist die lautere Wahrheit: „Sailer genoß weithin durch Deutschland bei den Edelsten und Besten den wohlverdienten Ruf und Ruhm eines ausgezeichneten Lehrers, eines beredten Predigers, gelehrten Theologen, fruchtbaren Schriftstellers, erleuchteten Seelenführers, frommen Priesters und apostolischen Bischofes, kurz eines trefflichen, großen Mannes; er war dieß Alles in hohem Grade; aber noch viel größer erschien er mir im täglichen, vertrauten Umgang als Mensch, als Christ.“

Diesen Erinnerungen ist Sailers Bildniß

als Professor in Dillingen vorangestellt. Porträte aus seinem höheren Alter als Bischof haben wir mehrere. Allein gegenwärtiges Bild von zwei ausgezeichneten Künstlern gemalt und gestochen, und jener Zeit angehörend, die er selbst die schönste seines Lebens nannte, ist das einzige, was wir haben. Es dürfte daher nicht nur dieser kleinen Schrift das angemessenste, sondern auch den Verehrern Sailers sehr lieb und erwünscht seyn.

Der Verfasser.

Der hochselige Bischof
Johann Michael von Sailer.

1. Ankunft in Dillingen.

Das wichtigste und folgereichste Ereigniß für die Universität Dillingen war, daß Sailer von dem Fürstbischofe von Augsburg zum Professor der Moralphilosophie und der Pastoraltheologie berufen wurde.

Sailer, früherhin Professor der Philosophie und Theologie an der Universität Ingolstadt, hat, als Carl Theodor, Churfürst von Bayern, diese Universität und alle höhere Lehranstalten den bayerischen Abteien übertragen hatte, sich nach Augsburg begeben, und lebte da, ohne ein öffentliches Amt, von seiner kleinen Pension, so viel ich weiß, von 250 fl. Hier schrieb er sein Gebethbuch, in sechs Bändchen, das einer unzähligen Menge von Gebethbüchern die Bahn brach. Hier verfaßte er seine originelle Vernunftlehre für Menschen, wie sie sind.

Bei seiner Ankunft begrüßten die Professoren ihn ehrenvoll und freundlich. Weber und Zimmer aber,

die ihn schon aus seinen Schriften kannten, und Hermann und Delaschad, seine Jugendfreunde und Studiengenossen, mit hoher Freude. Die studirenden Jünglinge verglichen Sailers Erscheinen der Frühlingssonne, die Alles neubelebt.

Wie schnell und bleibend Sailer die Verehrung, die Liebe und das Zutrauen der Studirenden gewann, ist zu bewundern, oder vielmehr nicht zu bewundern. Denn er war die lautere Freundlichkeit, die aus dem wohlwollendsten Herzen herrührte. Die Heiterkeit, die aus seinen Augen leuchtete, zeigte von einem Geiste, der von keinen irdischen Leidenschaften getrübt wurde, sondern ganz himmlisch gesinnt war. Sein Angesicht verkündete den Frieden eines guten Gewissens. Nur ein reines Gewissen und das Vertrauen auf Gott kann immer so vollkommen heiter machen.

Der Augenblick, da ich ihn das erstemal sah, bleibt mir unvergeßlich. Es war am 24. Nov. 1784, dem Festtage der heil. Katharina, einer akademischen Feierlichkeit der philosophischen Fakultät. Ich hatte dabei eine lateinische Rede vorgetragen. Als ich meine, in das Reine geschriebene Rede meinem Professor, der sie sehr verbessert hatte, wieder bringen wollte, und die Stiege in dem großen Gebäude des Kollegiums hinaufging, kam Sailer, von zwei Professoren begleitet, die Stiege herab. Er hatte die Rede angehört; die zwei Professoren hatten ihm erzählt, daß ich durch den frühen Tod meines Vaters einen uner-

schmerzlichen Verlust erlitten, und daß meine Mutter, eine Wittwe mit neun unerzogenen Kindern, unter denen ich das älteste war, sich in einer sehr bedrängten Lage befinde. Sailer grüßte mich auf das freundlichste, lobte den jungen Redner, drückte mir mehrere Vierundzwanziger — vielleicht alles Geld, das er eben bei sich hatte — in die Hand, mit dem Auftrage, es meiner Mutter zu übersenden, und lud mich ein, ihn zu besuchen, um mehr mit mir, als hier auf der Stiege, reden zu können. Ich faßte das größte Zutrauen zu ihm, und er war von dieser Zeit an für mein zeitliches und ewiges Wohl so väterlich besorgt, als mein Vater, und that so viel für mich, daß mein eigener Vater nicht mehr, ja nicht so viel für mich hätte thun können.

Eines Morgens kam ich zu Sailer, um ihm von seinem Manuskripte, das ich für den Druck abschrieb, einige Bogen zu bringen. Er trank eben Kaffee, und sagte: „Da ist noch eine übrige Tasse, aber kein Brod mehr dazu." Er trat an das Fenster und rief hinab in den Garten: „Gärtner! Gärtner!" Der Professor der Mathematik, Herr Scheble, der unter Sailers Zimmer wohnte, rief hinauf: „Der Gärtner ist nicht da; kann ich Ihnen womit dienen?" Sailer antwortete: „Ich hätte nur ein Kaffeebrödchen nöthig, das mir der Gärtner besorgen sollte." „Ich habe ein übriges," rief der Kollega. Der Mathematiker wußte in der Geschwindigkeit zu berechnen,

daß es für jeden von ihnen Beiden zu weitläufig wäre, die langen Gänge und die hohe Treppe, von einem Zimmer zum andern, zweimal zu durchlaufen. Daß ich, der diesen Dienst gern geleistet hätte, bei Sailer war, wußte er nicht. Er wußte aber sogleich einen Ausweg, und rief: „Lassen Sie einen Bindfaden herab, an den will ich das Kaffeebrod anbinden.“ Sailer that es, und da er eben Exemplare seiner neuesten Schrift aus der Druckerei erhalten hatte, so band er eines an den Bindfaden und rief hinab: „Herr Kollega, haben Sie Acht! Da kommt der verbindliche Dank für das Kaffeebrod.“ Es rührte mich, daß Sailer sich eine Angelegenheit daraus machte, mir ein gutes Frühstück zu verschaffen. Eben so freute es mich, zu sehen, in welchen freundlichen Verhältnissen er mit seinen Kollegen lebte, und daß er sich nichts umsonst thun lasse.

Zwei meiner jüngeren Brüder, die sich bei der Mutter zu Hause befanden, hatten das Unglück zu ertrinken. Mit betrübtem Herzen ging ich zu Sailer, und erzählte ihm die traurige Geschichte. Er tröstete mich mit der herzlichsten Theilnahme. Ich gab ihm den Brief meiner Mutter zu lesen. Ihr Jammer ging ihm noch tiefer zu Herzen. Er hatte eben einen überaus schönen Kupferstich erhalten — das Bild Jesu, der das Kreuz trägt. Darunter standen die Worte Jesu: „Wer mein Jünger seyn will, nehme sein Kreuz auf sich und folge Mir nach.“ Unter

diese Worte schrieb Sailer: „Ich folge Dir, sage meine ganze Seele.“ Er gab mir das Bild, es meiner Mutter, die er nie gesehen hatte, zu überschicken. So war ihm nichts zu werth und zu theuer, das er nicht mit Freuden hingab, seine Mitmenschen zu trösten und zu erfreuen.

Meine Mutter wurde vom Anblicke des schönen Bildes innig gerührt und getröstet. Sie ließ es in Glas und Rahmen fassen, und hängte es an der vorzüglichsten Stelle des Wohnzimmers auf. So oft sie es ansah, wurde sie, auch bei Leiden, die noch ferner über sie kamen, sehr getröstet. Viele Frauen, besonders Wittwen, die wie jeder Mensch auf Erden ihre Leiden hatten, und zu meiner Mutter auf Besuch kamen, betrachteten das schöne, anmuthige Bild mit Rührung, und blieben nicht ohne großen Trost.

Wie Sailer gegen mich ganz voll Güte, Wohlwollen und Theilnahme war, half und tröstete, so fanden alle Studirende, die sich ihm nahten, bei ihm Trost und Hülfe. Allen stand seine Thüre und sein Herz offen. Geben, Erfreuen, Trösten war ihm Seligkeit.

Sailer wurde bei seinen steten Arbeiten von Studirenden, die ihn über ihre Studien befragten, oder Rath und Trost bei ihm suchten, sehr oft unterbrochen. Er empfing sie aber mit immer gleicher Güte und Freundlichkeit. Ueberdieß sagte er Jedem, aus den

Schriften der Kirchenväter, die er immer bei Handen hatte und sehr fleißig las, oder aus den Werken Bako's von Verulam, die er vor anderen philosophischen Schriften schätzte, noch ein treffendes Wort. Ich führe hier nur ein paar kurze Beispiele an. Jungen Philosophen schärfte er die Worte Bako's ein: Philosophia obiter libata a Deo abducit, penitus hausta reducit ad eumdem. „Die Philosophie, obenhin abgeschlürft, führt von Gott ab; bis auf den Grund ausgetrunken, führt sie wieder zu Ihm zurück.“ Den jungen Theologen sagte er das Wort des heiligen Augustins: Timor Dei medicamentum, Charitas Dei Sanitas. „Gottesfurcht ist Arznei, Gottesliebe Gesundheit.“

Aber nicht nur Jünglinge, sondern auch Männer wurden sogleich bei der ersten Unterredung für ihn eingenommen. Ein sehr würdiger Mann, der eben von ihm kam, sagte: „Als ich mit Ehrfurcht in sein Zimmer trat, erwartete ich einen ernsten Mann mit hoher Miene und abgemessenen Geberden zu sehen. Allein er ist weit entfernt, von jener affektirten Ernsthaftigkeit, jenem geheimnißvollen Bestreben des Körpers, die Unvollkommenheiten des Geistes zu verbergen, wie ein witziger Schriftsteller sie nennt. Sein ganzes Betragen ist höchst ungezwungen; er ist die lautere Heiterkeit und Freundlichkeit, die bei ihm ganz und gar ungekünstelt und ihm zur Natur geworden. Ich konnte, sogleich in den ersten Augenblicken ein

solches Vertrauen zu ihm fassen, als sey er ihr Vater oder Bruder. Es ist eine eigene Glückseligkeit einen großen Mann zu sehen."

---

2. Wirken an der Universität.

Ergreifend und tief wirkte Sailer auf dem Katheder. Noch immer seh' ich im Geiste sein Bild — die leuchtenden Augen und sein ehrwürdiges, von Freundlichkeit erhelltes Angesicht. Der berühmte Doktor Gall führt in seinen Vorlesungen Sailers schön gewölbte Stirne und gescheitelte Haare als ein Beispiel an, wie der fromme Sinn für das Höhere sich ausdrücke.

Sailers begeisterte Worte, mit seiner lieblichen Stimme gesprochen und aus dem Herzen strömend, gingen auch wieder zu Herzen. Nicht nur wurde der Verstand seiner Zuhörer mit gründlichen Kenntnissen bereichert und erleuchtet; ihr Herz wurde auch für das Wahre, Gute und Schöne erwärmt. Alle gingen mit den besten Vorsätzen aus dem Hörsaale.

Für das Diktiren und Nachschreiben der Vorlesungen, das den belebenden Vortrag des Lehrers hemmt, und die Aufmerksamkeit der Zuhörer theilt, war er durchaus nicht. Hingegen gab er ihnen sogleich nach der Vorlesung das Manuskript, das denn

auch alle fleißig abschrieben, und auch das, was der Lehrer noch weiter gesagt hatte, anmerkten.

Außer den öffentlichen Vorlesungen gab Sailer noch Privatstunden auf seinem Zimmer. Doch dieses genügte ihm noch nicht. Er kündete auf die Abendstunden, in denen keine andere Vorlesungen stattfanden, Religionskollegien für die Studirenden aller vier Fakultäten an. Dieses war ein glücklicher Gedanke. Denn viele Candidaten der Philosophie, der Rechtsgelehrsamkeit und der Medizin hatten, außer in den niedern Schulen, keinen zusammenhängenden, ihren Bedürfnissen angemessenen Religionsunterricht mehr gehört. Allein nicht nur alle Studirenden, sondern auch würdige, sehr gebildete Männer, — Adelige, Regierungsräthe und Offiziere fanden sich zahlreich dabei ein. Graf Fugger, der sich im Frühling und Sommer zu Glött aufhielt, fuhr Abends jedesmal in Sailers Vorlesung nach Dillingen. Eine große Anzahl der Zuhörer konnte in den Schulbänken keinen Platz mehr finden, sondern mußte während der ganzen Vorlesung, eine Stunde lang, in den Gängen des Hörsaales stehen.

Sailer stellte, wegen der vielen kenntnißreichen Männer, die sein Kollegium besuchten, das Ziel, das er sich vorgesetzt hatte, etwas höher; doch so, daß er seinen übrigen Zuhörern nicht weniger verständlich wurde. Schon damals, vor mehr als sechszig Jahren, fing der Unglaube an, sich aus Frankreich nach Deutschland zu verbreiten. Sailer wußte die Ein-

wendungen gegen die Religion in ihrer ganzen Nichtigkeit darzustellen. Natürlich kam er vorzüglich auf Voltaire zu sprechen. Er sprach ihm sein Schriftstellertalent, seinen Witz nicht ab. Allein er zeigte, zu großer Ergötzung, besonders der Studirenden unter seinen Zuhörern, indem er Voltair's eigene Worte anführte, wie seicht, wie unrichtig dessen Philosophie sey. —

Angesehene Staatsmänner und Beamten, die sogleich nach vollendeten Studienjahren in die Geschäfte hinein gerissen worden, bekannten, daß sie erst durch diese Vorlesungen zur gründlichen Kenntniß der geoffenbarten Religion gelangt seyen, und ihren hohen Werth schätzen gelernt haben.

Sailer sagte, bevor er seine Religionskollegien angekündet hatte, von diesem Vorhaben dem Professor Weber. Dieser war sogleich entschlossen, Vorlesungen über die angewandte Naturlehre auf Oekonomie, Landwirthschaft und Gewerbe zu halten. Er war bei seiner umfassenden Kenntniß der Natur hier recht eigentlich in seinem Felde. Er brachte nicht nur alles vor, was zur Bildung verständiger Landwirthe dienen konnte, er gab auch sehr treffende Winke, wie die Güte des Allmächtigen in die Natur solche Kräfte gelegt habe, die dem Menschen zu seinem zeitlichen Wohlergehen nöthig sind, und wie Gott ihm den Verstand verliehen, sie heraus zu finden und zu benützen. Die Zuhörer wurden zur dankbaren Anbethung Gottes hingerissen.

Auch diese Vorlesungen wurden zahlreich besucht, leisteten künftigen Landbeamten und Landgeistlichen in deren Wirkungskreise große Dienste, und trugen zur Beförderung der Landeskultur bei.

Beide, Sailer und Weber, ermunterten den bescheidenen, sich selbst zu wenig zutrauenden Professor Hermann, Lehrer der obersten Gymnasialklasse, über Aesthetik zu lesen; dazu war er wegen seinem feinen richtigen Geschmack in Beurtheilung und Würdigung schön wissenschaftlicher Werke, der geeignetste Mann. Er machte darauf aufmerksam, daß dem Schönen immer das Wahre und Gute zu Grunde liegen müsse, und daß nur diese Drei, in Eines verbunden, den vollen Werth einer Schrift ausmachen. Er zeigte sehr schön, daß die bekannten Worte des Horaz: die Verbindung des Nützlichen mit dem Angenehmen, sey der Punkt, auf den Alles ankomme, gelte nicht nur dem Schriftsteller; auch der Leser soll sich nicht mit einer blos angenehmen Lektüre begnügen, sondern eine solche wählen, die eben so nützlich ist.

Da schon damals viel und oft ohne Wahl gelesen wurde, so war eine Anleitung nur vorzügliche Schriften zu wählen, nicht überflüssig, sondern nothwendig. Die treffenden Stellen, die er vorzüglich aus Homer und aus Klopstocks Messiade, als Beispiele anführte und deren Wahrheit und Schönheit hervorhob, machten seine Vorlesungen um so anziehender. Sie wurden mit Freuden besucht.

So hatte man es einzig Sailers Thätigkeit zu danken, daß über diese drei Fächer für alle Studirende vorgelesen wurde — über das Allerwichtigste, die Religion, und auch über die zwei andern zeitgemäßen, der leiblichen Wohlfahrt und der Bildung des Geistes entsprechenden Gegenstände.

Wie Sailer die Bildung der Studirenden an Verstand und Herz sich angelegen seyn ließ, so war er auch für ihr leibliches Wohlergehen besorgt. Wie er sich gegen jeden einzelnen, der Hülfe bedurfte, wohlthätig erzeigte, so hat er einmal allen, ja auch den Professoren, eine nicht geringe Wohlthat erwiesen. Der Winter hatte sich mit heftiger Kälte eingestellt; die großen Hörsäle mit hohen Fenstern an beiden Seiten konnten nicht geheizt werden. Die Candidaten der Philosophie mußten Morgens zwei Stunden, und die der Theologie sogar drei Stunden nach einander — von 8 bis 11 Uhr — Vorlesungen hören. Das war fast nicht auszuhalten. Die Meisten suchten sich, während der freien Viertelstunden dazwischen, in den Musäen des daranstoßenden Klerikalseminars, andere in einem nahen Kaffeehause zu wärmen. Die durchdringende Kälte hatte nicht nur die Aufmerksamkeit sehr gestört; der wiederholte schnelle Wechsel von Kälte und Wärme schadete auch der Gesundheit. Wie war zu helfen? In keinem der Hörsäle befand sich ein Ofen. Sailer wußte Rath. In dem ehemaligen Jesuitenkollegium, das an das Universitätsgebäude

anstieß und in dem jetzt die geistlichen Professoren wohnten, befanden sich ein Saal und ein paar große Zimmer, die man heizen konnte, die aber im Winter gar nicht benützt wurden. Sailer schlug vor, an die geeignete Behörde eine Vorstellung zu machen, mit der dringenden Bitte, das nöthige Holz anzuweisen. Die Bitte wurde sogleich gewährt. Die Studirenden besuchten die Vorlesungen mit neuer Freude, blieben zur Zwischenzeit hier versammelt, und unterredeten sich über das, was sie gehört hatten. Alle erkannten diese Anordnung für eine große Wohlthat, und lobten Sailers Sorgfalt für die studirenden Jünglinge; eben so priesen sie Sailers Verstand und Gewandheit auch in zeitlichen Dingen.

Jemand sagte: „Schon seit Menschengedenken wurde über die kalten Hörsäle geklagt; man bedauerte, daß es in diesem Gebäude nicht thunlich sey, Oefen zu errichten und Kamine aufzuführen. Der Gedanke, wie dem Uebelstand auf eine andere Weise abzuhelfen, lag so nahe, und doch fiel er Niemanden ein. Es ging da in der That, wie mit dem Ei des Kolumbus."

Die Früchte von Sailers Wirken wurden bald sehr bemerkbar. Ein neues Leben kam in die Studirenden. Sie studirten fleißiger, und beflissen sich eines durchaus anständigen, würdigen Betragens. Früherhin hörte man viel Beklagenswerthes von Trinkgelagen und Raufereien. Vergebens bemühte man sich schon längst, dieselben ganz abzustellen. Jetzt

fiel äußerst selten etwas dergleichen vor. Ich erinnere mich noch wohl, daß mehr als einmal einige Studirende einen tollen Streich vorhatten. Sie sagten aber: „Den Rektor Magnifikus fürchten wir nicht, und nach dem Karzer fragen wir gar nichts; allein wenn Sailer es inne würde, so würde es ihn betrüben, und das wäre uns sehr leid.“ Die Unbesonnenheit unterblieb.

---

8. Zahlreichere Besuche der Universität.

Die neuaufblühende Universität Dillingen wurde immer berühmter. Vorzüglich Sailers Ruhm zog aus Schwaben, Franken und Bayern, aus der Schweiz, vom Rheine und aus Westphalen viele Studirende dahin. Dieß war eine neue Erscheinung. Bisher hatte man da keinen Schweizer, Rheinländer oder Westphälinger erblickt. Die trefflichen jungen Männer waren zum Theil aus sehr angesehenen Häusern. Auch solche, die an andern Universitäten schon die Theologie absolvirt hatten, wollten Sailer noch ein Jahr hören; auch junge Geistliche aus Klöstern. Doch unter den vielen nenne ich, um nicht zu weitläufig zu werden — nur Einen, den Herrn Professor Heinrich Brockmann aus Münster in Westphalen. Er war ein gebildeter Mann, in der damaligen

deutschen Literatur sehr bewandert, und dabei streng katholisch. Er hatte von Jugend auf in Münster studirt, und dort Philosophie und Theologie gehört. Er las Sailers Schriften mit Bewunderung und entschloß sich, wiewohl schon Professor, noch Sailers Schüler zu werden, besonders in der Pastoraltheologie — einem Fache, über welches früher keine eigenen Vorlesungen gehalten wurden — und hoffte, Sailers belehrenden Umganges zu genießen. Er fand seine Erwartungen weit übertroffen.

Da er, in Dillingen ganz fremd, eines Freundes bedurfte, und ich aus dem Umgange mit ihm nur gewinnen konnte, so machte Sailer mich mit ihm bekannt. Wir Beide wurden vertraute Freunde. Anfangs fiel es uns — ihm wegen meines schwäbischen, und mir wegen seines westphälischen Dialekts — etwas schwer, einander zu verstehen. In der Folge sagte er mir und ich ihm, daß es uns vorgekommen, wir beide sprechen zu schnell, was sich psychologisch sehr gut erklären läßt.

Brockmann blieb ein ganzes Jahr in Dillingen. Den letzten Abend brachte er auf meinem Zimmer zu. Mehrere junge Theologen, von denen mir jetzt nur mehr Franz Xaver Bayer erinnerlich ist, waren hier versammelt. Der Abschied, der mir unvergeßlich ist, war sehr rührend. Wir Alle hatten Thränen in den Augen.

In der Folge wurde Brockmann Professor der

Moraltheologie und Domprediger, Domherr und Domdekan in Münster. Er gab mehrere erbauende Schriften — Uebersetzungen aus dem Lateinischen und Italienischen heraus. Besonders schätzenswerth ist seine Pastoraltheologie, die er mir überschickte. Seine „Lebensgeschichte des heil. Aloysius für die Jugend" wurde auch in Schwaben mit Erbauung sehr viel gelesen. Er schrieb mir öfter aus Münster, und in allen Briefen gedachte er mit Verehrung und Liebe Sailers, und der glücklichen segensreichen Tage, die er in dessen Umgang zugebracht habe.

Nicht nur die Anzahl studirender Jünglinge nahm immer mehr zu, sondern auch berühmte, gelehrte oder sonst merkwürdige Männer kamen nach Dillingen, vorzüglich um Sailer persönlich kennen zu lernen.

Der merkwürdigste für alle Studirende war Pfeffel von Kolmar, Direktor des von ihm mit Erlaubniß des Königs von Frankreich dort errichteten akademischen Erziehungsinstitutes für Jünglinge, die sich dem Militär widmen wollten; doch wir Studirende schätzten Pfeffel vornehmlich als berühmten Dichter vortrefflicher Fabeln.

Ein Schweizer, Louis von Meyer aus Luzern, der zu Dillingen studirte, ein ausgezeichnetes mechanisches Talent, hatte nicht lange vor Pfeffels Ankunft, dessen schönes Gedicht: „Der bestrafte Geizhals, ein Schattenspiel an der Wand," sehr kunstreich nach Art der Chinesischen Schatten, im Kleinen dargestellt

Das Gedicht, in Musik gesetzt, wurde dabei blos für Studirende von trefflichen Musikern mit Gesang und Klavierspiel begleitet. Alle Studirende waren begierig, den blinden Dichter, der ihnen so viel Vergnügen verschaffte zu sehen, und sie betrachteten ihn mit Ehrfurcht und Mitleid.

Eine von Pfeffels Fabeln hat besonders uns jungen Theologen gefallen. Ihr Inhalt ist kurz dieser: Ein Knabe fand ein gutes, altes Goldstück; ein Jude aber machte es, als falsch, ihm so verdächtig, daß er es wegwarf. Die treffende Fabel zielt auf die bekannten Wolfenbüttlischen Fragmente gegen die biblischen Urkunden, und endet mit den Worten:

„Gelehrte Herrn Fragmentenschreiber,
„O werdet lieber Straßenräuber!“

Dulon, der blinde Flötenspieler, kam auf seiner Kunstreise durch Deutschland mit Empfehlungen an Sailer nach Dillingen. Sailer verschaffte ihm Gelegenheit, in dem Speisesaale des Seminars ein Konzert zu geben. Die Professoren und Alumnen, und sehr viele Studirende aus der Stadt fanden sich dabei ein. Das Flötenspiel erregte Bewunderung. Ein junger geschickter Flötenspieler ward so entzückt, daß er ausrief: „Meine beiden Augen gäbe ich darum, wenn ich so spielen könnte!“

So hatte Sailer nicht nur dem reisenden Künstler eine Wohlthat erwiesen, sondern auch den Studirenden und Professoren einen vergnügten Abend bereitet.

Daß übrigens Dülon ein wirklich großer Virtuose war, erhellt auch aus einem Gedichte, das der Dichter Schubart, selbst ein großer Musiker, auf ihn gemacht hat. Er tröstete darin Dülon mit Homer, Ossian, Milton, Pfeffel und mit der berühmten Klavierspielerin Paradies, die alle blind waren, und bemerkte dabei, daß der gütige Gott, wenn er das äußere Auge mit Nacht bedeckt, der Seele einen desto helleren Blick gebe.

Menschen der verschiedensten Denkart kamen zu Sailer, unter Andern der Franziskaner Eulog Schneider, dessen Predigt über Toleranz damals in Augsburg großes Aufsehen erregte und von Vielen sehr gelobt, von noch Mehreren heftig getadelt wurde. Er besuchte Sailer in Dillingen, um Freundschaft mit ihm zu machen. Als ich am folgenden Tage zu Sailer kam, sagte ich zu ihm: „Nun, Sie haben ja gestern einen bemerkenswerthen Besuch gehabt?“ „Ach, sagte Sailer, mit diesem Manne läßt sich keine Freundschaft schließen. Er ist zwar ein sehr guter Kopf, aber sehr eitel, und, was er doch klug zu verbergen weiß, stolz und hochmüthig. Ich fürchte, er werde bei seinem unruhigen, unsteten Geiste in der Welt viel Unheil anrichten, und zuletzt vielleicht ein trauriges Ende nehmen.“ Sailer zeigte hier, daß er die Menschen sehr gut zu beurtheilen wisse, ja seine Worte waren eine Art Weissagung. Eulog wurde, wie bekannt, nach einigen ehrenvollen Anstellungen, in denen er sich nicht zu behaupten wußte, in Frankreich

einer der heftigsten Revolutionäre, sogar öffentlicher Ankläger, ließ viele unschuldige Menschen hinrichten, wurde aber selbst zur Guillotine verurtheilt. Auf dem Wege zur Richtstätte soll er öfter an die Brust geschlagen und ausgerufen haben: „Mea culpa, mea culpa, mea maxima culpa. Meine Schuld, meine Schuld, meine sehr große Schuld!“

Ein Gelehrter aus Norddeutschland, dessen Name mir entfallen ist, machte von Augsburg eine Fußreise nach Dillingen, um die Universität, die immer berühmter wurde, näher kennen zu lernen, besonders aber den Professor Sailer. Unterwegs begegnete ihm ein kleines Abenteuer. Ein Platzregen überfiel ihn, und er flüchtete sich in eine nahe Sägemühle. — Bayerhammer, ein sehr guter Kopf und heiterer junger Mann, studirte zu Dillingen Theologie. Er hatte ein ausgezeichnetes Talent für Sprachen, nahm bei dem Sprachmeister der Universität besondere Stunden, und brachte es in der französischen, italienischen und besonders der englischen Sprache zu großer Fertigkeit. Sein Vater, ein Sägemüller, starb; der Sohn entschloß sich auf die Bitte seiner Mutter, die Universität auf ein oder zwei Jahre zu verlassen, und das väterliche Gewerbe, das er vollkommen verstand, so lange zu führen, bis der jüngere Bruder mehr herangewachsen, und von ihm hinreichend unterrichtet seyn werde. Der junge Theolog ward also auf eine Zeit Sägemüller, und betrieb das Geschäft sehr gut;

und zur allgemeinen Zufriedenheit. Um seine bessere Kleider zu schonen, kleidete er sich ganz so, wie es die Arbeiten eines Sägemüllers erfordern. Seine Bücher hatte er alle, besonders französische und englische, mitgebracht, und las so oft und viel darin, als es seine Geschäfte gestatteten. Als er nun eines Tages in der Mühle bei dem Sägeblock saß, mit einem zierlich gebundenen Buche in der Hand, trat der Gelehrte aus Norddeutschland herein und wunderte sich, daß der junge Mann in bäurischer Kleidung, in weißen Hemdärmeln, rother Weste, grünem Hosenträger und einem runden, schwarzen Käppchen von Leder auf dem Kopfe, bei seiner Arbeit lese. „Schön, sehr schön!“ sagte der Herr. „Er weiß seine Zeit zweifach gut zu benützen. Was liest er denn da, mein Freund?“ — „Den englischen Zuschauer,“ sagte der Säger. „Das überrascht mich!“ sprach der Fremde. „Laß er doch einmal sehen.“ Der Müller gab ihm das Buch, und der Gelehrte rief verwundert: „Wie, was, in englischer Sprache!“ Er wurde nun auf einmal viel höflicher. „Erklären Sie mir doch diese seltene Erscheinung,“ sprach er. Der Säger sagte: „Hier zu Land ist dieses nichts Seltenes. Alle Sägemüller in Schwaben sind auf die englische Sprache ganz närrisch erpicht. Und so geht's mir auch.“ „Das begreife ich nicht, wie das kommt!“ sprach der Gelehrte. „Sie können ja von dieser Sprache keinen Gebrauch machen?“ „Sie sehen ja,“

sagte der Sprachkundige, „daß ich eben jetzt guten Gebrauch davon mache.“ „Ganz gewiß, sprach der Herr. Allein ich meine nur, bei Ihrem Geschäftskreise und in Ihrem Haushalte kann Ihnen diese Sprache zu nichts dienen.“

„O warum nicht?“ war die Antwort. „Wenn ich zornig bin, so fluche ich englisch, damit ich kein Aergerniß gebe.“ Als der Regen aufgehört hatte, ging der Gelehrte kopfschüttelnd weiter, und sobald er nach Dillingen kam, erzählte er den Professoren von dem seltsamen Sägemüller. Die Professoren lachten und sagten: „Dieß war der Bayerhammer, der Schelm.“ Sie erklärten die seltene Erscheinung. Der Gelehrte lachte mit und sprach: „Ich hatte schon im Sinne, die Begebenheit in das Tagebuch meiner Reise aufzunehmen.“ Sailer sprach: „Ein Reisender wird manchmal getäuscht und es ist allerdings die größte Vorsicht nöthig, um nicht Mährchen zu verbreiten.“

Sailer dachte hier wohl an das einzige Mährchen in seiner Art, das der Buchhändler Friedrich Nicolai in seiner mit vielen Anekdoten ausgestatteten und auf Gewinn berechneten Reisebeschreibung durch Deutschland verbreitet hatte: „Sailer habe mit seinem katholischen Gebethbuche auf hinterlistige, heimtückische Weise die Protestanten zu Proselyten machen wollen“ — was damals Viele glaubwürdig fanden, jetzt aber wohl Alle lächerlich finden.

Bayerhammer erzählte sein Geschichtchen, eben so ausführlich wie hier, mehreren Studirenden zu ihrer allgemeinen Belustigung, und ich denke, auch dem Leser werde es einige Erheiterung gemacht haben.

Eine wichtigere Begebenheit, die alle Studirende tief ergriff, ist folgende:

Eines Tages trat ein fremder Herr von würdigem und vornehmen Aussehen mit Sailer in den Hörsaal, und setzte sich in eine der vordersten Schulbänke. Dieses machte unter den Studirenden kein besonderes Aufsehen. Es war nichts Seltenes, daß Fremde, an Gelehrsamkeit ausgezeichnet oder von Adel, nach Dillingen kamen, Sailer besuchten, und ihn in das Kollegium begleiteten. Als Sailer seine Vorlesungen geendet hatte, erhob sich der Fremde, und hielt eine Anrede an die Studirenden. Er pries sie glücklich, einen solchen großen Mann zum Lehrer zu haben, und forderte sie auf, diese glückliche Fügung der göttlichen Vorsehung wohl zu benützen, was dann für ihr ganzes künftiges Leben von den glücklichsten Folgen seyn werde. Alle Studirende waren über die Beredsamkeit, Kraft und Anmuth dieser Anrede Ein Erstaunen. Sie erkundigten sich, wer denn dieser bewunderungswürdige fremde Herr sey. Er war der Reichsfreiherr von Horix — der früher ein berühmter Professor der Rechtsgelehrsamkeit in Mainz gewesen. Wegen seiner großen Rechtskunde wurde er als Referendär des Reichskammergerichtes nach

Wetzlar, und von da als Referendär bei dem Reichshofrathe nach Wien berufen, und der Kaiser hatte ihn wegen seiner hohen Verdienste in den Adelstand erhoben.

Er hatte seinen talentreichen, ja man darf sagen genialen Sohn, der zu Mainz studirte, nach Dillingen geschickt, um da Philosophie zu hören. Viele wunderten sich nicht wenig, wie ein so einsichtsvoller, ausgezeichneter, hochgestellter Mann das kleine Dillingen, der großen glänzenden, weltberühmten Universität Mainz vorziehen könne. Allein der weise Vater hatte schon damals bemerkt, daß ein übles Lüftchen aus Frankreich die Professoren zu Mainz angeweht habe, und daß nicht alle davon unangesteckt geblieben. Damals hätte sich dieses nicht erweisen lassen; allein bei der Belagerung und Eroberung der Festung Mainz war dieses weltkundig geworden.

Der Grund aber, warum der weise Vater anstatt aller Lehranstalten Deutschlands, ja sogar der Universität Wien, gerade Dillingen wählte, war einzig dieser: Er wollte seinen Sohn ganz der Aufsicht, der Leitung und dem Unterrichte Sailers übergeben und anvertrauen. Der erfahrene, einsichtsvolle Mann wußte die Menschen sehr gut zu beurtheilen.

Herzog Karl von Württemberg begab sich nach Dillingen, um hier den 11. Februar 1785, sein Geburtsfest, zu feiern. Er ersuchte den fürstbischöflichen Statthalter, Freiherrn von Ungelter, die Profes-

soren der Universität zu vermögen, Vorlesungen, denen er beiwohnen wolle, zu halten; sie sollen aber dabei auf ihn durchaus keine Rücksicht nehmen, sondern nur so lesen, wie es die Ordnung des Tages mit sich bringe — und ganz so, als wäre er gar nicht zugegen. Ein großer Saal wurde dazu gewählt und geziemend dekorirt. Eine Lehrkanzel wurde errichtet und mit rothem Tuche bekleidet. Der Herzog erschien von dem fürstbischöflichen Statthalter und einem großen Gefolge begleitet. Der Präsident und die Räthe der fürstlichen Regierung, viele Offiziere und alle Professoren und Studirende hatten sich eingefunden. Ein Professor nach dem andern trat auf. Es war vorgeschrieben, kein Vortrag dürfe länger als eine halbe Stunde währen. Jedem Professor, der von dem Katheder stieg, wußte der Herzog einige angenehme Worte zu sagen. Dem Professor Sailer aber bezeigte er die ausgezeichnetste Verehrung und den vollkommendsten Beifall. Sailer entschuldigte sich, daß er höchstem Befehle gemäß nur einen Vortrag für seine Schüler gehalten habe; er bitte deshalb um Verzeihung. „Da ist nichts zu verzeihen," sprach der Herzog, „als daß Sie mir das Vergnügen, Sie zu hören, nicht länger gegönnt haben." Sobald der Herzog nach Stuttgart zurückgekommen war, erließ er an Sailer und eben so an Professor Weber die huldvollsten Handschreiben und übersendete jedem von Beiden eine goldene Medaille von großem Werthe.

Nach einiger Zeit sendete Herzog Karl den Herrn von Mylius, damals, wenn ich nicht irre, Obersten eines Regiments, einen sehr gebildeten Mann, von umfassenden Kenntnissen, nach Dillingen, Sailer zum herzoglichen Hofprediger in Stuttgart zu berufen, und ihn zu bewegen, diesen ehrenvollen Ruf anzunehmen. Herr von Mylius war mit der deutschen Literatur sehr vertraut, und besonders ein Kenner und Freund der kantischen Philosophie. Er fand an Sailers Umgang, vorzüglich wegen dessen vielseitigen Kenntnissen, großes Vergnügen und verweilte wohl vierzehn Tage in Dillingen. Dabei war es ihm aber immer darum zu thun, die Absicht seines Besuches zu erreichen. Er bot alle seine Beredsamkeit auf. Allein Sailer blieb unbeweglich; er war überzeugt, daß er in seinem gegenwärtigen Berufe eines Lehrers und Erziehers zukünftiger Geistlichen mehr nützen könne, als an einem Hofe.

In Dillingen war Sailers Anstellung etwas beschränkt. Man hatte ihm blos ein Studierzimmer und ein Schlafzimmer zur Wohnung eingeräumt. Mittags und Abends genoß er, gemeinschaftlich mit den übrigen Professoren, eine frugale Mahlzeit. Der Diener des Hauses, blos Hausknecht genannt, machte ihm das Bett, reinigte das Zimmer und besorgte andere kleine Geschäfte. Sein ganzer Gehalt an Geld bestand in 300 Gulden. In Stuttgart eröffneten sich ihm glänzendere Aussichten — ein mehrfach größeres

Einkommen, eine mit fürstlicher Geschmack ausgestattete, geräumige Wohnung, eine reichlich besetzte Tafel, die beste wünschenswerthe Bedienung von zierlichen und gewandten Dienern. Alle Bedingungen, die Sailer sonst noch hätte machen wollen, würden schon zum Voraus zugesagt. Hundert Andere hätten wohl mit beiden Händen zugegriffen. Der Aufenthalt an einem prachtvollen Hofe, Konzerte, Theater, Gesellschaften, Umgang mit gebildeten, ausgezeichneten Männern hätten zu große Reize für sie gehabt. Allein Sailer dachte nicht so. Er blieb seinem gegenwärtigen Wirkungskreise getreu — und der festen Ueberzeugung, Gottes heilige Vorsehung habe ihm diesen Beruf angewiesen.

---

4. Das Gymnasium.

Wie Sailer sich eine Angelegenheit daraus machte, die Universität mehr empor zu heben, so richtete er seine Aufmerksamkeit auch auf das Gymnasium, welches nach damaligen Benennungen aus der Vorbereitungsklasse, aus den drei lateinischen Schulen, Rudiment, Grammatik und Syntax; und aus den zwei obersten Klassen, Poesie und Rhetorik bestand. Ein Professor der lateinischen Schulen, der mehrere Jahre lang gedient hatte, meldete sich, wie das so

herkömmlich war, um eine Pfarrei und erhielt sie. Sailer schlug nun dem geheimen Rathe und Provikar de Haiden, dem die neue Organisation auch dieser Lehranstalt anvertraut war, vor, den Frühmeßbenefiziat zu Oberdorf im Allgäu, Johann Michael Feneberg, dahin zu berufen. Sailer machte von ihm eine solche Schilderung, daß der Provikar de Haiden, und auch der Statthalter und Generalvikar von Ungelter über diesen Vorschlag höchst erfreut waren.

Feneberg war zu Landsberg Sailers Mitzögling gewesen und hatte mit ihm zu Ingolstadt zwei Jahre lang Philosophie gehört. Beide wurden schon damals innige Freunde. Nach Aufhebung des Jesuitenordens wurde Feneberg, einer freundlichen Einladung zufolge, Professor an dem Gymnasium St. Paul zu Regensburg, dann zum Priester geweiht, und kam endlich als Frühmeß-Benefiziat nach Oberdorf in seinem Vaterlande, dem Algäu.

Hier benützte er seine freien Stunden, fähige Knaben, die studiren wollten, in der lateinischen Sprache und andern nöthigen Kenntnissen zu unterrichten, und sie auf die höheren Gymnasialklassen vorzubereiten. Es entstand so, nach und nach, eine kleine Anstalt von 12 bis 15 Schülern. Alle, die aus dieser Schule hervorgingen, wurden, wohin sie an höhere Anstalten kamen, als vollkommen vorbereitet erfunden, und den allerersten und besten Schülern beigezählt.

Als wieder ein Professor des Gymnasiums auf

eine Pfarrei, um die er sich gemeldet hatte, befördert wurde, schlug Sailer den würdigsten und tauglichsten vor, den er kannte, Herrn Keller, einen Mann von gründlichen Kenntnissen, großer Beurtheilungskraft und zuverlässigem Charakter. Er war, so wie der lateinischen auch der deutschen Sprache vollkommen mächtig. Alles, was er mit seiner schönen Handschrift schrieb — eine Predigt oder einen Brief — hätte man sogleich können drucken lassen. Er durchschaute alle seine Schüler und wußte jeden nach dessen Fähigkeiten und Anlagen zu behandeln. Alle hatten Ehrfurcht vor ihm und Zutrauen zu ihm, und gehorchten ihm auf den Wink.

Bei der nächsten Erledigung einer Professorstelle empfahl Sailer, der Menschenkenner, den Herrn Weiß, der durch seine Freundlichkeit, die Liebe und das Zutrauen seiner Schüler gewonnen. Er war unter den Professoren des Gymnasiums der beliebteste Prediger. Alle seine Vorträge, aus denen sich auf seine Lehrgabe in der Schule schließen ließ, waren ganz klar und überaus lieblich. Ich erinnere mich noch, daß er einmal über das Evangelium von der wunderbaren Vermehrung der Brode predigte. Er erzählte die Begebenheit so anschaulich, und malte sie so schön aus, daß man meinte, man sey dabei. Ueber jeden einzelnen Zug dieses Gemähldes machte er eine kurze, treffende und lehrreiche Bemerkung. Ein andermal predigte er über das Evangelium nach dem

herkömmlich war, um eine Pfarrei und erhielt sie. Sailer schlug nun dem geheimen Rathe und Provikar de Haiden, dem die neue Organisation auch dieser Lehranstalt anvertraut war, vor, den Frühmeßbenefiziat zu Oberdorf im Allgäu, Johann Michael Feneberg, dahin zu berufen. Sailer machte von ihm eine solche Schilderung, daß der Provikar de Haiden, und auch der Statthalter und Generalvikar von Ungelter über diesen Vorschlag höchst erfreut waren.

Feneberg war zu Landsberg Sailers Mitnovize gewesen und hatte mit ihm zu Ingolstadt zwei Jahre lang Philosophie gehört. Beide wurden schon damals innige Freunde. Nach Aufhebung des Jesuitenordens wurde Feneberg, einer freundlichen Einladung zufolge, Professor an dem Gymnasium St. Paul zu Regensburg, dann zum Priester geweiht, und kam endlich als Frühmeß-Benefiziat nach Oberdorf in seinem Vaterlande, dem Algäu.

Hier benützte er seine freien Stunden, fähige Knaben, die studiren wollten, in der lateinischen Sprache und andern nöthigen Kenntnissen zu unterrichten, und sie auf die höheren Gymnasialklassen vorzubereiten. Es entstand so, nach und nach, eine kleine Anstalt von 12 bis 15 Schülern. Alle, die aus dieser Schule hervorgingen, wurden, wohin sie an höhere Anstalten kamen, als vollkommen vorbereitet erfunden, und den allerersten und besten Schülern beigezählt.

Als wieder ein Professor des Gymnasiums auf

eine Pfarrei, um die er sich gemeldet hatte, beschieden wurde, schlug Sailer den würdigsten und tauglichsten vor, den er kannte, Herrn Keller, einen Mann von gründlichen Kenntnissen, großer Beurtheilungskraft und zuverlässigem Charakter. Er war, so wie der lateinischen auch der deutschen Sprache vollkommen mächtig. Alles, was er mit seiner schönen Handschrift schrieb — eine Predigt oder einen Brief — hätte man sogleich können drucken lassen. Er durchschaute alle seine Schüler und wußte jeden nach dessen Fähigkeiten und Anlagen zu behandeln. Alle hatten Ehrfurcht vor ihm und Zutrauen zu ihm, und gehorchten ihm auf den Wink.

Bei der nächsten Erledigung einer Professorstelle empfahl Sailer, der Menschenkenner, den Herrn Weiß, der durch seine Freundlichkeit, die Liebe und das Zutrauen seiner Schüler gewonnen. Er war unter den Professoren des Gymnasiums der beliebteste Prediger. Alle seine Vorträge, aus denen sich auf seine Lehrgabe in der Schule schließen ließ, waren ganz klar und überaus lieblich. Ich erinnere mich noch, daß er einmal über das Evangelium von der wunderbaren Vermehrung der Brode predigte. Er erzählte die Begebenheit so anschaulich, und malte sie so schön aus, daß man meinte, man sey dabei. Ueber jeden einzelnen Zug dieses Gemäldes machte er eine kurze, treffende und lehrreiche Bemerkung. Ein andermal predigte er über das Evangelium nach dem

verlornen Schafe. Er schilderte die Gefahren des hülflos umher irrenden Lammes und die liebevolle Sorgfalt des guten Hirten unbeschreiblich rührend. Sogar der Hausknecht des akademischen Hauses sagte: „O wie schön war diese Predigt!“ Und das letzte Wort! — „ich kann gar nicht sagen, wie es mir zu Herzen ging!“ Der Prediger schloß nämlich mit den Worten: „Wer möchte nicht das wiedergefundene Lamm auf den Schultern des guten Hirten seyn!“

Der ausgezeichnete Schulmann Feneberg, der ernste Keller und der freundliche Weiß — ein schönes Kleeblatt — schlossen sich alle Drei an den vortrefflichen Professor Hermann an, den weisen und liebevollen Jugendfreund, der schon seit vielen Jahren hier, mit großem Segen für alle Studirende gelehrt und gewirkt hatte.

Feneberg entwarf einen Schulplan für das Gymnasium zu Dillingen unter der bescheidenen Aufschrift: „Gedanken über das Schulwesen in Gymnasien, ein Entwurf, wie die niederen Schulen eingerichtet werden müßten, wenn sie für höhere Schulen vorbereiten, und auch Denen, die nicht weiter fortstudiren wollen, entscheidende Vortheile für ihr künftiges Leben gewähren könnten.“ In diesem Entwurfe nahm die Religion und zwar bestimmt die christliche, die katholische Religion, nicht wie es bisher hie und da geschah, den letzten Platz, sondern die erste Stelle ein. Zwischen Sprach- und Sachkenntnissen war die

rechte Mitte getroffen. Die Sprachkenntnisse sollten durchaus nicht verkümmert und vernachlässigt werden; aber in andern nöthigen Gegenständen — Erdbeschreibung, Geschichte und Naturgeschichte, — sollten die Schüler auch nicht unwissend bleiben. Feneberg legte den Entwurf seinen Mitlehrern zur Prüfung vor. Sie machten darüber ihre Bemerkungen, Zusätze oder Verbesserungen, die Feneberg prüfte und getreulich benützte. Durch Sailers Veranstaltung wurde dieser Schulplan, den er sehr gut gefunden, gedruckt.

Jährlich wurden mit den Schülern öffentliche Prüfungen gehalten, die vortrefflich ausfielen. Sailer fand sich allemal dabei ein. So sehr die fertigen Antworten dieser Knaben erfreuten, so fanden die Zuhörer an Sailers Fragen noch größeres Vergnügen. Er leitete den Sinn immer auf etwas Höheres hin. So erinnere ich mich noch sehr wohl, daß einmal von dem Könige Xerxes die Rede war, der mit seinen vielen hunderttausend Kriegern ganz Griechenland erobern wollte, und dem, als er von einer Anhöhe dieses ungeheuer große Kriegsheer erblickte, doch einfiel, daß nach nicht gar langer Zeit, vielleicht nach 50, gewiß aber nach 100 Jahren, von allen diesen Menschen kein einziger mehr am Leben seyn werde. Nachdem die lateinische Stelle erklärt war, fragte Sailer, was Xerxes, wenn er diesen Gedanken recht zu Herzen genommen hätte, würde gethan haben?

Durch mehrere sehr weise Fragen brachte er die Knaben dahin, daß sie, wie aus sich selbst fanden, und einmüthig aussprachen: Xerres hätte von der Eroberung des schönen Landes abstehen sollen, weil es doch zu schrecklich gewesen wäre, das kurze Leben so vieler Menschen noch mehr abzukürzen, ihr Blut zu vergießen und über die Einwohner eines so großen und herrlichen Landes alle Schrecken des Krieges zu verbreiten. Wenn er auch wirklich König von Griechenland geworden wäre, so hätte er, wie alle diese seine Krieger, doch selbst sterben müssen, und aller seiner Herrlichkeit hätte der Tod vielleicht bald ein Ende gemacht.

Unter Fenebergs Schülern war der jüngste und kleinste, den er mit nach Dillingen gebracht hatte, Philipp Nerius Zech, der beste und ausgezeichnetste. Zech hat es nicht nur im Lateinischen, sondern auch im Griechischen sehr weit gebracht. Jede Stelle des neuen Testamentes, die man ihm aufschlagen ließ, las er zuerst griechisch, und dann vollkommen richtig und in reiner Aussprache deutsch. Zu Ende des Schuljahres erhielt er, nach einer strengen, unpartheiischen, von mehreren Professoren vorgenommenen Prüfung, aus allen Gegenständen den ersten Preis. Wie ist es, ich sehe ihn noch! Er schichtete die schön vergoldeten Preisebücher auf dem linken Arme auf, und hielt sie mit der rechten Hand zusammen, damit sie nicht übereinander herabfielen. Als ihm nun wieder

ein Preis gereicht wurde, stemmte er das Kinn gegen die bereits erhaltene Bücher auf dem Arme, und streckte die Hand nach dem neuen Preise aus, was allgemeine Heiterkeit erregte. Auf all' diese Auszeichnung bildete er sich ganz und gar nichts ein. Er war rein von aller Eitelkeit und die lautere Demuth. Er wußte es nicht anders, als es verstehe sich von selbst, daß man etwas lerne, wenn man so gut unterrichtet wird.

Sailer half vielen armen, fähigen Knaben, theils aus seinen eigenen Mitteln, theils durch Fürbitten, weiter zu studiren. Ich brachte meinen jüngeren Bruder Martin, nachmals gräflicher Rentmeister in Stadion, der bisher Singknabe in dem Reichsstifte Kaisersheim gewesen, mit mir nach Dillingen und führte ihn zu Sailer. Der gütevolle Professor redete freundlich mit ihm, durchsah seine Zeugnisse, that mehrere Fragen an ihn, und überzeugte sich aus den Antworten, daß der Knabe vorzügliche Fähigkeiten habe. Ich sagte, daß er auch die Flöte gut spielen. „Nun wohl, sprach Sailer, dieß könnte helfen."

Der Graf von Stauffenberg war ein leidenschaftlicher Musikliebhaber und ließ, besonders wenn er Gäste hatte, Konzerte veranstalten. Fast alle Musiker waren Studierende, sogar der gräfliche Kapellmeister. Diesen ließ Sailer rufen, und ersuchte ihn, die Kunst des Knaben zu prüfen. Der Musikmeister kam erfreut zurück, und sagte: „Der kleine Flötenspieler ist

sein kleiner Virtuos; in dem nächsten Konzerte muß er sich von dem Herrn Grafen hören lassen."

Es geschah; sein Spiel fand allgemeinen Beifall, und überraschte um so mehr, da er sehr klein, aber wohlgewachsen, von blühendem Angesicht und rothen Wangen war, und kaum zehn Jahre alt schien, wiewohl er etwa zwölf oder dreizehn Jahre zählte. Der Graf war entzückt, rief ihn zu sich herbei, erkundigte sich nach allen dessen Verhältnissen und erklärte: von dieser Stunde an wolle er für ihn, damit er weiter studiren könne, in dem Knabenseminar die Kost bezahlen, unter der einzigen Bedingung, bei ferneren Konzerten mitzuwirken.

Wie Sailer vielen Einzelnen zeitlich geholfen hat, so ergriff er jede Gelegenheit, zum ewigen Wohle Aller beizutragen.

Die Jesuiten hatten schon zu ihren Zeiten geistliche Kongregationen für alle verschiedene Menschenklassen im Staate errichtet, deßhalb sogar Rousseau sie rühmte, daß sie das menschliche Herz kannten und wohl einsahen, daß die Predigten nicht allen Ständen genau angemessen seyn können. So bestanden denn von der Zeit der Jesuiten her auch an der Studienanstalt zu Dillingen Kongregationen für dreierlei Altersklassen der Studirenden. Die Kongregation für die Knaben, Foedus genannt, benützte Sailer dazu, ihnen das zu sagen, was er für sie, als das Beste und Heilsamste erachtete.

Einmal hielt er am Schutzengelfeste eine Anrede an sie, über die Worte, die Jesus von den Kleinen gesagt hat: „Ihre Engel sehen allezeit das Angesicht des Vaters, der im Himmel ist.“

„Die Engel, sagte Sailer, sind eure unsichtbaren Beschützer und werden deßhalb eure Schutzengel genannt. Sie haben Aufsicht über euch, sehen euch überall, beschützen und warnen euch. Seyd deßhalb dankbar gegen sie, und gebt ihren leisen Eingebungen Gehör.

„Die Engel sehen immer das Angesicht des Vaters im Himmel, schauen immer auf Ihn, gehorchen seinen Winken, und vollbringen seinen heiligen Willen mit Freuden. Wie die Engel immer zu Gott aufblicken, wie ihnen sein Wohlgefallen, sein Wille über Alles geht, so sollet auch ihr recht oft an Gott denken, immer thun, was Er will, und trachten, Ihm wohlgefällig zu werden.“

Sailer wußte über das Alles ausführlich und recht aus seinem Herzen ihnen in ihr Herz hinein zu reden, auf welches seine Worte den tiefsten Eindruck machten. Auch seine übrigen Zuhörer, unter denen ich mich befand, wurden innig gerührt.

---

5. Das Klerikal-Seminar.

Ganz vorzüglich hat Sailer auf das Klerikal-Seminar zu Dillingen segensreich eingewirkt. Der Regens Lumpert setzte grosses Zutrauen in ihn, und berief sich auch als Professor der Moral-Theologie in seinen lateinischen Vorlesungen öfter auf ihn, und fast immer mit dem Ausdrucke: Praeclarissimus noster Sailerus.

In dem Seminar, auch Alumnat genannt, wurden 36 Alumnen, 24 von dem Pabste und 12 von dem Bischofe unterhalten, um sie zu würdigen Geistlichen zu bilden. Nach Vorlegung der Zeugnisse über Kenntnisse und sittliches Betragen, und nach einer strengen mündlichen und schriftlichen Prüfung, konnten in das päbstliche Alumnat Kandidaten der Theologie aus ganz Deutschland; in das bischöfliche aber nur Unterthanssöhne aus dem Hochstifte Augsburg aufgenommen werden. Es fanden sich hier, besonders aus entfernten Lehranstalten, die trefflichsten Jünglinge zusammen, die dort die allerbesten, ja die ersten, zweiten oder dritten ihrer Mitschüler gewesen. Alle Seminaristen mußten die theologischen Vorlesungen an der Universität besuchen. Manchen aber, die aus der Ferne gekommen und früherhin das freiere akademische Leben gewohnt waren, kam es schwer an, sich in die etwas klösterliche, aber sehr nützliche und zweckmäßige klerikalische Hausordnung zu fügen. Auch

für den Regens war es keine leichte Aufgabe, sie daran zu gewöhnen. Sailer aber leistete ihm dabei die trefflichsten Dienste.

Das Seminar, die Universität, das ehemalige Jesuitenkollegium, wo die Professoren wohnten, und die akademische Kirche waren so aneinander gebaut, daß sie gleichsam nur einen Bau ausmachten. Ohne besondere Erlaubniß war jedem Alumnus verboten, in die Stadt auszugehen, zu den Professoren aber war Jedem der Zutritt offen.

Sailer befand sich nun hier unter so vielen fähigen Jünglingen in dem schönsten, ihm angemessensten Wirkungskreise. Er nahm Jeden, der zu ihm kam, ihm seine Zweifel oder sonst eine Herzens- oder Gewissensangelegenheit vorzutragen, mit der ihm eigenen Freundlichkeit auf. Sie redeten in unbegrenztem Zutrauen zu ihm, frei von der Brust, und er wußte alle vollkommen zu beruhigen.

Ein eminenter Kopf aus den Rheingegenden sagte uns, seinen Mitalumnen einmal: „Mein ehemaliger Professor der Dogmatik demonstrirte beständig, und wie es mir schien, eben nicht sehr geschickt, solche Dinge, die ich bisher für ausgemacht gewiß gehalten habe, und erregte nur Zweifel bei mir; wenn ich nicht noch zu rechter Zeit hieher gekommen wäre, so hätten seine unaufhörlichen Demonstrationen mich noch ganz ungläubig machen können. Ich trug, sagte er weiter, meine Zweifel über einen Lehrsatz, den mein

früherer Professor sehr wichtig nannte, den ich aber nicht so finden konnte, Sailer vor. Allein er wußte mir die Wichtigkeit desselben, im Zusammenhange mit dem ganzen katholischen Lehrbegriffe, und mit den Bedürfnissen der Menschen so licht und klar darzustellen, daß alle meine Zweifel verschwanden wie Nebel vor der Sonne."

Sailer gab einer kleinen Anzahl der Alumnen, weil eine größere Schaar in seinem etwas engen Zimmer nicht Raum gefunden hätte, abwechselnd Privatstunden. So durchging er mit uns, mit mir und einigen andern Alumnen Stattlers Ethica universalis. „Ein Buch, pflegte er zu sagen, das tief gedacht, gründlich und in streng logischer Ordnung, gleichsam architektonisch, verfaßt ist, muß man recht durchstudiren, um in einer Wissenschaft festen Fuß zu fassen, nach dem alten Sprichworte: Lectorem unius libri timeo. Vor dem Leser Eines Buches habe ich Respekt."

Sailer ließ uns über Stellen des Evangeliums, z. B., wie ich mich noch wohl erinnere, über die Stillung des Sturmes, über die Erweckung des Jünglings von Naim und andere Begebenheiten, kurze Bemerkungen machen. Demjenigen, dessen Aufsatz der gelungenste seyn werde, versprach er ein Buch als Preis. Einem gab er das Neue Testament oder die Nachfolge Christi in einer schönen Auflage und zierlich gebunden; einem Andern, der ein Dichterfreund war, Klopstocks Messiade, noch Einem oder Andern

ein für das Studium der Theologie nöthiges und nützliches Werk, oder eine seiner eigenen Schriften, wie er denn überhaupt fast alle seine Schüler mit Exemplaren derselben beschenkte. Ich wenigstens habe alle seine, auch später erschienenen Bücher aus seiner Hand erhalten. Auch das Honorar des Schriftstellers, das mehr betrug, als das baare Einkommen des Professors, verwendete er fast gänzlich zum Besten armer Studenten. Auch ich habe viele Wohlthaten der Art von ihm genossen.

Sailer veranlaßte uns auch, an jedem Tage, ohne ein eigentliches Tagebuch zu halten, irgend eine Bemerkung über eine Stelle der heiligen Schrift, die wir betrachtet, über das Wort eines Lehrers, das uns besonders traf, oder sonst einen eigenen Gedanken, der uns vorzüglich licht geworden, auch Begebenheiten, die wir erlebten, und aus denen uns Gottes heilige Vorsicht hervorleuchtete, kurz aufzuzeichnen. Ich besitze noch, von mir und Andern, solche Monatshefte, denen Sailer am Ende mit eigener Hand einige lehrreiche Zeilen beigefügt hat.

Im Frühlinge und Sommer machte er mit einigen von uns, wenn wir Abends ein paar Freistunden hatten, einen Spaziergang. Seine Gespräche waren so unterhaltend als lehrreich. Wir alle hingen an seinem Munde. Er war da besonders heiter und vertraulich, und brachte aus dem reichen Schatze seines Gemüthes so vieles vor, daß auch unser Gemüth

davon bereichert wurde. Auch über die Größe und Schönheit der Werke Gottes in der Natur machte er sehr ergreifende Bemerkungen.

Einmal kamen wir auf einem Spaziergange in dem lieblichen Auwäldchen auf einen freien, grünen, von vielen Bäumen umgebenen Platz. Ein alter, niedriger Weidenbaum, mit abgestutzten Zweigen, war oben sehr breit, mit einer Vertiefung, die einer Kufe glich. Einer von uns stieg hinein und sagte: „Da ist es wie auf einer Kanzel!“ „Nun wohl, sprach Sailer, so predige einmal!“ Sailers begeisternde Gespräche unterwegs boten ihm Stoff genug dar. Er hielt einen kleinen Vortrag von fünf Minuten. Nachher mußten auch die übrigen auftreten. Solche Uebungen nahm Sailer, so oft es möglich war, mit uns vor. Wir mußten wohl auch in dem Seminar Abends bei Tische zur Uebung predigen. Allein dieses traf einen der 86 Alumnen des Jahres nur zwei oder dreimal, was offenbar zu wenig war.

Sobald ich zum Diakon geweiht worden, lud mich der Pfarrer in Frisingen, einer der würdigsten katholischen Geistlichen, den man sich immer denken kann, auf Anregung seines innigen Freundes Sailers ein, auf das Fest der heiligsten Dreieinigkeit zu predigen. Ich legte die Predigt, ehe ich sie hielt, Sailer vor. Er durchging sie mit mir sehr genau, war im Ganzen damit zufrieden, machte aber einzelne Bemerkungen, die mir auch für die Zukunft sehr nützlich waren.

Eben so hat mich der sehr ehrwürdige Pfarrer [illegible] zu Hafenhofen bei Glött, ein früherer Schüler Sailers, auf dessen Wink eingeladen, in seiner Pfarrkirche zu predigen. Diese meine ersten Predigten vor christlichen Gemeinden ermuthigten mich, auf die Einladung des Stadtpfarrers zu Dinkelsbühl, meiner Vaterstadt, in der alterthümlichen, sehr majestätischen Pfarrkirche zu predigen. Die Neugierde hat eine Menge Zuhörer, katholische und auch protestantische, versammelt. Ein Brauer und Gastwirth schickte mir sogleich nach der Predigt ein Fäßchen des besten braunen Bieres zum Danke für die Predigt.

Wie wir Sailer öfter auf seinem Zimmer besuchten, so kam er auch öfer zu uns in das Seminar auf Besuch. Wenn ein Alumnus krank wurde, fand er sich allemal bei dessen Krankenbette ein. Er sprach mit ihm davon, wie denen, die Gott lieben, Alles, auch Krankheit, zum Besten diene, wie jede Krankheit unsere gänzliche Abhängigkeit von Gott und die Gebrechlichkeit der menschlichen Natur uns fühlbar mache, und uns zu guten Vorsätzen für künftige gesunde Tage auffordere, und wie auch diese Krankheit ihm zum Besten gereichen werde.

Manchmal, wenn mehrere Alumnen auf meinem ziemlich großen Zimmer versammelt waren, stand er plötzlich in unserer Mitte. Mit Ihm kam Freude und neues Leben in Alle. Unter vielem Andern erzählte er einmal von den seligsten Jahren seiner

Jugend, von seinem Noviziate zu Landsberg. Er erzählte uns ausführlich, was er in einem Briefe an einen Freund nur kurz berührte. „Ich habe dort, schrieb er, ein fast paradiesisches Leben gelebt. Betrachtung des Ewigen, Liebe des Göttlichen und eine Andacht, die sich in diesem Doppelelemente bewegt; dieß wahrhaft höhere Leben des Geistes, war der Gewinn dieser Jahre.“ Er machte von der ganzen Einrichtung eine so lebhafte Schilderung, daß wir von dem welthistorischen Orden, der schon damals sehr mißkannt und gehaßt wurde, großen Respekt bekamen.

Welche Ehrfurcht, welches Zutrauen alle Alumnen zu Sailer hatten, will ich hier nur ein Beispiel erzählen. Der bisherige sehr beliebte Oekonom oder Hausmeister hatte eine Pfarrei erhalten. Ein neuer Oekonom, ein karger Mann, war sein Nachfolger. Er fing gleich damit an, daß er an der herkömmlichen guten Kost abbrach. Als der bischöfliche Kommissär, Provikar de Haiden, ankam, wie gewöhnlich, den Zustand des Seminars zu untersuchen, trugen die Alumnen diese ihre Beschwerde vor. Sie wiesen nach, daß ihnen von dem Gelde, das der Pabst und der Bischof für Jeden dem Hause baar zusende, mehr in Rechnung gebracht werde, als die Studierenden in der Stadt den Gastwirthen für eine viel bessere Kost bezahlen müssen. Der Kommissär trug dem Regens auf, den Hausmeister anzuhalten, den Alumnen

genau die nämliche gute Kost, wie früherhin zu geben:
Er fügte noch bei, wenn der Oekonom dem Regens
nicht gehorche, und der Statthalter und Weihbischof
sich eben, wie es oft geschehe, längere Zeit auf Fir-
mungsreisen befinde, so sollen die Alumnen zwei
Abgeordnete aus ihrer Mitte an das bischöfliche Or-
dinariat in Augsburg senden, und der Regens soll
ihnen das nicht wehren. Die Kost wurde nun wie-
der so gut wie früher, aber bald wieder so schlecht,
als je — was der Kommissär, der die Milde des
Regens und die Härte des Hausmeisters kannte,
wohl vorausgesehen haben mochte. Wiederholte Vor-
stellungen bei dem Regens waren vergebens. Die
Alumnen erklärten nun, sich auf den Ausspruch des
Kommissärs berufend, sie seyen genöthigt, Abgeord-
nete mit den erforderlichen Vorlagen nach Augsburg
zu senden, und baten den Regens um Erlaubniß
dazu. Der Regens kam in Verlegenheit. Es wäre
ihm sehr unangenehm gewesen, vor dem Ordinariate
als ein Mann zu erscheinen, der nicht einmal seinen
Hausmeister zu bemeistern wisse. Er wandte sich an
Sailer. Sailer kam in das Seminar. Alle Alum-
nen versammelten sich um ihn. Einer der ältesten
aus ihnen, ein sehr verständiger, beredter junger Mann
führte im Namen aller das Wort. Er wußte die
Sache so klar und augenscheinlich darzulegen, daß
schlechterdings nichts einzuwenden war. „Sie sehen
also, sagte er am Ende zu Sailer, daß wir von un-

sem Vorhaben unmöglich abstehen können." Sailer sagte blos: „Thun Sie es mir zu lieb!"

„Ja!" riefen Alle mit Einer Stimme. Sie übergaben ihre Angelegenheit ganz in Sailers Hand, der dann auch zur allgemeinen Zufriedenheit Alles in's Reine zu bringen wußte.

Nur der Hausmeister war damit sehr unzufrieden. „Der gelehrte und vielgeehrte Herr Professor, sagte er, bringt unser Haus in zweifach großen Schaden; denn seit er da ist, wird nicht mehr so viel Bier getrunken. Das ist erstens für unser Bräuhaus kein geringer Nachtheil. Es wird nicht mehr so viel Bier abgesetzt." Denn wer bei Tisch oder Abends in der allgemeinen Erholungsstunde ein Kännchen Bier trank, mußte es dem Kellner sogleich baar bezahlen. „Zweitens," sagte der Hausmeister, der alles sehr genau beobachtete, „finde ich, daß die Wassertrinker mehr essen, als die Biertrinker. Das ist offenbar ein nicht geringerer Nachtheil für unser ganzes Hauswesen. Ich wünsche, der gelehrte Herr Professor wäre gar nicht hieher gekommen."

Von der Knauserei dieses Mannes führe ich aus vielen Beispielen nur noch Eines an. Außer den Alumnen befanden sich in dem sehr geräumigen Seminargebäude noch andere Studirende, weil ihre Aeltern sie hier am Besten aufgehoben glaubten. Die jüngeren Studentchen kritzelten bei Tische mit ihrer Gabel, oder schnitten mit ihrem Federmesser ihre Namen in den

Rand der zinnernen Teller. Die Teller wurden dadurch nicht unbrauchbar. Die kleinen Studenten freuten sich vielmehr, Namen von Studirenden zu lesen, die sie kannten, und die früher auf diesen Tellern gespeist hatten. Der Hausmeister aber schrieb in ihren Jahreskonten: „Für umzugießendes, zerschnittenes Zinn so und so viel.“ Die Studenten rächten sich nach ihrer Art. Der Hausmeister schrieb den Anfangsbuchstaben seines Namens Kümmelmann auf eine ganz eigene Art. Wenn man von dem K nur ein Strichlein wegradirte, so wurde ein deutliches L daraus. Die Studenten thaten es, und der Hausmeister erhielt nun von ihren Aeltern mehrere Päckchen Geld mit der Aufschrift: „An den Hausmeister des Klerikals-Seminar zu Dillingen, Herrn Lümmelmann.“

Nach diesem Studentenwitze von etwas Ernsthafterem, das jedem Leser so wichtig seyn wird, als mir.

Unmöglich kann ich von meinem Aufenthalte in dem Klerikal-Seminar zu Dillingen erzählen, ohne dem obersten Vorstande und Aufseher desselben, dem fürst-bischöflichen Statthalter, Weihbischofe und Generalvikar, dem seligen Reichsfreiherrn Johann Nepomuk von Ungelter, aus Ehrfurcht, Liebe und Dankbarkeit einige Blätter zu widmen.

Von dem weisen und gerechten Statthalter zu reden, wäre hier nicht am rechten Orte; auch hielt

ich mich nicht im Stande, Staatsgeschäfte zu beurtheilen. Ich erzähle hier blos, was ich von dem frommen Bischofe weiß.

Die Bildung würdiger Geistlichen war ihm die erste Angelegenheit seines Herzens; und da er sich überzeugte, welchen segensreichen Einfluß Sailer auf sie habe, so schätzte er den von ihm hochgeehrtesten Lehrer um so höher.

Der eifrige Bischof hat seine Aufmerksamkeit stets auf das ganze Seminar gerichtet, und auch einzelnen Seminaristen — auch mir! — große Wohlthaten erwiesen, welcher sie bedürftig waren.

Er besuchte das Seminar sehr oft, durchging alle Zimmer, um nachzusehen, ob Alles in Ordnung sey, redete mit jedem der Seminaristen, die er alle persönlich kannte und mit Namen zu nennen wußte, befragte den Regens über das Betragen Aller, und sagte jedem Einzelnen ein treffendes Wort. Bei ihren Prüfungen für die Weihungen war er immer zugegen. Am Tage vor der Weihung fastete er, nach Vorschrift der Kirche; er genoß Abends, wie ich sicher vernahm, nichts als eine Baumfrucht oder Traube, etwas Brod, und trank dazu nichts als Wasser. Bei den Weihungen selbst hielt er erbauende Anreden an die Kandidaten.

In jedem Jahre durchreiste er einen bestimmten Theil des großen, weitausgedehnten Bisthumes, um die heilige Firmung auszuspenden. Mit welcher Würde,

mit welcher Andacht er es gethan hat, erinnere ich mich noch wohl, da auch ich in meiner Vaterstadt von ihm gefirmt worden. Schon lange bevor er kam, wurden nach seiner Anordnung die Kinder wohl unterrichtet und auf den Empfang des heiligen Sakramentes vorbereitet. Er selbst hielt zuvor noch eine kurze Anrede an die Kinder und Aeltern, und sprach aus seinem frommen Gemüthe väterlich liebevoll zu ihnen. Sein frommes, ehrwürdiges, liebreiches Angesicht gab seinen Worten noch größeren Nachdruck.

Der würdige Stadtpfarrer Grasmeyer hatte für den Bischof eine reichliche Mahlzeit bereiten lassen, und alle Geistliche, die mit den Kindern ihrer Pfarrei gekommen waren, dazu eingeladen. Der Bischof genoß nur von wenigen Speisen, stand dann auf und sprach: „Kommen Sie, lieber Herr Stadtpfarrer, und führen Sie mich zu ihren Kranken, und vor allen zu den ärmsten derselben.“ Er wollte dadurch auch, nach Art des heiligen Karl Borromäus zu verstehen geben, daß es besser wäre, anstatt der bei kirchlichen Feierlichkeiten gewöhnlichen prächtigen Tafeln, solchen überflüssigen Aufwand den Armen zukommen zu lassen.

Unterwegs befragte er den Stadtpfarrer über die Umstände und Verhältnisse jedes Kranken, verschmähte es nicht, auch in das geringste, abgelegendste Haus zu gehen und sich manche steile, baufällige Stiege hinauf zu bemühen, sprach den Kranken Trost zu,

und ließ ein oder ein paar Goldstücke auf dem Tische liegen. Dieses Betragen des demüthigen, wohlthätigen Bischofes machte auf die ganze Stadt den besten Eindruck. Auch Nichtkatholische wurden davon gerührt, und der katholischen Kirche so geneigt, als die ehemaligen Kontroverspredigten sie derselben abgeneigt gemacht hatten.

Ueberhaupt war der Statthalter und Weihbischof von Ungelter ein großer Wohlthäter der Armen. Man sagte freilich, und machte es wohl ihm selbst bemerklich, daß er Manche, die es nicht verdienten, unterstützt habe. Allein er sprach: „Ich halte es mit der Maxime des heiligen Franz von Sales. Im Zweifel, ob ein Bittender der Wohlthat werth sey oder nicht, ist es doch besser, einem Unwürdigen zu geben, als einen Würdigen abzuweisen.“

Herr Krazer, ein gelehrter und einsichtsvoller Geistliche, ehemals Hausmeister des Herrn Statthalters, hatte, wie er mir erzählte, ihm einmal die Jahresrechnung vorgelegt und bemerkt: „Dieses Mal blieb doch ein Ueberschuß; jetzt können statt der alten Tapeten des Wohnzimmers hier, die gar zu unansehnlich geworden, doch endlich neue angeschafft werden.“ Allein der menschenfreundliche, wohlthätige Herr sprach: „Ich will lieber mir meine künftige himmlische Wohnung austapeziren, und das mir übergebliebene Geld unter die Armen vertheilen.“

Auch gegen meine Mutter und ihre Kinder erzeigte

der edelmüthige Statthalter von Ungelter sich höchst wohlthätig, weil sie die Wittwe eines Domkapitlischen Dieners war, der in Verwaltung des sogenannten Mesamtes die Amtsgeschäfte sehr treu besorgt, und, wie der Domdekan Baron von Reischach in einem Schreiben sich ausdrückte, dem Domkapitel sehr ersprießliche Dienste geleistet hatte.

Als der Herr Statthalter einmal zur Kaiserkrönung nach Frankfurt reisen mußte, und durch Dinkelsbühl kam, besuchte er meine Mutter, und gab ihr eine ansehnliche Unterstützung. Für meinen Bruder Aloys, nachmals gräflich Fuggerischer Herrschaftsrichter, bezahlte er mehrere Jahre hindurch, damit er in Dillingen studiren konnte, das Kostgeld. Mir, als ich in das Seminar zu Dillingen aufgenommen wurde, befahl er, jedesmal, bevor ich in die Herbstferien reise, vor ihm zu erscheinen und ihm meine Zeugnisse und meine noch unbezahlten Konten vorzulegen, gab dann seinem Hausmeister die Anweisung, sie zu bezahlen und überdieß noch eine nicht unbedeutende Summe zur Unterstützung meiner Mutter beizulegen.

Ich muß hier der folgenden Geschichte etwas vorgreifen. Als während des Sommers der Fürstbischof von Augsburg, Erzbischof und Churfürst von Trier, Clemens Wenzeslaus, sich in dem Schlosse Oberdorf aufhielt, vernahm ich, auch der Herr Statthalter von Ungelter befinde sich bei Hof. Ich ging von Seeg, wo ich Kaplan war, unverzüglich nach dem nur

wenige Stunden entfernten Oberdorf. Ich wußte zwar wohl, Herr von Ungelter stehe nicht mehr so wie ehemals in Gnaden; ich achtete aber nicht darauf.

Als ich zu Oberdorf ankam, sagte mir der Kammerdiener, der gnädige Herr sey krank und liege im Bette. Ich sagte, ich sey einzig gekommen, ihm meine Ehrfurcht und Dankbarkeit zu bezeigen; ich wolle ihn nicht im geringsten stören; es sey mir schon genug, ihm wissen zu lassen, daß ich da gewesen; ich wolle sogleich wieder gehen. „O nein," sagte der Kammerdiener, „ich habe strengen Befehl, Niemand, der den gnädigen Herrn sprechen wolle, unangemeldet zu entlassen." Er ging, kam sogleich wieder, führte mich in das Zimmer und rückte zunächst dem Bette einen Sessel.

Der edle Mann, der den Undank der Welt erfahren hatte, und bei Hofe wenig mehr geachtet und fast ganz vernachlässigt wurde, schien sich zu freuen, daß wenigstens ein armer Kaplan nicht undankbar gegen ihn sey. Er hieß mich Platz nehmen, bezeigte seine große Verehrung gegen Sailer, und da er von mir vernahm, daß ich noch in Korrespondenz mit ihm stehe, erkundigte er sich angelegentlich, wie es ihm gehe.

Er fragte auch nach dem ehrwürdigen Feneberg, dem schon damals zu Seeg der Fuß abgenommen worden war, mit großer Theilnahme und Rührung. Er wollte auch wissen, wie es zu Seeg mit der

Seelsorge stehe, und vernahm Alles, was ich ihm erzählte, mit Wohlgefallen.

Ich wollte einigemal gehen, um ihm nicht beschwerlich zu fallen. Er hieß mich aber bleiben und erzählte von den Weihungen und den Firmungsreisen, die er vorgenommen und den Anreden, die er dabei gehalten, wozu er auch aus französischen Predigern, vorzüglich aus Massilon, Auszüge gemacht und sie benützt habe.

Ich schied von ihm mit tiefgerührtem Herzen. Ich wußte, es sey wohl das letzte Mal, daß ich ihn sehe. Auch er schien sehr gerührt, gab mir noch Grüße an Sailer und Feneberg auf, und ertheilte mir auf meine Bitte den bischöflichen Segen.

Sein wohlgetroffenes Bildniß ist in der Sakristei der Domkirche zu Augsburg aufgehängt. Ich betrachte es oft mit Andacht und denke: „Frommer Bischof, treuer Sohn der Kirche! Deine Verdienste wurden in dieser Welt zu wenig erkannt, aber dort im Himmel hast du längst die Krone erlangt, die Allen hinterlegt ist, die in Glaube und Liebe getreu bleiben."

---

6. Sailers Verehrer in Dillingen.

Sogleich, nachdem Sailer zu Dillingen angekommen war, hat er die gewöhnlichen Höflichkeitsbesuche

bei dem Adel, den Regierungsräthen und andern angesehenen Männern gemacht. Alle machten ihm nicht nur ihre Gegenbesuche, sondern wurden so für ihn eingenommen, daß sie ihm ihr ganzes Zutrauen schenkten und seine beständige Verehrer blieben.

Unter allen diesen nenne ich zuerst die wahrhaft edle, verehrungswürdige gräflich Fuggerische Familie zu Glött, die gewöhnlich in Dillingen wohnte. Sie schätzte unsere heilige Religion, als das Kleinod der Menschheit, über Alles. Die Erziehung ihrer Kinder war ihr die größte Angelegenheit. Der Graf und die Gräfin baten Sailer in der Folge, ihnen aus den vielen jungen Geistlichen, die er kannte, einen würdigen Erzieher auszuwählen. Sailer schlug Johannes Settele vor. Settele war in jeder Hinsicht ausgezeichnet. Er hatte die philosophischen und theologischen Wissenschaften mit eminentem Fortgange gehört, war der alten und neuen Sprachen kundig, in den besten Schriften deutscher und fremder Literatur wohl bewandert. Als Nebenstudium hatte er die Botanik liebgewonnen, und sich vorzügliche Kenntnisse darin erworben. Seine Bescheidenheit, sein Wohlwollen gegen alle Menschen, sein immer freundliches Angesicht sprach Jeden an, der ihn sah. Ich sah und sprach ihn, sowohl in Dillingen als in Glött, sehr oft, und schied immer als ein besserer Mensch von ihm. Er war in Dillingen früher Präfekt des Seminars zu St. Joseph für studirende Knaben

und Jünglinge. Alle ehrten und liebten ihn. Er wußte sie mit einem Winke zu lenken. Die sonst so gewöhnlichen als nöthigen Strafen hörten als überflüssig beinahe gänzlich auf.

Der Graf ließ Settele, bevor er die Erziehung der jungen Grafen antrat, eine Reise durch Deutschland machen, um die besten Erziehungsanstalten zu sehen und die würdigsten Männer kennen zu lernen, und Sailer gab ihm, vermöge seiner ausgebreiteten Korrespondenz empfehlende Adressen mit. Aus Setteles Nachrichten dieser Reise, in den Briefen an den Grafen und an Sailer, ließ sich eine interessante Reisebeschreibung entnehmen.

Wie der Graf, so unterstützte auch vorzüglich die Gräfin, bei all ihrer Milde, mit entschiedenem Ernste den Erzieher nach dessen glücklicher Zurückkunft. Settele starb jedoch leider zu frühe und konnte seinen großen, wichtigen Beruf nicht vollenden. Sailer erwähnt in seinen Schriften Setteles öfter. In einer Predigt über christliche Erziehung in einem christlichen Hause, die Sailer in Gegenwart der jungen Grafen Fugger-Glött, Ernst und Karl, ihrer Aeltern und Setteles in Hafenhofen gehalten, entwirft Sailer ein vortreffliches Bild, wie ein Erzieher in einem christlichen Hause beschaffen seyn soll. In einer Anmerkung zu dieser Predigt, die lange nach Setteles Tod gedruckt wurde, sagt Sailer: „Dieses schöne Gemälde eines Erziehers ist das Porträt des edlen

Johannes Gettele, der ehemals Erzieher der jungen Grafen in Glött war, und jetzt noch, im besseren Lande, ihr Vorbild ist. Er lebte wie ein Engel und starb wie ein Heiliger — zu frühe für die Welt — vollendet im Auge Gottes zu Seinen heiligen Zwecken drüben."

Auch die gräflich Schenk von Staufenbergische Familie, damals in Dillingen wohnend, ersuchte Sailer, ihr zur Erziehung ihres jüngsten Sohnes, des Grafen Clemens, einen würdigen Mann auszusuchen. Durch Sailers Vermittlung kam Joseph Metz an diese Stelle.

Metz, 1759 zu Ebenhofen geboren, zeigte schon als Knabe vorzügliche Talente, und hatte ein großes Verlangen zu studiren. Allein daran war, bei der großen Armuth seiner Aeltern, nicht zu gedenken. Ein zerbrochenes Wagenrad gab die Veranlassung, daß dieser sein Wunsch erfüllt wurde. Meinrad Meichelbeck, Prior des Stiftes Reichenau, ein allgemein geachteter Mann, fuhr durch Ebenhofen, ein Rad brach, und dieses kleine Unglück, wurde für Metz ein großes Glück. Der Prior begab sich, bis Wagner und Schmied das Rad ausbesserten, zu dem Ortspfarrer Lohbrunner, lernte Metz hier kennen, fand Freude an dem fähigen Knaben und versprach dafür zu sorgen, daß er studiren könne. Im folgenden Herbste berief Pater Meinrad den jungen Metz nach dem Stifte Benediktbeuren, um da die Gymnasialklassen

zu absolviren, und bezahlte für ihn, fünf Jahre hindurch jährlich 60 Gulden. Metz kam hierauf als Instruktor in das von Langenmantelische Haus, das ihn sehr edel behandelte, nach Augsburg, wo er Philosophie und Theologie hörte, und zum Priester geweiht wurde.

Pfarrer Leonhard Lohbrunner, der wie jeder würdige Seelsorger Sailer hochverehrte, und den Sailer den würdigsten Greis nannte, den er kenne — er war 80 Jahre alt! — machte Metz mit Sailer bekannt; so wurde Metz Hofmeister des jungen, hoffnungsvollen Grafen Clemens von Staufenberg, verweilte zwei Jahre in Dillingen, wo ich ihn sehr oft sah und sprach, begleitete seinen Eleven dann nach Straßburg, Mainz und Würzburg, und frequentirte und repetirte da mit ihm mehrere Jahre hindurch philosophische und juridische Vorlesungen. Nach vollendeter Erziehung wurde Metz gräflicher Schloßkaplan zu Eberstall. Von da aus kam er oft auf Besuch nach dem nicht weit entfernten Thannhausen, wo ich Schulbenefiziat war, fand da in dem Umgange mit dem Oberamtmanne Oberst, einem gebornen Mainzer, einem kenntnißreichen Mann und ausgezeichneten Rechtsgelehrten, sehr angenehme Unterhaltung, und auch ich brachte in dieser Gesellschaft viele vergnügte Stunden zu.

Metz wurde hierauf Pfarrer in Rißdissen, Dekan des Landkapitels Laubheim, geistlicher Rath des Bischofs

zu Konstanz, Karl Theodors von Dahlberg, konstanzischer Regierungsrath, und zuletzt erster Vikariatsrath in Ellwangen, und mit dem königlich würtembergischen Kronorden beehrt, und nunmehr Ritter von Metz. In all diesen Aemtern hat Metz sehr viel Gutes gestiftet. Wie viel kann Gottes heilige Vorsehung durch ein zerbrochenes Wagenrad veranlassen!

Ich könnte noch Viele nennen, die damals in Dillingen lebten und Sailer hoch verehrten, z. B. den geheimen Rath und Archivar von Weber, den Major von Raglovich, in der Folge General. Doch nur noch einen seiner damaligen ausgezeichnetsten Verehrer in Dillingen kann ich nicht unerwähnt lassen! — Herr von Mastiaux, Doktor der Philosophie, der Rechte und der Theologie, und von Pius dem VI. zum Domherrn in Augsburg befördert, kam nach Dillingen, um bei der fürstbischöflichen Regierung den Geschäftsgang derselben näher kennen zu lernen, und nahm seine Wohnung im akademischen Hause. Er hatte einen überaus hellen, durchbringenden Verstand, umfassende Kenntnisse, einen großen Scharfsinn und schnellen treffenden Witz. Als er eines Tages zu mir kam, sah er Sailers Predigt auf das Fest des heiligen Benedikt, die eben erst im Drucke erschienen war, las die Vorrede und sagte: „Sailer ist ein wahres Genie; alles, was er schreibt, ist nur hingeworfen und doch allemal getroffen.“ Noch mehr als Sailers großen Verstand, schätzte er dessen edles

Herz. Er hatte zu ihm ein unbegränztes Zutrauen; über alle seine, auch die wichtigsten Angelegenheiten, sprach er mit ihm.

Im Vorbeigehen muß ich hier eines kleinen Vorfalls erwähnen. Mastiaux hatte eines Morgens einen Brief von großer Wichtigkeit und sehr erfreulichen Inhalts erhalten, und eilte in der Freude seines Herzens damit sogleich zu Sailer. Während beide darüber sprachen, hörten sie draußen auf dem Gange mehrere Leute gehen. Sailer öffnete die Thüre. Zwei Reihen Männer vom Lande standen draußen, die beichten wollten, wie denn Sailer an allen Festtagen auf seinem Zimmer Beicht' hörte. Mastiaux sagte: „Ich will indessen in das Nebenzimmer gehen, und mich mit Ihrer Bibliothek unterhalten. In meinem gegenwärtigen Anzuge kann ich mich vor fremden Leuten nicht sehen lassen.“ Er hatte nur die Bettjacke und lange weiße Beinkleider an, und die Nachtmütze auf dem Kopf. Sailer sagte: „Sie würden da zu lange warten müssen. Jetzt ist es 7 Uhr und vor 11 Uhr werde ich nicht fertig. Ich will Ihnen aber schon durchhelfen, ohne daß es sonderliches Aufsehen errege.“ Er führte Mastiaux am Arme hinaus und sagte: „Liebe Leute! Dieser Herr da ist ein gelehrter Herr, ein frommer Herr, ein braver Herr, aber zu Zeiten — Sailer zeigte an die Stirne — Ihr versteht mich schon!“ Mastiaux eilte davon so schnell er konnte.

Sailers Vorwand war zugleich ein Tadel, daß es etwas unüberlegt sey, ohne gehörig angekleidet zu seyn, Besuche zu machen; dieser Tadel konnte übrigens dem Getadelten nicht im Geringsten nachtheilig werden, weil diese Männer vom Lande nur an höhern Festtagen in die Stadt kamen, ihn wohl nie gesehen hatten, ihn wahrscheinlich auch künftig nie mehr sahen, auch nicht wußten, wer er sey oder wie er heiße.

In der Folge begab sich Mastiaux nach Augsburg und leistete da dem Domkapitel höchst bedeutende Dienste, besonders während der französischen Invasion, indem er, weil die Domherren bis auf einen oder den andern sich entfernt hatten, zu jener Zeit fast alle Geschäfte allein führte. Besonders wußte er mit den französischen Offizieren sich sehr klug zu benehmen, und viele übermäßige Forderungen abzuwenden. Er selbst hat mir alles ausführlich erzählt, und ich könnte darüber ein Buch schreiben.

Nach der Säkularisation wurde er Landesdirektionsrath und Referent in geistlichen Angelegenheiten zu Ulm, und späterhin Direktor der General-Landesdirektion in München, und wirklicher geheimer Rath Seiner Majestät des Königs. An beiden Stellen, zu Ulm und zu München, war er für das Wohl des Staates und eben so der Kirche und der Geistlichkeit unermüdet thätig.

In dieser Stellung konnte Mastiaux einige Anordnungen, die man während Montgelas Ministerium

vor hatte, und die das ganze Volk betrafen, nicht für gut und recht erkennen. Er hielt daher an sämmtliche Räthe der General-Landesdirektion eine sehr ernste Rede, trug ihnen die ganze Sache vor, und fragte bei jedem einzelnen Punkte: „Ist dieses so recht oder unrecht?" Die Räthe kamen in große Verlegenheit. Sie konnten ihm nicht widersprechen und getrauten sich nicht, ihm beizustimmen. Sie antworteten ausweichend. Mastiaux schloß seinen Vortrag mit der Betheuerung: „Wenn man auf den vorhabenden Verordnungen bestehen sollte, so sähe er sich genöthigt, seine Entlassung zu verlangen." Einige Räthe sagten ihm nachher: „Sie haben gut reden; Sie begnügen sich mit ihrer Pension, die ihnen als Domherr durch Reichs-Deputationsschluß zugesichert ist, und dienen unentgeltlich und ohne Besoldung. Wir aber können ohne Besoldung mit Frau und Kindern nicht leben."

Nach seiner genommenen Entlassung beschäftigte sich Mastiaux einzig mit Literatur. Er bearbeitete sein katholisches Gesangbuch, und, da er ein großer Musikkenner — und besonders auf dem Fortepiano und der Glasharmonika Meister war — die Melodien dazu, meistentheils nach den ältesten Kirchenliedern. Auch übernahm er, nach dem Tode des geistlichen Rathes Felder, die Redaktion der Literatur-Zeitung für katholische Religionslehrer. Vermöge seiner gründlichen Kenntnisse schlug er Angriffe auf die Kirche

siegreich zurück; vermöge seines treffenden Witzes wußte er Einwendungen gegen einzelne Lehren der Kirche sehr in das Lächerliche zu ziehen. Er führte allerdings eine sehr scharfe Feder. Wegen dieser seiner Heftigkeit und vieler zu harten Urtheile und Ausdrücke, konnte der sanfte Sailer, was er sehr bedauerte, nicht mehr so, wie ehemals, mit ihm harmoniren.

Als ich einmal in Geschäften nach München kam, besuchte ich Mastiaux. Er lud mich ein, bei ihm zu wohnen. Er sprach mit mir viel über Bücher, die er eben las. Die Briefe aus allen christlichen Jahrhunderten, gewählt und übersetzt von J. M. Sailer, hatten seinen ganzen Beifall; er nannte sie einen wichtigen, höchst schätzbaren Beitrag zur Kirchengeschichte, in der That belehrend und erbauend für alle denkende Christen.

Er führte mich in die Bildergallerie, ging mit mir öfter in den englischen Garten, und veranstaltete, daß wir Beide, mit dem Astronomen Seiffert, dem ein Hofwagen zu Geboth stand, in einer hellen Nacht die Sternwarte, nicht weit von München, besuchen konnten. Er begleitete mich bis Thannhausen, und fuhr von da mit mir nach Böhringen, zu seinem lieben, alten Herrn, wie er Pfarrer Feneberg zu nennen pflegte, und den er wegen dessen Redlichkeit, Treuherzigkeit und richtigem, geradem Urtheile schon in Dillingen kennen und schätzen gelernt, und auf dessen Zimmer viele vergnügte Stunden zugebracht hatte.

Er blieb, so wie ich, einige Tage bei Feneberg. Lehrreiche und vertrauliche Gespräche ließen es uns nicht an Unterhaltung fehlen. Mastiaux befragte unter Anderm Feneberg, der wegen Abnahme seines Fußes und der Haltung eines zweiten Kaplans viele Verluste erlitten hatte, über dessen Vermögensumstände. Feneberg antwortete: Gottlob seyen alle seine Schulden bezahlt bis auf 200 fl., die er noch nach Augsburg schulde. Mastiaux bezahlte auf seiner Rückreise diese Summe in Augsburg baar, und schickte die durchrissene Obligation, bloß unter der Adresse von seiner Hand, an Feneberg. Aus diesem einzigen Beispiele sehen wir hinreichend, wie großmüthig und wohlthätig Mastiaux war, und nicht nur wegen seines großen Verstandes, sondern auch wegen seines edlen Herzens unsere Hochachtung verdient, wiewohl er, wegen seiner freilich nicht lobenswerthen, zu heftigen literarischen Polemik viel und zu bitter getadelt worden.

Da von dem Herrn geheimen Rath von Mastiaux meines Wissens, nirgends eine Biographie besteht, so konnte ich nicht umhin, hier etwas ausführlicher von ihm zu reden, dazu kommt noch, daß er schon in Dillingen mit mir in den freundschaftlichsten Verhältnissen gestanden, und gegen mich immer sehr freundlich gesinnt geblieben.

---

siegreich zurück; vermöge seines treffenden Witzes wußte er Einwendungen gegen einzelne Lehren der Kirche sehr in das Lächerliche zu ziehen. Er führte allerdings eine sehr scharfe Feder. Wegen dieser seiner Heftigkeit und vieler zu harten Urtheile und Ausdrücke, konnte der sanfte Sailer, was er sehr bedauerte, nicht mehr so, wie ehemals, mit ihm harmoniren.

Als ich einmal in Geschäften nach München kam, besuchte ich Mastiaux. Er lud mich ein, bei ihm zu wohnen. Er sprach mit mir viel über Bücher, die er eben las. Die Briefe aus allen christlichen Jahrhunderten, gewählt und übersetzt von J. M. Sailer, hatten seinen ganzen Beifall; er nannte sie einen wichtigen, höchst schätzbaren Beitrag zur Kirchengeschichte, in der That belehrend und erbauend für alle denkende Christen.

Er führte mich in die Bildergallerie, ging mit mir öfter in den englischen Garten, und veranstaltete, daß wir Beide, mit dem Astronomen Seifert, dem ein Hofwagen zu Geboth stand, in einer hellen Nacht die Sternwarte, nicht weit von München, besuchen konnten. Er begleitete mich bis Thamhausen, und fuhr von da mit mir nach Böhringen, zu seinem lieben, alten Herrn, wie er Pfarrer Feneberg zu nennen pflegte, und den er wegen dessen Redlichkeit, Treuherzigkeit und richtigem, geradem Urtheile schon in Dillingen kennen und schätzen gelernt, und auf dessen Zimmer viele vergnügte Stunden zugebracht hatte.

Er blieb, so wie ich, einige Tage bei Feneberg. Lehrreiche und vertrauliche Gespräche ließen es uns nicht an Unterhaltung fehlen. Mastiaux befragte unter Anderm Feneberg, der wegen Abnahme seines Fußes und der Haltung eines zweiten Kaplans viele Verluste erlitten hatte, über dessen Vermögensumstände. Feneberg antwortete: Gottlob seyen alle seine Schulden bezahlt bis auf 200 fl., die er noch nach Augsburg schulde. Mastiaux bezahlte auf seiner Rückreise diese Summe in Augsburg baar, und schickte die durchrissene Obligation, bloß unter der Adresse von seiner Hand, an Feneberg. Aus diesem einzigen Beispiele sehen wir hinreichend, wie großmüthig und wohlthätig Mastiaux war, und nicht nur wegen seines großen Verstandes, sondern auch wegen seines edlen Herzens unsere Hochachtung verdient, wiewohl er, wegen seiner freilich nicht lobenswerthen, zu heftigen literarischen Polemik viel und zu bitter getadelt worden.

Da von dem Herrn geheimen Rath von Mastiaux meines Wissens, nirgends eine Biographie besteht, so konnte ich nicht umhin, hier etwas ausführlicher von ihm zu reden, dazu kommt noch, daß er schon in Dillingen mit mir in den freundschaftlichsten Verhältnissen gestanden, und gegen mich immer sehr freundlich gesinnt geblieben.

7. Auswärtige Freunde Sailers.

Bisher hielten wir uns mit Sailer bei seinen Verehrern in Dillingen auf; wir wollen ihn nun zu seinen auswärtigen Freunden begleiten.

Bald, nachdem Sailer seine Professur in Dillingen angetreten hatte, machte er an einem paar Ferientagen einen Ausflug nach Wemding zu seinem Freunde Gabler, Stadtpfarrer und churfürstlich-bayerischen geistlichen Rathe, der vorhin ausgezeichneter Professor der Philosophie in Ingolstadt, und wegen seiner physikalischen Schriften, vorzüglich über den Magnet, berühmt war.

Gabler machte Sailer den Vorschlag, mit ihm den fürstlichen Regierungspräsidenten von Ruoesch in Oettingen zu besuchen, der Sailer aus seinen Schriften kenne, und schon lange das größte Verlangen habe, ihn persönlich kennen zu lernen.

Beide machten sich auf den Weg. Gabler und Herr von Ruoesch pflegten einander auf eine freundschaftliche, witzige Art zu täuschen, weil die Täuschung immer zur großen Freude des Getäuschten endete. Gabler sagte daher unterwegs im Reisewagen zu Sailer: „Der Herr Präsident weiß, daß ich einen neuen Kaplan erwarte. Ich will Sie, da Sie nicht viel über 30 Jahre alt sind, anfangs für diesen ausgeben.“ Sailer, der keinen unschuldigen Scherz verschmähte, gab es zu. Gabler stellte ihn als seinen

neuen Kaplan vor, und fügte bei, er wolle jetzt der gnädigen Frau Gemahlin des Herrn Präsidenten seine Aufwartung machen; der Herr Präsident werde indessen die Unterhaltung mit Herrn Kaplan nicht langweilig finden. Als über eine Weile Gabler wieder in das Zimmer trat, rief der Präsident ihm entgegen: „Ihr Kaplan hat noch mehr Geist, Einsicht und Kenntnisse als sein Herr Pfarrer. Sagen Sie mir, wer ist der Herr?" „Sailer," antwortete Gabler.

Die Freude des Präsidenten, der in dem angeblichen Kaplan sogleich einen ausgezeichneten Mann erkannt hatte, war unbeschreiblich groß.

Den Scherz Gablers wußte Ruoesch bei nächster Gelegenheit zu erwiedern, und lieferte so ein Seitenstück dazu. Hören wir es! Es ist immer angenehm zu sehen, wie freundlich und fröhlich man sich damals in jenen noch ruhigern, friedlichen Zeiten zu unterhalten pflegte. Gabler, der eine sehr ausgebreitete Korrespondenz hatte, kam nie nach Oettingen, ohne etwas Neues, eine interessante Schrift, einen schönen Kupferstich, oder ein ausgezeichnetes, gutes Musikstück mitzubringen. „Dießmal," sagte er einst, „habe ich ein überaus liebliches Liedchen. Die Fräulein Töchter werden es sogleich vom Blatt weg spielen und singen können." Herr von Ruoesch sagte: „Es ist doch besser, die Kinder durchsehen es zuvor; sie werden es dann nach Tische mit mehr Sicherheit vortragen." Er ging mit dem Blatte hinaus, und legte es den

Töchtern vor. Während sie spielten und sangen und das Liedchen als sehr schön und einfach lobten, ließ Ruoesch den Kapellmeister der fürstlichen Hofmusik rufen, und fragte ihn, ob es nicht möglich wäre, dem Manne dahier, der mit Zitterspiel und Singen sein Brod zu gewinnen suche, das Lied in einem paar Stunden beizubringen. „O, gar leicht," sagte der Kapellmeister; „der arme Mann wird es aber schlecht genug vortragen." „Je schlechter, desto besser!" sagte Ruoesch, erklärte, welchen Spaß er damit vorhabe, und ersuchte den Kapellmeister dafür zu sorgen, daß der Mann während dem Mittagessen vor den Fenstern sich einfinde und sich hören lasse.

Der arme, alte Musikant kam, und sang mit der Zitter klimpernd: „Die liebe Feierstunde schlägt, wie sehnt' ich mich nach ihr" u. s. w. Alle bei Tische, die bereits von dem Scherze unterrichtet waren, schwiegen. Gabler kam in sichtbare Verlegenheit. Ruoesch aber sprach: „Das ist doch zu arg, daß Sie uns einen alten Gassenhauer, als eine ganz neue Komposition vorlegen!"

Gabler sagte: „Es ist mir schlechterdings unbegreiflich, wie dieser Bettelmusikant zu diesem Liede kommen konnte. Der Text ist noch nicht gedruckt, und noch viel weniger die Melodie im Stiche erschienen. Erst heute erhielt ich die Abschrift noch mit Sand bestreut aus München."

Ruoesch erklärte nun dieses unauflösbare Räthsel.

Alle lachten, und Gabler lachte von Herzen mit. Die Fräulein trugen nun das liebliche Lied sehr lieblich vor. Gabler war entzückt. Das Lied ward von der Zeit an in Schwaben, sowohl bei den höheren Ständen, als unter dem Volke, allgemein bekannt und beliebt, und weit umher überall gesungen.

Sailers vertrauteste Freunde waren nach Gablers Tod, der früher starb, der Prediger Winkelhofer in München, Pfarrer Hegelin in Warthausen und der Regierungspräsident von Ruoesch in Oettingen.

Den Prediger Winkelhofer hat Sailer mit wenigen Zügen nach dem Leben gezeichnet. Er sagt von ihm: „Winkelhofer war das Ebenbild und der Lehrer der Religion, der Freund der Menschen ohne Prunk, der Mann, einfach wie die Natur, selig wie die Liebe, und im Alter noch jung wie die Unschuld.“

Als Winkelhofer einst Sailer in Dillingen besuchte, ließ Sailer mich rufen, weil er wußte, es werde für mich nicht ohne Segen seyn, ihn zu sehen. Welchen Eindruck sein freundliches, Zutrauen erweckendes Angesicht auf mich machte, kann ich nicht beschreiben — so wenig als man Jemanden von dem Geschmacke einer Traube oder Ananas, der nie eine gekostet hat, durch Beschreibung einen Begriff beibringen kann. Das Wort unbeschreiblich ist hier am rechten Orte.

Zu Oettingen, bei Präsidenten von Ruoesch, war ich so glücklich, einige Tage in Winkelhofers Gesellschaft zu seyn. Je mehr man Winkelhofer kennen

lernte, desto mehr erschien er als ein weiser Mann, vor dem man Ehrfurcht haben mußte; dabei war er so einfach, so anspruchlos, daß man ihn immer mehr lieben und ihm vertrauen mußte. Seine Worte, über Das, was dem Menschen über Alles wichtig seyn soll, leuchteten dem Verstande sehr ein, und gingen tief zu Herzen. Doch, nachdem Sailer eine überaus geistreiche, liebliche Biographie von ihm geschrieben hat, wäre Alles, was ich von ihm sagen könnte, überflüssig.

Sailer erwähnte in der Biographie die Unterhaltungsgabe Winkelhofers, ohne ein Beispiel davon anzuführen; ich erlaube mir eine kleine Probe derselben vorzubringen. Winkelhofer wußte im Hause des Herrn Präsidenten Abends bei Tische alle Gäste damit zu erheitern. Er malte das kleinste Geschichtchen so lebhaft aus, daß man ihm mit dem größten Vergnügen zuhörte. So war einmal die Rede von Professor Helfenzrieder, der ein großer Mathematiker und oft sehr zerstreut gewesen. Als er noch in dem Kloster Roviz war, wollte er einmal zur Beichte gehen. Bei den Jesuiten war die ganze Hausordnung wohl eingerichtet, und auch bis auf den kleinsten Umstand Bedacht genommen. An jeder Thüre der Väter befand sich außen ein Häckchen, an dem jeder, der beichten wollte, sein schwarzes Käppchen aufhängen mußte, damit die Beichte nicht etwa von Jemanden unterbrochen werde. Als Helfenzrieder

sein Käppchen aufhängte, fiel ihm noch etwas ein und er ging noch ein wenig vor der Thüre auf und ab, um darüber nachzudenken. Da erblickte er, als er an der Thüre klopfen wollte, das schwarze Käppchen. „Ei, ei, dachte er, ohne daß ich es bemerkte; ist mir ein Beichtender zuvorgekommen.“ Er ging wieder auf dem Gange hin und her. Es war Winter und sehr kalt. Helfenzrieder fing an zu frieren und jammerte öfter. „Der Charissimus“ — so nannten die Ordensmitglieder einander — „beichtet doch gar zu lange!“ Endlich kam der Pater heraus. „Ja,“ sagte Helfenzrieder, auf das schwarze Käppchen deutend, „waren Sie denn allein im Zimmer?“ Der Pater fragte: „Wo haben denn Sie ihr Käppchen?“ Helfenzrieder griff auf den Kopf, betrachtete seine beiden Hände, und rief endlich: „Je, mein eigenes Käppchen hängt ja da an dem Nagel.“ Diese kleine, an sich unbedeutende Erzählung wußte Winkelhofer aufs lebhafteste darzustellen, nicht blos mit Worten, sondern auch Mienen und Geberden sprachen mit. Alle Zuhörer der gemischten Gesellschaft fanden das Geschichtchen höchst unterhaltend, und mußten herzlich lachen.

Ein Wort Helfenzrieders, das Winkelhofer erzählte, ist mir unvergeßlich. Am Tage nach absolvirter Theologie, kamen die Candidaten bei dem Abendtrunke zusammen, und redeten davon, was sie diese drei Jahre hindurch gelernt hatten. Helfenzrieder

saß nachdenkend an dem Tischecke und schwieg." Sie fragten ihn, was denn er diese drei Jahre hindurch gelernt habe. Er antwortete: „Daß die Hasen keine Ohren, sondern Löffel haben." Diese Worte bedurften allerdings eine Erklärung. Diese gab er denn auch, indem er sagte: „Was er bei dem Religions-Unterrichte als Knabe in der Kinder- und Volkssprache vernommen habe, das habe er nun in der gelehrten Schulsprache gehört." Mir leuchtete das sehr ein. Die Terminologie ist bei Behandlung einer Wissenschaft, und so auch der Theologie, als schärfer bezeichnend, zweckgemäß, ja nothwendig. Wer sich ihrer aber bei dem Jugend- oder Volksunterrichte bedienen wollte, würde, anstatt die Sache faßlicher, sie nur unverständlicher machen.

Als ich mich einst in Schulangelegenheiten einige Tage bei dem ehrwürdigen, vortrefflichen, mir unvergeßlichen Oberschulrathe Steiner aufhielt, sah und sprach ich Winkelhofer täglich. Die feste Ueberzeugung, die Zuversicht, womit er z. B. von der göttlichen Vorsehung sprach, drang, wie ich es auch an mir erfuhr, so zu Herzen, daß sie darin ein ähnliches freudiges Vertrauen auf Gottes weise, liebevolle Vorsicht bewirkte.

Winkelhofer wohnte in einem abgelegenen Zimmer des ehemaligen Jesuitenkollegiums, eines großen, weitläufigen Gebäudes, wie ein Eremit in der Klause. Wer Rath oder Trost bedurfte, wußte ihn zu finden.

Viele, auch hohe Personen, wählten ihn zu ihrem Gewissensfreunde, und wünschten, daß er einst bei ihrem Sterbebette ihnen beistehen möge. „Dieser," sagten sie, „weiß einem das Sterben leicht zu machen; er kann einem das ewige Leben so in das Herz bringen, daß man den Tod nicht mehr scheut, sondern sich vielmehr darauf freut."

Bei seinen Predigten war die große, prächtige St. Michaelskirche in München immer gedrängt voll Zuhörer. Als er starb, war in der ganzen Stadt eine allgemeine Trauer. Bei seinem Leichenbegängnisse wurden unzählige Thränen vergossen. Man erinnerte sich, bei Menschengedenken, keiner solchen Leichenbegleitung, wobei sich so viele Menschen jeden Standes, Hohe und Niedere, eingefunden hatten. Der Todtengräber sagte oft: „Nach keinem Grabe wurde bei mir von Durchreisenden oder Fremden so oft gefragt, als nach Winkelhofers Grab."

Wer von Sailer gar nichts wüßte, als daß Winkelhofer — dieses Vorbild eines durchaus würdigen katholischen Geistlichen! — der innigste Freund Sailers gewesen, müßte schon deßhalb Sailer hoch verehren.

Sailer hat, nach Winkelhofers Tod, dessen Predigten drucken lassen. Wer diese so einfache, klare, liebliche, geistreiche, christliche, katholische Predigten liest, fühlt gewiß für Verfasser und Herausgeber gleichen Dank und gleiche Verehrung.

Ignaz Valentin Heggelin, Pfarrer in dem

gräflich stadionischen Marktflecken Warthausen und Kammerer des Landkapitels Biberach, war ein wahrhaft großer Mann, von ausgezeichneten natürlichen Geistesgaben, seltener Weisheit und Menschenkunde, und als Seelsorger von allumfassender, unermüdeter Thätigkeit. Er hatte Sailers Schriften gelesen, wünschte ihn näher kennen zu lernen, lud ihn auf das Pfingstfest zum Predigen ein, und fand alle seine hohe Erwartungen weit übertroffen. Beide wurden innige Freunde.

Sailer schickte mich zu ihm. „Ein künftiger Seelsorger," sagte er, „kann im Umgange mit ihm mehr lernen, als in allen meinen Vorlesungen." Heggelin behielt mich einige Tage, ja Wochen bei sich. Er schenkte mir vom frühen Morgen bis zum späten Abende alle seine freien Stunden. Ich fragte ihn über Vieles. Wenn ihn aber seine Geschäfte riefen oder, bevor ich mich am Abende zur Ruhe begab, zeichnete ich jedesmal auf, was er mir gesagt hatte. Am folgenden Morgen forderte er mich auf, wieder Register zu ziehen, wie er zu sagen pflegte. Was ich damals aufzeichnete, hat Sailer in Heggelins Biographie aufgenommen. Doch mag noch eine kleine Nachlese stattfinden.

Heggelin ließ sich durch nichts von Befolgung der kirchlichen Anordnungen abhalten, und zeigte da einen strengen entschiedenen Ernst. Einst war eine ansehnliche Gesellschaft bei ihm, und eben in einem interessanten

Gespräche mit ihm begriffen. Da läutete man die Gebethglocke, zur Erinnerung an den Gruß des Engels und an die Menschwerdung des Sohnes Gottes. Er brach das Gespräch augenblicklich ab, und sprach mit der ihm eigenen Energie: „Da jetzt die ganze Pfarrgemeinde auf den Knieen liegt und bethet, so wäre es schlecht, wenn der Pfarrer allein von andern Dingen reden wollte. So wichtig diese Gespräche seyn mögen, so ist nach fünf Minuten noch Zeit dazu.“ Er bethete stillschweigend, und auch alle Anwesenden betheten. So ernsthaft er aber seyn konnte, so freundlich war er, zum Beyspiel gegen Kinder gleich der liebreichsten zärtlichsten Mutter.

Von den Heilsmitteln, welche die Kirche uns darbietet, machte er gewissenhaften Gebrauch. Er pflegte jede Woche zu beichten. An jedem Freitage kam ein frommer Geistliche aus der Nachbarschaft zu ihm, um ihn Beicht' zu hören. Einmal, da mehrere Gäste da waren, ging Heggelin mit ihm in ein anderes Zimmer, und als er zurück kam, war sein Angesicht — was auch Sailer einmal bemerkt hat! — von sanftem mildem Glanze wie verklärt und so helle, als fiele ein Strahl der Sonne oder des Mondes darauf. Ich glaubte nun zu verstehen, was die heilige Schrift mit den Worten sagen wollte: „Das Angesicht des Stephanus habe geleuchtet.“

Heggelin hatte auch ein sicheres Ahnungsvermögen, desgleichen wohl jedem Menschen einwohnet, das

aber nur bei sehr ruhigen, von Leidenschaften gereinigten Gemüthern sich äußern kann. Er hatte mir und einem Freunde versprochen, nach Tische mit uns nach Biberach zu gehen. Er säumte aber lange bis er Hut und Stock nahm, ging sehr langsam, blieb unterwegs öfter im Gespräche stehen, und setzte sich zuletzt gar auf eine von Bäumen beschattete Bank, die nächst dem angenehmen Spaziergange von Warthausen nach Biberach angebracht war, und die er die wohlthätige Bank zu nennen pflegte. Ich begriff nicht, warum er gar so sehr zögere und dachte, er habe gar nicht mehr im Sinn, heute in die Stadt zu gehen.

Da kam auf einmal ein schöner, wohlgekleideter Herr zu Pferde hieher gesprengt, grüßte Heggelin schon von Weitem, stieg ab und sagte, auf seiner sehr eiligen Reise sey er nur für einige Stunden nach Warthausen gekommen, habe in dem Pfarrhofe vernommen, der Herr Pfarrer sey gegen Biberach hin spazieren gegangen; er freue sich sehr, seinen väterlichen Freund doch wenigstens auf einige Augenblicke zu sehen. Dieser Herr war der Graf Philipp von Stadion, nachmals kaiserlich-österreichischer Minister. Beide gingen jetzt, angelegentlich mit einander sprechend, auf und ab. Der Graf schwang sich dann wieder auf sein Pferd und eilte weiter.

Heggelin sprach hierauf zu uns: „Es war mir immer, heute Nachmittags dürfe ich mich nicht weit von Hause entfernen. Ich sagte deßhalb, bevor ich

ging, zur meinen Haushälterin, wenn etwas vorfallen sollte, so sey ich auf dem Wege nach Biberach, bis zu der ihr bekannten Bank sicher zu treffen; denn ich dachte, wiewohl wir heute nicht nach Biberach kommen, so ist es in dem schönen Rißthale doch ein angenehmer Spaziergang. Meine Ahnung hat mich auch nicht getäuscht."

Als beide Grafen Lipps und dessen Bruder Fritz, nachmals kaiserlich-österreichischer Gesandte in München und späterhin Armee-Minister, noch Knaben waren, hatten sie den Pfarrer Heggelin, der mit ihnen so liebreich umgegangen und sie, wie sonst Niemand, zu unterhalten wußte, von ganzen Herzen lieb gewonnen. O, wie oft erzählte Heggelin mir von ihnen! Er sprach auch immer von deren Aeltern, besonders deren vortrefflichen Mutter, Gräfin Luise, mit Ehrfurcht, Liebe und Anhänglichkeit.

Als Jünglinge brachten die Grafen Lipps und Fritz ihm einmal Schillers Schauspiel „die Räuber," das Göthe die erste vulkanische Explosion eines Genie's nennt. Die Hauptpersonen darin hatten sie hingerissen; wie denn die Ruinen eines großen Gebäudes noch immer mehr interessiren, als das artigste Gartenhäuschen. Vieles aber hatte ihnen, als zu gräßlich, sehr mißfallen. Sie wollten hören, was Heggelin dazu sage. Er wußte über Alles, worüber er gefragt wurde, etwas Treffendes und Geeignetes vorzubringen. Was war aber da zu sagen? Heggelin

sagte: „Ich vermuthe, der Verfasser habe zeigen wollen, daß adelige Jünglinge, auf deren Erziehung so Vieles verwendet wird, wenn sie doch ausarten sollten, äußerst böse und grundschlechte Menschen werden."

Der berühmte Schriftsteller Wieland, damals noch Stadtschreiber in Biberach, hielt sich viel bei der gräflichen Herrschaft in Warthausen auf. Er lernte Heggelin kennen, und ehrte ihn sehr hoch. Einst kam die Herrschaft in den Gottesdienst und Wieland begleitete sie. Heggelin bot dem Grafen und der Gräfin Weihwasser, ihm aber nicht. Wieland fragte nachher: „Warum haben Sie mir kein Weihwasser geboten?" Heggelin sprach: „Weil Sie, ihrer Konfession zufolge, das Weihwasser als eine leere Zeremonie betrachten müssen, ich aber die Gebräuche meiner Kirche entweihen würde, wenn ich sie zu bloßen Höflichkeitsbezeugungen herab würdigte."

Damals fielen zwischen adeligen Herrschaften und den benachbarten Reichsstädten viele Streitigkeiten vor. Der Graf von Stadion hatte einmal ein drohendes Schreiben an die Stadt Biberach erlassen. Wieland, als Stadtschreiber, las die Schrift dem Rathe vor, und bemerkte dabei spöttisch: „Hannibal ad portas, der Feind steht vor den Thoren der Stadt." Der Graf vernahm diesen Spott und brach von der Zeit an, allen Umgang mit Wieland ab.

Der angesehenste Beamte und Rath der gräflichen

Herrschaft Stadion sagte mir einmal: „Pfarrer Heggelin ist ein Mann von ganz außerordentlicher Einsicht und Willenskraft; er eignete sich zu einem ganz vortrefflichen Pabst.“

Sailer hat Heggelins Biographie geschrieben. Jeder Seelsorger sollte sie lesen. Mich beschämt sie tief. Wie wenig, wie nichts erschein' ich mir, wenn ich mich mit Heggelin vergleiche. Freilich kann nicht jeder mit Adlern fliegen; allein Heggelins Leben und Wirken sollte doch Jeden aufregen, nicht auf einer niedrigen Staude oder ganz auf der Erde sitzen zu bleiben.

Präsident von Ruoesch war, wie Winkelhofer und Heggelin, ein inniger Freund Sailers. Wie Sailer den ersten Band seiner Predigten bei verschiedenen Anlässen seinem Freunde Heggelin dedicirt hat, so dedicirte er den zweiten Band seinem Freunde Ruoesch. In der kurzen Dedikation sagt Sailer: „Du liebest und ehrest was wahr und gut ist, wie Heggelin. Doch ich will es deine Thaten noch ferner sagen lassen, was Du bist, und von Dir lernen — von Dir zu schweigen!“

Allein ich kann dennoch nicht ganz schweigen. —

Von dem Staatsmanne von Ruoesch, dem Oettingen viele und wohlthätige Einrichtungen zu danken hat, und von dem Hofmanne, der sich bei dem Fürsten und der Fürstin überaus fein und klug zu benehmen wußte, kann und will ich hier nicht reden. Ich gedenke hier seiner nur als eines edlen, gebildeten,

mit Wissenschaft und Kunst sehr vertrauten Mannes, und in seinem häuslichen Kreise als des besten Familienvaters. Er hatte eine auserlesene Bibliothek von den berühmtesten Schriftstellern Deutschlands. Er zeigte sie mir und wußte Gold und einige Schlacken sehr gut auseinander zu sondern. Erst in Folge der Zeit und bei reiferer Ueberlegung fand ich seine Urtheile vollkommen richtig. Seine Wohnung war mit vortrefflichen Kupferstichen ausgeziert. Auch diese durchgehend, hat er mir über Kupferstecherkunst und Malerei viel Belehrendes gesagt.

Aber das Schätzenswertheste war seine Ehrfurcht gegen Gott, seine Befreundung mit unserer heiligen Religion. Es ist gewiß etwas seltenes bei einem Staatsmanne, daß er allemal bei dem gemeinschaftlichen Frühstücke aus der heiligen Schrift, aus der Nachfolge Christi oder ähnlichen Schriften einige Stellen vorlas, die ihn vorzüglich gerührt hatten. Auch auf seinen Reisen führte er solche Erbauungsbücher mit sich.

Einmal war in einer Gesellschaft von dem Skapulier, einem Bildnisse der reinsten, heiligsten Jungfrau, das man auf Leinwand oder Seide abgedruckt, und an einem Bande, das über die Schultern geht, befestigt, auf bloßer Brust zu tragen pflegt, die Rede. Einige fanden diesen Gebrauch nicht gut, und wünschten ihn abgeschafft. Allein der Präsident sagte: „Ich finde diesen Gebrauch sehr weise: die ihn ein-

schauten schon weiter als Sie, meine Herren. Bei einem gerichtlichen Verhöre überzeugte ich mich einmal, daß eine Jungfrau durch das Skapulier, das bei einer Vertraulichkeit zum Vorschein gekommen, von dem Falle gerettet wurde."

Ueber unsere ewigen Angelegenheiten und unsere Bestimmung für jene Welt, worüber uns nur die Offenbarung hinreichenden Aufschluß gibt, unterredete sich Ruesch am liebsten mit Sailer. Doch erkundigte er sich bei ihm auch über das, was gegenwärtig in der literarischen Welt vorging, weil einem Geschäftsmanne nicht Zeit genug übrig bleibe, näher darauf einzugehen; ein Professor aber, seinem Berufe zufolge, sich damit bekannt machen müsse.

Eines Abends befragte er ihn über Kants Philosophie, die damals das größte Aufsehen erregte und von welcher in Literatur-Zeitungen behauptet wurde, Kant habe die Philosophie auf unerschütterliche Felsen gegründet; nun stehe sie auf immer fest. Sailer sagte: „Kant ist allerdings ein großer Denker, von bewunderungswerthem Scharfsinn; nicht ohne Grund nannte man ihn in Hinsicht früherer philosophischen Systeme den Alleszermalmenden. Allein nach zehn Jahren wird diese Philosophie nicht mehr bestehen." Diese Worte gingen auch in Erfüllung; noch ehe zehn Jahre verflossen, war Kant's Philosophie nicht mehr die herrschende.

„Das Beste," sprach Sailer, so wie jetzt noch

öfter, „was wir aus dieser Philosophie für immer lernen sollen, ist Dieses: Unsere Vernunft sey im Urtheile nüchtern, und unser Wille, bei Allem was wir thun, rein."

Der Präsident ersuchte Sailer, das Wesentlichste der Kantischen Philosophie in einer möglichst klaren, kurzen Uebersicht zu Papier zu bringen. Sailer versprach es. Da jetzt der Fürst mit einem Herrn vom Hofe zur Abendgesellschaft kam und noch das Ende des Gespräches gehört hatte, äußerte er den Wunsch, diesen Abriß der neuen Philosophie auch zu lesen. Man setzte sich hierauf zum Tarokspiele. Während des Spieles diktirte mir Sailer mehrere wichtige Punkte über Kant's Philosophie. Als ich nach Jahren diese Blätter las, mußte ich über Sailers hellen Geist und richtigen Blick erstaunen.

In München sah ich den Präsidenten das letztemal. Er sagte mir bei dem Abschiede: „Ich bin ein alter Mann, der 80 Jahre zählt. Der Herr kann alle Tage kommen, mich abzurufen. Ich vertraue auf Ihn, Er werde sich meiner erbarmen, und mir meine vielen Fehler und Sünden verzeihen. Im Himmel, hoffe ich, werden wir uns wieder sehen. Der Herr sey mit Ihnen."

Noch jetzt ist mein Herz vom innigen Danke durchdrungen, für die viele Güte, die er viele Jahre hindurch für mich gehabt hat, und eben so groß ist mein Dankgefühl gegen Sailer, daß er mich mit den drei

edlen Männern Winkelhofer, Heggelin und Gnoesch bekannt gemacht hat.

---

8. Allgemeines Zutrauen zu Sailer.

Menschen aller Art, die von einer fixen Idee gepeinigt wurden, oder ganz verrückt waren, nahmen ihre Zuflucht zu Sailer, oder wurden zu ihm gewiesen. Er gewann ihr ganzes Zutrauen und wußte auf ihr Gemüth zu wirken, wie sonst Niemand in ihrer Umgebung.

Unter diesen Unglücklichen war Pfarrer Metzger von Wörnitzstein der merkwürdigste. Er war ein Mann von seltenen, ja außerordentlichen Gaben. Schon als Noviz des Ordens der Gesellschaft Jesu, trat er eines Morgens in das Museum, den Studirsaal, und rief: „Höret einmal! Heute Nacht starb Herr Rektor zu ***" Er nannte die Namen, die ich aber nicht mehr weiß. Seine Mitnovizen glaubten ihm nicht, zumal man erst kürzlich Nachricht erhalten hatte, der Rektor befinde sich gesund und wohl. Sie hielten Metzgers Nachricht für eine seiner seltsamen Einbildungen, die sie an ihm hie und da bemerkt zu haben meinten. Metzger aber sprach: „Glaubt mir, es ist so; ich sah heute Nacht seine Seele von vielen Lichtern umgeben, zum Him-

mel fahren.“ Nach etwa acht Tagen kam von dem viele Meilen weit entfernten Orte die Nachricht, der Pater Rektor, der ein sehr frommer, heiligmäßiger Mann gewesen, sey in eben dieser Nacht wirklich gestorben.

Als Metzger bereits Pfarrer war, traf er auf dem Felde einen Bauer der eben ackerte und seinem Nachbar mehrere Furchen abackerte. Es ist zu verwundern, wie Metzger, der sich mit solchen Dingen nie beschäftigte, diesen Betrug sogleich erkannte. Er sprach: „Wenn du die abgestohlenen Furchen nicht wieder zurück ackerst und die Gränze nicht wieder herstellest, so wird Gott dich nach wenigen Tagen mit jähem Tode bestrafen.“ Der Mann verlachte ihn. Nach einigen Tagen aber kam der Mann durch einen unerwarteten Unglücksfall plötzlich um das Leben.

Metzger gerieth — vielleicht auf seine seltenen Gaben eitel und eingebildet — auf die höchst seltsame Einbildung, er sey Pabst.

Das bischöfliche Ordinariat bekam Kunde davon, und wollte ihn von der Pfarrei absetzen. Allein Abgeordnete der ganzen Pfarrgemeinde erschienen vor dem Ordinariate und erklärten: Ihr Pfarrer sey in allen amtlichen Verrichtungen, besonders auf der Kanzel und am Krankenbette so vortrefflich, daß sich im ganzen Dekanate kein besserer befinde. Metzger blieb an seiner Stelle, jedoch erhielt der Dekan den Auftrag, ihn sorgfältig zu überwachen.

Eines Tages nun trat Pfarrer Metzger zu Sailer, den er noch von den Studienjahren her sehr wohl kannte, ganz unerwartet mit einem großen Packe Akten, den er selbst zusammen geschrieben hatte, in das Zimmer und sprach zu ihm: „Nun muß meine Sache ausgehen. Unser Bischof, der Churfürst von Trier, befindet sich eben jetzt hier. Wenn er mich als den heiligen Vater anerkennt, so soll er der erste seyn, den ich selbst konsekrire." Sailer sah in seiner Weisheit wohl ein, daß solche fixe Einbildungen sich nicht sogleich geradezu bestreiten lassen. Er sagte blos, den Churfürsten sogleich zu sprechen, sey unmöglich, suchte aber den Gedanken des Irrsinnigen eine andere Richtung zu geben. Er bat den Professor Zimmer, der zugleich Pfarrer in Steinheim, nicht weit von Dillingen, war, auf das Fest Mariä Himmelfahrt, das nach zwei Tagen einfiel, den Pfarrer Metzger zum Prediger einzuladen. „Ei!" rief Zimmer, nach seiner Art den Kopf schüttelnd, „darauf werde ich nie eingehen, einen Narren meine Kanzel besteigen zu lassen." Sailer versicherte ihn, der Prediger werde gewiß eine gute Predigt halten. Zimmer willigte ein; Metzger predigte von den Leiden dieser Zeit, die, wenn wir sie geduldig ertragen, uns eine ewige Seligkeit bringen. Alle Augen zerflossen in Thränen; kein Auge blieb trocken.

Am Tage darauf fand in Dillingen eine akademische Feierlichkeit, eine Art Disputation, statt, bei

der vorzüglich die Hebräische Sprache abgehandelt wurde. Viele Geistliche, besonders dieser Sprache kundige aus den Klöstern weit umher wurden eingeladen. Es war auch für eine anständige Mahlzeit gesorgt. Bei dem Tische der Professoren fanden nicht alle Platz; Viele, auch Metzger, speisten an dem Tische des Regenten in dem päbstlichen Alumnate. Alle Gäste schauten neugierig auf den Pfarrer Metzger, als auf einen Narren. Allein während der Tischgespräche zeigte Metzger so viele Einsicht, so viele Menschen- und Weltkunde, und wußte so viele, ganz dem Gespräche gemäß witzige Anekdoten vorzubringen, daß alle gestanden, Pfarrer Metzger ist gescheidter, als wir alle.

Sailer hatte ihn so weit gebracht, daß er davon abstand, vor dem Churfürsten zu erscheinen, und daß er Allem, was seine Einbildung, er sey Pabst, aufregen konnte, sehr geschickt auszuweichen wußte. Allein wenn eine solche Veranlassung zu unerwartet kam, so verfiel er doch wieder in die alte Thorheit. Als er mit den Gästen aus dem Speisesaale trat und die Alumnen, unter denen auch ich war, draußen im Hofe umherstanden, sprach der Regens zu ihm: „Sehen Sie, diese sind die päbstliche Alumnen.“ „Ach,“ rief Metzger mit erhobenen Händen, „daß sie doch einmal ihren wahren Vater erkennen möchten!“

Sailer wußte den Mann so zu beruhigen, daß er nach einem paar Tagen, ohne den Churfürsten

gesprochen zu haben, gefaßt und vergnügt abreiste. Von dieser Zeit an hörte man nicht mehr, daß er seine abenteuerliche Einbildung gegen Jemand geäußert habe; ob er sie ganz aufgegeben, weiß man nicht. Sein Pfarramt aber verwaltete er so, daß seine Gemeinde sich glücklich schätzte, ihn zum Seelsorger zu haben. Ueberall umher, auch von dem bischöflichen Ordinariate, wurde er als einer der würdigsten Pfarrer sehr geachtet.

Der Pfarrer Plättler zu Palmertshofen war ein sehr achtenswerther Geistliche. Er hatte längere Zeit einen Prozeß wegen den Zehnten der Pfarrei führen müssen, und verlor ihn. Darüber wurde er verrückt. Er verfiel von Zeit zu Zeit in einen totalen Wahnsinn, der in Heftigkeit ausbrach. Der Unglückliche gehörte der geistlichen Genossenschaft an, welche der ehrwürdige Bartholomäus Holzhauser zu Bildung und steter Erhaltung würdiger Geistlichen gegründet, und zu diesem Zwecke in mehreren Städten Seminarien errichtet hatte. Ein solches Seminar befand sich auch in Dillingen. Studirende, die sich dem geistlichen Stande widmen wollten, wurden nach vorher gegangener Prüfung aufgenommen, erhielten unentgeltliche, gute Verpflegung, besuchten die theologischen Vorlesungen der Universität, mußten sich aber verbindlich machen, wenn sie einmal eine feste Anstellung haben würden, das Institut mit Beiträgen zu unterstützen, zur Ferienzeit einen Seminaristen in

ihr Haus aufzunehmen, und zu dessen weiterer Bildung beizutragen. Aus diesem Seminar, wie aus vielen anderen der Genossenschaft, gingen sehr wichtige Männer hervor, z. B. Professor Weber, nachmals Generalvikar und Domdekan zu Augsburg. Dieser geistlichen Verbrüderung gehörte auch Plättler an.

Sobald der Regens des Bartholomäer-Seminars, wie man es nannte, von der Verwirrung des guten Mannes hörte, traf er Anstalt, daß derselbe in das Seminar gebracht wurde. Allein die Anfälle von Wahnsinn waren zu Zeiten so heftig, daß er sich zu entleiben drohte. Man mußte ihn bei Tag und bei Nacht bewachen. Weder der Regens noch andere im Seminar konnten ihn besänftigen. Sie nahmen ihre Zuflucht zu Sailer. Nur gegen diesen zeigte Plättler Ehrfurcht und das größte Zutrauen; nur dieser wußte ihn zur Ruhe zu bringen.

Eines Tages stand der unglückliche Mann plötzlich von dem Tische, an dem er gemeinschaftlich mit dem Regens und den Seminaristen speiste, auf und ging eilig hinaus. Der Koch kam erschrocken und blaß herein und rief: „Er hat das größte Küchenmesser vom Herde genommen und ist damit die Stiege hinauf gerennt. Ich fürchte, er will sich ermorden."

Der Regens und alle Seminaristen eilten ihm nach. Der Wahnsinnige hatte, sehr schlau, in einer Ecke des Hausganges eine solche Stellung genommen, daß man ihm nicht in den Rücken kommen

konnte, erhob mit grimmigen Blicken das Messer und schrie: „Den ersten, der sich mir naht, stoße ich nieder."

Man wußte sich nicht zu helfen, und schickte zu Sailer. Er kam, ging mit der ihm eigenen Freundlichkeit auf ihn zu und sprach zu ihm: „Was hat man mit Ihnen vor? Will man Ihnen etwas zu Leide thun? Ich komme, Ihnen beizustehen."

„Hier," rief der Irrsinnige, und deutete auf eine Thüre, „in diesem Zimmer da sind Spitzbuben, die wollen mich umbringen."

„Ist's nur das!" sagte Sailer lächelnd, „die will ich gleich verjagen. Geben Sie mir das Messer!" Sailer hatte den Arm des Rasenden sehr vorsichtig zu fassen gewußt, um nöthigen Falls sich sicher zu stellen.

Plättler gab ihm willig das Messer, und der schauerliche Auftritt, der ein blutiges Ende hätte nehmen können, war vorbei. Sailer blieb eine Stunde lang bei ihm und beruhigte ihn gänzlich.

Am andern Morgen kam der Wächter des bedauernswerthen Mannes, ein Studirender, der in Dingen des alltäglichen Lebens sehr gewandt, stark am Körper, aber sonst an Geisteskräften nicht sehr gesegnet war, zu Sailer, um ihm weitere Nachricht zu bringen. Ich war eben zugegen.

„Nun," fragte Sailer, „wie geht's?" „Gut, gut," sagte der Student, „heute hat er schon bessere Talente

als gestern. Gestern war er griesgramig wie ein Bär, heute aber ist er so sanft wie ein Lamm."

Wie es mit dem guten Pfarrer Plättler weiter ging, weiß ich nicht.

Zu Dillingen wurde ein Missethäter, Namens Georg Schußmann, zum Tode verurtheilt. Er war seit vier Jahren im Gefängnisse und in Untersuchung, hatte die Tortur, die damals in dem Hochstifte Augsburg noch nicht abgeschafft war, durch alle Grade ausgestanden, aber die ihm zur Last gelegten Verbrechen standhaft und immer sehr schlau und listig geläugnet. Allein da alle Zeugen, auch seine Mitschuldigen, einmüthig gegen ihn zeugten, so waren seine Verbrechen augenscheinlich und handgreiflich. Er hörte das Urtheil ruhig an und sagte, nur Eines bitte er sich noch aus: der Herr Stadtpfarrer und Stiftsprobst wolle ihn zur Richtstätte begleiten. Zu diesem hochwürdigen Herrn habe er das größte Zutrauen und dieser Herr, dessen Pfarrkind er gegenwärtig sey, könne, vermöge seiner Amtspflicht, diese Bitte unmöglich abschlagen.

Dem Herrn Probst, einem feinen adeligen Herrn, war dieser Antrag so unangenehm, als unerwartet. Der Gedanke, einem solchen blutigen Schauspiele anzuwohnen, machte ihn schaudern. Der Herr Probst schickte seine Kapläne, auch andere Geistliche der Stadt. Allein Schußmann sagte blos, er lasse Seine Hochwürden und Gnaden bitten, sich in eigener Person

hieher zu bemühen. Endlich ging er selbst hin, fand aber bald, durch seine Fürbitte hoffe der Verurtheilte Begnadigung zu finden, bestehe aber, wenn diese nicht erfolge, fest auf der zutrauensvoll gewählten Begleitung zum Blutgerüste.

Der Probst begab sich hierauf zu allen Professoren der Theologie an der Universität, und bat sie zu versuchen, ob sie den hartnäckigen Verbrecher nicht zurecht bringen könnten. Sie gingen hin. Schußmann wußte sie — immer seine Unschuld betheurend — kurz, aber sehr höflich abzufertigen. Zuletzt, nachdem alle diese Besuche vergebens gewesen, begab sich auch Sailer, der als der jüngste Universitäts-Professor seinen Collegen nicht vorgreifen wollte, in das Gefängniß. Er bezeigte dem unglücklichen Manne das innigste Mitleid, sagte ihm, an dem Urtheile sey nichts mehr zu ändern, er komme blos, ihm die Dienste der Kirche anzubieten, damit er selig von dieser Welt abscheiden möge.

Schußmann hatte in seinen Umgebungen vielleicht wenig oder nichts von Sailer gehört, am allerwenigsten aber wußte er, Sailer stehe vor ihm. Sailers Worte rührten ihn und gingen ihm tief zu Herzen. Er bat den ihm fremden geistlichen Herrn, morgen zu dieser Stunde wieder zu kommen; er wolle indessen sich zu fassen suchen, und ihm dann beichten. Es ist sehr merkwürdig, daß dieser Verbrecher, der einen großen Verstand hatte, sich aus so vielen Geist-

lichen, die ihm ihre Dienste anboten, Sailer aus-wählte und ihm sein ganzes Zutrauen schenkte.

Sailer kam, Schußmann legte ein aufrichtiges Bekenntniß seiner Sünden ab, und ersuchte Sailer, den Herrn Gerichtskommissär, den er so lange belogen habe, zu bitten, hieher zu kommen; er wolle ihm abbitten, daß er durch sein Läugnen ihm so viele Mühe gemacht habe; er wolle nun alle seine Verbrechen redlich eingestehen, und die Todesstrafe für gerecht anerkennen.

Sailer, der alles benützte, was für einen künftigen Geistlichen belehrend seyn könnte, nahm mich, am Donnerstage, Abends vor der Hinrichtung, mit zu dem Gefangenen. Der Mann war so ruhig und gefaßt, daß ich erstaunte. In dem Vertrauen auf Jesus, der ihm seine vielen und großen Sünden verzeihe und ihn zu Gnaden aufnehmen werde, fand er diese Ruhe.

Die große Glocke der Stiftskirche wurde eben jetzt geläutet, zur Erinnerung an die Angst Jesu am Oelberge. Schußmann faltete sogleich die Hände und bethete das bekannte Gebeth in altdeutschen Reimen laut und mit kräftiger Stimme und legte einen besondern Nachdruck auf die Worte: „Des Todes Angst auch mit Dir rang und dreimal Dich zu bethen zwang.“

Nachdem er gebethet und eine Weile geschwiegen hatte, sagte er lächelnd zu Sailer: „Nicht wahr, ich

bin auch einmal katholisch gewesen und bin es jetzt mehr als jemals."

Schußmanns Weib saß schmerzlich weinend bei ihm. Er sagte ihr sehr klar und bestimmt und wiederholt, wie sie von nun an ihr Hauswesen einrichten solle. „Ich muß schon so ausführlich seyn," sprach er zu Sailer, „denn ich habe gefunden, daß es fast immer eintrifft, lange Haare, kurzer Sinn."

Schußmann hatte einige wenige Kleidungsstücke und ein paar wollene Strümpfe neben sich liegen, übergab sie seinem Weibe und sagte: „Ich brauche sie nun nicht mehr." Das Weib vergoß reichlichere Thränen. Um sie zu trösten und zu erheitern sprach Schußmann: „Nimm, was mir bevorsteht, nicht so schwer! Ich achte den Schwertschlag nicht mehr, als lege man mir einen Strohhalm um den Hals."

Ein alter geistlicher Herr, der den armen Sünder zu besuchen gekommen war, hob beide Arme hoch auf, lief mit großen Schritten heftig im Zimmer auf und ab, und machte dem Schußmann bittere Vorwürfe, daß er von der über ihn verhängten hochobrigkeitlichen Strafe so verächtlich spreche. Schußmann antwortete ihm nicht, sagte aber leise zu Sailer, mit dem er bei aller Ehrfurcht, als wie mit seinem vertrautesten Freunde umging: „Da ist doch gar kein Judicium. Nicht wahr? Ich verstehe auch ein wenig Latein?"

Er sprach aber seine Gesinnung, warum er den

Tod des Leibes für nichts achte, an diesem Abende öfter deutlich aus. „Ich bin nun," sagte er, „obgleich meinem Körper der Tod bevorsteht, so gefaßt, daß ich, wenn man mir das Leben schenkte, Anstand nähme, ob ich von dieser Gnade Gebrauch machen wollte."

Schußmann hielt immer ein kleines Kreuz in der Hand, das ihm schon früher eben dieser Geistliche gebracht hatte, und Schußmann bat, es ihm zu schenken. „Gern," sagte der Herr, „aber wozu? Morgen um diese Zeit habt Ihr es ja nicht mehr nöthig." „Sie werden sogleich sehen, wozu ich es zu haben wünsche," sagte Schußmann zu ihm und dann zu Sailer: „Ich bitte Sie, nehmen Sie dieses Kruzifix nach meinem Tode mir aus der Hand und übergeben Sie es meinem Weibe."

„Du aber," sprach er zu ihr, „gib dieses Kreuz, das mit meinem Blute wird benetzt werden, unserer Tochter, als ein Andenken von ihrem unglücklichen Vater. Sag ihr aber, sie soll es nicht in die Schublade legen, sondern es etwa an die Thüre ihres Kleiderkasten anheften, damit es ihr recht oft in die Augen falle; sie soll, so oft sie es sieht, an die letzten Worte ihres Vaters denken: Fürchte Gott! Habe Gott vor Augen! Bethe gern! Halte seine heiligen Gebothe! Hüte dich auch vor den kleinsten Sünden. Wer kleine Sünden für gering achtet, fällt nach und nach in die größten Verbrechen."

Sailer begleitete ihn zur Richtstätte. Da Schußmann nicht gehen konnte, weil bei seiner Gefangennehmung ihm ein Fuß durch eine Wunde gelähmt wurde, so mußte er auf einem Karren geführt werden. Sailer setzte sich zu ihm und es war ein schmerzlicher Anblick, Sailer, dessen Herz so zartfühlend und mitleidsvoll war, neben dem zum Tode verurtheilten Uebelthäter auf dem Armensünderkarren sitzen zu sehen.

Vor dem Rathhause wurde das Todesurtheil, wie gewöhnlich, laut und öffentlich vorgelesen. Schußmann hörte aufmerksam zu. Bei einer Stelle sagte er zu Sailer: „Das ist nicht an dem genannten Orte geschehen.“ „Aber geschehen ist es doch?“ sagte Sailer. „Leider,“ antwortete Schußmann, „aber an einem andern Orte!“ — „Nun,“ sagte Sailer, „so ist der Schreibfehler von keiner Bedeutung. Ich werde aber dafür sorgen, daß er verbessert werde.“

Nachdem das Urtheil gelesen — und der Stab gebrochen war, rief Schußmann, mit seinen gebundenen Händen winkend: „Ich unterwerfe mich der verdienten Strafe, und danke meiner gnädigen Obrigkeit.“

Auf der Richtstätte bezeigte Schußmann auch seinem treuen Begleiter und Beistande seinen Dank, daß er mit der Gnade Gottes ihn so gut vorbereitet habe, dem Tode getrost entgegen zu gehen.

Ehe er sich auf den Stuhl niedersetzte, blickte er nochmal, schon nach abgenommenem Halstuche, auf

die unzählige Volksmenge, und richtete auch noch einige Worte an sie. „Gott erbarme sich über mich armen Sünder!“ rief er zuletzt mit lauter kräftiger Stimme. „Bethet Alle für mich! Ich hoffe zu Gott zu kommen und werde dann sogleich auch für Euch bethen, und Euch so mit baarer Münze bezahlen.“

Sailer hielt nun an die versammelte Volksmenge eine tief ergreifende, erschütternde Anrede. „Auf einer solchen Kanzel, wie diese da, habe ich noch nie gepredigt,“ fing er an; „mit größerer Empfindung habe ich noch nie ein Wort ausgesprochen als dieses: „Seht, was es ist, ein Mensch seyn!“

Er zeigte nun vorzüglich: Wie jeder Mensch, der was immer für einer sündhaften Neigung, nicht gleich anfangs widersteht, so schauerlich enden könne; wie Hochmuth, Wollust, Geiz, Arbeitsscheu, Spielsucht, Nichtachten der Gewissensbisse, jeden Menschen auf die Richtstätte liefern könne; und wie ein blutiger, schmählicher Tod hier auf Erden noch die geringste Strafe des Verbrechers sey, im Vergleich mit jener, die in der Ewigkeit auf ihn wartet.

Sailer stellte aber den Hingerichteten auch als ein Beispiel wahrer Buße dar; er bezeugte dessen gänzliche Sinnesänderung, aufrichtiges Bekenntniß seiner Vergehen, schmerzliche Reue, Vertrauen auf den Erlöser — und die Bereitwilligkeit, mit der er sich der Todesstrafe unterzog.

Die Zuhörer kehrten erschüttert und voll guter Vorsätze von der Richtstätte zurück.

Sailer ließ es sich nicht genügen, den Unglücklichen als treuer Diener der Kirche zum Tode zu bereiten und zur Richtstätte zu begleiten; er erstattete über Schußmanns letzte Tage einen ausführlichen, sehr rührenden Bericht an den Fürst-Bischof, und empfahl das Weib und die Tochter des Hingerichteten, die nun beide ganz verlassen und äußerst arm waren, Seiner Durchlaucht väterlichen Gnade.

---

9. Verschiedene kleine Begebenheiten.

Verschiedene kleine Begebenheiten, edle Handlungen und bemerkenswerthe Worte Sailers stelle ich hier zusammen.

In der Reichsstadt Kaufbeuren führte man Sailer zu Ehren ein Kinderschauspiel auf. Der Vorhang wurde aufgezogen. Ein Mädchen von etwa zehn Jahren, das die Hauptrolle hatte, trat auf. Alles schwieg. Da hörte man eben vom Kirchthurme die Glocke zu Erinnerung an die Menschwerdung des Sohnes Gottes läuten. Das Mädchen sagte: „Wollen wir nicht, ehe wir anfangen, den englischen Gruß bethen?“ Sie kniete nieder, bezeichnete sich mit dem

Kreuze und bethete laut das gewöhnliche Gebeth. Einige Zuschauer konnten kaum das Lachen halten. Sailer aber ward innig gerührt. Nach dem Schauspiele rief er die Kleine, die vortrefflich gespielt hatte und viel beklatscht worden, herbei und sprach zu ihr: „Liebes Kind! Du hast deine Sache gut gemacht; aber daß dir am Gebethe mehr gelegen ist, als an dem Schauspiele, das verdient das größte Lob! Das gefällt Gott und allen guten Menschen. Bleibe immer so fromm und Gott wird mit dir seyn, und du wirst glücklich werden." Sailer schenkte ihr, da ihre Aeltern arm waren, einen großen Thaler. Diese kleine Begebenheit erzählte Sailer mehrmal, und machte allemal die Bemerkung: „Bei der Erziehung ist das Beispiel der Aeltern und die Angewöhnung des Guten die Hauptsache, das Wichtigste; ohne dieses hilft alles Belehren und Zureden nichts."

Bei einer fröhlichen Mahlzeit, die Sailer zu Ehren statt fand, wurden gegen das Ende Toaste, sogenannte Gesundheiten, ausgebracht. Nachdem mehrere würdige Männer mit Namen genannt worden, rief einer der Gäste: „Alle unsere Freunde sollen leben!" Ein Anderer fügte bei: „Auch alle unsere Feinde!" Sailer sprach: „Ja, auch alle unsere Feinde!" Daß ihm dieser Wunsch von Herzen ging, bezeugten die hellen Thränen, die ihm in den Augen standen. Ueberhaupt ist es bemerkenswerth, daß Sailer nie ein Wort gegen seine Feinde sagte, sondern vielmehr uns, seinen

Schülern, abwehrte, wenn wir uns tadelnd gegen sie äußerten, und daß er sie entschuldigte und an ihnen lobte, was zu loben war.

Auf einer Reise im Herbste kam Sailer in einen Englischen Garten. Das Laub der Bäume war bereits gelb, und hie und da der Weg mit abgefallenen Blättern bestreut. Da schrieb Sailer in das Fremdenbuch seinen Namen und den Monatstag im Oktober nebst den Worten: „Sogar ein Englischer Garten hat seinen Herbst. Alles Irdische ist vergänglich, nur was über der Erde, ist unvergänglich.“

Auf einem Spaziergange kam Sailer mit mir an einer niedrigen Hütte vorüber. Eine Mutter unterhielt sich höchst fröhlich mit ihren Kindern. Sie begrüßte Sailer auf das freundlichste, und die Kinder sprangen freudig herbei, verneigten sich vor ihm und küßten ihm die Hand. Als wir vorbei waren, sprach Sailer: „O Du lieber Vater im Himmel! in welchen armen Hütten können gute Menschen fröhlich und zufrieden leben und selig sterben!“

Eine gute, fromme Mutter klagte ihm: „Ach, meine vielen Kinder machen mir viele Sorgen! Wie sie immer größer werden, so werden auch die Sorgen immer größer.“ „Ei,“ sprach Sailer lächelnd, „wenn die Kinder immer kleiner würden, so würde Ihnen das doch noch größere Sorgen machen. Thun Sie was Sie können, Ihre Kinder gut zu erziehen, und

vertrauen Sie auf Gott. Alles Uebrige, ja das Beste und Wichtigste, wird der liebe Gott thun."

Auf einer kleinen Reise kam ich durch ein Dorf und besuchte nur auf einige Augenblicke den Pfarrer, von dem ich als einem trefflichen Seelsorger gehört hatte. Die Haushälterin begrüßte mich höchst erfreut und freundlich als einen alten Bekannten. Ich kannte sie nicht. „Ei," rief sie, „mein Vater war ja der Zinngießer, in dessen Haus der Herr Geheimrath von Weber, bei dem Sie Hauslehrer gewesen, gewohnt hat, bevor er sich ein eigenes Haus kaufte. Ich war damals kaum 10 Jahre alt." Nun erinnerte ich mich. Der Vater war ein trefflicher Bürger und der beste Familienvater. Wir hatten uns damals manchmal Abends beide, er aus den Fenstern seiner oberen Stube, und ich aus den obern Fenstern des Gartenhauses heraussehend, miteinander unterhalten. Der gute Mann starb, hinterließ viele Kinder und weniges Vermögen. Sailer empfahl dieses Kind eben dem trefflichen Pfarrer, der es zu einer frommen und sittsamen, geschickten und fleißigen Jungfrau erzog. Der Nachfolger nahm sie wegen ihres Wohlverhaltens und ihrer häuslichen Eigenschaften zur Haushälterin. O wie viel Gutes hat Sailer gestiftet; dessen er nie erwähnte und das ich nur gelegenheitlich erfahren habe.

Auf einer andern Reise im Algäu kam Sailer mit mir durch einen Flecken. Er verweilte hier im Gasthofe die kurze Zeit, während die Pferde gefüttert wurden.

Da trat der Beamte des Ortes mit seiner Frau und seinen Kindern in das Zimmer und sprach zu ihm: „Ihnen habe ich das ganze Glück meines Lebens zu danken. Sie haben mich als studirenden Jüngling vor Abwegen bewahret, und zum Fleiße ermuntert. Ihrer Empfehlung zu Folge, habe ich meine gegenwärtige Stelle erhalten. Sie sehen eine glückliche Familie, deren Glück Sie gemacht haben. Meine Frau und meine Kinder kommen, Sie kennen zu lernen, und Ihnen den innigsten Dank zu bezeigen." Die Thränen standen ihm in den Augen, als er dieses sagte; auch die Frau und die Kinder weinten, und auch meine Augen blieben bei diesem rührenden Auftritt nicht trocken.

Einer meiner liebsten und werthesten Anverwandten, Joseph Streble, hielt zu Schneidheim im Riese seine Primiz und Sailer predigte. Präsident von Ruoesch war auch zugegen und ich bemerkte, daß er von einigen Stellen der Predigt sich besonders ergriffen und erhoben fühlte. Nach der Predigt klopfte ein dicker, jovialer Karmelit aus Dinkelsbühl, Sailer auf die Schulter und sagte: „Herrlein, Herrlein! Brav, brav! Hab' viel erwartet, aber viel, viel mehr gefunden." — Bei Tische stupfte der Karmelit, der neben mir saß, und sah, daß ich im Vergleich mit ihm nur wenig aß, mich mit dem Zeigefinger in die Seite und sagte: „Stophele, friß!" Sailer, dem ich dieses erzählte, fand diesen verkleinerten Namen

meiner kleinen Figur sehr angemessen und nannte mich von nun an, wenn er besonders guter Laune war, immer Stoppele. Als er meine Schwester, die mir jetzt meine Haushaltung führt und noch etwas kleiner ist, als ich, kennen lernte, nannte er sie Stoppeline. „Auf die Erfindung dieses Namens,“ sagte er lächelnd, „bilde ich mir mehr ein, als auf alle meine Schriften.“

Eines Tages ging Sailer zu Luzern an der Werkstätte eines Goldschmiedes vorbei. Der Goldschmied, mit rußigem Gesicht und aufgestülpten Hemdärmeln, sprang eilends heraus, grüßte Sailer auf das freundlichste, und wollte ihm um den Hals fallen. Sailer war über diesen Gruß höchst befremdet, und fragte ihn, wer er sey?“ „Ach,“ rief er, vor Freude fast außer sich, „kennen Sie mich denn nicht mehr? Ich bin der Junker Louis von Mayer, ihr ehemaliger Schüler.“ Da er bemerkte, daß sein Anzug Sailer sehr auffiel, sagte er: „Ich sah wohl ein, daß es bei den Weltbegebenheiten, die wir erlebt haben, mit meiner Junkerschaft in der Schweiz nichts mehr sey. Wie Sie wissen, hatte ich immer zu mechanischen Arbeiten mehr Geschick und Lust, als zum Studiren. Ich entschloß mich also Goldschmied zu werden, brachte es bei dergleichen Arbeiten, ohne sonderliche Mühe, zur Vollkommenheit, und befinde mich dabei sehr wohl, und habe mein reichliches Einkommen.“ Am folgenden Tage besuchte der adelige Goldschmied, sehr fein und gut, ja festlich gekleidet, Sailer, und lud ihn zu

einem Mittagsmahl ein. Sailer nahm die Einladung an. Unter der Hausthüre bewillkommte Junker Mayer mit seiner Familie den hochverehrten Lehrer. Mutter und Kinder waren hoch erfreut, weil der Vater ihnen so viel Schönes von Sailer erzählt hatte. Junker Mayer legte hierauf seine Gold- und Silberarbeiten ihm vor, und viele kostbare, überaus schön und kunstreich gefaßte Edelsteine. Hierauf führte Junker Mayer den geliebten Lehrer im ganzen Hause herum, das groß, wohl gebaut, schön eingerichtet und höchst reinlich war. Die Mittagstafel wurde mit auserlesenen und gut zubereiteten Speisen reichlich besetzt. Junker Mayer befand sich in seinem größten Vergnügen. „Bei meinen adeligen Vorrechten," sagte er, „die man nicht mehr gelten läßt, hätte ich Hunger und Kummer leiden müssen; mein bürgerliches Geschäft aber nährt mich und die Meinigen sehr gut." Sailer sprach: „Sie haben, zumal bei den gegenwärtigen unsichern Zeiten, die beste Wahl getroffen. Auch hier bewährt sich das alte Sprichwort: Ein Handwerk hat einen goldenen Boden." —

Während Sailer einige Tage in dem Stifte Füssen verweilte, war der edle, liebenswürdige Abt Aemilian immer darauf bedacht, ihn gut zu unterhalten und veranstaltete unter vielem Andern eine Gebirgsreise auf einen der höchsten Berge. Mein Mitalumnus Franz Xaver Bayer und ich durften auch mitreisen. Pater Basil, ein genialer Mann, der schon vor den

Franzosen einen Telegraph erfunden hatte, ging mit, und bemerkte alle Stellen, wo man das Große und Schöne des Gebirges und die Aussicht in die unermeßlich weite Ferne am Besten beobachten konnte. Er hatte deßhalb einen trefflichen Tubus mitgenommen; auch einen Barometer, an dem er von Zeit zu Zeit nachwies, wie hoch wir bereits gestiegen waren. Pater Leopold, ein vorzüglicher Botaniker, machte auf die merkwürdigsten Gebirgspflanzen aufmerksam. Da erblickten wir zwischen hohen Felsen, auf einem schönen grünen Platze eine Sennhütte, und nahe dabei ein Kreuz, das nur aus rohen Tannenstämmen zusammengefügt war. „Das ist das Zeichen unsrer Erlösung," rief Sailer erfreut und gerührt. „Laßt uns an Den denken, der für uns am Kreuze starb und im Himmel für uns lebt! Im Kreuze ist Heil, Leben und Auferstehung." Er kniete nieder und bethete stille; und alle, auch die Lastträger, die Gepäck und Lebensmittel trugen, knieten nieder und betheten andächtig.

Sailer bethete auf Reisen gewöhnlich von Zeit zu Zeit stillschweigend im Reisewagen. Einst fuhr er mit mir durch eine schöne, vom Abendgolde der Sonne beleuchtete Gegend hin, bis die Sterne am Himmel funkelten. Ich saß neben ihm und bemerkte, daß er öfter zum Himmel aufblicke und leise bethe, wie denn sein ganzes Leben ein steter Umgang mit Gott war, und die Quelle seines Gleichmuthes —

auch bei den größten Widerwärtigkeiten. Ehe wir ausstiegen, sprach er zu mir: „So führt unser Lebensweg uns zwischen Himmel und Erde hindurch; laß uns trachten, daß dieser unser Gang uns Ehre mache vor Himmel und Erde."

---

10. Sailers ausgezeichnete Rednergaben.

Nicht nur als Professor leistete Sailer Großes, auch als Prediger bewährte er ganz außerordentliche Gaben. Hievon vorerst ein merkwürdiges Beispiel.

Der Schlußabend des Jahres wurde in der Universitätskirche zu Dillingen jedesmal mit einer Predigt und dem Lobgesange „Herr Gott, Dich loben wir!" gefeiert. Unzählig viele Zuhörer — der Adel, die Regierungsräthe, Offiziere, sämmtliche Professoren und Studirende aller Fakultäten pflegten sich bei dieser Feierlichkeit einzufinden.

Die geistlichen Professoren wohnten damals in Einem Hause, dem Kollegium, und speisten zusammen an Einem Tische. Am letzten Tage des Jahrs 1786, gegen Ende der Mittagsmahlzeit, sprach einer der Professoren: „Diesesmal ist es ein Geheimniß geblieben, wer heute Abends predigen werde. Ich wette, der Herr geheime Rath und Prokanzler hält diese Predigt selbst."

„Mein Gott,“ rief dieser, „ich habe vergessen, einen Prediger einzuladen. Was ist zu machen?“ Alle am Tische sagten: „Da ist schwer zu helfen. Es ist bereits Ein Uhr, und um vier Uhr muß die Predigt anfangen. Keiner wird es wagen, vor einem so gebildeten und gelehrten Auditorium, ohne erforderliche Vorbereitung zu predigen.“

Sailer erbot sich, er wolle, wenn der Herr Prokanzler es wünsche, die Predigt übernehmen. Dieser rief erfreut: „Sie reißen mich aus einer großen Verlegenheit; ich werde Ihnen für Ihre Güte unendlich verbunden seyn.“

Sailer eilte auf sein Zimmer, und stand Abends vier Uhr auf der Kanzel — und seine Predigt war eine der gelungensten, die er je zu Dillingen gehalten hat. Sie machte einen großen, ja unglaublich tiefen Eindruck. Alle, die am folgenden Morgen ihm zum neuen Jahre Glück wünschten, baten ihn dringend, die Predigt drucken zu lassen.

Es ist nun wohl nichts Außerordentliches, daß ein Mann von großen Gaben, der ganz in den Wahrheiten der christlichen Religion lebt und schwebt, nöthigen Falls unvorbereitet predigen und seinen Zuhörern eindringlich an das Herz reden könne. Allein das ist wohl außerordentlich zu nennen, daß Sailer die ganze Predigt, mehr als einen Druckbogen in groß Oktav und mit kleinen Lettern, in der kurzen Zeit von drei Stunden, von Anfang bis zum Ende

schreiben konnte. Ja, was noch mehr ist, und von seinem seltenen, bewunderswürdigen Gedächtnisse zeigt, er hat die ganze Predigt genau so, wie er sie auf das Papier geworfen, gehalten. Kein Wort, keine Partikel blieb ihm aus. Davon habe ich mich, der ich die Predigt aufmerksam angehört, vollkommen überzeugt. Als ich am Morgen darauf zu ihm kam, gab er mir sein Manuskript, um es für die Druckpresse abzuschreiben. Die Predigt wurde, ohne daß er ein Wort daran änderte, gedruckt, und eben so unverändert hat er sie in den ersten Band seiner Predigten bei verschiedenen Anläßen aufgenommen.

Als man vernommen, unter welchen Umständen Sailer die Predigt verfaßt hatte, lobte und bewunderte man sie noch mehr.

Nur ein Professor der lateinischen Schulen, der Alles tadelte und immer zankte, und deßhalb von den Studenten der Zänker, oder noch verächtlicher „das Zänkerlein“ genannt wurde, sagte den kleinen Studenten seiner Klasse, Sailers Predigt habe zwei große Gebrechen.

Erstens habe Sailer anstatt seine Predigt dem Herkommen gemäß, in zwei oder drei Theile abzufassen, allem Gebrauche zuwider, sieben Theile daraus gemacht. Sailer hatte nemlich ganz einfach gesagt: „Der Schlußabend des Jahres erinnert uns 1. an die unzähligen Wohlthaten Gottes; 2. an so manche überstandene Leiden; 3. an all das Gute und Böse,

das wir dieses Jahr gethan; 4. an die Vergänglichkeit aller irdischen Dinge auf Erden; 5. an den Werth der Zeit; 6. an die Unvergänglichkeit und Unsterblichkeit des menschlichen Geistes; 7. an die Unveränderlichkeit Gottes. Diese sieben Punkte wußte Sailer herrlich auszuführen, und es ist zu loben, daß er nach Erforderniß des Inhalts mit der Form zu wechseln wußte.

„Zweitens," sagte der Tadler, „sey in dieser Predigt eine Stelle vorgekommen, die am unrechten Orte stehe, und deßwegen durchaus tadelnswerth und verwerflich sey." Ich muß diese getadelte Stelle, da sie ein Beispiel von Sailers geist- und gehaltreichem Vortrage ist, doch hieher setzen; sie lautet so:

„Es starb in diesem Jahre der berühmteste König — der Tod schonte seiner so wenig, als des ungekannten Bettlers. Als die letzte Minute seines Lebens abgelaufen war — er ist nicht mehr! — und alle seine herrlichen Siege, und alle seine gepriesenen Anstalten zum Besten seines Volkes, und alle seine großen Talente, und alle seine Fürstenthümer, und alle seine streitbaren Männer, und alle seine Verehrer in und außer Europa, und seine grauen, ehrwürdigen Haare — und Kron' und Scepter, und alle Künste und Wissenschaften — und alle Akademien und gelehrte Gesellschaften, nichts, nichts konnte den Augenblick des Todes, den der Herr des Lebens festgestellt hatte, weiter hinausrücken. Die Sense des Todes

Werk — Er ist nicht mehr! so groß er war. Der Tod legt ihn ohne Gepräng nieder in den Sarg. Er war Mensch, und was Mensch ist, muß sterben. So groß er war, er stand unter einem größeren Herrn, der alle seine Thaten, Anstalten, Unternehmungen, Gedanken auf die Wage legt, und das entscheidende, ewig geltende Urtheil ausspricht, ohne Rücksicht auf das, was Menschen von ihm denken. — Ach, laßt uns am Grabe des großen Königs eine Thräne weinen, und mit gesenktem Blicke das Wort aussprechen: Alles auf Erde ist vergänglich — das Größte wie das Kleinste!"

Und diese Stelle tadelte der feindselige Mann, der beinahe in allen Predigten seinen Zuhörern mit dem Teufel drohte, der sie einmal holen werde. Er trug seinen Tadel nicht nur seinen Knaben vor, sondern suchte ihn auch bei Studirenden der Theologie, ja bei Männern geltend zu machen, indem er behauptete, es sey nicht erlaubt, ja ein Vergehen, einen nicht katholischen König auf einer katholischen Kanzel zu nennen und zu loben.

Sailer fand es nicht für ungeeignet, am Ende einer Vorlesung einige Worte über diesen zweifachen Tadel vorzubringen.

„Es kommt," sagte er, „in Hinsicht der sieben Punkte dieser Predigt nicht darauf an, ob man einen Apfel in zwei, vier, sechs oder mehrere Theile zer-

schreibe, sondern nur darauf, ob er reif sey, gesund und schmackhaft.

„Und da es ein katholischer Prediger nicht unschicklich finde, auf der Kanzel den Teufel so oft zu nennen, so könne eben dieser Prediger es wohl nicht im Ernste tadeln, daß der Tod des berühmtesten Königs des Jahrhunderts, als ein Beweis der Hinfälligkeit aller irdischen Größe, auf der Kanzel in Erinnerung gebracht werde.“

Aus obiger Predigtkritik ersieht man auch, welche Gegner schon damals gegen Sailer auftraten, und aus welchen Gründen sie seine Lehrart und Rechtgläubigkeit zu verdächtigen suchten.

---

11. Wirkungskreis Sailers als Prediger.

Sailers große Rednergabe verschaffte ihm, ohne daß er es suchte, in Dillingen und in dem ganzen Bisthume Augsburg einen großen Wirkungskreis.

In der akademischen Kirche predigte Sailer, besonders dazu eingeladen, sehr oft, und da sind seine Predigten am Tage des neuen Jahres, zur heiligen Fastenzeit, von der würdigen Vorbereitung auf die österliche Kommunion und die Feier des Osterfestes, die merkwürdigsten.

Zufolge des alten Gebrauches, Fastenexempel,

d. h. Geschichtspredigten zu halten, versetzte er seine Zuhörer in die ältesten Zeiten der Kirchengeschichte. Einmal trug er die Geschichte des heiligen Polikarpus vor, die er aus dem Sendschreiben der Kirche zu Smyrna nahm, von dem Skaliger sagt: „In dem ganzen kirchlichen Alterthum ist mir nichts bekannt, das mein Herz mehr rührt, als dieses Sendschreiben; so oft ich es lese, ist mir, als werde ich aus mir fortgerissen. Ich glaube nicht, daß es ein guter Christ zu oft lesen kann."

Ein andermal wählte er die rührende Geschichte des Jünglings, den der heilige, liebevolle Evangelist Johannes, wie Clemens von Alexandria erzählt, aus dem Abgrunde des Bösen errettet hat. Diese zwei Predigten machten einen besonders tiefen Eindruck. So wußte Sailer Alles zu benützen, was der christlichen Wahrheit in die Herzen seiner Zuhörer Eingang verschaffen konnte.

In der Stiftskirche zu Dillingen, die zugleich die Pfarrkirche der Stadt ist, predigte Sailer, durch eine besondere Fügung der göttlichen Versehung an den Advents-Sonntagen, und an den Festen der Geburt und Erscheinung des Herrn. Der Stiftsprediger erkrankte und ließ Sailer ersuchen, seine Stelle zu vertreten. Wir Alumnen und wohl alle Studirende fanden sich dabei ein. Alle diese Predigten gingen tief zu Herzen. Die Predigt auf das Geburtsfest Jesu machte den allertiefsten Eindruck.

Viele Zuhörer, die an diesem Tage einander begegneten, begrüßten sich mit den Worten: „Die Menschenfreundlichkeit, die Gnade Gottes ist in Jesus Christus allen Menschen erschienen."

Eine Reihe von Predigten hielt Sailer zu Fristingen, einem Dorfe nächst Dillingen, das bei der großen Wasserfluth in Deutschland 1784 gänzlich überschwemmt worden. Nur durch die angestrengtesten Bemühungen freundlicher Nachbarn konnte das Leben der Einwohner gerettet werden. Der wahrhaft hochehrwürdige Pfarrer Engelbert Scherer hat zum Andenken der überstandenen Noth im Jahre darauf ein Dankfest angeordnet und Sailer zum Prediger eingeladen. Die Predigt ergriff alle Herzen und unzählige Thränen wurden vergossen. Der innigst gerührte Pfarrer, der sich schon vorgenommen hatte, dieses Dankfest jährlich zu erneuern, bat Sailer allemal dabei zu predigen, was dieser auch mit Freuden versprach.

Es ist zu bewundern, wie Sailer den alten Inhalt immer so neu zu behandeln wußte, daß seine Zuhörer immer neu zur Dankbarkeit, zum Vertrauen auf Gott, und zu guten Vorsätzen erweckt wurden.

Um jedoch seine Zuhörer nicht zu ermüden, wenn er immer nur von dem Schaden reden wollte, den ihnen das Wasser verursacht hat, der ihnen aber zum Segen gereichte, so zeigte Sailer auch: Welche große Wohlthat Gottes für alle Menschen das Wasser

sey — in den Flüssen, Bächen und Quellen, in den Brunnen, im Thau und Regen, und in dem Schnee, diesem weißen Winterkleid der Erde. Er zeigte, das Wasser sey ein Lehrbild für alle Christen — in der allgemeinen Sündfluth ein Denkmal der Heiligkeit und strafenden Gerechtigkeit Gottes; in dem Regenbogen ein Denkmal der Güte und Freundlichkeit Gottes; im Regen der allgemeinen Liebe und Erbarmung Gottes gegen alle Menschen, Gerechte und Ungerechte; in jedem Trunk Wasser, dem Durstigen aus Liebe gereicht, eine Erinnerung an den Lohn der Barmherzigkeit; im Taufwasser ein Zeichen der Reinigung von Sünden durch den heiligen Geist.

Die guten, ehrlichen Schwaben, denen der Prediger sehr lieb und werth geworden, nannten ihn, nach ihrer Art, das „Wasserherrlein."

Diese Dankpredigten hielt Sailer, so lange Engelbert Scherer lebte, alle Jahre. Als Sailer nach dem Tode, des von seiner Gemeinde innigstgeliebten und verehrten Pfarrers, wieder auf der Kanzel erschien, redete er tief gerührt von dem seligen Stifter dieses Dankfestes.

Er stellte die Verdienste des Seligen um diese Gemeinde — wie liebevoll er gegen sie gesinnt, wie eifrig er für das Heil ihrer Seelen besorgt, was er ihnen auf der Kanzel, im Beichtstuhle und am Krankenbette gewesen — mit großer Klarheit und der lebhaftesten Rührung dar, und berief sich dabei

immer auf die Worte der heiligen Schrift, die seiner Rede das größte, ja ein göttliches Ansehen verliehen.

Dieser Theil der Predigt ist eine Pastoral im Kleinen, ein Spiegel für alle Seelsorger, in dem sie sehen können, wie sie beschaffen seyn sollen.

Er erinnerte die Zuhörer dann, an die Lehren, Ermahnungen, Bitten, die der Selige beständig der ganzen Gemeinde wiederholt hat — Vertrauen auf Gott und Jesus Christus, Gottesfurcht, Gottesliebe und Gottseligkeit, Eintracht, Friede und Liebe; und dann noch insbesondere den Hausvätern und Hausmüttern — Aufsicht über Kinder und Hausgenossen; den Jünglingen und Jungfrauen, Unschuld, Ehrbarkeit, Eingezogenheit, Sittsamkeit, Keuschheit; den Kindern Gehorsam und Gottesfurcht.

Dieser Theil der Predigt ist eine Haustafel für alle christliche Haushaltungen; wenn diese Vorschriften überall befolgt würden, dann würde überall Frömmigkeit, Tugend, Ruhe, Zufriedenheit und Glückseligkeit zu Hause seyn.

Alles, was in dieser Predigt zur Lehre für Geistliche und das Volk, und zur Ehre des Seligen gesagt ist, ehrt eben so sehr den Prediger, der mit diesem weisen, frommen, ächtkatholischen Priester nur ein Sinn und Herz gewesen.

Sailer ließ diese Predigt, um sie in der Gemeinde zu vertheilen, drucken und gab ihr den Titel: „Ver-

mächtniß des seligen Pfarrers Engelbert Scherer an seine liebe Pfarrgemeinde."

Die Abteien, die ehemaligen Reichsstifte Neresheim, Kaisersheim, Wettenhausen und Ursberg, haben durch Abgeordnete Sailer zum Prediger an den Hauptfesten ihrer Orden eingeladen. Sailer ließ die Ordensstifter, diese heiligen Männer selbst reden, weil ihre eigenen Worte, die ihnen aus dem Herzen flossen, am Besten in ihr Herz blicken ließen. Er sammelte aus den Ordensregeln Benedikts, aus den Briefen Bernhards, aus den Bekenntnissen Augustins, aus den Denksprüchen Norberts, großen Theils sehr lange, treffende Stellen, übersetzte sie in unsere Sprache, stellte sie zusammen und trug sie seinen Zuhörern vor. Auf diese vortreffliche Art zu predigen vermochte aber, bei seinem bewunderswerthen Gedächtnisse, nur Sailer.

Diese Predigten wurden gedruckt, und insbesondere von den Studirenden der Theologie zu Dillingen, mit Interesse und inniger Theilnahme gelesen. Sie überzeugten sich, daß die Ordensstifter Benediktus, Bernhardus, Augustinus, Norbertus wirklich große, apostolische Männer waren. Dieser Theil der Kirchengeschichte, die Lebensgeschichte einzelner Heiligen, wurde ihnen besonders wichtig und anziehend.

Die Predigt am Feste des heiligen Kreuzes, die Sailer in der Abtei zu Donauwörth gehalten, und die Alles umfaßt, was in Einer Rede über den

Lob Jesu gesagt werden kann, wurde, wie sie es verdient, von den Studirenden studirt.

Auch der ehr- und liebenswürdige Abt des Reichsstiftes Füssen, Aemilian, bat Sailer am Feste des heiligen Magnus, des Apostels im Algäu, zu predigen. Der edle Abt, der Sailer bereits persönlich kannte, begrüßte ihn mit Ehrfurcht und Liebe, war mehrere Tage beständig um ihn, und hatte zu ihm ein unbegränztes Vertrauen. Im ganzen Kloster, in dem sich sehr würdige Männer befanden, war Freude; alle schätzten sich glücklich, Sailer kennen zu lernen und ihn in ihrer Mitte zu haben.

Vor vielen christlichen Gemeinden hat Sailer, von den Seelsorgern eingeladen, und auf die Bitte seiner Schüler bei deren Primizfeierlichkeiten gepredigt. Fürstliche, gräfliche, freiherrliche Familien baten, im Einverständnisse mit den Pfarrern, Sailer, an ihren Wohnsitzen zu Oettingen im Ries, zu Glött bei Dillingen, zu Jettingen und Rißbissen, zu Knöringen u. s. w. zu predigen. Sie wollten auch ihren Unterthanen die Freude und den Segen verschaffen, Sailer zu hören, und sind in der Predigt, zu großer Erbauung des Volkes, allemal selbst erschienen.

So kam es denn, daß Sailer im ganzen Bisthume von Füssen am Hochgebirge bis zu Dinkelsbühl an den Gränzen von Franken, vom Leche bis an die Iller, und noch weiterhin gepredigt hat.

Einen historischen Werth haben Sailers Todtenreden. Sie enthalten das Merkwürdigste aus dem Leben ausgezeichneter Verstorbenen, wie denn edle, große Charaktere das Herzerhebendste aus der Weltgeschichte sind, so wie edle Gesinnungen und Handlungen der Abgeschiedenen das schönste Vermächtniß für die Zurückgelassenen, ja für alle Menschen. Hören wir solche!

12. Aus der Rede bei dem Hintritte der durchlauchtigen Fürstin Theresia von Oettingen.

Die Fürstin von Oettingen und Spielberg, Maria Theresia Walburgis, geboren 1735, gestorben 1789, war eine Frau von hohen Geistesgaben, durchdringendem Verstande, und dem besten, wohlwollendsten Herzen. Nach dem Tode ihres Gemahls, des Fürsten Anton Ernst, wurde sie, bis zur Volljährigkeit des Erbprinzen Aloys, Obervormünderin und Regentin der Oettingischen Lande.

Unter ihrer Regierung kam das Fürstenthum Oettingen in immer blühenderen Wohlstand. Alles, was die Regierung des Landes betraf, durchlas sie selbst, und forderte so lange Information, bis sie in das Geschäft ganz eingedrungen war. Unter vielem Andern gab sie dem sämmtlichen Waisen- und Vormundschaftswesen und den Kirchenpflegen- und Heiligen-

Rechnungen eine bessere Einrichtung. Sie veranstaltete, daß in der Stadt Oettingen eine Normalschule, die den übrigen Schulen des Landes zum Muster diente, errichtet wurde, und bestritt, bis ein Fond zusammen kam, beinahe alle erforderliche Kosten aus ihrer Kabinetskasse. Sie beendigte einen wichtigen Prozeß, der zwischen den zwei Fürstenthümern Oettingen und Wallerstein beinahe ein halbes Jahrhundert gewährt hatte, zur Zufriedenheit beider Theile, durch einen glücklichen Vertrag.

Nicht nur ihre hohe Würde als Fürstin, sondern auch ihre überwiegende Geisteskraft, gebot Jedem, der sie sah, Ehrfurcht; dabei war sie ohne allen Stolz, ja die lautere Leutseligkeit. Jedem, auch dem geringsten ihrer Unterthanen, der in einer Angelegenheit sie sprechen wollte, stand der Zutritt zu ihr offen. Sie war die größte Wohlthäterin der Armen. Sie war die vortrefflichste Erzieherin ihrer Kinder; alle waren von Ehrfurcht, Liebe und Dankbarkeit gegen sie durchdrungen. Alle gehorchten ihren Winken, allen war sie das Beste und Liebste, das sie in dieser Welt hatten.

Die Seele aller ihrer weisen, unermüdeten Thätigkeit, zum Wohle ihres Landes und ihres Hauses war — unsere heilige Religion.

Diese wahrhaft durchlauchtige Fürstin hatte eine eigene Gabe, die Menschen zu prüfen, ja gleichsam zu durchschauen. Als sie Sailer das erste Mal sah,

faßte sie sogleich das vollkommenste Zutrauen zu ihm, und wählte ihn zu ihrem Gewissensfreunde.

Ihr voriger Gewissensfreund war ein erleuchteter Mann, der Beichtvater des kleinen Frauenklosters zu Kaufbeuren und der Oberin desselben, der ehrwürdigen Maria Creszentia. Die Fürstin und ihr Gemahl besaßen damals blos die Grafschaft Schwendi. Beide machten von dort aus alle Jahre eine Reise nach Kaufbeuren, beichteten diesem Manne, und zogen ihn in verschiedenen Angelegenheiten zu Rath.

Die Fürstin erzählte ihren Kindern und Freunden in den heitersten Augenblicken ihres Lebens öfter dankbar von ihm. Einige Umstände aus diesen Erzählungen sind in der Predigt blos angedeutet, nicht näher bezeichnet; sie folgen aber hier ausführlicher.

Nachdem Beide in der kleinen Klosterkirche ihre Andacht entrichtet hatten, begaben sich Beide allemal auf sein Zimmer, nahmen da ein kleines Frühstück, und unterredeten sich mit ihm über ihre wichtigsten Angelegenheiten. Er wies ihnen die Spuren der göttlichen Vorsehung in ihrem Leben nach, und gab ihnen Fingerzeige, wie sie die göttliche Vorsehung auch in ihrem künftigen Leben erkennen sollen.

Er hatte eine Art prophetischer Blicke in die Zukunft. Eines Tages kamen Beide wieder aus der Kirche auf sein Zimmer, da sprach er: „Heute können wir nicht länger mit einander reden. Eilen Sie nach Haus, und halten Sie sich unterwegs nicht auf.“

Weiter sagte er nichts. Beide waren betroffen, indeß gehorchten sie. Als der Fürst, damals noch Graf, sein Kabinet eröffnete, dessen Schlüssel er bei sich hatte, schlug ihm dicker Rauch entgegen. Ein Balken in der Mauer war angeglommen, ja ganz glühend, und flammte jetzt hell auf. Wenn man den beginnenden Brand nicht noch zu rechter Zeit entdeckt und gelöscht hätte, so wären nicht nur das Kabinet und viele wichtige Dokumente verbrannt, sondern vielleicht das ganze Schloß zu Schwendi in die Asche gelegt worden.

Als der Fürst und die Fürstin, damals noch Graf und Gräfin von Schwendi, den frommen Mann das letztemal besuchten, sprach er zu beiden: „Gott sey mit Ihnen. Leben Sie wohl!“ Zu der Fürstin aber sprach er noch weiter. „Im künftigen Jahre sehe ich Sie wieder.“ Der Fürstin war es besonders aufgefallen, daß er diese Worte nur an sie und nicht auch, wie sonst, an den Fürsten gerichtet hatte. Noch in demselben Jahre erkrankte der Fürst und starb — ganz und gar nicht, als hätte er sich diesen Wink zu sehr zu Herzen genommen, sondern aus einer ganz natürlichen Ursache seiner Constitution.

Mich dünkt es immer sehr merkwürdig, daß die Fürstin einzig Sailer für fähig hielt, die Stelle ihres bisherigen Beichtvaters zu ersetzen.

Die Fürstin erkrankte einige Jahre darauf. Die Krankheit war sehr heftig und währte über ein Jahr.

Die Kranke ließ Sailer rufen, beichtete ihm und empfing dann die heilige Kommunion. In dem letzten Vierteljahre beichtete sie ihm alle vierzehn Tage, und er reiste deshalb allemal von Dillingen nach Oettingen. In den letzten Tagen ihrer Krankheit verließ er sie nicht mehr. Das Zutrauen der Fürstin hatte ihn zu einem Angehörigen des Hauses und gleichsam zu einem Mitgliede der fürstlichen Familie gemacht. Er blieb bei ihr bis zum letzten Hauche ihres Lebens. Er hielt ihr auch in der Stadtpfarrkirche zu Oettingen die Trauerrede.

Diese Rede versetzt uns ganz an dieses fürstliche Kranken- und Sterbebett. Die Fürstin war bei ihrem langwährenden, unsäglichen Leiden ein Vorbild der Geduld, des Vertrauens zu Gott, der Ergebung in den göttlichen Willen. Sie ließ sich von den heftigsten Schmerzen nicht hindern, noch alle ihre Pflichten zu erfüllen. Sie diktirte mit Ueberlegung und vollkommener Geistesgegenwart ihr Testament und bat, da ihre rechte Hand gelähmt war, ihren Sohn, den Fürsten Aloys, in ihrem Namen es zu unterzeichnen. Sie sagte allen ihren gegenwärtigen Kindern denkwürdige Worte. Auch an die abwesenden richtete sie solche Worte, und bat Sailer, sie aufzuzeichnen. Sie empfahl dürftige Personen, die sie bisher unterstützt hatte, der Wohlthätigkeit des Fürsten Aloys. Sie gedachte aller ihrer Beamten und Unterthanen; sie dankte ihnen für ihre Anhänglichkeit und Treue; sie

ließ, wenn sie wider Wissen und Willen, je einem wehe gethan haben sollte, ihn um Verzeihung bitten, und trug der Prinzessin Johanna auf, dieses zu thun. Aus Auftrag der Prinzessin Johanna hat Sailer in der Trauerrede es gethan.

Die Prinzessin Johanna und Crescentia waren beide unausgesetzt, bei Tag und Nacht, gleich dienstbaren Engeln, an dem Krankenbette beschäftigt. Die Fürstin ordnete aber an, daß sie zu bestimmten Stunden der Nacht mit dem Wachen abwechseln sollen, um sich nicht zu sehr zu ermüden. Sie bat auch Sailer, sich Ruhe zu gönnen, bis sie nöthig finde, ihn rufen zu lassen.

Woher, bei dem langen Schweben zwischen Leben und Tod, ja, in der Erwartung des gewissen nahen Todes, aber noch ungewissen letzten Augenblickes, diese Geistesgegenwart, dieser Muth, diese Ruhe, diese unerschütterliche Standhaftigkeit gekommen, zeigt Sailer in seiner ausführlichen, gehaltreichen Rede sehr kräftig und nachdrucksvoll. Der Grund, woher diese Geistesstärke rührte, war einzig die Religion, das Vertrauen auf Gott, das Festhalten an Ihm.

Auf diese großartige, tiefdurchdachte und aus der Fülle des Herzens strömende Rede weiter einzugehen, würde zu weit führen. Sie muß gelesen — und wieder gelesen werden.

Viele denkwürdige Worte der kranken und sterbenden Fürstin, die sie zu verschiedenen Zeiten vor-

gebracht hat, nahm Sailer in die Trauerrede auf. Sie lassen tief in ihr — und in Sailers Herz blicken. Sie verdienen auch hier als Perlen aufbewahrt zu werden. Wer diese Worte lieset, wird sie nicht ohne Rührung und Erbauung lesen — und in ähnlichen Leiden Trost darin finden.

„Mein ganzes Leben sprach sie, war bisher ein Original göttlicher Leitung; mein noch übriges Leben wird wohl dem vorigen gleichen, auch ein Original der Vorsehung seyn.“

„Gott ist sich nicht ungleich in seinen Werken — und alle tragen das Siegel der Barmherzigkeit.“

„Gott, der mich bisher führte, wird mich weiter führen. Er, der bisher geholfen hat, kann und will und wird weiter helfen.“

„Was Gott aufläbt, das kann ich tragen; denn Er kennt meine Schultern, und die Größe der Last, die Er darauf legt.“

„O wie groß muß die ewige Freude seyn, da ich so viel leiden muß, um ihrer fähig und würdig zu werden!“

„Ich glaube fest, daß ich nach diesem Leben geraden Weges zu Gott komme; denn mein Krankenlager ist mein Fegfeuer, und reinigt mich von allen Sünden.“

„O meine lieben Kinder, wenn ich zu Gott komme — und bald bin ich, hoffe ich, bei Ihm! — dann werde ich für euch alle bethen, daß ihr alle

gut bleibet — und daß euch eure zärtliche Liebe gegen eure Mutter mit Segen ohne Ende vergolten werde."

„O wie ist Gott gegen mich so gütig! Er erleichtert mir wunderbar meine Leiden und versüßet mir mein Sterben."

„Der mich von Mutterleibe, da ich nichts um mich wußte, an das Tageslicht brachte, der wird mich auch durch den Tod zum ewigen Leben geboren werden lassen."

„Jesus litt, bis Er sein Haupt neigte und starb, und ich will auch leiden, bis ich's überstanden habe."

Nach der heiligen Kommunion, bei der sie von Andacht glühte, sagte sie nicht selten die unvergeßlichen Worte:

„Nun habe ich wahren Trost; nun will ich leiden, so lange es Gott gefällt, daß ich leiden soll; nun ist es mir ganz gleich, gleich lieb, zu genesen oder noch länger zu leiden, zu leben oder zu sterben, wie es der Herr meines Lebens beschlossen hat. — O Gott, wie groß ist die Zahl der Wohlthaten, die Du mir in dieser Krankheit zufließen lässest! Gerne leide ich, denn Du weißt um mich, und jedes Leiden ist deine Gabe, im Grunde eine Wohlthat von Dir!"

In der Nacht ihres Todes zeigte sie das Bild

des Gekreuzigten, was sie in der Hand hielt, den Prinzessin Johanna und sprach: „Dies Kreuz in der Hand haltend, starb dein Vater, mit diesem Kreuze in der Hand sterbe jetzt auch ich, und auch du sollst damit sterben. Das Kreuz sey dein; deine Schwester Creszentia und der Professor sind Zeugen."

Einige Augenblicke vor ihrem Hinscheiden küßte sie das Bild und sagte: „Nicht mehr lange werde ich bei dem Bilde verweilen! Bald, bald werde ich Ihn selbst sehen, Den ich liebte, ohne Ihn gesehen zu haben, und Der mich liebte, ohne daß ich's verdienen konnte." — Und so verschied sie! —

Diese Geistesstärke in solchen Leiden, bis in den Tod, machte auf Alle, die zugegen waren — den Prinzen Aloys und den Prinzen Friedrich, die zwei Prinzessinnen und auf Sailer einen außerordentlichen Eindruck. „Nein, nein!" sind die Worte Sailers in der Trauerrede, wir dachten oft und sagten es auch hie und da zu einander: „Nein, eine bloße Maschine kann der Maschine nicht so gebieten. Unsere Seele muß ein Geist, ein höheres Wesen als die Materie seyn. Wie könnte sie sonst die Materie beherrschen? Es ist etwas in uns, das nicht aus dem Staube unserer Erde gebaut ist. Es ist etwas Ueberirdisches in uns, was sich über die Erde erheben kann. Es ist ein Gott ähnliches Wesen in uns, das an Gott glauben, auf Ihn trauen, Ihn lieben kann. Es ist ein unsterbliches Wesen in uns, das die Trümmer

des Körpers überlebt, und nicht mit dem letzten Pulsschlag dahin ist."

---

18. Aus der Trauerrede auf den Hintritt der unvergeßlichen Gräfin Luise von Fugger-Glött.

Maria Luise Adelheid Fugger-Glött, geborne Gräfin Truchseß Wolfegg-Wolfegg, geb. 11. Oktober 1765, gest. 2. September 1799, ausgezeichnet an Gaben Leibes und der Seele, allverehrt und allgeliebt, von einem solchen Adel der Gesinnungen, daß sie wohl wenige ihres Gleichen hatte, starb in den besten und schönsten Jahren ihres Lebens. Der tiefe Schmerz ihres Gemahls und ihrer Kinder war unaussprechlich. Der Redner, der als der erste Freund des Hauses diesen Schmerz theilte, stellte sie als ein Vorbild der Liebe gegen Gott und Menschen dar. Ich kann mir und dem Leser es nicht versagen, einige Stellen anzuführen, weil sie, wie alle Augenzeugen, auch ich, bezeugen müssen, die lautere Wahrheit sind:

„Wenn ich ihr Leben genau ansehe," sagte der Redner, „so sehe ich überall Liebe, Wohlthätigkeit hervorglänzen. Wohlthun war ihr Element. Ihr freundlicher Blick, ihre milde Geberde, der sanfte Ton ihrer Rede, das Theilnehmende, das sich in ihrem ganzen Wesen ausdrückte, machte die Leidenden treu-

herzig, daß sie alle ihre Bedrängnisse frei und ohne Rückhalt darlegten. — Trostlos ging von ihr kein Trostbedürftiger. Sie hat den Namen verdient, den die Schmeichelei so oft am unrechten Orte verschwendet; sie war, was sie hieß, eine Mutter der Armen.

„Hier zahlte ihre freigebige Hand das Schulgeld für dürftige Kinder, dort das Lehrgeld für Knaben und Jünglinge, die, nach ihrer Ermunterung und Veranstaltung, ein nützliches Handwerk lernten.

„Den innigsten Antheil nahm sie, als Mutter, an den Zuständen der Schwangern und Gebährenden, mit denen sie ihr edles Herz auf eine eigene Art verschwisterte. Sie zog nicht nur fleißig Kunde ein, wie es ihnen gehe, sondern besuchte sie selbst, kam ihnen mit Rath und Hülfe zuvor, schickte ihnen aus ihrem Hause bessere Speisen, und ließ den neuen Ankömmlingen auf unserer Erde eine Pflege angedeihen, die ihnen ihre eigenen Mütter nicht verschaffen konnten. Wie mütterlich konnte sie fremde Kinder anblicken, und ihnen so freundlich seyn, als wenn es ihre eigenen Kinder wären!

„Die dürftigen Kranken fanden an ihr eine zweite Elisabeth, die ihnen Arzneien aus der Apotheke, Nahrungsmittel von ihrem Tische, Bettzeuge aus ihren Behältnissen, Geld aus ihrer Armenkasse — denn das war fast ihr ganzes Einkommen! — Trostgründe aus der Religion ihres Herzens zuschickte. Und diese Wohlthat schränkte sie nicht blos auf die Diener ihres

Hauses, nicht blos auf ihre Unterthanen ein, auch Fremdlinge, die sonst kein Mitleid fanden, suchten es im Herzen der Gräfin nicht umsonst; Sterbende, die sonst kein Plätzchen zum Ruhigsterben fanden, fanden es hier.

„Und diese Wohlthätigkeit sorgte nicht blos für die Bedürfnisse des Leibes — sie sorgte vorzüglich für die höheren Bedürfnisse der Seele. — —

„Und diese wohlthuende Liebe hatte ihren schönsten Wirkungskreis in ihrer eigenen Familie. Sie, die Liebe, hatte in ihr das Meisterstück der Gattin- und Muttertreue ausgebildet. Die Liebe machte sie scharfsinnig, alles auszuspähen, was ihrem Gemahle zur Freude und ihren Kindern zum Segen werden konnte. Die Liebe vereinigte ihre vornehmste Thätigkeit in dem schönen Berufe für Mann und Kinder, für Haus und Volk zu leben. Die ganze Welt mit all ihrem Glanze war ihr nichts, und das häusliche Leben, mit ihrer verborgenen Thätigkeit, war ihr Alles; da lebte sie eigentlich. In jedem andern Kreise fehlte ihr etwas, zu Hause nichts.

„Und diese wohlthuende Liebe war nicht mit jenen Schwachheiten beladen, mit denen sie in der meisten Menschen zu kämpfen hat — sie war eine starke, mannhafte Liebe.

„Als der Graf eben in einem sehr unangenehmen Geschäfte nach Köln verreiset war, und ihre Schwester Creszenz tödtlich krank wurde, und es zum Sterben

kam, und ein besonderer Zufall den Priester von ihrem Sterbebette fern hielt — sieh, da vertrat Luise die Stelle des Priesters, besiegte alle Gefühle schwesterlicher Zärtlichkeit, sah dem Tode unerschrocken in das Gesicht, und sprach und las der Leidenden von Gott, von Jesus Christus, von dem ewigen Leben so lange vor, bis die Sterbende die Wahrheit des Zuspruches im Lichte der Ewigkeit sehen konnte.

„Das war der Augenblick, der meine Verehrung für die männliche Gräfin in einen heiligen Respekt verwandelte!“ sagte der Trauerredner und sprach dann weiter.

„Und diese wohlthuende Liebe war bei ihr nicht etwa Temperamentsneigung, nicht etwa Wallung des Geblütes, nicht blos Anstrich der sogenannten Menschenliebe.

„Diese ihre Liebe kam aus Religion und war selbst Religion. Eben deßwegen, weil sie sich Gott und seinem heiligen Willen ganz hingegeben; eben weil sie Alles, was uns der Vater durch seinen Sohn geoffenbaret, verheißen, geboten, geschenkt hat, mit festem Glauben ergriffen, mit kühner Zuversicht festgehalten und mit inniger Liebe umfasset hatte; eben deßwegen, weil Gott, Gottes Liebe, Gottes Geist ihrem Herzen Tag und Nacht gegenwärtig war; eben deßwegen, weil die lautere Liebe gegen Gott in ihrem Herzen siegend geworden, eben deßwegen konnte auch die lautere Liebe gegen ihres Gleichen, die Menschen,

siegend werden. Weil sie Gott über Alles liebte, so ehrte sie Ihn in jedem Menschen; weil sie Christum als ihren Erlöser über Alles liebte, — so sah sie Ihn in jedem Dürftigen, speiste Ihn in jedem Hungrigen, tränkte Ihn in jedem Durstigen, kleidete Ihn in jedem Nackten. — Jedes Elend, dem sie abhelfen konnte, war ihr ein Ruf Gottes, der ihre Liebe und Thätigkeit in Bewegung setzte. Jede Hülfe, die sie den Dürftigen angedeihen ließ, ein Gottesdienst, in dem sie sich als eine treue Magd des Herrn erwies.

„Wahrhaftig! Religion war die Seele ihrer Seele.

„Was für eine schöne Freude durchschien ihr Angesicht, wenn sie von göttlichen Dingen reden oder lesen hörte?

„Ich kenne einen Freund (dieser Freund war wohl Sailer selbst?) — der ihren Söhnen in ihrer und ihres Gemahls Gegenwart, liebliche Gleichnisse nach dem Sinne und Geiste des Evangeliums vortrug, welche die Söhne, einer nach dem andern, nacherzählen und erklären mußten. Wie hob sich da ihre Seele, wann die Kinder in die großen Lehren vom Reiche Gottes auf Erden, nach der Fähigkeit ihres Alters eindrangen? Wie bethete da ihr Herz im Stillen um Weisheit für ihre Lieblinge!

„Wie freute sich das Mutterherz, wenn die Söhne in Erklärung der Gleichnisse, die Pflichten ihres zarten Alters, — Fleiß, Gehorsam, Bescheidenheit, Treue im Kleinen — in sich selbst entwickeln mußten. Wie

gerne ergriff, wie weise benützte die Sorgfalt der Mutter die schönen Anlässe, passende Warnungen, Ermahnungen, Winke in die Erzählungen der Kinder einzuschieben.'

„Noch kurz vor ihrer Entbindung und ihrem Tode nahm sie alle freien Augenblicke zusammen, um ein Buch, worin das Leben und Leiden Jesu mit dem heiligen Feuer der christlichen Muse dargestellt ist, zu Ende zu lesen.

„Mit welcher Inbrunst der Andacht, wohnte sie täglich in der Schloßkapelle, und an Sonn- und Festtagen hier in dieser Pfarrkirche dem öffentlichen Gottesdienste bei?

„Mit welcher Geistessammlung hörte sie dem Prediger zu! Wie wichtig war ihr alles, was die Andacht des Herzens fördern und die öffentliche Andacht herrlicher machen konnte? Wie war ihr der verborgene Umgang mit Gott, das Gebeth, so theuer? Wie beispielreich ihr Eifer, den sie bei der Beicht' und Kommunion nicht zur Schau trug, sondern der sich das Recht zu leuchten nicht nehmen ließ, weil er Licht war? Und, wenn unsere Augen erst die unsichtbare Arbeit Gottes in ihrem Herzen hätte sehen können — — wie hell würden wir einsehen: Ihr Leben war Liebe, und ihre Liebe Religion, und ihre Religion Kraft und That." — —

Ich wollte dieser Rede nur zwei oder drei Stellen entnehmen, allein es sind eben so viele Blätter

geworden. Ich konnte nicht abbrechen. Wen sollte auch ein solches Ideal der Liebe zu Gott und den Menschen, das ganz aus dem wirklichen Leben genommen ist, nicht entzücken — wen nicht zur Nachahmung einladen?

Noch Einiges, was sich auf die selige Gräfin Luise bezieht, mag hier eine schickliche Stelle finden. Sie hat ihre drei jüngeren Schwestern, Creszenzia, Anna und Felizitas, zu sich nach Dillingen genommen, weil sich ihnen da mehrere Gelegenheit darbot, sich nicht blos in Sprachen, Musik und Zeichnen mehr auszubilden, sondern ganz vorzüglich in Erkenntniß und Ausübung der christlichen Religion sich zu vervollkommnen. Sailer fand nicht Zeit genug, ihnen festgesetzte Stunden zu widmen; er schlug daher seinen Freund Professor Feneberg vor, dem dieses Geschäft höchst erfreulich war. Feneberg setzte den Unterricht mehrere Jahre hindurch fort, durchging mit ihnen die vier Evangelien und die Apostelgeschichte, machte über den Sinn und Geist derselben Anmerkungen und faßte alles Gesagte, um es recht in Verstand und Herz zu bringen, in Fragen und Antworten kurz zusammen, die in der Folge unter dem Titel „Fragen für Kinder über Begebenheiten aus der evangelischen Geschichte zu Weckung des Nachdenkens,“ gedruckt und in einer theologischen Zeitschrift als vortrefflich gerühmt wurden. Doch der Segen, den sie stifteten, geht über allen Zeitungsruhm.

Als Gräfin Creszentia von Wolfegg-Wolfegg, der in ihren letzten Augenblicken ihre ältere Schwester Luise so christlich-liebevoll beistand, gestorben war, ließ der Graf ihr in der Vorhalle der Stadtpfarrkirche zu Dillingen, an der linken Wand des Haupteinganges, ein überaus schönes Grabmal errichten. Es besteht aus grauem Marmor; in Mitte einer Nische befindet sich sehr lieblich und kunstreich aus Alabaster gebildet ein Engel; aus der Rechten läßt er eine Rose in eine geöffnete Urne fallen, in der gesenkten Linken hält er den Deckel der Urne.

Darunter stehen in goldenen Buchstaben Namen, Geburts- und Todestag und Jahr der Frühverblichenen, und die von Sailer verfaßten Verse:

Hier ruhet
die Hochgeborne Reichs-Erb-Truchsessin
Creszentia Gräfin von Wolfegg-Wolfegg,
Stiftsdame in Buchau;
geboren den 5. August 1769,
gestorben den 8. Juli 1787.

Die Rose welkt nach kurzem Blühen
Und fällt zu Staub herab;
So sinkt nach kurzen Lebensmühen
Die Unschuld sanft in's Grab.
O Engel Gottes, sanft sey Ihre Ruh!
Denn lauter war ihr Geist,
Und mild wie Du.

14. Noch zwei Reden über eine traurige Begebenheit.

Diese Begebenheit muß zuvor erzählt werden. Baron Karl von Wolmar studirte an der Universität, und Baron Johann Nepomuk von Ostberg an dem Gymnasium zu Dillingen. Sie wollten die kurzen Ferien der Faschingszeit, anstatt die Lustbarkeiten zu besuchen, die ihnen die Stadt darbot, auf dem Lande im väterlichen Hause zubringen, und reisten dahin. Am Tage vor Wiedereröffnung der Studien begaben sie sich auf den Rückweg, um gemeinschaftlich nach Dillingen zu fahren. Die Witterung war mild, der Abend schön. Sie entschlossen sich, der Herrschaft zu Schwenningen einen Besuch abzustatten, und noch einen vergnügten Abend dort zu genießen. Am folgenden Morgen, dachten sie, könnten sie dann doch noch bei dem Gottesdienste vor Anfang der Schulen erscheinen. Sie fuhren also an Dillingen vorbei, an der Donau hinab. Allein sie trafen den Gutsherrn nicht zu Hause; die Frau ließ nach eben überstandenem Winter in dem Schlosse ausweißen, und hatte eine große Wäsche veranstaltet, wobei sie die Aufsicht führte. Beide junge Herren begaben sich daher auf die Entenjagd. Eine getroffene Wildente fiel in die Donau. Am Ufer stand ein Kahn; der Hirt aus dem Dorfe kam herbei; sie fragten ihn, ob er sie wohl hinfahren könne, die geschossene Ente zu holen.

Er befahl es und setzte sich an das Ruder. Beide stiegen ein, und ein Jäger begleitete sie, als ihr Bedienter. Der Hirt aber war nicht stark genug, das schwer beladene Schifflein zu lenken. Der gewaltige Strom riß es mit sich fort und es scheiterte an der nahen Brücke. Beide adelige Jünglinge fanden in der vollen Blüthe des Lebens in den Wellen der Donau den Tod. Baron von Volmar, der einzige Sohn, war nach dem frühen Tode seines Vaters die letzte Hoffnung seiner liebevollen Mutter; Baron von Osterberg, auch der einzige Sohn geliebter Aeltern! Beide junge Freiherren waren die Stammhalter ihrer Familien, und ihre Schlösser und Güter fielen an den Lehenherrn zurück. Der Jäger, Maurus Booser, ertrank auch. Der Hirt rettete sich durch Schwimmen. Bemerkenswerth ist noch, daß der Hund des Jägers seinen Herrn an das Ufer ziehen wollte, aber nicht Kraft genug dazu hatte.

Ich bewohnte zu Dillingen mit Volmar Ein Zimmer, denn weil er in diesem Jahre aus der sämmtlichen Philosophie defendiren wollte, rieth ihm Professor Weber, mich zu seinem Repetitor zu wählen. Ich freute mich an eben diesem verhängnißvollen Abende auf seine Zurückkunft, zumal weil er einen großen Eifer und Fleiß im Studiren zeigte.

Da kam am folgenden Morgen die ganz und gar unerwartete, erschütternde Nachricht nach Dillingen — Volmar und Osterberg seyen bei Schwenningen in der

Donau ertrunken. Schrecken und Traurigkeit ergriff die Professoren, die Studirende, ja die ganze Stadt. Den Jammer der Mutter Volmars, der Aeltern und Schwestern Osterbergs, der Mutter des Jägers, seiner sieben Brüder und drei Schwestern, können wir uns denken — oder vielmehr nicht denken. Was ich empfand, davon schweige ich!

Der akademische Senat beschloß: Sailer solle bei dem Leichenbegängnisse die Trauerrede halten. Allein beinahe eine Woche verging, und die Leichen waren noch nicht gefunden. Da wurde auf den achten Tag eine Trauerfeierlichkeit in der akademischen Kirche angeordnet. Alle Angehörigen der Universität, Professoren und Studirende, fast alle Einwohner der Stadt, und besonders der Adel fanden sich dabei ein.

Der Inhalt von Sailers tiefergreifender Rede war kurz dieser:

„Gott spricht zu uns auch durch Begebenheiten.“ Auch diese Begebenheit ist ein Wort Gottes an die Menschen. Sie lehrt Wahrheit und lehrt sie im Namen Gottes. Denn es fällt kein Haar von dem Haupte des Menschen ohne Wissen des himmlischen Vaters. Gott spricht zu uns durch Thaten wie durch Worte.

1. Diese Begebenheit ist lehrreich für uns Alle — denn sie lehrt uns allen die Vergänglichkeit des Vergänglichen mit besonderm Nachdruck. Unsere beweinten Jünglinge starben in einem Alter, das noch

gar nichts mit dem Tode zu thun haben will, zu einer Stunde, in der sie nur an Freude dachten, an einem Orte, an dem sie alles Andere nur den Tod nicht erwarteten.

O! könnten sie uns, anstatt meiner, ein Wort sagen, sie fänden wohl keines, das sie nachdrucksamer aussprächen, als das sinnvolle Wort unsers Herrn: „Seyd bereit, denn der Menschensohn kommt zu einer Stunde, da ihr's nicht meint. Wachet und bethet; denn ihr wisset nicht, wenn es Zeit ist."

Diese Begebenheit spricht zu einem Jeden aus uns allen: Halte dich in jedem Augenblicke deines Lebens, so viel du kannst, auf den letzten bereit. Wage es nicht, in einer Gemüthsverfassung zu leben, in der du nicht Muth hättest zu sterben. Bringe das Heil deiner unsterblichen Seele heute noch in Ordnung, denn du weißt nicht, ob du den kommenden Morgen noch erlebest.

Die zwei Jünglinge, denen wir nachsehen und nachweinen, sind nun jenseits. Der Riegel des Todes und eine eiserne Scheidewand scheidet sie von uns. Wir stehen noch diesseits an dem Thore der Ewigkeit, durch das schon so viele tausend und tausend Menschen hindurchgewandert sind, durch das wir alle noch hindurch wandern müssen, und lesen an dem Thore die Aufschrift: Alles, alles ist eitel, außer Gott lieben und seinen Willen thun.

2. Diese Begebenheit ist lehrreich für das jüngere

Alter. Sie sagt jedem Jünglinge: Sey aufmerksam und denke, ehe du etwas unternimmst, was daraus werden könne; lerne überlegt und bedächtlich handeln; es ist nicht alles sicher, was du für sicher hältst; höre auf, ein Kind zu seyn.

Sey besonders vorsichtig bei deinen Erholungen und Ergötzungen. Denn sieh! wo man sich der Freude ganz überläßt, da ist die größte Gefahr, elend zu werden, oder gar zu Grunde zu gehen.

Weil du dich noch nicht regieren kannst, so laß dich von deinen Aeltern, Lehrern, Vorgesetzten und Freunden regieren. O Jünglinge, laßt euch leiten! Ehret Gott, der Menschen durch Menschen regiert. Weg mit den gekünstelten Träumen von Freiheit, deren Grund Unvernunft, deren Absicht Zügellosigkeit, deren Ende Jammer ist!

Und weil du weder durch eigene Klugheit, noch durch Gehorsam gegen menschliche Leitung, allen Gefahren entkommen kannst, so laß frühe Gottesfurcht deine erste Angelegenheit seyn. Fürchte Gott, das heißt, laß dir Seinen Willen heilig seyn und sündige nicht vor Seinem Angesicht. Fürchte den Herrn, denn das ist aller Weisheit Anfang.

3. Diese Begebenheit ist ganz besonders lehrreich für studirende Jünglinge.

Der Tod nahm diese zwei Jünglinge aus eurer Mitte hinweg, und um den Eindruck zu verstärken und nach seiner Art recht unpartheiisch zu seyn, einen

aus den niedern und den andern aus den höhern Schulen. Vielleicht weil eure Lehrer nicht allemal glücklich genug sind, den Weg in euer Herz zu finden, so setzte sich dießmal der Tod auf das Katheder.

Zwar hielt der Tod euch erst im vorigen Jahre eine schreckliche Vorlesung dieser Art, da er den edlen, und unvergeßlichen Roger und seinen werthen Freund Voll, die auch ertranken, unserer Akademie und der ganzen Sichtbarkeit entführte.

Mir schwebt noch der fürchterliche Zug vor Augen, da die zwei Leichen nacheinander zum Stadtthore hinausgetragen und in Ein Grab gelegt wurden. Wir standen und sahen, und weinten und sagten zu einander: Nun wirds doch der Warnung genug seyn, für viele Jahre!

Und sieh! ehe noch ein Jahr herum ist, sind uns wieder zwei Jünglinge, die einzigen Söhne adeliger Familien, durch die Gewalt des Wassers entrissen worden.

Heilige Vorsehung! ich wage es nicht, den Abgrund deiner liebevollen Absichten ergründen zu wollen; aber so viel liegt am Tage: Alles Gute, das diese schreckliche Begebenheit in den Herzen der Menschen — und also auch der akademischen Jünglinge veranlaßt und weckt, alle heilige Entschließungen, die sie fassen, alle Antriebe zum bessern Gebrauche der Zeit, die ihnen dadurch gegeben werden, sind dein

Wille und Werk, o Gott! denn alle gute Gabe kommt von Dir, dem Besten" ....

Einige Zeilen von der Hand eines jeden der zwei hingeschiedenen Baronen, die nicht wohl in der mündlich vorgetragenen Predigt eine Stelle finden konnten, hat Sailer in einer Anmerkung der gedruckten Predigt beigefügt.

Baron von Volmar hat in sein Tagebuch unter dem letzten Datum geschrieben:

„Unser Leben fließt dahin wie ein Regenbach, vergeht wie ein kurzer Schlaf, verblüht wie eine Blume, die am Abende verdorrt. — Herr! lehre uns unsere Tage zählen, damit wir weise werden," sagen Salomo und Moses.

Hieher gehört auch, was er Seite 37 seines Tagebuches, aus dem Jahrbüchlein eines christlichen Dichters sich aufschrieb:

„Den Himmel und die Ewigkeit
Laß mich im Geist umfassen,
Und was mich nicht im Tode freut,
O Gott, von Herzen hassen!"

Baron von Osterberg schrieb in seinen Katechismus:

„Ich bin ein fallend Laub,
Der Tod steht mir zur Seite —
Vielleicht" ......

Vielleicht berührte sein gutes, beugsames Herz eine Vorahnung seines Todes, als er diese Worte schrieb.

Auf ein anderes weißes Blatt eines Schulbuches zeichnete er sich den Vers auf:

Est maris et vitae cursus metuendus et anceps.

Das Wasser und der Lauf des Lebens auf Erden ist zweifelhaft und hat viele Gefahren, die zu fürchten sind.

Dieser Stelle fügte Sailer noch bei: „Gute Jünglinge! was ist der Mensch, daß er sein Schicksal zeichnen kann, ohne zu wissen, daß es sein Schicksal ist.“

Es war nun bereits der 26. Tag seit dem Tode der bedauerten und beweinten Jünglinge angebrochen. Die Hoffnung, ihre Leichen aufzufinden, schwand immer mehr. Da brachte endlich gegen Abend ein Bote von Schwenningen die Nachricht: die Donau habe die Leichen des jüngern Freiherrn und des Jägers ausgeworfen. Um Mitternacht berichtete ein zweiter Bote: auch die dritte Leiche sey gefunden.

Am folgenden Morgen, ehe die Sonne aufging, machten sich die Studirende aller Klassen, ohne dazu aufgefordert zu seyn, auf den Weg nach Schwenningen, um dem Leichenbegängnisse beizuwohnen, wiewohl es mehr als drei Stunden weit dahin ist. Alle waren sehr betrübt und traurig. Auch der Himmel hing voll trüber, schwerer Wolken.

In einer Feldkapelle unweit des Dorfes standen

die drei Särge. Ich wollte Volmars Leiche, dessen Repetitor und Freund ich gewesen, noch einmal sehen. Aber welch ein schauerlicher Anblick! Wohl der schönste Jüngling der Universität in grauenerregender Verwesung! Wer diese Leiche sah, ward von der Sterblichkeit und Hinfälligkeit des Menschen, von der Vergänglichkeit aller Jugend und Schönheit durchschauert!

Das Grab für die zwei Baronen war in der Pfarrkirche zu Schwenningen, das Grab des Jägers nächst der Kirche bereitet. Es war ein trauriger Zug dahin! Drei schwarzbedeckte Todtenbahren mit den Leichen der erst- und einziggebornen zwei Söhne adeliger Familien und eines treuen Dieners, getragen von studirenden Jünglingen, mit gesenktem Haupte und thränenvollen Augen, begleitet von ihren Lehrern, allen Schülern der Universität und des Gymnasiums und der ganzen Pfarrgemeinde. Die zwei Leichen der Baronen wurden in ein breites, tiefes Grab nächst der Kanzel eingesenkt. Acht Männer schaufelten unter fürchterlichem Gekrache, das von dem Gewölbe der Kirche wiederhallte, schwere Erdschollen und Steine darauf hinab. Mit dem letzten Schaufelschlage verstummte der Chorgesang und das Geläute der Glocken. Eine schauerliche Stille entstand. Der Prediger bestieg die Kanzel und sagte, was der Blick auf das Grab und was die nassen Augen seiner Zuhörer ihn sagen ließen. Er hatte nicht Zeit gefunden, die Predigt zu schreiben. Einer seiner Schüler

zeichnete auf, was er daraus behalten hatte, und was hier folgt:

„Herr! lasse sie ruhen im Frieden! Der Tod macht keine Vorrede — so auch ich heute nicht. O Gott, gib, daß ich der Empfindung nicht unterliege!

„Ihr lieben, uns vom Tod so früh entrissene Jünglinge, deren Moder gerade jetzt in dieses Grab gelegt ward! Euer Hintritt kostet uns viele Thränen. Fast einen Monat lang war das Wasser euer Grab, jetzt ist es die Erde. Es muß uns noch eine Art Trost seyn, daß wir eure Leichen gefunden — da wir euch verloren!

„Mit Mühe wende ich mich von eurem Grabe, trockne mein Auge, erhebe es zum Himmel und spreche das Einzige, was bei solchen traurigen Ereignissen uns beruhigen kann: Allmächtiger, Dein Wille geschehe!

„Auch dieses war Gottes Wille, daß wir, hier an diesem Grabe versammelt, dem Tode noch einmal in's Auge sehen sollten, um nüchtern zu werden.

„Ich will nicht wiederholen, was ich in der akademischen Kirche gesagt habe. Es wiederholt sich selbst.

„Es ist ein Gesetz, das kein Mensch ändern kann: Wer in das Leben dieser Welt geboren wird, muß durch den Tod in die andere Welt fortgeschafft werden. Laßt uns, Geliebteste, nie vergessen, daß wir nicht hier sind, um hier zu bleiben. Wir müssen alle fort; keiner aber weiß, wie bald und unversehens

ihn die Reihe treffen werde. Sehe ein jeder zu, daß sein Austritt aus dieser Welt lieblich werde, und trostvoll für seine Freunde.

„Ihr studirende Jünglinge, die ihr noch lebend um dieses Grab stehet, laßt euch warnen. Auch eure Jugend ist vielen Gefahren ausgesetzt. Auch eure Gesundheit ist brechlich. Ihr sehet da an zwei jungen Freiherren in Einem Grabe, für den Tod gebe es keinen Freiherrnstand. Die wir hier begraben, seyen im Grabe noch eure Lehrmeister!

„Ihr jüngern Schüler! es kommen nun bald die Blumen aus der Erde hervor — brecht sie ab, leget sie auf diesen Grabhügel und sprecht: So ist mein Leben . . . bald verblüht, wie die Blumen!

„Auch von Dir, guter Maurus, noch ein Wort! Es rührte mich, was mir von Dir erzählt worden — daß Du fromm, fleißig und treu gewesen. Es war eine Fügung Gottes, daß Du in der Gesellschaft begraben wurdest, in welcher Du starbst. Man hätte Dich mit ihnen in Ein Grab legen sollen, weil ihr mit einander gestorben seyd und der Tod bewiesen hat, daß er keinen Unterschied kenne. Gott gebe Dir mit ihnen — Eine Ruhe!

„Der Herrschaft des Orts, dem Seelsorger, der Gemeinde danke ich als Lehrer und im Namen Aller, deren Herz diese traurige Begebenheit noch näher angeht. Gott wolle ihnen alle ihre Theilnahme und Thätigkeit vergelten und alle Aeltern

und ihre Angehörigen vor einem ähnlichen Herzeleid bewahren.

„Nur noch ein Wort von den Pflichten bei dergleichen traurigen Vorfällen. Für die Verstorbenen können wir nichts, als den Leib begraben und bethen für die Seele. Für die Mitlebenden nichts, als mitleiden, warnen! Für uns selbst nichts, als sorgen lernen für unser zeitliches und noch mehr für unser ewiges Leben.

„Und nun noch einmal! Ruhet sanft in dieser Grabstätte, lieben Jünglinge. Gott, der sie euch noch finden ließ, wird — wir hoffens getrost! — auch euren Geist zu sich genommen haben, wird ihn rein und froh, gut und selig machen.

„Herr, lasse sie ruhen im Frieden!"

---

15. Clemens Wenzeslaus.

Clemens Wenzeslaus, Erzbischof und Churfürst von Trier und Fürstbischof von Augsburg, kam das erste Mal nach Sailers Anstellung nach Dillingen. Sogleich nach seiner Ankunft verordnete er, daß die Professoren der Theologie an einem dazu bestimmten Tage in einem der gewöhnlichen Hörsäle Vorlesungen halten sollen, denen er beiwohnen werde. Er erschien von seinem Minister, dem Reichs-Freiherrn Ferdinand

von Dauminique, und vielen hohen Staatsdienern begleitet. Auch alle Professoren und Studirende waren dabei zugegen.

Sailers Vorlesung hörte er mit gespannter Aufmerksamkeit an, und in seinem Angesichte drückten sich Wohlgefallen und Beifall sehr merkbar aus; auch die übrigen Vorlesungen hörte er aufmerksam und mit Zufriedenheit.

Nach beendigten Vorlesungen begab Clemens sich mit Sailer auf dessen Zimmer, um ihn mit einem Besuche zu ehren; auch die anderen Professoren besuchte er, von Sailer begleitet, auf ihren Zimmern.

Auf Befehl Seiner Churfürstlichen Durchlaucht ꝛc. wurden in der Folge Sailers Vorlesungen aus der Pastoral-Theologie gedruckt, wie auf dem Titel der ersten Auflage bemerkt ist.

Bald darauf beschloß Clemens Wenzeslaus, als Bischof von Augsburg, in der Stifts- und Pfarrkirche zu Dillingen das heilige Sakrament der Firmung auszuspenden, und trug dem Professor Sailer auf, bei dieser heiligen Handlung zu predigen.

Alle Einwohner der Stadt- und Umgegend waren versammelt. Aller Augen waren auf den Bischof gerichtet und auf die blühenden Kinder, die, ihre Hände andächtig erhebend, ihn umgaben. Der wohlgewählte Eingang der Predigt machte einen überaus lieblichen und erfreulichen Eindruck.

„Mir ist heute,“ fing Sailer an, „als wenn sich

einer der rührendsten Auftritte der evangelischen Geschichte unter uns erneuere. Wie einst Jesus die Kleinen zu sich rief, und sie göttlich liebevoll segnete; so ladet heute unser Bischof die Kleinen ein, nimmt sie väterlich auf, segnet sie und stärket sie zu allem Guten."

Der Prediger legte hierauf so klar als herzlich die Art und Weise aus, wie dieses heilige Sakrament ertheilt wird — die Worte, die der Bischof spricht, und die Ceremonien, die dabei stattfinden. Er richtete dann ein sehr ernstes, nachdrückliches Wort an die Aeltern und Firmpathen: die Kinder, die Jesu zugeführet, gesalbt und Ihm geweihet werden, Ihm nicht wieder durch böse Beispiele und Worte aus den Armen zu reißen. Er schloß mit dem Gebethe: Gott wolle Kinder und Aeltern und alles Volk im Guten stärken; und auch die wohlthätige Hand, durch deren Auflegung heute den Kindern Heil widerfahre, noch lange erhalten, damit sie noch lange zur Freude des Himmels und der Erde, uns Alle und noch viele andere Menschen segnen könne.

Hierauf begab sich Clemens Wenzeslaus nach seiner gefürsteten Probstei Ellwangen. Auch hier wollte er die heilige Firmung ertheilen. Sailers letzte Firmungspredigt hatte dem Bischof so wohl gefallen, ihn so gerührt und erbaut, daß er Sailer berief, auch hier zu predigen.

Sailer, dem dieser Ruf erst am Tage vor dem

Firmung gaben, predigte so nachdrücklich und herzergreifend, wie immer. Er zeigte, wie lehrreich für die Erwachsenen und wie wohlthätig für die Kinder die heilige Firmung sey, und schloß mit den Worten: „Kinder! Ihr gehört Jesus Christus zu — ihr seyd sein, ihr sollet auch sein bleiben. Um diese Gnade bethete ich heute früh, und um noch eine andere Gnade werde ich immer bethen — daß der unsichtbare Hirt Jesus uns unsern sichtbaren Hirten lange erhalte.“

Als Clemens wieder nach Dillingen zurückgekommen war, wurde bekannt gemacht, er werde am 15. August 1789 der Predigt und dem Hochamte in der akademischen Kirche beiwohnen. An diesem Tage erschien er nicht als Bischof, sondern als Churfürst mit mehr als fürstlicher, ja königlicher Pracht. Seine Leibgarde, in Scharlach und Gold gekleidet, zog vor ihm her; sein ganzer Hofstaat, auch im prachtvollen Anzuge, folgte ihm. Er nahm, unter dem für ihn errichteten Thronhimmel, Platz. Der ganze, damals sehr zahlreiche Adel Dillingens, alle Räthe der fürstlichen Regierung, das Offizier-Chor, alle Professoren und Studirende waren versammelt und auch noch von unzähligen Andern war die Kirche gedrängt voll. Sailer, dazu besonders eingeladen, bestieg die Kanzel und predigte über die Worte: „Maria hat den besten Theil erwählt.“ Er zeigte, daß der lebendige Gedanke an den Himmel, an ein zweites, besseres, ewiges

leben, das Beste sey, was wir auf Erden haben — indem dieser Gedanke in finstern Stunden dieses Lebens uns Licht, in schweren Leidensstunden Trost, in mühevollen Arbeitsstunden Muth zur Arbeit, in Stunden der Versuchung Kraft zum Streite, in leeren Stunden die erhebendste Unterhaltung gibt, und selbst der gefürchteten Stunde des Todes alle Schrecken benimmt. Er zeigte, wie leicht dieser Gedanke, an den schon die aufrechte, zum Himmel empor gerichtete Gestalt des Menschen mahnt, sich erwecken lasse; dieser erhebende Gedanke müsse in uns erwachen, wenn wir in unser Herz blicken, das sich nach bleibender Freude sehnt, wenn wir in dem Evangelium lesen, wenn wir über die Geschichte der Heiligen nachdenken, wenn wir einen frommen Menschen sterben sehen, wenn wir bethen, besonders das Gebeth des Herrn, das der Prediger zum Schlusse lichthell aus- und mit feuriger, lebendiger Empfindung an das Herz legte. Die Predigt hob die Herzen der Zuhörer empor zum Himmel.

Der Fürstbischof erwies von dieser Zeit an sich gegen Sailer höchst gnädig und unterredete sich oft mit ihm. Die bischöflichen Hirtenbriefe jener Zeit waren von Sailer verfaßt, und man fand den Inhalt sehr geistreich und die Sprache eben so kraftvoll.

Der Fürstbischof zeigte sich geneigt, ihm jede Bitte zu gewähren. Allein Sailer machte von dieser allerhöchsten Gnade keinen Gebrauch für sich, sondern

nur für bedürftige Studirende, oder für würdige Geistliche, die er zu einer Pfarrei empfahl, wobei die Pfarrei mehr gewann, als der neue Pfarrer.

Auch der Minister ehrte Sailer sehr hoch und fand in seinem Umgange großes Vergnügen. Wenn er eine Spazierfahrt machen wollte, hielt er an der Pforte des Collegiums, begab sich auf Sailers Zimmer, und lud ihn ein, mitzufahren. Eine Ehre, die der Minister sonst keinem der Professoren erwiesen hat.

Alle Einwohner der Stadt waren hoch erfreut, ihren Fürsten und Bischof in ihrer Mitte zu haben; und auch dieser war höchst vergnügt, überall fröhliche Gesichter zu sehen, und überall zu hören, die ganze Bürgerschaft könne die Professoren und das gute Betragen der Studirenden nicht genug loben, besonders aber habe sie für Sailer die größte Ehrfurcht und Liebe, weil Jeder, der Trost, Rath und Hülfe bedürfe, sie bei ihm finde. Alle besuchten seine Predigten und hörten sie mit Andacht und Erbauung.

Dazu, warum Sailer der Bürgerschaft so lieb und werth war, kam freilich auch noch ihr zeitliches Interesse, denn seit Sailer in Dillingen Professor war, kamen viele Jünglinge aus mehreren Häusern der Schweiz und verschiedenen Gegenden Deutschlands nach Dillingen, um an dieser Universität zu studiren, wodurch der Wohlstand der Stadt sehr gehoben wurde.

16. Sailer, der liebevolle, treue Lehrer.

Eben da es in Dillingen am schönsten und lieblichsten war, hatte ich meine Laufbahn der theologischen Studien zurückgelegt. Die Priesterweihe wurde mir ertheilt, und ich sollte nun aus der mir so lieb gewordenen Stadt auf das Land, um in der Seelsorge zu arbeiten.

Als ich zu Sailer kam, Abschied von ihm zu nehmen, bezeigte er dem neugeweihten Priester seine Freude und die der priesterlichen Würde gebührende Ehre, blickte andachtsvoll zum Himmel, und wünschte mir zu dem schönen Beruf, in den ich jetzt eintrete, Gottes heiligen Geist.

Dann sprach er: „Abschied nehme ich jetzt noch nicht von Ihnen; ich werde das in Ihrer Vaterstadt thun, und Ihnen die Primizrede halten."

Die Feierlichkeit, da ein neugeweihter Priester das erstemal den Altar betritt und dem christlichen Volke vorgestellt wird, die an sich schon ehrwürdig und erfreulich ist, wurde durch Sailer, deren schönste Zierde unter allen den unzähligen Anwesenden er war, zu einem der schönsten und merkwürdigsten Feste, die je in der katholischen Pfarrkirche meiner Vaterstadt Dinkelsbühl gefeiert wurden. Es lohnt sich der Mühe, einen Blick darauf zu werfen.

Die große Kirche, ein ehrwürdiger Tempel altdeutscher Baukunst, war gedrängt voll Menschen.

Beinahe alle Einwohner der Stadt, auch viele Fremde, Hohe und Niedere, hatten sich eingefunden. Dieß kam wohl auch daher, weil mein seliger Vater, den Gott so frühe von dieser Erde hinweggenommen, allgemein geachtet war, und weil alle Einwohner der bedrängten Wittwe mit ihren sieben Kindern, deren ältestes ich war, die Freude, die sie erlebte, wohl gönnten, und die Theilnahme an dieser Freude öffentlich bezeigen wollten. Ein ganz vorzüglicher Grund, warum Viele dieser Feierlichkeit anwohnten, war aber wohl dieser: Sailer predigen zu hören.

Der Inhalt von Sailers Rede, die er mit besonderer Freudigkeit seines edlen, theilnehmenden Herzens vortrug, berühre ich nur kurz. Sie verdient ganz gelesen zu werden. Er wählte zum Vorspruche die Worte des Apostel Paulus: „Seyd dankbar in allem; denn das ist der Wille Gottes in Christo Jesu an euch.“ Er zeigte nach seiner unübertrefflichen Art sehr einfach: würdige Geistliche seyen eine große Wohlthat Gottes und eben darum unserer großen Dankbarkeit würdig. Doch diese schöne, gehaltreiche Predigt leidet keine Auszüge; ich wüßte unter so vielen treffenden Stellen nicht zu wählen, und müßte die ganze Predigt abschreiben.

Nur eine Stelle muß ich hieher setzen, die vorzüglich treffend und zweckmäßig angebracht war, wie denn Sailer es verstand, den Umständen die Lippen zu öffnen.

Meine Mutter war, wie Jedermann wußte, eine arme Wittwe mit sieben Kindern, ihr Vermögen war unbedeutend, ihre Pension gering, und dennoch studirten vier ihrer Söhne, ohne irgendwo einen Kosttag zu haben, ohne irgend ein Wochen oder Monatgeld zu beziehen; noch viel weniger hat je einer aus uns irgendwo, wie arme, und heut zu Tage auch wohlhabende Studenten auf ihren Vakanzreisen zu pflegen, um ein Viatikum angesucht. Das kleine Stipendium, das einem oder dem andern aus uns von der Stadt ertheilt wurde, wäre, wie leicht zu begreifen, zum Unterhalte eines Studirenden ganz und gar unzureichend gewesen. Man erstaunte daher, daß wir vier Brüder studiren konnten, und mit blühendem Aussehen und gut gekleidet, in die Vakanz kamen. Meine drei Brüder gewannen ihren Lebensunterhalt mit ihren Musiktalenten, die ihnen Gott verliehen hat, und ich mit Instruiren.

Wenn in der Stadt ein Vater starb und eine nicht wohlhabende Wittwe mit vielen Kindern zurückließ, so stellte man ihr zum Troste meine Mutter als ein Beispiel vor, wie Gott ein Vater der Wittwen und Waisen sey.

Sailer wußte Das, und redete deßhalb in seiner Predigt meine Mutter an: „So freue dich denn, du gute Mutter, und schäme dich der Freudenthränen nicht, und danke Gott für den Segen, den du heute erlebt.

„O, der Reichthum ist es nicht, was die Kinder glücklich macht. Denn hättest du bei dem Absterben deines Mannes Geld gehabt, soviel diese Stadt nicht fassen kann — hättest aber deinen Kindern die Gottesfurcht nicht in das Herz gelegt: so würde sie das Geld nur elend gemacht, und wir würden heute kein Fest des Dankes zu feiern haben.

„Und die Ehre vor Menschen ist es auch nicht, was die Kinder glücklich macht. Denn hättest du die Ehre aller Fürsten und Großen der Erde, hättest aber deine Kinder nicht in der heiligen Gottesfurcht erzogen: so würde sie der Glanz der Ehre nur noch elender gemacht haben.

„Und Ueberfluß an Speise und Trank und Lust der Sinne ist es auch nicht, was die Kinder glücklich macht. Denn hättest du den Ueberfluß und die Lust aller Welt, hättest aber deine Kinder nicht in der heiligen Gottesfurcht erzogen: so würde sie der Ueberfluß und die Lust der Sinne nur recht elend gemacht haben.

„Wenn Gott eine Familie segnen will, so erhält Er in ihr die heilige Furcht Seines Namens, und sie ist mit dem besten Segen gesegnet.“

Diese Stelle nahmen Viele, besonders Solche, die zu sehr auf das Geld sahen und ihre Kinder damit einst glücklich zu machen dachten, sehr zu Herzen.

Noch eines bei dieser Feierlichkeit dünkt mich höchst wichtig. In der Predigt waren viele Protestanten

zugegen. Schon das Angesicht des Predigers, aus dem etwas ganz Eigenthümliches, an Höheres und Himmlisches erinnernd, hervorleuchtete, machte auf sie eine sehr merkliche Sensation. Die Predigt, die gut und rein katholisch war, jedoch wie es sich bei ihm versteht, ohne Seitenhiebe auf Andersglaubende, fand ihren vollkommenen Beifall. Der protestantische Bürgermeister von Schäfer, ganz ausgezeichnet in seinen Amtsgeschäften, der unserm Hause zunächst wohnte, immer sehr nachbarlich und freundlich gegen unsere Familie gesinnt war, sagte mir über Sailers Predigt: „Wenn alle Ihre — und wohl auch unsere — Geistlichen so gesinnt wären, so würde die unglückselige Trennung zwischen Katholiken und Protestanten bald ein Ende nehmen. Man hat nun seit 300 Jahren genug gezankt und gestritten — aber der beklagenswerthe Riß blieb. Nur solche Männer könnten, da wir in so Vielem einig sind, in Allem eine vollständige friedliche Wiedervereinigung zu Stande bringen."

Hier wird mir eine schöne Gelegenheit, eine Stelle aus einem Briefe einzurücken, die mir der hochselige Cardinal Fürstbischof von Diepenbrock in seiner letzten Krankheit zugesendet hat. Er schrieb dabei, schon nicht mehr mit so kräftiger Handschrift wie ehedem: „Ich schicke Ihnen hier, gegen Rücksendung, ein Stück aus einem gestern erhaltenen Briefe der Frau Geheimräthin von Tiedemann, einer alten

Freundin und Verehrerin Sailers mit. Die Prozessionsschilderung mit dem Eindrucke von Sailers Persönlichkeit können Sie vielleicht in einer Note benützen. Denn das Zeugniß ist von Wichtigkeit. Eine neue Ausgabe meiner Skizze ließ zu lange auf sich warten. — Ich kann nicht mehr weiter schreiben. Gott mit Ihnen und Ihrem Melchior." Dieß sind die letzten Zeilen, die ich von seiner Hand erhielt!

Die Stelle, die sich nicht blos für eine Note eignet, sondern als eine historische Merkwürdigkeit in den Text aufgenommen zu werden verdient, ist diese: „Tausend Dank für den herrlichen Blumenstrauß, auch für die freundlichen Worte, die Sie hineingeschrieben. Wie wahr und unübertrefflich ist Alles, was Sie über unsern unvergeßlichen Sailer sagen! Ich mußte immer ausrufen: Ja, so war er! Zu Manchem hätte ich Belege liefern können, z. B. da wo Sie von dem Eindruck sprechen, den seine blos äußere Erscheinung, seine Haltung, seine Würde auf die Zuschauer hervorbrachte. Ich will nur eins erzählen, was ich nie vergessen werde. Darf ich? Ich sehe Sie freundlich nicken. Es war in Landshut. Der Frohnleichnamstag wurde feierlich begangen; da war nun freilich viel Getöse von Läuten, Schießen, Trommeln rc. Bei uns hatten sich einige von den protestantischen Familien versammelt, um die Prozession zu sehen; da wurde denn Viel räsonirt über dieses ihnen auffallende Schauspiel. Christus habe doch

gesagt: „Wenn du bethen willst, so verschließ dich in dein Kämmerlein." Die Prozession wurde sichtbar, das Räsoniren dauerte fort, mit einem Mal sagte Jemand: „Da kommt Sailer!" Alles sah hin, und wie auf einen Zauberschlag verstummten alle die bösen Mäuler, keines sagte mehr ein Wort. Es war aber auch nicht möglich, ihn bei dergleichen zu sehen, ohne ergriffen zu werden. Seine Andacht reizte zum Gebeth."

Ich komme noch einmal auf Sailers Primizpredigt zurück. Er sagte am Schlusse: „Ein würdiger Geistlicher strebet stets alles Gute zu thun, das er kann, und um es zu können, so sucht er immer zu wachsen

in der Demuth,

in dem Vertrauen auf Gott,

in der lautern Liebe zu den Menschen —

wie die heiligen Apostel und alle würdige Geistliche und unter diesen Augustinus, dessen Festtag heute die Kirche feiert, in Demuth, im Vertrauen und in Liebe Gutes gethan haben. Und das ist es eigentlich, was ich mir und den jungen Geistlichen, deren Bildung mir zum Theile anvertraut ist, täglich nahe lege; und das ist es eigentlich, wovon ich mit dir, lieber Freund, am öftesten geredet habe. Und das ist es eigentlich, worin du dich vor Vielen ausgezeichnet, und was dich meinem Herzen so theuer gemacht hat. Und das ist es eigentlich, was ich dir auch heute nochmal in die Seele legen möchte, und womit ich

dein Unterricht, den ich dir gegeben habe, öffentlich beschließe, denn von nun an sind die Verhältnisse des Lehrers und Hörers zwischen uns aufgehoben."

Allein unter Gottes Leitung blieben diese glücklichen Verhältnisse. Es war eine besonders gütige, liebevolle Fügung der göttlichen Vorsehung, daß die Pfarrer, in deren Pfarreien ich angestellt worden, Abraham Kerler zu Rassenbeuren und Thomas Mayerhofer zu Thannhausen, treue Freunde und aufrichtige Verehrer Sailers waren, die er gewöhnlich auf seinen Herbstreisen besuchte, wo denn auch ich das Glück hatte, ihn wieder von Angesicht zu sehen, und mich an seinem Lichte zu sonnen. Ja, er selbst hat mich eingeladen, ihn in Dillingen, Landshut und Regensburg zu besuchen, und ich brachte dort im Umgange mit ihm segensvolle, ja selige Stunden zu.

Als Kaplan der kleinen Pfarrei Rassenbeuren hatte ich viele freie Stunden. Er gab mir daher angemessene Beschäftigung. Er trug mir unter Anderem auf, seine Uebersetzung der Nachfolge Christi von Thomas von Kempis, für den Druck abzuschreiben, nicht blos weil ich sein schnell hingeworfenes Manuscript sehr gut zu lesen wußte, sondern vorzüglich weil Das, was man abschreibt, sich tiefer einprägt, als was man blos liest. Er schätzte dieses Büchlein überaus hoch. Einem Studirenden, der ihm sagte, dieses goldene Büchlein gefalle ihm sehr wohl,

schenkte er ein schön aufgelegtes und zierlich gebundenes Exemplar und schrieb hinein: „So lange dir dieses Büchlein gefällt, gefällst du Gott.“

Nachdem ich zum gräflich Stadionischen Schloßkaplan und Schulinspektor nach Thannhausen berufen worden, verschaffte Sailer mir eine andere wichtige Arbeit. Die bayerische Regierung fragte ihn, wen er vorschlage, eine biblische Geschichte für Kinder, zum Gebrauche der deutschen Schulen Bayerns zu verfassen. Da ich seine Vorlesungen über das erbauende Schriftstudium, im ersten Bande seiner Pastoraltheologie, mit vorzüglichem Interesse und großem Eifer studirt, und nach seiner Anleitung einige Erzählungen für Kinder bearbeitet hatte, so schlug er mich vor. Ich hatte, während ich in der Seelsorge stand, mit ihm öfter über Behandlung der biblischen Geschichte bei dem Religionsunterrichte in der christlichen Lehre sowohl in Kirche als Schule — gesprochen, und ihm gesagt, ich finde, daß der Umfang und Zusammenhang der göttlichen Führungen des Menschengeschlechts für Kinder zu umfangreich und zu schwer sey, daß sie hingegen an einzelnen Begebenheiten und Beispielen große Freude haben, und sie recht zu Herzen nehmen.

„So ist es auch,“ sprach Sailer. „Sogleich die erste Geschichte Adams und Evas im Paradiese, die von der verbotenen Baumfrucht aßen, zeigt so klar,

als es auch für Kinder nur immer möglich ist, was der Gehorsam gegen Gott, und was die Sünde, der Ungehorsam gegen Ihn sey und welche schreckliche Strafen der Ungehorsam gegen Gott sich zuziehe. — Der fromme Abel an seinem Dankaltare, auf dem er das Erstlingslamm seiner Heerde Gott zum Opfer darbringt; der seinem Vater gehorsame Joseph, in seinem bunten Kleide, der unschuldsvolle Jüngling, vor dem sich die Sterne des Himmels und die Garben der Erde neigen; der kleine Samuel, der in dem Priesterkleide, das seine Mutter ihm verfertigt hatte, in der Stiftshütte diente und gegen den Hohenpriester der willigste Gehorsam war; der Hirtenknabe David mit seiner Harfe, der den Sternenhimmel betrachtend, das Lob Gottes sang und zum Könige erhoben worden, wirken auf Kinder mehr, als das Ganze der biblischen Geschichte. Wenn sie die einzelnen Begebenheiten vernommen haben, kann ihnen in ihren reifern Jahren das Ganze um so leichter anschaulich gemacht werden."

Ich schickte meine Arbeit Sailer zu. Er fand sie gut, änderte hie und da ein Wort, und fügte hie und da eine Zeile bei, konnte jedoch aus Mangel an Zeit nur die ersten Bändchen durchgehen. Diese biblische Geschichte ist übrigens, wenigstens im Auszuge, in Bayern und in vielen Schulen des Auslandes seit einem halben Jahrhundert eingeführt. Doch genug! Ich wollte ja nicht von mir, sondern

nur von Sailer reden. Er war mir — und wie vielen seiner Schüler! — der liebevollste, treueste Lehrer.

---

17. Unerwartete, außerordentliche Veränderungen an der Universität Dillingen.

Nachdem Sailer an der Universität Dillingen zehn Jahre lang gelehrt und gewirkt und vorzüglich unter Mitwirkung der Professoren Zimmer und Weber das Studium der Theologie und Philosophie neu belebt hatte; nachdem auf Sailers Verwendung die Professoren Feneberg, Keller und Weiß berufen worden, und durch sie das Gymnasium in einen sehr guten, ja vortrefflichen Stand gekommen; nachdem Sailer die jungen Kleriker des Seminars für ihren künftigen hohen Beruf begeistert, und zu ihrer Bildung das Meiste beigetragen hatte, und diese als Mitgehülfen in der Seelsorge die volle Zufriedenheit ihrer Pfarrer, und die Achtung, Liebe und das Zutrauen der Pfarrgemeinden erworben; nachdem, vorzüglich wegen Sailer, sich auch aus entfernten Gegenden Studirende immer zahlreicher in Dillingen einfanden, und die Universität in ganz Deutschland berühmt worden; nachdem nicht nur Fürsten, Grafen und Baronen Sailer mit ihrem Zutrauen beehrten, son-

dem alle Aebte und Reichsprälaten des Bisthums Augsburg ihre hohe Verehrung gegen ihn öffentlich an den Tag gelegt, indem sie ihn an den Hauptfesten ihrer Orden zum Prediger eingeladen; nachdem alle diese Predigten von dem bischöflichen Ordinariate approbirt, belobt und empfohlen worden; nachdem Clemens Wenzeslaus, der Erzbischof und Churfürst zu Trier und Bischof zu Augsburg ihn mit Wohlgefallen vorlesen gehört, Sailers Vorlesungen in den Druck zu geben befahl, und auch Sailer wiederholt beauftragte, bei vorzüglich hohen Feierlichkeiten vor ihm zu predigen, ja, nachdem Clemens als Bischof von Augsburg in seinen Hirtenbriefen an den Klerus und das Volk des Bisthums durch Sailer, der diese Hirtenbriefe verfaßte, gesprochen hatte; nachdem man Sailer, so sehr man ihn wegen seiner großen Geistesgaben und seiner Wissenschaft bewunderte, doch noch mehr wegen seines edlen Charakters und seines durchaus tadellosen, über allen Schatten von Verdacht erhabenen Lebenswandels hochschätzte, so hörte man plötzlich und unerwartet durch ganz Deutschland die Nachricht erschallen und wiederhallen: „Professor Sailer sey seines Lehramtes entsetzt worden“ — eine Nachricht, welche Vielen ganz unbegreiflich und unglaublich vorkam.

Ich war lange unentschlossen, ob ich Sailers Entlassung in diesen Blättern zur Sprache bringen soll, einzig wegen des ungünstigen Lichtes, in welchem Sailers Gegner und Verfolger erscheinen müssen. Ein junger, talentvoller und geistreicher katholischer Geistliche, der nichts davon wußte, daß ich diese Erinnerungen zu schreiben vorhabe, und welche Bedenklichkeiten ich dabei finde, bestimmte mich, die beklagenswerthe Geschichte nicht mit Stillschweigen zu übergehen.

Der junge Mann, August Schmid, ein Neffe von mir, der in Würtemberg eine gute, für seine Jugend ehrenvolle Anstellung hatte, war entschlossen, aus glühendem Eifer für das Heil unsterblicher Seelen, als Missionär nach Amerika zu gehen, und kam zu mir, um Abschied zu nehmen. Wir sprachen von Sailer. Er sagte: „Ich lese Sailers Schriften mit Bewunderung, und habe ihnen Vieles zu danken. Sie belehren und erbauen mich, und erregen in mir die besten Vorsätze. Allein früherhin muß der Verdacht, seine Lehre sey nicht ganz rein und ächt katholisch, doch nicht ganz leer gewesen seyn — weil man ihn entlassen hat?"

Wie dieser junge Mann, denken wohl jetzt noch manche würdige ältere Männer. Da nun von allen meinen Mitschülern, die mit mir zu gleicher Zeit, im nämlichen Lehrkurse, zu Dillingen Theologie hörten, keiner mehr am Leben ist, und von jenen, die in folgenden drei Jahren, so lange Sailer noch in Dillingen

lebte, nur wenige mehr leben, so halte ich es jetzt, im 85. Jahre meines Lebens, und bevor ich aus der Welt gehe, für Pflicht, die mir wohlbekannte Geschichte, jedoch so kurz als es sich thun läßt, zu erzählen — wie folgt:

Von dem Tage an, da Sailer seine Vorlesungen eröffnete, schätzten die Studirenden sich glücklich, die Schüler eines so vortrefflichen Lehrers zu seyn, und die Einwohner der Stadt, Hohe und Niedere, wünschten, so wie sie Sailer nach und nach näher kennen lernten, sich Glück, einen solchen Mann in ihren Mauern zu haben.

Alle waren zufrieden und vergnügt. Es schwebte gleichsam ein heiterer Frühlingshimmel über der Universität und der Stadt. Allein nun wehten anders woher schlimme Lüftchen; Gewölke stiegen in der Ferne auf, die ein Gewitter drohten. Die Studirenden, die aus den Ferien zurück kamen, erzählten: Sailer sey in der That sehr berühmt und hoch verehrt; allein er habe viele Neider und Gegner, die seine, auch Zimmers und Webers, Rechtgläubigkeit zu verdächtigen suchen.

Wir Studirende (denn damals befand ich mich noch in Dillingen), besprachen uns darüber sehr oft. Einer aus uns, ein sehr aufgeweckter Kopf, sagte:

„Ich bin vom Rheine hieher gekommen. Man hat mich versichert, Sailer sey der aufgeklärteste, oder, da dieses schön klingende Wort zweideutig geworden, und keinen ganz reinen, guten Klang mehr hat, der erleuchtetste Mann der katholischen Kirche in dem achtzehnten Jahrhundert. Ich erwartete Neues zu hören; allein ich fand nur, daß Sailer Alles, was ich bisher von andern Lehrern gehört habe, mit mehr Klarheit, Kraft und Nachdruck darstellte, und habe mich überzeugt, daß er noch ganz und gar dem alten katholischen Lehrbegriff der früheren Jahrhunderte ergeben ist."

Ein anderer Studirender, ein trefflicher Musiker, sagte: „Ich will euch in einem Gleichnisse, das mir eben einfällt, sagen, wie mir die Sache vorkommt: Ich kam einmal in die Kirche einer kleinen Landstadt. Eine Litanei von Mozart, die mich in München und Salzburg oft entzückt hatte, wurde auch hier vorgetragen. Allein es währte lange, bis ich merkte, die Composition sey von Mozart. Technisch, oder wenn ich mich nicht zu stark ausdrücke, handwerksmäßig war alles richtig. Kaum eine Note war ausgeblieben oder verfehlt, und nur selten waren diese Landmusiker etwas aus dem Takte gekommen. Mozarts Geist aber fehlte ihnen ganz und gar. Dieses ist der Unterschied zwischen der gewöhnlichen Lehrart alltäglicher Lehrer und des geistreichen Sailers."

Dieses Urtheil scheint mir sehr treffend. Ganz

gewiß sollen eher Himmel und Erde vergehen, als daß nur ein Buchstabe oder Strichlein des Gesetzes wegfalle. Aber eben so gewiß ist, daß Buchstaben ohne den Geist nichts nützen. „Der Buchstabe tödtet, der Geist aber macht lebendig,“ sagt der Apostel Paulus.

Um zu begreifen, wie es möglich war, daß man einen so hochverdienten Lehrer von seinem Lehramte entfernen konnte, müssen wir uns in jene Zeiten zurück versetzen, da, nicht blos in dem katholischen Deutschland, die Gelehrsamkeit bei Vielen in übeln Ruf gekommen ist, und die Gelehrten mißkannt, wenig mehr geachtet, ja wohl gar verfolgt und zurückgesetzt wurden.

Die Gelehrsamkeit nahm zuerst in Frankreich einen neuen Aufschwung oder vielmehr Umschwung. Gelehrte traten auf, die mit blendendem Witze und glänzenden Scheingründen alte, ehrwürdige Gebräuche lächerlich machten, die Einrichtungen des Staates angriffen und tadelten, ja sogar das heiligste, die Religion nicht mehr achteten und sie herabwürdigten. Diese Art Schriften wurden besonders von den höhern Ständen — denn unter dem Volke in Frankreich konnten Millionen nicht einmal lesen — mit Jubel begrüßt und fanden fast allgemeinen Beifall.

Dergleichen Schriften kamen nun mit den französischen Moden und Sitten auch nach Deutschland und wurden von dem Adel und den sogenannten Gebildeten mit Freuden aufgenommen und mit Vergnügen gelesen.

Da brach in Frankreich die Revolution aus, und fing an, auch in Deutschland einzudringen. Nun erkannte man endlich, wohin diese Art falscher Aufklärung führe und daß sie Altar und Thron umzustürzen drohe. Man entsetzte sich über die Gräuel der Revolution, die so viel Blutvergießen, Jammer und Elend anrichtete.

Man hielt jene witzige Schriftsteller für die Urheber jener unglücklichen Staatsumwälzung in Frankreich. Allein der Ursprung lag tiefer. Die Verderbtheit der höhern Stände — Nichtachtung der Religion, Unglaube, Unsittlichkeit, Uebermuth und Verschwendung, Unterdrückung der niedern Stände waren davon die eigentliche Ursache. Denn die verderblichen Schriftsteller waren erst aus der verderbten Nation hervorgegangen. In früheren Zeiten, da noch Andachtsbücher anstatt solcher Schriften auf dem Putztische der Damen lagen, hätten dergleichen Produkte weder bei dem Adel noch bei Hofe Eingang gefunden. Man hätte sie verabscheut und die Verfasser zur verdienten Strafe gezogen. Allein jetzt schob der Adel alle Schuld auf die Gelehrten, wie schon bei dem ersten Verbrechen Adam auf die Eva, und Eva auf die Schlange.

Man verfiel aber noch in einen andern Irrthum. Man behauptete: Wie französische Gelehrte die Urheber der Revolution in Frankreich gewesen, so würden deutsche Gelehrte sie auch noch in Deutschland herbeiführen. Man bedachte nicht, die gründliche Philosophie der ehrlichen Deutschen sey, wie es wenigstens damals noch war, von der leichtfertigen französischen Philosophie, die eine ganz sinnliche Richtung nahm und in Materialismus sich verlor, das geradeste Gegentheil. Man hätte nur an die Theodizee von Leibnitz, der die göttliche Vorsehung in ein neues, schönes Licht stellte und an Candide, den witzigen, aber schmutzigen Roman Voltairs denken dürfen, welcher nicht nur Leibnitz, sondern wohl gar die göttliche Vorsehung verhöhnte und verspottete. Allein diesen Unterschied bedachte man nicht. Man verfiel von einem Extrem in das andere. Man warf alle Gelehrte in eine Klasse und sah die Gelehrsamkeit als etwas Gefährliches an.

Wie unter den höhern und gebildeten Ständen eine der Gelehrsamkeit nachtheilige Denkart wirksam wurde, so blieb die Verschiedenheit der Confessionen in Deutschland nicht ohne besondere Wirkungen auf die Lehranstalten. Vor mehr als hundert Jahren begann in Deutschland eine deutsche Literatur. Denn bisher hatte man in lateinischer, oder in der nicht

allgemein verständlichen Schulsprache geschrieben. Zuerst wurden Gellerts Fabeln und Rabeners Satyren allgemein gelesen; in der Folge benützte man auch Weissens Kinderfreund und Campe's Robinson und Kinderbibliothek in vielen katholischen Familien. Die Unterscheidungslehren zwischen Katholiken und Protestanten waren darin nicht berührt. Fernerhin erschienen auch Schriften, deren schöne Sprache und Darstellung jeden Gebildeten ansprach, die aber Stellen enthielten, die mit dem katholischen Lehrbegriffe nicht im Einklange standen.

Das Benehmen der verschiedenen katholischen Studienanstalten in Hinsicht solcher Bücher war sich ganz entgegengesetzt. Wir müssen aber hier unsere Blicke nicht blos auf das Hochstift Augsburg, sondern überhaupt auf das katholische Deutschland richten.

An einigen, wiewohl nur wenigen Anstalten hielten es die Vorstände für das Beste, die Schüler gegen die ganze deutsche Literatur abzuschließen und jedes von einem Protestanten geschriebene Buch, wenn es auch durchaus nichts gegen den katholischen Glauben enthielt, zu verbieten. Die Unwissenheit — ein Nichts! — sollte ein fester Damm gegen alle Wissenschaft seyn, nur mit Ausnahme ihres eigenen beschränkten Wissens.

Die Studirenden, besonders die fähigen, wollten doch auch lesen, tappten blind umher, geriethen oft an Schriften, die ihnen nur schädlich seyn konnten

und lasen heimlich. Schwächere Talente begnügten sich damit, ihr Compendium zu studiren oder auswendig zu lernen. Es ist allerdings gut, ja nothwendig, daß ein Studirender vor Allem sich an das Fach halte, das er studirt; allein an allen Kenntnissen, die man von jedem Gebildeten fordert, gänzlich leer bleiben, wäre nicht gut. An einem Lyceum, nicht in Schwaben, hielten solche an Talenten und Kenntnissen schwache Studenten sich an einen geistlichen Rath, der sie vorzüglich begünstigte, Namens Hofmann, und man nannte sie deßhalb: „Hofmännische Tropfen."

An den meisten katholischen Universitäten zeigten die Professoren in Leitung ihrer Schüler mehr Weisheit. Sie waren fern davon, ihnen alle solche Bücher ohne Unterschied zu verbieten. Sie sahen wohl ein, daß dieses vergebens seyn würde, indem viele Schüler, bevor sie an die Lehranstalten kamen, schon im Besitz dieser Bücher gewesen sind, und sie gelesen haben. Die Professoren lobten, was darin wahr und gut, machten aber darauf aufmerksam, was irrig, nicht gut, sondern tadelnswerth war, und gaben schlagende Gründe dieses Lobes oder Tadels an. Uebrigens vergaßen sie nicht, den Studirenden die weise Lehre einzuprägen: Bekümmert euch nicht um zu vielerlei, so nützlich und angenehm es seyn mag. Gedenkt der Worte: „Eins ist noth!"

Die Lehrer nahmen auch ausgezeichnet gute und treffende Stellen der Schriftsteller anderer Confessionen

in ihre eigene Schriften auf, wie man z. B. Stellen aus Cicero anzuführen pflegt, was schon die alten Kirchenväter gethan hatten. Sie schätzten alles was wahr und gut ist, prüften Alles, und behielten das Gute. Haben sie daran nicht recht gethan? Hat nicht Jesus den Hauptmann aus dem Kriegsheere der Römer, die damals noch Heiden gewesen, als ein Beispiel des Glaubens, und einen der vielfältig irrenden Samariter als ein Vorbild der Liebe und Barmherzigkeit gegen den Nächsten dargestellt?

Diese weisen Lehrer wußten und bedachten wohl, daß ein Geistlicher nicht nur in den Kenntnissen seines Berufes, die ihm die wichtigsten seyn sollen, wohlgegründet seyn müsse, sondern daß er auch in der übrigen Literatur kein gänzlicher Fremdling seyn dürfe. Viele Gebildete würden ihn sonst als einen unwissenden Menschen verächtlich finden, und auch in seine religiöse Kenntnisse, obwohl sie das nicht beurtheilen könnten, wenig Zutrauen setzen.

Es sey mir erlaubt, ein Beispiel vorzubringen. Einst speiste ich an der fürstlichen Tafel zu Sigmaringen. Gegen Ende der Mahlzeit, als alle Gäste bereits satt waren, wurde noch eine Torte aufgetragen. Einer der Hofkavaliere sprach: „Wer will, der kann, steht an der Himmelspforte!“ Ein Oberst, Herr Hefel, der neben mir saß, fragte mich: „Und was steht an der Höllenpforte?“ „Nach Dante,“ sagte ich, „ist da zu lesen: „Ihr, die ihr hier herein-

kommt, laßt die Hoffnung sinken." Von diesem Augenblicke an brachte ich viele angenehme Stunden in seiner Gesellschaft zu. Er sprach mit mir über italienische Literatur — am liebsten aber über Religion.

Ich führe dieses blos als Beispiel an, daß es nicht unweise, sondern vielmehr zu meinem eigentlichen Zwecke dienlich gewesen, daß meine Lehrer mich nicht einzig und allein auf theologische Studien beschränkt, und von allen anderen literarischen Kenntnissen strenge abgehalten haben.

Welcher von den obgenannten zwei entgegengesetzten Methoden Sailer und seine Freunde unter den Professoren in Dillingen, und welcher die Professoren zu St. Salvator in Augsburg sich bedienten, zu bemerken, wäre überflüssig.

Fürstbischof Clemens Wenzeslaus hatte seine Residenz in Augsburg bezogen. Wie er in Dillingen nur mit hoher Verehrung von Sailer sprechen gehört, so suchte man hier, von vielen Seiten her, ihn gegen Sailer einzunehmen. Allein Clemens kannte Sailer zu gut, und war zu fest überzeugt, dieser alles Zutrauens werthe Lehrer gehöre durchaus nicht unter jene verkehrten Gelehrte, die anstatt zu erhalten, zer-

stören, anstatt aufzubauen, niederzureißen suchen. Die Reden gegen Sailer fanden bei ihm keinen Eingang.

Indessen liefen aus dem Churfürstenthum Trier immer traurigere Nachrichten ein. Die feindlichen Kriegsheere aus Frankreich waren da eingedrungen und rückten immer weiter vor. Die Einkünfte des Churfürsten nahmen immer mehr ab, und blieben endlich ganz aus. Der Minister unterhandelte mit dem ersten und größten Handels- und Wechselhause unter den Katholiken, das aber schon längst nicht mehr besteht, um ein bedeutendes Anlehen. Da man keinen Grund hatte, daraus ein Geheimniß zu machen, und nicht hätte machen können, wenn man es auch gewollt hätte, so ward die Sache allgemein bekannt.

Nun traf es sich, daß ein Bruder oder Neffe des Chefs dieses Wechselhauses ein Mitglied des Collegiums zu St. Salvator war. Die reichen Wechselherren zeigten sich bereit, das gewünschte Anlehen herbeizuschaffen, äußerten aber zugleich die Hoffnung, der Herr Minister werde nicht weniger geneigt seyn, den vielen Beschwerden und Klagen der würdigen Väter zu St. Salvator, denen einzig die Sicherheit der katholischen Religion gegen gefährliche Neuerungen am Herzen liege, Gehör zu geben, und die Professoren Sailer, Zimmer und Weber von der Universität Dillingen zu entfernen. Ob die Worte genau so gelautet haben, weiß ich nicht gewiß. Ganz gewiß aber ist, daß der Minister von der Zeit an, da es wegen des

Anlehens unterhandelte, nicht mehr so wohlwollend gegen Sailer gesinnt war. Er war jedoch zu weise und einsichtsvoll, diese Angaben sogleich als gegründet hinzunehmen; er war zu gerecht, auf die Entlassung der Professoren ohne weiteres, blos des Geldes wegen, einzugehen. Er versprach aber, darauf anzutragen, daß eine fürstbischöfliche Commission den Zustand der Universität Dillingen aufs genaueste untersuche.

Die Commission erschien in Dillingen; die Untersuchung galt eigentlich nur den drei Professoren Sailer, Zimmer und Weber. Es lag aber keine Aeußerung oder Handlung vor, die untersucht werden sollte; von irgend einer irrigen Lehre war gar nicht die Rede. Die Commissäre fragten blos, und diese Fragen wurden allen Professoren vorgelegt. Man wußte nichts Bestimmtes gegen die drei Professoren, man wollte erst Etwas inne werden.

Welche diese Fragen sind, und wie Professor Feneberg sie beantwortete, darüber enthält das schon im Jahre 1814 erschienene Buch: „Aus Fenebergs Leben, München, bei Lentner," ein merkwürdiges Aktenstück. Die Fragen waren diese: a. Was für Defekte zu Dillingen seyen? b. Wie es mit dem Lehramte stehe? c. Wie mit den Absichten der Leh-

ne? d. Welche verderblichen Prinzipien und Pläne hier herrschen? e. Wie zügellos die Studenten seyen? f. Woher die schlechten Wissenschaften der Studenten kommen? g. Was für Zusammenkünfte die Professoren haben? h. Was für schädliche Maximen mit einigen Illuminaten? i. Wie weit bei all dem der geheime Rath de Hayden verwickelt sey?

Man sieht, nur die Fragen e. und f. setzen namentliche Beschuldigungen als gewiß voraus. Die Studirenden aber übergaben, vereinigt, der Commission eine Schrift, in der sie, was über Zügellosigkeit und schlechte Wissenschaften gesagt worden, für Verläumdung erklärten, sich auf die Zeugnisse der fürstlichen Regierung und des Stadtmagistrats zu Dillingen beriefen, und sich erboten, vor der Commission eine öffentliche Prüfung zu bestehen, in der sichern Hoffnung, wie in Hinsicht ihrer Sitten, so auch ihrer Wissenschaft eine Ehrenerklärung zu erhalten. Die Commission erklärte, Klagen seyen nicht beabsichtigt, sondern blos Fragen.

Die gründlichen, weitherzigen Antworten Fenebergs auf alle Fragen ausführlich hieher zu setzen, wäre zu weitläufig. Es genügt aber schon der Anfang und das Ende der Beantwortung, die er, zu Papier gebracht, der Commission vorlas und übergab.

Der Eingang lautet so: „Ich bin aufgefordert worden, gegen die Herren Professoren Sailer, Zimmer und Weber zu entdecken, was ich wider sie wisse,

Es ist also klar, daß ich als Zeuge erkannt bin, wenn ich etwas wider sie weiß. Folglich werde ich wohl die Gültigkeit eines Zeugen noch haben, wenn ich ein Zeugniß für sie ablege. Und eben dieses ist der Fall. Wider sie weiß ich nichts, und für sie weiß ich viel, und hiemit befolge ich auch in diesem Falle die gemachte Aufforderung mit gehorsamster Unterthänigkeit nach meinem besten Wissen und Gewissen."

Der Schluß lautet: „All dieß, wie es hier steht, bezeuge ich, der ich diese Herren Professoren gewiß am besten kenne, vor Gott als die gewisseste Wahrheit und bin bereit, mit Leib und Leben — denn Gut habe ich keines — für jedes Wort zu stehen, als ein treuer Unterthan, den es bis zu Thränen, und ich darf wohl sagen, bis zum Sterben kränkt, daß sein gnädigster Landesherr von bösen, oder doch der Sache unkundigen Leuten so schrecklich hintergangen worden ist, und in Gefahr steht, eben das Allerbeste, was er in seinem Lande hat, d. i. die geschicktesten, treuesten, frömmsten, unermüdetst thätigen Lehrer zu mißkennen, und Gott weiß, wie sehr zu mißkennen. Dixi et salvavi animam meam. Michael Feneberg, Professor am Gymnasium."

Auch die übrigen Professoren sprachen — wiewohl nicht so kräftig und nachdrücklich — für Sailer und für seine zwei Collegen; auch die wenigen, ihnen abgeneigten Professoren, die gern gegen sie gestimmt hätten, wußten nichts Sicheres, Gewisses anzugeben;

was sie vorbrachten, beruhte auf blosen: „Man sagt — wir hörten,“ sie konnten aber Niemand nennen, der es gesagt haben soll. Das eitle, leere Geschwätz entbehrte jedes Grundes. Die Untersuchung hatte das gewünschte und erwartete Ergebniß nicht, sondern gereichte vielmehr den Professoren Sailer, Zimmer und Weber zur Rechtfertigung.

Die Herren Wechsler aber zeigten sich nun nicht mehr geneigt, das bereit liegende, nur unter Bedingungen versprochene Anlehen auszubezahlen. Der Minister von Geldmangel in den fürstlichen Kassen gedrängt, griff zum äußersten Mittel einer Kabinetsordre. Die Professoren der Theologie Sailer und Zimmer wurden ihres Amtes entlassen; Weber, Professor der Philosophie blos auf die Physik beschränkt.

Das Wort Entlassung, von der man keinen Strafgrund anzugeben wußte, war in den zwei Decreten vermieden. Das Decret, das Professor Zimmer erhielt, habe ich gelesen. Es lautete wörtlich so: „Seine Churfürstliche Durchlaucht von Trier finden sich bewogen, den Professor zu Dillingen und Pfarrer zu Steinheim, Patriz Zimmer von der Anwesenheit auf seiner Pfarrei Steinheim ferner nicht mehr zu dispensiren.“

Der Churfürstlich Trier'sche Staats- und Kabinets-Minister von Douminique war bisher als einer der

ausgezeichnetsten Staatsmänner in ganz Deutschland rühmlichst bekannt. Er hatte die churfürstlichen, zerrütteten Finanzen in wenigen Jahren so geordnet, daß alle Zahlungen geleistet waren und noch Ueberschuß in der Kasse blieb. Er hatte, nach verbessertem Finanzzustande, das Lotto und die Verkäuflichkeit der Aemter abgeschafft, und war immer bemüht, sowohl im Dienste des Staates, als der Kirche, würdige Männer anzustellen. Auch die Universität Dillingen hatte ihr neues Leben ihm zu danken. Er wurde als ein Mann von Geist, Gewandtheit, Thätigkeit, als ein eifriger Beförderer wahrer Aufklärung gepriesen. Als er aber, was er an der Universität Dillingen Gutes gestiftet hatte, wieder abstellte, und so sein eigenes Werk vernichtete, wurde er als ein Freund der Verfinsterung heftig getadelt. Man glaubte, der Ausbruch der Revolution in Frankreich und ihre Einwirkung auf Deutschland habe ihn verleitet, seine Grundsätze zu ändern. Zu seiner Entschuldigung dient jedoch, daß auch andere große, einsichtsvolle Staatsmänner, zur Zeit bürgerlicher Unruhen, Fassung und Muth verloren haben, wie z. B. vor wenigen Jahren bei der Aufregung in Deutschland, die in Vergleich mit der Revolution in Frankreich von keiner so großen Bedeutung war.

Uebrigens haben vorzüglich Geistliche aus Neid und Haß den Minister dahin gebracht, Sailer zu entlassen, wie es denn laut der Kirchengeschichte eine

traurige Erscheinung ist, daß gerade die geistreichsten, würdigsten Geistlichen von ihren Mitbrüdern verfolgt wurden. Zum Beispiele: Franz von Sales, dieser heilige Bischof, dessen Lebensgeschichte ich eben dieser Tage wiederholt las, war die lautere Demuth, Sanftmuth und Liebe gegen die Menschen und ohne allen Tadel. Allein nicht nur haben die Abtrünnigen von der Kirche verläumderische Schmähschriften gegen ihn verbreitet, und ihm sogar Gift beigebracht, wovon er schwer erkrankte, jedoch noch gerettet wurde; ein Ordensgeistlicher hat sich unterstanden, gegen dessen vortreffliches Buch Philothea, oder die Anleitung zu einem frommen Leben zu predigen, und es öffentlich zu verbrennen. Einige Ordensmänner, deren unsittliches Betragen er als Bischof abstellte, haben mehrere Mal mit Pistolen auf ihn geschossen, ihn aber nicht getroffen.

So arg wurde Sailer nicht verfolgt. Wenn er aber gar keine Neider und Verfolger gehabt hätte, so wäre er der große Mann nicht gewesen, den wir in ihm verehren.

Wie die Feinde des h. Franz von Sales schon in dieser Welt von der göttlichen Gerechtigkeit bestraft wurden, weiß man nicht gewiß; jedoch, daß sie auch hier auf Erden nicht ganz unbestraft blieben, ist als unbezweifelt gewiß anzunehmen. — Die gegen Sailer feindselig gesinnten Professoren in Augsburg, die zu seiner Entlassung besonders mitgewirkt hatten, wurden

als die Stadt und das Hochstift unter bayerische Landeshoheit gekommen, alle mit Einem Schlage, des Lehramtes entlassen.

---

18. Sailer begiebt sich in sein Vaterland Bayern.

Nach der traurigen Geschichte von Sailers Entlassung wenden wir uns wieder zu ihm selbst.

Sailer kam, von einer Erholungsreise in den Herbstferien zurückkehrend, nach Rassenbeuren, zu des Pfarrers und meiner großen Freude. Er war ausnehmend heiter und fröhlich, neugestärkt und voll frischen Muthes, sein Lehramt als Professor in Dillingen wieder fortzusetzen. Von seiner Entlassung wußte er noch nichts, hätte sich dieselbe auch nicht als möglich denken können. Wir wünschten ihm Glück, daß die, hauptsächlich gegen ihn angeordnete Commission ganz zu seiner Ehre ausgefallen sey.

Als Sailer Abends in Dillingen angekommen war, und am folgenden Morgen mit dem Doktor-Ornate bekleidet, sich in das feierliche Hochamt zur Eröffnung des Studienjahres begeben wollte, da überreichte der aus den Professoren neuernannte Vorstand des Collegiums ihm auf der Stiege das Dekret seiner Entlassung.

Wie mußte diese unwürdige Behandlung das zart-

fühlende Herz Sailers kränken, wie schmerzlich mußte es für ihn seyn, sein geliebtes Dillingen zu verlassen, sich aus dem Kreise der ihm theuren Jünglinge, die ihr ganzes Vertrauen auf ihn setzten, so plötzlich und gewaltsam herausgerissen, und sich von seinen Mitlehrern und Freunden in Dillingen getrennt zu sehen! Er selbst ruft in einer dreissig Jahre später erschienenen Schrift: „O du selige Zeit — die schönste, die wirksamste, die segensreichste meines Daseyns — wie unvergeßlich bist du mir! Die herrlichsten Talente brachen vor unsern Augen in weissagenden Blüthen auf, deren Früchte jetzt unser deutsches Vaterland genießt!“

Sailer wußte aber, mit einem Blicke zum Himmel, sich zu fassen, und eilte von Dillingen unverzüglich nach München, zu seinem ältesten, geliebtesten und vertrautesten Freunde Winkelhofer, der ihn mit offenen Armen aufnahm, und es ihn recht fühlen ließ, welch' ein Trost es sey, im Unglücke und von Feinden verfolgt einen treuen Freund zu finden! Alle Freunde Sailers in München kamen herbei, grüßten ihn auf das freundlichste, und versicherten ihn ihrer unveränderten Liebe und Verehrung.

Unter diesen Freunden befand sich ein bejahrter, ehrwürdiger Pfarrer, der im Sinne hatte, seine Pfarrei zu resigniren. Sailer dachte sogleich an einen der drei Professoren, die durch seine Verwendung an dem Gymnasium zu Dillingen angestellt worden. Der

ehrwürdige Feneberg war bereits Pfarrer; den liebenswürdigen, kindlich frommen Weiß hatte Gott zu sich genommen, nur Keller war noch übrig, dem es in Dillingen gar nicht mehr gefiel, und der im Hochstifte wenig Aussicht auf eine Beförderung hatte. Durch Sailers Vermittelung erhielt Keller diese einträgliche Pfarrei; und Sailer dankte Gott, der ihm, als eine der ersten Früchte seiner Entlassung, die Gelegenheit verschafft hatte, einem verdienten Manne einen Freundesdienst zu erweisen.

Sailer wurde an den Hauptfesten und Feierlichkeiten, sowie sie in den vorzüglichsten Kirchen Münchens nach und nach einfielen, zum Prediger eingeladen, und seine Predigten wurden sehr zahlreich besucht und fanden allgemeinen Beifall. Er gewann, je näher man ihn kennen lernte, immer mehr Zutrauen; er stand in hoher Verehrung.

Aus Bayern reiste Sailer einigemal nach Schwaben, wo er bei Unzähligen noch im besten Andenken stand. Wir wollen ihn auf diesen Reisen im Geiste begleiten.

Er begab sich zuerst auf einige Tage nach Aislingen, wo er noch im Besitze des Benefiziums zu St. Margaretha war, das er schon als Professor erhalten hatte, und von einem Vikar verwesen ließ. Am Gedächtnißtage der heiligen Margaretha hatte er das erstemal hier über das Evangelium des Tages gepredigt, in welchem Jesus das Himmelreich zu einer

Perle vergleicht. Er sprach von dem höchsten Gute des Menschen oder von dem Allerköstlichsten." Die Predigt, die er gedruckt den Einwohnern austheilen ließ, widmete er ihnen mit den Worten: „Liebe Bürger von Aislingen! Weil mich mein Beruf nicht dem Leibe nach unter Euch wohnen läßt, so muß ich mich begnügen, daß mein Geist recht oft in Eurer Mitte sey. Nehmt diese Blätter, als den Abdruck meines Geistes, gütig auf, und leset, was ihr gehört. Es ist das Allerbeste, was Euch mein Herz gönnet." So hatte Sailer vor mehreren Jahren geschrieben.

Die ganze Gemeinde war hoch erfreut, ihn jetzt wieder von Angesicht zu sehen, und wünschte, er möchte immer bei ihnen bleiben, was aber zu ihrem Bedauern nicht seyn konnte.

Sobald es in Dillingen bekannt geworden, Sailer befinde sich in Aislingen, so beschlossen sämmtliche Studirende aller vier Fakultäten, wiewohl es fast eine Meile dahin ist, hinzuziehen, um ihm einen Beweis ihrer Verehrung, Liebe und Anhänglichkeit zu geben. In Aislingen vernahmen sie, Sailer befinde sich eben bei der gräflichen Herrschaft zu Glött, nächst Aislingen. Sie zogen also dahin. Da Sailer mich schon früherhin in die gräfliche Familie eingeführt, und sie sich immer gegen mich sehr gnädig bezeigt hatte, so war ich von meinem damaligen Aufenthalte Thannhausen dahin gekommen, um Sailer zu besuchen, und sah den Zug der Studirenden mit an. Alle waren

ehrwürdige Feneberg war bereits Pfarrer, den liebenswürdigen, kindlich frommen Weiß hatte Gott zu sich genommen, nur Keller war noch übrig, dem es in Dillingen gar nicht mehr gefiel, und der im Hochstifte wenig Aussicht auf eine Beförderung hatte. Durch Sailers Vermittelung erhielt Keller diese einträgliche Pfarrei, und Sailer dankte Gott, der ihm, als eine der ersten Früchte seiner Entlassung, die Gelegenheit verschafft hatte, einem verdienten Manne einen Freundesdienst zu erweisen.

Sailer wurde an den Hauptfesten und Feierlichkeiten, sowie sie in den vorzüglichsten Kirchen Münchens nach und nach einfielen, zum Prediger eingeladen, und seine Predigten wurden sehr zahlreich besucht und fanden allgemeinen Beifall. Er gewann, je näher man ihn kennen lernte, immer mehr Zutrauen; er stand in hoher Verehrung.

Aus Bayern reiste Sailer einigemal nach Schwaben, wo er bei Unzähligen noch im besten Andenken stand. Wir wollen ihn auf diesen Reisen im Geiste begleiten.

Er begab sich zuerst auf einige Tage nach Aislingen, wo er noch im Besitze des Benefiziums zu St. Margaretha war, das er schon als Professor erhalten hatte, und von einem Vikar verwesen ließ. Am Gedächtnißtage der heiligen Margaretha hatte er das erstemal hier über das Evangelium des Tages gepredigt, in welchem Jesus das Himmelreich zu einer

Perle vergleicht. Er sprach von dem höchsten Gute des Menschen oder von dem Allerköstlichsten." Die Predigt, die er gedruckt den Einwohnern austheilen ließ, widmete er ihnen mit den Worten: „Liebe Bürger von Aislingen! Weil mich mein Beruf nicht dem Leibe nach unter Euch wohnen läßt, so muß ich mich begnügen, daß mein Geist recht oft in Eurer Mitte sey. Nehmt diese Blätter, als den Abdruck meines Geistes, gütig auf, und leset, was ihr gehört. Es ist das Allerbeste, was Euch mein Herz gönnet." So hatte Sailer vor mehreren Jahren geschrieben.

Die ganze Gemeinde war hoch erfreut, ihn jetzt wieder von Angesicht zu sehen, und wünschte, er möchte immer bei ihnen bleiben, was aber zu ihrem Bedauern nicht seyn konnte.

Sobald es in Dillingen bekannt geworden, Sailer befinde sich in Aislingen, so beschlossen sämmtliche Studirende aller vier Fakultäten, wiewohl es fast eine Meile dahin ist, hinzuziehen, um ihm einen Beweis ihrer Verehrung, Liebe und Anhänglichkeit zu geben. In Aislingen vernahmen sie, Sailer befinde sich eben bei der gräflichen Herrschaft zu Glött, nächst Aislingen. Sie zogen also dahin. Da Sailer mich schon früherhin in die gräfliche Familie eingeführt, und sie sich immer gegen mich sehr gnädig bezeigt hatte, so war ich von meinem damaligen Aufenthalte Thannhausen dahin gekommen, um Sailer zu besuchen, und sah den Zug der Studirenden mit an. Alle waren

festlich gekleidet, bildeten in dem geräumigen Schloß-hofe einen länglichen Kreis, in dessen Mitte die treff-lichsten Musiker aus ihnen auserlesene Musikstücke vortrugen. Einige Abgeordnete kamen herauf im Namen aller, Sailer ihre Ehrfurcht und Liebe zu versichern.

Sailer dankte mit gerührtem Herzen und der ihm eigenen Freundlichkeit, und sagte: Sie und alle ihre Mitstudirenden sollen sich in das herrschaftliche Bräu-haus, wo sich ein schöner Platz für viele Gäste vor-fand, begeben, und auf seine Rechnung einige Er-frischungen genießen. Er ging dann selbst hin, war in ihrer Mitte sehr heiter und vergnügt, und fragte sie unter anderm: Ob ihr Auszug in Dillingen nicht Aufsehen erregte? „O nein!“ sagten sie. „Sie hätten wohl gedacht, man würde ihnen Hindernisse in den Weg legen; sie seyen also einzeln aus den verschie-denen Thoren der Stadt gegangen und draußen an der Donaubrücke wieder zusammengekommen.“ Sailer bat sie dringend, eben so stille, ohne Aufsehen zu er-regen, nach Dillingen zurückzukehren. Denn es war vorauszusehen, wenn sie mit Musik einzögen, so würde die ganze Stadt, die von Verehrung und Liebe gegen Sailer glühte, in Bewegung kommen, und ihm ein Lebehoch darbringen, was die Studirenden gefreut hätte, obwohl sie wußten, daß man es höheren Orts nicht gut aufnehmen würde. Allein sie ver-sprachen, alles Aufsehen zu vermeiden. Alle waren

über Sailers Güte und Freundlichkeit entzückt, betrugen sich sehr anständig und mäßig, nahmen dann, ihm mit Rührung dankend, Abschied von ihm und kehrten höchst erfreut nach Dillingen zurück.

Aber nicht nur feurige Jünglinge, auch ernste, bedachtsame Männer von hohem Stande und Ansehen, legten ihre unveränderte Verehrung gegen Sailer an den Tag. Dieses that z. B. Graf Fugger von Glött. Leider geschah es bei einer höchst traurigen Veranlassung! Die Gemahlin des Grafen, die edle Gräfin Luise, war gestorben, und der tiefbetrübte Gemahl hatte Sailer eingeladen, aus Bayern nach Glött zu kommen, und die Trauerrede zu halten — aus der wir bereits oben einige Laute vernommen haben.

Eine große Anzahl Adelige, Geistliche und Beamte waren bei dieser Feierlichkeit versammelt. Alle begegneten Sailer, zumal von seiner rührenden Rede ergriffen, mit Ehrfurcht. Man gedachte der Unbille, die gegen ihn verübt worden, mit keiner Sylbe, und wer ihrer stillschweigend gedachte, that es nur mit Mißbilligung und Wehmuth.

Wie Sailer von dem Adel hoch geehrt wurde, so hatte er auch unter der hohen Geistlichkeit große Verehrer. Ich führe auch hier nur ein Beispiel an.

Der Weihbischof in Augsburg und General-Vikar des Bisthums Wirtemberg, Fürst Franz Karl von Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst hat seinen

Neffen, den Prinzen Alexander von Hohenlohe in Augsburg zum Priester geweiht. Die Primizfeierlichkeit wurde in Ellwangen gehalten und Sailer zum Prediger eingeladen. Viele Prinzen und Prinzessinnen, viele Adelige, viele geistliche Räthe, Professoren und andere Geistliche, auch aus weit entfernten Gegenden, waren zugegen. Die Predigt wurde mit großer Andacht und Aufmerksamkeit angehört. Ein fürstlicher Rath war davon ganz besonders begeistert. Er hatte viele Zeit bei Hof und in großen Gesellschaften zubringen müssen. Er sagte nebst vielem Andern zum Lobe der Predigt: „Mich traf besonders das Wort: „Möchte doch Christus, wie einst zu Kana, so auch bei uns, unsere gewöhnliche Conversation in Wein verwandeln."

Als Sailer nach dem Hochamte an einem Fenster stand, wo man die große Menge Volkes übersehen konnte, das hier auf dem weiten, geräumigen Platze den Segen des neugeweihten Priesters erhalten wollte, wozu in der großen Stiftskirche nicht Raum genug gewesen wäre, sprach Sailer zu mir: „Es ist doch schön, daß in der katholischen Kirche solche Volksversammlungen stattfinden. Man will heut zu Tage die Religion ganz in die Mauern der Kirchen und der menschlichen Wohnungen verschließen. Aber nur bei einem solchen Zusammenströmen der Menschen fühlt Jeder — die Religion sey eine allgemeine Angelegenheit der Menschheit."

Nach der kirchlichen Feierlichkeit speisete man in der Wohnung des Fürsten an zwei großen Tafeln. Auch ich befand mich unter den eingeladenen Gästen. Nach der Mahlzeit sprach der Prinz, in den schwarzen Priestertalar gekleidet, mit einem Jeden. Seine liebevolle und liebenswürdige Freundlichkeit und Bescheidenheit nahm aller Herzen für ihn ein; über dem neugeweihten Priester vergaß man den Prinzen. Mit mir sprach er mit inniger Verehrung von Sailer, bei dem er, wie er mir erzählte, einige Wochen zugebracht hatte.

Prinz Alexander wurde in der Folge Domherr zu Großwardein, Domprobst, Generalvikar und Bischof zu Sardika.

Seine Gebethe für Kranke und Leidende, die nicht unerhört blieben, machten ihn weit und breit berühmt. Er wurde aber auch von vielen Aufklärlingen, die sich Philosophen dünkten, viel getadelt und gelästert. Sie wollten es Gott wehren, Gebethe zu erhören, was er seit Jahrhunderten und Jahrtausenden laut der Kirchengeschichte und der heiligen Schrift gethan hat, und auch heut zu Tage noch thut, ohne abzuwarten, was die Weisen des Tages dazu sagen würden.

Wie Bischöfe und hohe Geistliche, Fürsten und Grafen und unzählige würdige Männer, die in ihrer Verehrung gegen Sailer nie gewankt haben, und sich durch die gegen ihn ausgestreuten Verläumdungen nicht täuschen ließen, so ist auch Clemens Wenzeslaus

späterhin zur Erkenntniß der Wahrheit gekommen. Man weiß und begreift nicht, wie dieser milde, gütige Fürst, der keinem Menschen wehthun konnte, sondern allen wohlthun wollte, dahin gebracht wurde, das Dekret der Entlassung Sailers, die darin freilich nicht ausdrücklich genannt war, zu unterzeichnen!

Von der Wohlthätigkeit dieses wohlwollenden Bischofes gegen alle Menschen führe ich hier nur ein Beispiel an. Zu Anfang des Winters ließ er sich von allen Pfarrern der Stadt Augsburg, sowohl katholischen als nichtkatholischen, Verzeichnisse jener Dürftigen geben, die nicht wohl im Stande waren, sich Brennholz anzuschaffen, und befahl seinen Hofkutschern, das von ihm im Großen angekaufte Holz den Dürftigen vor die Hausthüre zu führen, mit dem strengen Verbote, bei Verlust ihres Dienstes, auch nur einen Heller Trinkgeld anzunehmen. Als er einmal zu Oberdorf im Allgäu gefährlich erkrankte und in der Domkirche und allen katholischen Kirchen zu Augsburg Bethstunden gehalten wurden, haben sich dabei nicht nur alle katholische Einwohner der Stadt, sondern auch sehr viele nichtkatholische eingefunden.

Während seines gewöhnlichen Sommeraufenthaltes im Schlosse Oberdorf pflegte Clemens schon am frühen Morgen zu Fuß einen oder den andern Pfarrer der Umgegend zu besuchen. Als er kurz vor seinem Tode einen sehr ehrwürdigen Pfarrer besuchte und Sailers

Schriften in dem Bücherschrank erblickte, sprach er mit Wehmuth: „Ach, diesem Manne ist großes Unrecht geschehen!“

---

19. Sailers ländliche Zurückgezogenheit.

Sailers Gegner meinten, über ihn gesiegt, und ihn durch die öffentliche Schmach seiner Absetzung um alles Ansehen gebracht zu haben.

Allein er hatte dadurch an allgemeiner Hochachtung mehr gewonnen, als verloren. Alle Gutdenkende, die das Herz an der rechten Stelle hatten, nahmen an dem feindselig Verfolgten herzlichen Antheil. Viele lasen nunmehr seine Schriften, um inne zu werden, warum man diesen berühmten Lehrer von seiner so zahlreich besuchten Lehrkanzel entfernt habe. Sie erstaunten nicht wenig, die richtigsten Grundsätze und edelsten Gesinnungen klar und mit Begeisterung vorgetragen zu finden; sie empfanden gegen ihn die aufrichtigste Verehrung und Liebe.

Als seine Neider und Feinde bemerkten, daß er, trotz aller ihrer Bemühungen in gleich großem, ja wohl noch größerem Ansehen stand, regten ihr Neid und Haß sich aufs neue. Sie fingen an, auch in München Lästerungen und Verläumdungen gegen ihn auszustreuen, und boten alles auf, eine neue Ver-

folgung gegen ihn auszusetzen. Sailer beschloß, sich in ländliche Einsamkeit zurück zu ziehen.

Karl Theodor Beck, Pfleger zu Ebersberg, lud Sailer ein, bei ihm zu wohnen. „Dort," sagte er, „in dem geräumigen, dem Malthesers-Orden angehörenden Schlosse, einem ehemaligen Collegium der Jesuiten, solle ihm eine ganze Reihe von Zimmern zu Gebot stehen; auch die Gärten und die Umgebung des Schlosses würden ihm Vergnügen und Bewegung gewähren." Sailer nahm diese Einladung mit Freuden an. Denn Beck hatte schon als studirender Jüngling in Augsburg, wo Sailer damals, ohne irgend ein Amt, von seiner Pension lebte, und sich mit literarischen Arbeiten beschäftigte, ihn öfters besucht, und die innigste Verehrung und das herzlichste Zutrauen zu ihm gefaßt. Da die Vorlesungen über Philosophie, die der fähige Jüngling bei St. Salvator hörte, ihm viele freie Zeit ließen, und er von seinen Lehrern nicht zu schriftlichen Arbeiten angehalten wurde, so schrieb er aus eigenem Antrieb kleine Aufsätze in Prosa und Versen, und legte sie einmal Sailer vor. Dieser durchging sie, fand sie gut und gab ihnen den Titel: „Ernst, Gefühl und Laune," unter dem sie gedruckt wurden.

So thätig hatte Theodor sich schon in seinen Jünglingsjahren gezeigt; jetzt als Mann von großen, wohlbenützten Talenten, und von der innigsten Verehrung gegen Sailer durchdrungen, schätzte er sich

glückselig, ihn in seiner Wohnung aufnehmen zu können.

Sailer dankte Gott, der ihm einen so ganz angemessenen Aufenthalt, und nach zehnjähriger Anstrengung und Arbeit eine so erwünschte Ruhe verschafft hatte. Er brachte aber diese Muße nicht unthätig zu. Hier vollendete er die sechs Bände der Briefe aus allen Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung — einem Werke von hohem Werthe, das uns die christlichen Gesinnungen großer, heiliger Männer der Vorzeit darlegt, und einen reichen Schatz christlicher Wahrheiten für die Christen unserer Zeit enthält. Hier beförderte er auch die zwei Bände: „Christliche Reden an das Christenvolk" in den Druck, die er noch als Professor in Dillingen, nachher während seines Aufenthaltes in München, dann in der Stiftskirche zu Ebersberg und an vielen andern Orten gehalten hat. In der Gesellschaft Becks und dessen Familie fand er die angenehmste Erholung.

Doch auch Karl Theodor Beck gewann in dem steten Umgange mit Sailer nicht nur an christlicher Vollkommenheit, sondern auch an Einsicht und an Festigkeit des Charakters für seinen weltlichen Beruf. Dieß zeigte er, da er in der Folge, als ein für ein so wichtiges Amt noch ziemlich junger Mann, zum Landrichter in Tyrol befördert wurde.

Die Tyroler empörten sich fast gegen alle bayerische Beamten; aber ihm gehorchten sie ohne Widerrede

und waren ihm in allem willfährig. Er hat mir einmal, als von den Geschichten im Tyrol die Rede war, selbst gesagt: „Wenn diese Beamten die Absicht gehabt hätten, das Volk in Aufruhr zu bringen, so hätten sie es nicht geschickter angehen können. Ihre öffentliche, spöttische Verachtung der katholischen Religion, ihr unsittliches Betragen, ihre Ungerechtigkeiten mußten die frommen, ehrbaren, biedern Tyroler gegen sie aufbringen.“

Wie klug der Landrichter Beck sich zu benehmen wußte, davon fällt mir eben ein Beispiel ein: Zwei Tyroler erschienen vor Gericht. Jeder von ihnen hatte ein Kalb zur Weide auf die Alpen geschickt. Eines der zwei Kälber, die einander ganz glichen, wurde von einem Raubthiere zerrissen und aufgefressen. Der Richter sollte nun entscheiden, welchem von beiden das noch lebende Kalb gehöre. Beck sagte: „Das ist schwer zu entscheiden; das weiß nur Gott. Ich will Euch aber, wie ich glaube, einen guten Rath geben. Schenkt das streitige Kalb den Kapuzinern mit der Bedingung, sie sollen Messen dafür lesen, und demjenigen, dem das Kalb gehört, oder auch beiden, sollen die Früchte dieses heiligen Opfers zu gut kommen.“ Die Bauern waren mit diesem Bescheid höchst zufrieden und lobten ihren Herrn Landrichter als einen frommen, gerechten, sehr weisen Mann.

Welche selige Tage Sailer in Ebersberg gelebt

hat, sehen wir aus den Worten, mit denen er seine christlichen Reden an das Christenvolk seinem Freunde Beck gewidmet hat. Die sinnreiche, liebliche Dedikation schrieb er unter der freundlich bewirthenden Linde zu Ebersberg.

Er sagt darin: „Die Ahnungen des Schönen, das nicht welkt, wie das grüne Laub; des Guten, das nicht abfällt, wie das falbe Blatt, des Harmonischen, das nicht verstummt, wie das Lied der Lerche — — alle die Ahnungen besserer Welten, die unsere Seelen durchschauerten, wenn wir im Schatten der Linde gelagert, diese Ahnungen an unsere Herzen anschlagen ließen, sollen Wahrheit und Segen werden für Dich und mich, für die Deinen und alle unsere Lieben und für alle Menschen.“

---

20. Sailers Berufung zu einem größern Wirkungskreis und hohen Würden.

Fünf Jahre bereits hatte Sailer in stiller Zurückgezogenheit Gott, sich und seinen Freunden gelebt. Wie treu Sailer diese ihm von Gott geschenkte Muße benützt, wie noch tiefer in den Geist der christlichen Religion er eingedrungen sey, zeigen seine spätern Schriften.

Nunmehr aber erhielt er, ganz ungesucht und

unerwartet, einen Ruf als Professor der Universität Ingolstadt. Gott hatte ihm die ruhigen Tage auf dem Lande verschafft, um für diesen neuen Beruf erneute Kräfte zu sammeln.

Zu gleicher Zeit wurden Zimmer und Weber als Professoren dahin berufen. So sahen die drei Freunde, die durch feindselige Menschen getrennt worden, durch Gottes heilige Vorsehung sich wieder vereinigt, und in einen viel größern Wirkungskreis, als vorhin in Dillingen, versetzt — an die erste Landesuniversität Bayerns, die bald darauf von Ingolstadt nach Landshut verlegt wurde.

Zimmer lehrte die Dogmatik; seine gründlichen Kenntnisse, seine lichthelle Darstellung, sein lebhafter, hinreißender Vortrag begeisterte seine Zuhörer für die theologische Wissenschaft. Seine Kollegen wählten ihn zum Rektor Magnifikus und in der Folge zum Abgeordneten der Universität bei der Ständeversammlung. Von den Ständen zum Mitglied des Gesetzgebungs-Comités, und von dessen Mitgliedern zu ihrem Vorstande ernannt, erwarb er sich durch Wahrheitsliebe und Freimüthigkeit allgemeine Hochachtung. Wie er als Abgeordneter dem Staate, dem König und Vaterlande ausgezeichnete Dienste leistete, so bewährte er sich als Lehrer, als einer der wichtigsten Männer der Kirche.

Während der Herbstferien wurde er auf seiner Pfarrei Steinheim tödtlich krank. Sailer eilte herbei,

ihm das letzte Lebewohl zu sagen, und drückte ihm die Augen zu. Er starb den 20. Oktober 1820. Seine Grabschrift sagt sehr richtig und wahr von ihm: „Er war ein hellleuchtender Stern unter Deutschlands Theologen, ein Vormann und Veteran der tiefsinnigsten Streiter für die Wahrheit der katholischen Glaubenskunde."

Weber, Professor der Naturwissenschaft und der allgemeinen Naturgeschichte, der große Freund und Kenner der Natur, wußte bei seinem ungemein klaren und lieblichen Vortrag seinen Zuhörern eine große Liebe zur Natur, und noch mehr zu deren Schöpfer einzuflößen. Auch ihn wählten die Professoren zum Rektor Magnifikus, der für jedes Jahr neu gewählt wurde.

Als das Hochstift Augsburg bei der Säkularisation an Bayern fiel, bat er wiederholt, ihn zum Professor der Physik in Dillingen zu ernennen. Zu diesem Schritte bewog ihn, wiewohl er wußte, diese Universität werde in ein Lyceum verwandelt werden, außer seiner Vorliebe für das freundliche Dillingen, wo er als Studirender und als Professor viele Jahre glücklich und vergnügt zugebracht hatte, seine Liebe zu seiner Pfarrgemeinde in dem nicht weit von Dillingen entfernten Demingen, wo er schon über zwölf Jahre lang Pfarrer gewesen und noch war. Endlich wurde nicht blos sein Gesuch gewährt, sondern ihm überdieß

das Rektorat des Lyceums und auch des Gymnasiums übertragen.

Als das neue Domkapitel zu Augsburg errichtet wurde, erhielt Weber die Würde eines Domkapitulars. Bischof Ignaz Albert von Riegg ernannte ihn „im Vertrauen auf seine erprobten Einsichten, Kenntnisse und Klugheit, und seine bewährten frommen Gesinnungen," zum Vorstande des Ordinariats beider Sektionen und zum Generalvikar. König Ludwig erhob ihn zur Würde des Domdekans und verlieh ihm das Ritterkreuz des Civil-Verdienst-Ordens der bayerischen Krone.

Als Weber nach lange währender Krankheit bereits dem Tode nahe war, erhielt er noch das Kreuz des Ludwigsordens, den der König Ludwig zur Belohnung fünfzigjähriger getreuer Dienste gestiftet hatte.

Sailer, der den Sterbenden nicht besuchen konnte, schrieb an ihn: „Liebster Freund! Daß Dir das Ludwigskreuz an der Brust glänzt, dafür danken wir unserm Könige; aber daß Dir in Deinem innersten Gemüthe der göttliche Rubin, das Kreuz Christi, funkelt, dafür danken wir dem König aller Könige. Denn dieser Glanz verscheucht Dir die Schatten des Todes, und geleitet Dich zum Weltrichter, und erhellet Deinen Namen — im Buche des Lebens gezeichnet mit dem Blute des Lammes. Lebe wohl und bethe für Deinen Johann Michael."

Sailer wurde an der Universität Professor der

Pastoral-Theologie, Homiletik, Pädagogik und Katechetik. Viel zahlreicher als ehemals in Dillingen, versammelten sich Zuhörer aus ganz Bayern, aus Deutschland und aus der Schweiz um ihn. Auch hier hielt er für die Studirenden aller vier Fakultäten Vorlesungen über Religion, die auch von Professoren und andern ansehnlichen Männern besucht wurden. Seine Kollegen bezeigten ihm ihre Verehrung und ihr Zutrauen, indem sie ihn zum Rektor Magnifikus erwählten und ihm das Predigtamt an der Universitätskirche übertrugen. Auch die weltlichen Professoren, sowohl katholische als evangelische, und besonders deren Frauen, waren immer zugegen und hörten ihn zu ihrer großen Erbauung.

Nunmehr bezog Ludwig, der Kronprinz von Bayern, die Universität Landshut. Er ward — wie denn, wer selbst reich an großen Geistesgaben ist, solchen Reichthum an andern am besten zu schätzen weiß! — von Verehrung gegen Sailer, von Zutrauen zu ihm ganz durchdrungen. Er nahm bei ihm ein Privat-Collegium über Religion, und hatte beständigen Umgang mit ihm. Sailers freundliche Würde, seine edlen Gesinnungen, seine treffenden Urtheile über Alles, was einem künftigen Regenten wichtig seyn konnte, sein gesellschaftlicher Witz, fesselten Ludwig immer mehr an Sailer.

Sailer erhielt von dem Könige von Preußen den glänzenden Ruf als Erzbischof zu Köln, den er aber

aus Liebe zu seinem Vaterlande ablehnte. Der Kronprinz von Bayern erachtete es als eine Ehrensache des Vaterlandes, daß Sailer zu einem Bischofe von Bayern erhoben werde, und bewirkte bei seinem königlichen Vater, daß Sailer zum Domherrn, dann zum Domprobste und zum Coadjutor des Bischofs von Regensburg mit Anwartschaft auf unmittelbare Nachfolge ernannt wurde.

Sailers Feinde boten auf's Neue alle Kräfte auf, es in Rom zu hintertreiben, daß diese Wahl genehmigt und daß Sailer Bischof von Regensburg werde. Allein in Rom sah man heller, als die von Neid getrübten Augen der Gegner Sailers; Rom verlieh auch dem andern Theile ein Ohr, und hatte sich von Sailers segensreichem Wirken wohl zu unterrichten gewußt. Als überdieß Ludwig, der hochherzige Kronprinz von Bayern, Sailers Schüler und hoher Verehrer, nach Rom kam, sprach Er mit solcher Kraft der Wahrheit für Sailer, daß alle verläumderische, von kleinlichen Seelen vorgebrachte Anklagen vor diesem erhabenen Zeugnisse verschwanden, wie Nebel vor der Sonne.

Der heilige Vater bestätigte die Wahl und präkonisirte Sailer vorerst zum Bischofe von Germanikopolis; in der Domkirche zu Regensburg wurde er den 28. Oktober 1822 feierlich zum Bischofe konsekrirt, und trat sein Amt als Coadjutor, Weihbischof, Generalvikar und endlich, nach dem Tode des hoch-

feligen Bischofs von Wolf, als wirklicher Bischof von Regensburg an.

Als Ludwig den königlichen Thron bestiegen hatte, ernannte Er Sailer am fünfzigsten Jahrestage seiner Priesterweihe, zum Commandeur des Civil-Verdienst-Ordens der bayerischen Krone, dessen Ritterkreuz er schon früher erhalten hatte. An Sailers achtzigstem Geburtsfeste verlieh ihm der König das Großkreuz dieses hohen Ordens, und begleitete es mit dem höchst huldreichen und gemüthvollen, eigenhändigen Schreiben:

„Lieber, innigst geschätzter Sailer! Bayern wünsche ich Glück, daß es Sie fünfzig Jahre besitzt, wünsche, daß es Sie noch lange in der fortwährenden segenvoll wirkenden Geisteskraft besitzen möge. Als Merkmal meiner Gesinnung, meiner Gefühle für Sie, empfangen Sie, der Verdienstreiche, des Verdienstordens Großkreuz. Auf solch treuer Brust zu glänzen, das erhebt den Orden. Ja, treu dem Guten hat sich Sailer bewährt, in allen Lagen des Lebens; zu jeder Zeit leuchtete er wohlthätig, in den Jahren der Finsterniß, die der Wahn für Licht ausgab, und segenvoll wirkten Sie auf künftige Geschlechter, durch die Männer, welche Sie bildeten, die Andere bilden werden in gleicher Gesinnung; der — unserer heiligen Religion. Leben Sie lange Jahre noch für Staat und Kirche fort! Dieses wünscht der, Ihren hohen Werth, mein sehr geachteter Bischof, erkennende Ludwig. München, den 11. November 1831.“

Diese ehrende Ordens-Dekoration glänzte aber nicht lange an Sailers Brust. Den 20. Mai 1832 Morgens 5 Uhr starb Sailer. König Ludwig besuchte Sailers Grab in der Domkirche zu Regensburg. Nachdem Er lange stillschweigend an der Grabstätte gestanden, und dann Seine Trauer in rührenden Worten ausgedrückt hatte, wandte Er sich zu dem Weihbischofe Wittmann von Regensburg, der Ihn hieher begleitet hatte, und sprach: „Sie, Herr Weihbischof, sind Sailers Freund gewesen; Sie sollen sein Nachfolger seyn. Ich weiß keinen Würdigern."

König Ludwig ließ an Sailers Grabstätte, durch die kunstreiche Hand des sinnigen Bildhauers Konrad Eberhard, ein schönes marmornes Denkmal errichten, das zugleich ein bleibendes Denkmal für König Ludwigs edle Gesinnungen ist, der alles Gute und Große zu schätzen weiß.

Ich habe in diesen letzteren Blättern fast Allgemeinbekanntes erzählt. Allein es durfte hier nicht fehlen; es ist ein nöthiger Schlußstein dieser Erinnerungen. Das Ganze erscheint so als ein Werk der göttlichen Vorsehung. So tief Sailers Feinde, in deren Augen seine Vortrefflichkeit, die sie nicht zu erreichen vermochten, ein unverzeihliches Vergehen war, ihn zu erniedrigen suchten, so hoch hat Gott ihn erhoben.

Ein großes Ereigniß, das mit Sailers Leben und

Wirken in naher Verbindung steht, und ihn nach seinem Tode noch verherrlicht, sey die Krone dieser Erinnerungen. Der heilige Vater, Pius IX., hat den Fürst-Bischof Melchior von Diepenbrock zur Kardinalswürde erhoben.

Diepenbrock war vor mehr als 30 Jahren aus Westphalen nach Landshut gekommen, um Sailer zu hören. Der hochbegabte Schüler gewann das ganze Zutrauen des Lehrers. Sailer ehrte und liebte in ihm seinen innigen Freund. Beide waren Eines Geistes — Ein Herz und Ein Sinn. Als Sailer Domherr und Bischof zu Regensburg wurde, zog Diepenbrock als dessen Privatsekretär mit ihm. Sailer weihte ihn zum Priester; König Ludwig ernannte ihn zum Domherrn in Regensburg. Das Domkapitel zu Breslau erwählte ihn zum Fürst-Bischof. Er trug Bedenken, diese hohe Würde und Bürde auf sich zu nehmen, überließ die Entscheidung dem heiligen Vater und unterwarf sich derselben aus Gehorsam. Seine Majestät König Ludwig, der ihn hart verlor, ernannte ihn zum Freiherrn.

Der Fürst-Bischof Melchior von Diepenbrock erzeigte sich in Wort und That als einen wahren Kirchenfürsten. Wer seine Hirtenbriefe gelesen — seine großmüthigen Handlungen vernommen hat — erkennt dieses mit Freude und Bewunderung. (Die geist- und gehaltreiche Trauerrede auf seinen Tod enthält davon, und von seiner weisen, sein ganzes Einkommen

hingebenden Wohlthätigkeit rührende, herzerhebende Beweise.)

Sobald König Ludwig die Erhebung des Fürst-Bischofs zur Cardinalswürde erfuhr, wünschte Er ihm in der nemlichen Viertelstunde schriftlich Glück, und bezeigte seine Freude, ihn zu der, nächst der päbstlichen, höchsten Würde der Kirche erhoben zu sehen. Der König sah dieses „als eine glänzende, große Genugthuung an, nicht nur für den von einer bekannten Parthei gehaßten Freund und Schüler Sailers, sondern auch für Sailer selbst, der so segenreich gewirkt hat und so arg verkannt worden!“

Der neuernannte Cardinal betrachtete sich blos als Ehren-Stellvertreter Sailers, seines Lehrers und Meisters, der diese Anerkennung und Auszeichnung verdient habe. Der Schüler und Jünger wollte gleichsam nur dessen Schleppträger seyn.

Dieses ist in den Schlußzeilen der Zueignung des duftreichen „geistlichen Blumenstraußes,“ den dessen Verfasser vor zwanzig Jahren seinem Lehrer Sailer gewidmet hatte, und nun in zweiter Auflage dankbar auf des Hochseligen Grab legte, sehr schön und lieblich angedeutet:

„Des Hermelins, des Purpurs Ehrenzeichen
Trägt für den Hohenpriester der Levite,
Trägt sie Dir nach, als Deines Saumes Schleppe.
O laß mich Gottes Thron mit Dir erreichen!
Wie mir am hohen Fest der Akolithe
Schlepptragend folgt hinan die Altarstreppe.“

Verzeichniß der Schriften

von

Dr. Christoph von Schmid.

Biblische Geschichte des alten und neuen Testaments für Aeltern und Kinder ꝛc.

Biblische Geschichte für Kinder zum allgemeinen Gebrauche in den Volksschulen Bayerns.

Biblische Geschichte für Kinder aus dem größern Werke von dem Verfasser ausgezogen ꝛc.

Die Apostel Deutschlands, eine Geschichte der Einführung und Verbreitung der Religion Jesu Christi aus glaubwürdigen Lebensgeschichten der Heiligen zusammengestellt.

Deutsche Frauen der christlichen Vorzeit.

Blumen der Wüste. Erzählungen aus dem Leben der ersten christlichen Einsiedler.

Erster Unterricht von Gott für die lieben Kleinen. (Die erste Abtheilung dieses Unterrichtes besteht aus einsylbigen Worten.)

Kleiner katholischer Katechismus nach Petrus Canisius.

Katechismus der christkatholischen Religion für das Bisthum Augsburg.

Handbuch für Seelsorger, Lehrer und Aeltern zum Katechismus der christkatholischen Religion für das Bisthum Augsburg.

Gebethbuch für die Jugend.

Christliche Gesänge zur öffentlichen Gottesverehrung in katholischen Kirchen.

Lehr- und Lesebuch für die mittleren und oberen Klassen der deutschen Schulen im Königreiche Bayern.

Gesammelte Schriften des Verfassers der Ostereier, Dr. Christoph von Schmid.

Aus dieser Sammlung sind in einzelnen Ausgaben erschienen:

Wie Heinrich von Eichenfels zur Erkenntniß Gottes kam.

Der Weihnachtsabend, eine Erzählung zum Weihnachtsgeschenke für Kinder.

Die Ostereier, eine Erzählung zum Ostergeschenke für Kinder.

Erzählungen für Kinder und Kinderfreunde:

Erstes Bändchen: Der Kanarienvogel. Das Johanniskäferchen. Die Waldkapelle.

Zweites Bändchen: Das Täubchen. Das verlorene Kind.

Drittes Bändchen: Das Lämmchen.

Viertes Bändchen: Der junge Einsiedler.

Drei Erzählungen für Kinder und Kinderfreunde: Die christliche Familie. Das alte Raubschloß. Das stumme Kind.

Sieben Erzählungen für Kinder und Kinderfreunde: Die Kirschen. Das Margarethablümchen. Das Vergißmeinnicht. Der Kuchen. Die Krebse. Das Rothkelchen. Das Vogelnestchen.

Die Früchte der guten Erziehung.

Erstes Bändchen: Drei Erzählungen in Briefen: Der gefundene Ring. Die rothen Kreuzer. Die Feuersbrunst.

Zweites Bändchen. Drei Erzählungen: Anselmo. Die Wolfskapelle. Die Wasserfluth.

Erzählungen dem blühenden Alter gewidmet.

Erstes Bändchen: Der Rosenstock. Die Fliege. Das Karthäuserkloster.

Zweites Bändchen: Die Nachtigall. Die rothen und weißen Rosen. Die zwei Brüder.

Das beste Erbtheil. Eine Erzählung.

Das hölzerne Kreuz. Eine Geschichte der Vorzeit zum Troste für Leidende.

Ludwig der kleine Auswanderer. Eine Erzählung.

Die Hopfenblüthen, eine Begebenheit aus dem Leben eines armen Landschullehrers.

Das Blumenkörbchen, dem blühenden Alter gewidmet.

Klara, oder die Gefahren der Unschuld.

Genovefa. Eine der schönsten und rührendsten Geschichten des Alterthums neu erzählt für alle gute Menschen.

Rosa von Tannenburg. Eine Geschichte des Alterthums für Aeltern und Kinder.

Eustachius. Eine Geschichte der christlichen Vorzeit, neu erzählt für die Christen unserer Zeit.

Josaphat, Königssohn von Indien. Eine Geschichte aus dem christlichen Alterthum.

Timotheus und Philemon. Die Geschichte christlicher Zwillingsbrüder.

Ferdinand. Die Geschichte eines jungen Grafen aus Spanien.

Der gute Fridolin und der böse Dietrich. Eine lehrreiche Geschichte.

Die kleine Lautenspielerin. Ein Schauspiel für Kinder und Kinderfreunde.

Kleine Schauspiele für Familienkreise, in drei Bändchen: Die Erdbeeren. Der kleine Kaminkehrer. Der Blumenkranz. Der Eierdieb. Emma oder die kindliche Liebe.

Blüthen dem blühenden Alter gewidmet. Lieder, nebst Erzählungen in Versen.

Nebst obigen gesammelten Schriften sind noch, meistens späterhin, erschienen:

Pauline, die Stifterin einer Kleinkinder-Schule.

Adelheid von Thalheim. Eine denkwürdige Geschichte aus dem vorigen Jahrhundert.

Mathilde und Wilhelmine, die ungleichen Schwestern.

Florentin Walther, ein verständiger und rechtschaffener Bauersmann.

Waldomir, eine alte Sage, nebst zwei kleinern Erzählungen aus neuerer Zeit.

Der Wunderarzt. Ein Märchen zum Ostergeschenke.
Kurze Erzählungen, ein Lehr- und Lesebuch für Volksschulen.
Kurze Erzählungen für die Jugend. Neue Sammlung.

Jesus am Oelberge. Sechs Betrachtungen, vorzüglich für die heilige Fastenzeit.
Trauerrede auf den Hintritt Sr. päpstlichen Heiligkeit Leo XII. in der Domkirche zu Augsburg gehalten.
Ein Blick zum Himmel, am Feste der Himmelfahrt unsers Herrn Jesus Christus. Eine Primizpredigt.
Primizpredigt über die Worte Jesu: Wie mich der Vater gesendet hat, so sende ich euch.
Primizpredigt über die Worte: Ich habe euch auserwählt und eingesetzt, daß ihr hingehet und Frucht bringet, und eure Frucht bleibe.
Sekundizpredigt. Unsere einzige Zuflucht bei der Vergänglichkeit unseres Lebens auf Erden.
Predigt auf die Jubelfeier des Verfassers, von ihm selbst gehalten in seiner Vaterstadt Dinkelsbühl 1841.
Dombekan Joseph von Weber. Eine kurze Geschichte seines Lebens und Wirkens. Mit einem Fac simile seiner Handschrift.
Geistliche Vergißmeinnicht. Eine Auswahl der schönsten und geistreichsten Sinnreime von Angelus Silesius.
Tägliche Gebethe nach alten Denkreimen.
Der Fremde in der englischen Anlage zu Thannhausen. Eine Idylle in Versen.
Erinnerungen aus meinem Leben. Erstes und zweites Bändchen.

☞ Am Ende des Gebethbuches für die Jugend ist das Verzeichniß der einzelnen Ausgaben in alphabetischer Ordnung nebst Preisen beigefügt.

Druck von J. P. Himmer in Augsburg.



Christoph von Schmid's Geburtshaus
IN DINKELSBUHL.

Erinnerungen

aus

meinem Leben.

Von

Christoph v. Schmid.

Drittes Bändchen:

Berufsleben.

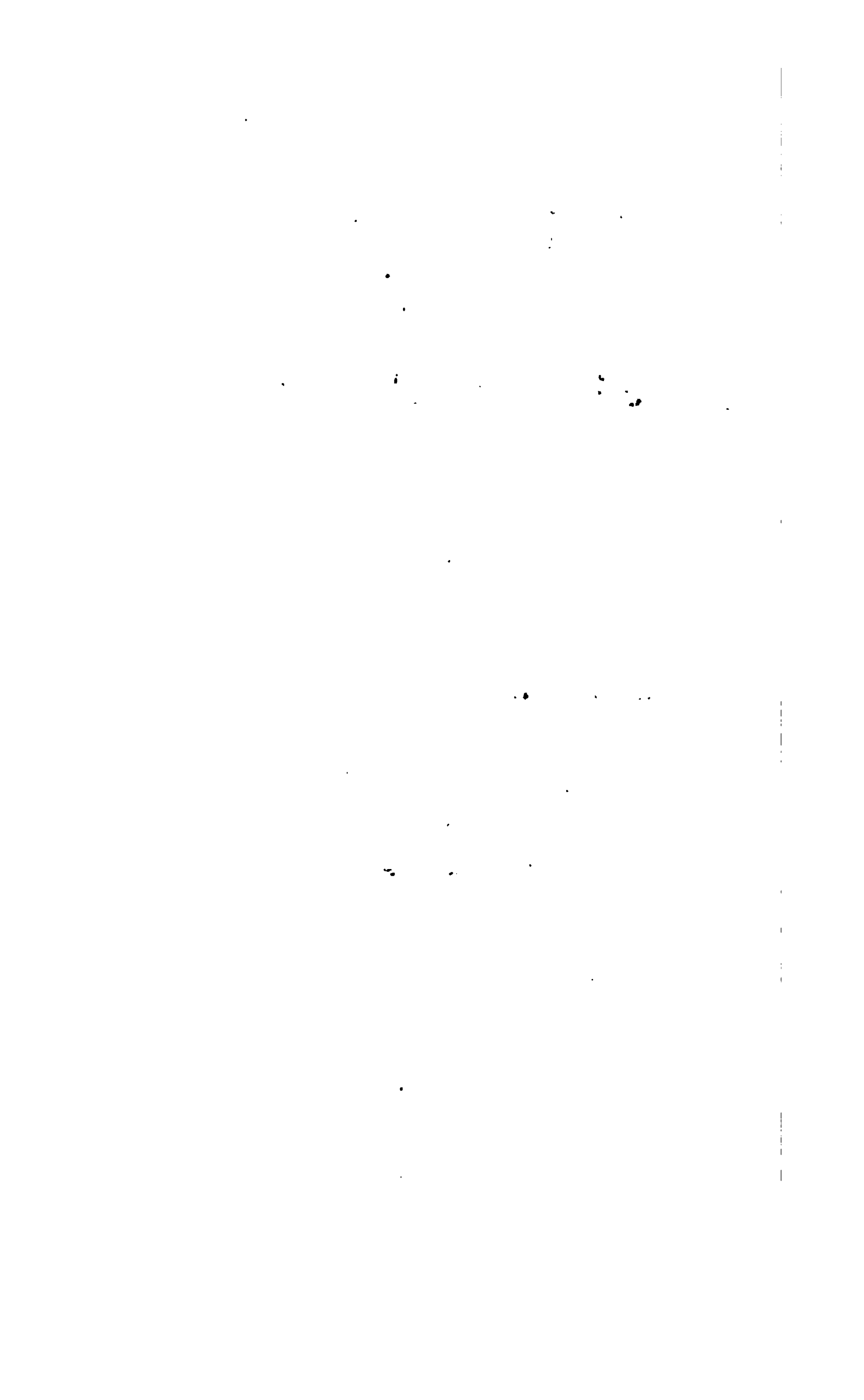
Herausgegeben

von

Albert Werfer.

Mit einem Stahlstich.

Augsburg,
Verlag der J. Wolffischen Buchhandlung.
1855.



Vorwort.

Der ehrwürdige Verfasser der Ostereier, Christoph von Schmid, mein theurer Onkel, wollte diese Blätter noch selbst der Oeffentlichkeit übergeben. Doch es gefiel Gott, ihn in eine bessere Welt abzurufen. Er starb an der Cholera zu Augsburg den 3. September 1854.

Ich hatte während der Lebzeiten des Hingeschiedenen oft und längere Zeit das Glück, in seinem geist- und gemüthvollen Umgange zu verweilen, und er äußerte vor seinem Tode mehrmals gegen mich: es fände sich unter seinen Papieren noch Manches, das der Herausgabe werth seyn dürfte; ich könnte es, da ihm dies bei seinem hohen Alter wohl nicht mehr

möglich sey, nach seinem Tode ordnen und der Oeffentlichkeit übergeben. Dahin gehören nun auch diese Erinnerungen aus seinem Leben. Ich fand sie nach seinem unerwartet schnellen Hinscheiden unter andern Papieren auf seinem Schreibtischchen; sie sind seine letzte Arbeit. Indem ich es einerseits für eine Pflicht der Pietät gegen den theuren Hingeschiedenen halte, durch die Herausgabe derselben seinen für mich so ehrenvollen Auftrag, wenn auch mit dem Gefühle tiefer Wehmuth, zu erfüllen, glaube ich andererseits, dadurch dem Wunsche seiner vielen hochverehrten Gönner und Freunde so wie dem der zahlreichen Leser seiner Schriften entgegenzukommen. Sie hören hier den heimgegangenen, edeln Kinderfreund noch einmal selbst von seinen Erlebnissen, Schicksalen und seinem Umgange mit den lieben Kleinen erzählen. Konnte auch der Verfasser das hinterlassene Manuscript nicht mehr eigenhändig und mit

gewohnter Sorgfalt zum Drucke vorbereiten, so werden doch die freundlichen Leser diese Blätter, wie sie hier geboten werden können, gewiß nicht ohne Vergnügen und Nutzen lesen, und sie nicht aus den Händen legen, ohne den Mann in ihren Herzen zu segnen, der durch sein ganzes Leben hindurch geräuschlos, unermüdet und höchst segensreich an der wahren Bildung und Veredlung der Jugend und des Volkes gearbeitet hat, und dessen liebliche Erzählungen noch in späten Tagen das Kind wie der Greis mit Freude und frommer Rührung anhören wird.

Da Christoph von Schmid im Eingange dieses Bändchens auch die merkwürdigsten Gebäude seiner Vaterstadt schildert, so wurde es für geeignet gehalten, diesen Gebäuden als Titelbild noch ein weiteres anzureihen, nämlich eine getreue Abbildung des alterthümlichen Hauses, in dem der berühmte Verfasser der Ostereier das Licht der Welt erblickt hat.

Schließlich bemerke ich noch, daß Christoph von Schmid außer den hier mitgetheilten Erinnerungen keine weitern, zusammenhängenden Aufzeichnungen aus seinem spätern Leben hinterlassen hat. Was mir darüber noch bekannt ist, beruht auf seinen mündlichen Mittheilungen, auf den Mittheilungen seiner Freunde und ist in seinen Briefen und einzelnen Gedenkblättern enthalten. Damit nun aber die Biographie Christoph von Schmids kein bloßes Bruchstück bleibe, werde ich auf den Grund des Vorhandenen den Versuch wagen, in einem vierten Bändchen das von dem Verfasser selbst begonnene Lebensbild in seinem Geiste — möglichst treu und einfach fortzuführen und zu vollenden.

Essendorf in Würtemberg,
den 20. Juni 1855.

Der Herausgeber
Albert Werfer,
Pfarrer und Schulinspektor.

Das Berufsleben.

1. Noch einen Blick auf meine Vaterstadt.

Bevor ich von meinen Erlebnissen und Schicksalen weiter erzähle, werfe ich noch einen dankbaren Blick auf meine geliebte Vaterstadt Dinkelsbühl zurück, in die ich von nun an nur mehr hie und da auf einen Besuch von wenigen Tagen zu kommen pflegte.

Dinkelsbühl liegt zwischen dem Ufer der Wernitz und einer sanften Anhöhe, einem Hügel, auf dem sie zum Theil erbaut ist. Die reichen Wiesen des Thales sind unvergleichlich schön grün und der bläuliche Fluß, der dazwischen hinfließt, hat mich als Knaben, zumal wenn die Sonne darauf schien und auf seinen sanften Wellen unzählige Sternchen silberhell funkelten, immer ganz ungemein ergötzt. In uralten Zeiten befand sich da, wo jetzt die Stadt steht, nur ein einziger Bauernhof. Einer der Besitzer, der hier zuerst Dinkel baute und deßhalb Dinkelbauer genannt wurde, viele Taglöhner hatte und sehr reich

und sehr fromm war, erbaute hier eine Kapelle und ein kleines Kloster und bat den Orden der Karmeliten davon Besitz zu nehmen. Einige Ordensgeistliche begaben sich dahin und hielten von nun an hier Gottesdienst. Viele Landleute aus entfernteren Gegenden, wo noch keine Pfarreien errichtet waren, erschienen an allen Sonn- und Festtagen dabei und da sie hier noch vielen guten aber unangebauten Boden fanden, so machten sie sich hier ansäßig. Es entstand nach und nach ein großes Dorf und zuletzt die Stadt. Wegen des Dinkels, der hier reichlich gedeiht und des Bühls oder Hügels, an dem sie liegt, wurde die Stadt Dinkelsbühl genannt. Sie führt deshalb auch drei grüne Hügel mit drei goldnen Dinkelähren im Wappen. So hat Dinkelsbühl wie noch viele Städte Deutschlands seine Entstehung einem Kloster zu danken. In diesem Augenblicke schweben mir alle Straßen der Stadt vor Augen. Unter den Straßen, die ich, wie oft! durchwandert habe, sind einige sehr schön, breit und ziemlich lang. Die Stadt ist nach ehemaliger, alter Art befestigt, mit doppelten Mauern und mehr als zwanzig hohen Thürmen aufgemauert, mit Gräben und gewaltigen Wällen umgeben. Die Wälle sind aber jetzt meistens abgetragen und zu Gärten umgeschaffen. In der Stadt befinden sich viele wohlgebaute Bürgerhäuser und Gasthöfe. Von andern Gebäuden finde ich nennenswerth das Rathhaus

wegen seiner alterthümlichen Bauart, zwei Klöster, ein Karmeliten- und ein Kapuziner-Kloster und das deutsche Haus, von einem Comandeur des deutschen Ordens palastartig erbaut. Das merkwürdigste Gebäude aber ist die große Pfarr- und Hauptkirche nach altdeutscher, gothisch genannter Bauart aufgeführt. Schon auf das Gemüth des Knaben, der von der Baukunst noch nichts verstand, machte dieser majestätische Bau mit seinen vier und zwanzig hohen Säulen, von denen die drei gleich hohen Gewölbe des Mittelschiffes und der zwei Seitengänge getragen werden, einen tiefen Eindruck. O wie manche Stunde brachte ich auch außer der Zeit des Gottesdienstes in diesem ehrwürdigen Tempel zu! Die Gemälde auf den Altären und an den Wänden zogen mich besonders an; auch die Grabdenkmale ehemaliger Patrizier, ausgezeichneter Männer und würdiger Frauen der Stadt konnte ich nicht genug betrachten und die Inschriften darauf lesen. Es waren auf ihnen Begebenheiten aus der Geschichte Jesu in Stein ausgehauen und die Inschriften zeugten von dem Glauben an Gott und Christus und von der Hoffnung auf ein ewiges, besseres Leben.

O wie oft wurde ich, wenn ich Abends spät bei hellem Mondschein an diesem bewundernswerthen Baue vorbeikam, der einen breiten dunkeln Schatten in die Straße hereinwarf, von einem ehr-

und sehr fromm war, erbaute hier eine Kapelle und ein kleines Kloster und bat den Orden der Karmeliten davon Besitz zu nehmen. Einige Ordensgeistliche begaben sich dahin und hielten von nun an hier Gottesdienst. Viele Landleute aus entfernteren Gegenden, wo noch keine Pfarreien errichtet waren, erschienen an allen Sonn- und Festtagen dabei und da sie hier noch vielen guten aber unangebauten Boden fanden, so machten sie sich hier ansäßig. Es entstand nach und nach ein großes Dorf und zuletzt die Stadt. Wegen des Dinkels, der hier reichlich gedeiht und des Bühls oder Hügels, an dem sie liegt, wurde die Stadt Dinkelsbühl genannt. Sie führt deshalb auch drei grüne Hügel mit drei goldnen Dinkelähren im Wappen. So hat Dinkelsbühl wie noch viele Städte Deutschlands seine Entstehung einem Kloster zu danken. In diesem Augenblicke schweben mir alle Straßen der Stadt vor Augen. Unter den Straßen, die ich, wie oft! durchwandert habe, sind einige sehr schön, breit und ziemlich lang. Die Stadt ist nach ehemaliger, alter Art befestigt, mit doppelten Mauern und mehr als zwanzig hohen Thürmen aufgemauert, mit Gräben und gewaltigen Wällen umgeben. Die Wälle sind aber jetzt meistens abgetragen und zu Gärten umgeschaffen. In der Stadt befinden sich viele wohlgebaute Bürgerhäuser und Gasthöfe. Von andern Gebäuden finde ich nennenswerth das Rathhaus

wegen seiner alterthümlichen Bauart, zwei Klöster, ein Karmeliten- und ein Kapuziner-Kloster und das deutsche Haus, von einem Comandeur des deutschen Ordens palastartig erbaut. Das merkwürdigste Gebäude aber ist die große Pfarr- und Hauptkirche nach altdeutscher, gothisch genannter Bauart aufgeführt. Schon auf das Gemüth des Knaben, der von der Baukunst noch nichts verstand, machte dieser majestätische Bau mit seinen vier und zwanzig hohen Säulen, von denen die drei gleich hohen Gewölbe des Mittelschiffes und der zwei Seitengänge getragen werden, einen tiefen Eindruck. O wie manche Stunde brachte ich auch außer der Zeit des Gottesdienstes in diesem ehrwürdigen Tempel zu! Die Gemälde auf den Altären und an den Wänden zogen mich besonders an; auch die Grabdenkmale ehemaliger Patrizier, ausgezeichneter Männer und würdiger Frauen der Stadt konnte ich nicht genug betrachten und die Inschriften darauf lesen. Es waren auf ihnen Begebenheiten aus der Geschichte Jesu in Stein ausgehauen und die Inschriften zeugten von dem Glauben an Gott und Christus und von der Hoffnung auf ein ewiges, besseres Leben.

O wie oft wurde ich, wenn ich Abends spät bei hellem Mondschein an diesem bewunderswerthen Baue vorbeikam, der einen breiten dunkeln Schatten in die Straße hereinwarf, von einem ehr-

Wittwe und alle Vater- und Mutterlosen Waisen wurden von dem Spitale versorgt. Nach Beschaffenheit der Umstände wohnten sie entweder da, oder erhielten eine wöchentliche Unterstützung, vorzüglich nicht an Geld, sondern an Lebensmitteln. Alle diese Speisen waren sehr gut gekocht. An höhern Festen bekamen alle Angehörigen des Spitals bessere Speisen; an Weihnachten Weihnachtsgeschenke an Eßwaaren, an Ostern Osterkuchen und Ostereier und dergleichen mehr. So sprach sich der milde, christliche Sinn unserer Vorfahren in Allem aus.

Schon von alten Zeiten her war in der Stadt die weise Vorsorge getroffen, daß der Preis des Getreides nicht zu hoch steigen konnte, und keine Theurung zu befürchten war. Es waren in der Stadt vier Kornhäuser errichtet, für jedes Stadtviertel eines. Wenn das Getreide unter dem Mittelpreise stand, so kaufte die Stadt ein und füllte die Kornböden. Stiegen die Früchte höher, so verkaufte die Stadt den Bürgern zu dem Mittelpreise. Der Gewinn, den die Stadt dabei hatte, reichte eben zu, die Zinse des Kapitals, für das die Früchte eingekauft worden, den Schwand, die Unterhaltung der Gebäude und die Bezahlung der dabei beschäftigten Aufseher und Diener zu bestreiten. Die Stadt hatte bei dieser Einrichtung keinen Nachtheil, die einzelnen Bürger aber hatten den großen Vortheil, der Noth und des Jammers bei zu hohen Getreide-

preisen überhoben zu seyn. Der ruchlosen Kipperei, die sich auf Kosten der Armen bereichern will, war gänzlich gewehrt.

Die Stadt besaß auch ansehnliche Waldungen und eine große Anzahl von Weihern. Man sagte im Sprichwort, Dinkelsbühl besitze so viele Weiher als das Jahr Tage habe. Gute Oekonomen behaupteten, es zeuge von keiner guten Landwirthschaft, daß man diese Weiher nicht trocken lege und zum Feldbau benütze. Allein schon damals, als ich noch ein Knabe war, wurden viele Weiher, über welche die Stadt frei zu gebieten hatte, in Aecker oder Wiesen umgeschaffen; bei vielen andern aber war es nicht thunlich; denn entweder hatte eine benachbarte Gemeinde das Recht, ihre waidenden Viehheerden zur Tränke dahin zu treiben oder ein benachbarter adeliger Herr, der Jagdberechtigt war, widersetzte sich, indem er sagte, er wolle lieber eine wilde Ente als einen Haasen schiessen.

In ältern Zeiten war die Fischerei allen Bürgern freigegeben, allein es kam am Ende dahin, daß es gar keine Fische mehr gab. Man sah sich genöthigt, den freien Fischfang aufzuheben. Die Weiher wurden an eigene Fischer verpachtet und der Ertrag zum Besten der Stadt in Einnahme gebracht. Um alle Einwohner über den Verlust ihres Rechtes zu fischen, zufrieden zu stellen, theilte man zur Zeit, da die Weiher gefischt wurden, an die

Bürger im Verhältniß ihrer Besteurung mehr oder weniger Pfund Fische aus. Der Tag, an dem man, wie man sagte, den Bürgerfisch verabreichte, war eine Art Fest für die Stadt. Ueberall sah man Leute, die Hamen oder Netzbeutel mit Fischen trugen. Meine Mutter hatte auf diese Zeit immer einen bedeutenden Vorrath von Mehl vorräthig, indem immer einige arme Bürgersfrauen kamen, um anstatt ihrer Fische Mehl einzutauschen. Sie sagten: „Unsere Kinder essen lieber Nudeln, die keine Gräten haben, wie die Fische." Die Stadtfischer verkauften auch ganze Wagen voll Fische, fast lauter Karpfen an entfernte Städte z. B. nach Augsburg. Diese Weiherkarpfen wurden einige Zeit vor dem Verkaufe in eine mit Gittern abgesperrte Strecke der Wernitz gebracht, damit sie den Moosgeruch verloren und dann so gut schmeckten wie Flußkarpfen. Zur Zeit des deutschen Reiches war es gebräuchlich, dem Kaiser, wenn er in eine Reichsstadt kam, immer von dem Vorzüglichsten, was die Stadt hervorbrachte, ein Geschenk zu machen. In Dinkelsbühl standen vor der Thüre des Hauses, wo er seine Wohnung nehmen wollte, allzeit zwei große Kufen voll Fische bereit. Die höchsten und hohen Herrschaften mit ihrem Gefolge aßen davon und schenkten den Rest den Kapuzinern der Stadt.

Die Religion behauptete damals noch allgemein ihre Rechte, und war überall sichtbar vorherrschend.

Der Magistrat — ich rede hier vorerst von der katholischen Religion — erschien an jedem Sonn- und Festtage in dem Hochamte, Bürgermeister und Senatoren in schwarzen seidenen Mänteln, der Rechtsconsulent in einem scharlachrothen, der Stadtphysikus, so viel ich mich erinnere, in grünem Mantel. Sie hatten in den Chorstühlen zu beiden Seiten des Hochaltares ihre Plätze. Nach dem Evangelium wurde die Predigt gehalten, zu der alle diese Herren in die für sie bestimmten, vergitterten Kirchenstühle der Kanzel gegenüber herabgingen. Nach beendigter Predigt begaben sie sich wieder in ihre Chorstühle. Wenn der eine oder andere Herr fehlte, von dem man wußte, daß er nicht verreist sey, so schickte man Collegen und Anverwandte hin und ließ fragen, ob er sich etwa nicht wohl befinde.

Auch die evangelische Kirche war an Sonn- und Festtagen sowohl Vor- als Nachmittags gedrängt voll Menschen. Wenn der Gottesdienst beendigt war, so konnte die breite Straße die schön und festlich gekleideten Leute kaum fassen. Ich erinnere mich noch sehr wohl, wie unser Hausherr, ein bedeutender Wollfabrikant, an dem Abende vor dem Tage, an dem er mit seiner Familie, seinen Söhnen und Töchtern, Gesellen und Mägden zum h. Abendmahl ging, alle Arbeiten sehr frühe beendigte und ihnen bis spät in die Nacht vorlas und vorbethete. Mein Vater sagte uns oft, wie sollen an ihnen ein Bei-

spiel nehmen und uns von ihnen nicht beschämen lassen.

In Hinsicht der Sittlichkeit war zwischen beiden Confessionen ein rühmlicher Wetteifer, daß keine von der andern sich übertreffen lasse. Es kam höchst selten vor, daß eine Bürgerstochter zu Fall kam und machte allemal in der Stadt großes Aufsehen. Die erste Frage war immer: Ist sie katholisch oder evangelisch? Der Theil, dem sie angehörte, war bestürzt.

Was die Klöster betrifft, die damals in meiner Vaterstadt noch bestanden, so hatten die Karmeliten, von dem ersten Kloster ihres Ordens auf dem Berge Karmel so genannt, eine schöne, helle und heitere Kirche. Die Deckengemälde stellten die Geschichte des Propheten Elias vor. Den Hochaltar zierte ein großes, herrliches Gemälde, auf dem die heilige Katharina als königliche Prinzessin vor dem Throne des Kaisers Maximian in einem Kreise von Weltweisen stehend abgebildet war. Die Weltweisen mit großen Bärten und ernsten, etwas verwirrten Mienen suchten auf Befehl des Kaisers die Jungfrau vom Glauben an Christus abwendig zu machen. Katharina aber, deren Angesicht so heiter erschien, daß man sah, sie sey ihrer Sache gewiß, besiegte die heidnischen Philosophen und bekehrte sie zum Glauben an Christus. An der Wand seitwärts vom Hochaltare befand sich das breite Fenster eines Ora-

toriums. Von da aus sah man an der Wand gegenüber ein anderes sehr schönes Gemälde, die heilige Familie vorstellend. Maria, unter einem Palmbaum sitzend, hatte das Jesuskind auf dem Schoosse. Joseph bricht von einem andern Baume Früchte in ein Körbchen ab. Es hat sich mir so tief eingeprägt, daß ich es jetzt noch nachzeichnen könnte.

Der Chorgesang der Klostergeistlichen war ein einfacher Choral, von vortrefflichem Orgelspiele begleitet. Nur an besondern Festen hatten sie figurirte Musik, die von den Musikern der Pfarrkirche vorgetragen wurde. Ueberall im Kloster erblickte ich gute Ordnung, Stille, Andacht und religiöses, rein sittliches Betragen.

Die Geistlichen predigten in ihrer Kirche zur Erbauung des Volkes an besonders festgesetzten Sonntagen und Festtagen unbeschadet des pfarrlichen Gottesdienstes. Sie hörten sehr fleißig Beicht, und halfen auf dem Lande in der Seelsorge fleißig aus. Hie und da wurde auch einer in ein adeliges Schloß auf einige Zeit als Schloßkaplan berufen.

Es befanden sich unter ihnen manche würdige Männer, von denen ich aber nur einige nennen will, deren Bild mir noch besonders lebhaft vorschwebt. Pater Lotharius, nach einander Prior, Provinzial und Definitor, war ein Mann von großem Verstande, der aus seinen großen, hellen, schwarzen

Augen hervorleuchtete. Sein Angesicht, röthlichbraun von Farbe, war meistens ernst. Er und mein Vater schätzten einander sehr und besuchten sich gegenseitig öfter. Ich hatte das kleine Geschäft, die Zeitungen, die mein Vater hielt und ihm mittheilte, ihm zweimal in der Woche zu überbringen. Seine Zelle war hell und reinlich, aber einfach und ohne allen Schmuck. Vor den Fenstern der andern Zellen sah man allerlei Blumen; auf seinem Fenstersimse stand immer nur eine Resede, die das ganze Zimmer mit Wohlgeruch erfüllte. So oft ich die Zeitungen brachte, schenkte er mir einen Apfel, ein paar Birnen oder eine Traube und sagte mir einige ermahnende Worte.

Pater Berengar war ansehnlich und groß von Gestalt, entschlossen, gewandt und welterfahren. Er hatte, als er noch Theologie studirte, preußischer Soldat werden müssen, wurde bald Unteroffizier und machte den ganzen siebenjährigen Krieg mit. Als es Friede wurde, begab er sich in den Karmeliten-Orden. Da er auf seiner kriegerischen Laufbahn mit mancherlei Menschen umzugehen hatte, öfter vor Generalen und hohen Offizieren erscheinen mußte, ja selbst vor König Friedrich II., so hatte er sich im Verkehr mit Menschen aller Art eine ungemeine Gewandtheit und Sicherheit erworben. Er war immer heiter und fröhlich und wußte sich über Alles, was in Gesprächen vorkam, kurz und treffend auszudrücken. Zu Anfang seines Klosterlebens wurde er

zum Hopfensammeln ausgeschickt. Der letzte Markgraf von Ansbach, dem er einmal aufwartete, schätzte ihn sehr und ließ ihn, so oft er in die Gegend von Ansbach kam, allemal zur Tafel einladen. Er mußte von den Schlachten erzählen, in denen er mitgekämpft hatte und von Friedrich II. Der Markgraf hörte ihm mit Vergnügen zu und erweiterte die Gränzen des Bezirks, in dem die Karmeliten Hopfen als Almosen sammeln durften, das sie Terminiren nannten.

Pater Benignus war ein sanfter, freundlicher und sehr gebildeter Mann. Er schaffte sich alle religiösen und moralischen Schriften an, die damals besonders geschätzt wurden. Mir schenkte er einmal ein Buch, betitelt das Geschäft des Menschen von Schönberg. Wir Kinder durchgingen es sehr oft nicht wegen des Textes sondern wegen der ungemein schönen Vignetten, die dem Texte eingedruckt waren. Eines dieser Bildchen stellte Maria zu den Füßen Jesu sitzend und auf sein Wort horchend dar; die geschäftige Martha kam herein, sich zu beklagen, daß Maria ihr nicht helfe. Der Künstler hatte unglücklicher Weise der Martha in die eine Hand ein Küchenmesser und in die andere ein paar Hühner gegeben. Unter dem Bildchen standen die Worte: „Nur Eines ist nothwendig.“ Wir Kinder legten daher in unserer Einfalt diese Worte so aus: an Einem Huhne sey es schon genug. Man sieht dar-

aus, wie leicht Maler Mißverständnisse veranlassen können.

Pater Narciß klein von Gestalt hatte nur wenig Verstand, war aber überaus fromm. Von Beidem nur ein Beispiel. Als die Markgrafschaft Ansbach an die Krone Preußens kam, wurde den Karmeliten der Stadt das Terminiren innerhalb der Gränzen dieses Landes verboten. Der Prior publicirte dieses Verbot dem versammelten Konvente. Da rief Pater Narciß jammernd: „Mein Gott, mein Gott, was fangen wir an? Wenn wir nicht mehr terminiren dürfen, müssen wir noch gar betteln.“ Wir konnten ungeachtet ihrer großen Bestürzung sich des Lachens kaum enthalten. Wenn Pater Narciß für Verstorbene Messe las und im schwarzen Meßgewande den Altar betrat, so brauchte er zu solchen Messen, obwohl diese die kürzesten sind, eine bis zwei Stunden. Die Ministranten konnten es im Winter so lange nicht aushalten und gingen von Zeit zu Zeit in die Sakristei, um sich zu wärmen. Pater Narciß kam endlich auch ganz blau und erstarrt zurück in die Sakristei. Wenn man ihn fragte warum er denn zu solchen Messen, welche die kürzesten seyen, so lange am Altare verweile, so sagte er: „Ich halte es mit der Sentenz, daß die armen Seelen, so lange ein Priester für sie Messe lese, nichts zu leiden haben.“ Man verlachte diese Meinung als gänzlich ungegründet. Mein Vater

aber sprach: „Obwohl diese Meinung dem Verstande des frommen Paters eben nicht zum Ruhme gereiche, so sey doch sein wohlwollendes, liebevolles Herz gegen Lebende und Verstorbene aller Verehrung werth.“ —

In einer Mauer des Klosters gegen den Garten hin stand in einer Nische eine Statue mit Farben bemalt, einen Bauer in uralter Tracht vorstellend. Ueber dem Bilde war in Stein eingehauen die Aufschrift zu lesen: „Dinkelbauer.“ Unter dem Bild stand der Reim:

„Das Kloster und die Stadt
Von mir den Namen hat.“

Das Bild sammt Ueberschrift und Reim machte uns Knaben großes Vergnügen und wir betrachteten dasselbe gar oft.

Die Kirche der Kapuziner lag auf der höchsten Anhöhe der Stadt, von wo aus man eine schöne Aussicht über alle Thürme, Kirchen und Häuser hatte. In der Kirche sah man freilich nichts von Gold und Silber, sondern nur Holz, das jedoch von schöner, glänzendbrauner Farbe war. Die Altäre prangten so schön mit Blumen geziert, daß Jedermann sie bewunderte. Der Garten des Klosters war wegen seiner Blumenpracht einzig in seiner Art; besonders erblickte man da ausgezeichnet schöne Ranunkeln. Ich kam nur wenig in dieses

Kloster. Nur einmal, wie ich mich erinnere, als die Honorationen der Stadt dort speisten, erlaubte mir mein Vater zum Nachtische dahin zu kommen. Es war eben Weihnachten und die Patres, welche gegen mich sehr freundlich waren, zeigten mir in einer Seitenkapelle der Kirche ihre Krippe. Ein junger Pater hob mich auf, stellte mich unter die Hirten der Krippe und zum allgemeinen Vergnügen war ich nicht größer als einer derselben. Da ich nur selten in dieses Kloster kam, so waren mir die Mitglieder desselben auch wenig bekannt, ausgenommen den Pater Kolumbus, einen sehr würdigen Mann, der zuerst Stadtpfarrprediger zu Dinkelsbühl war, dann Quardian im Kapuzinerkloster zu Ellwangen und endlich katholischer Stadtpfarrer zu Nördlingen.

Ueberhaupt standen die Kapuziner in der ganzen Stadt bei Katholiken und Protestanten in großer Achtung. Die Zeit, oder vielmehr die Menschen waren damals ganz anders. Die Söhne angesehener Beamten und reicher Kaufleute traten in den Orden der Kapuziner. In Dinkelsbühl war ein Noviziat. Ich erinnere mich noch, daß einige Studirende als Novizen aufgenommen wurden. Jeder trug gleich einem Hochzeiter einen Blumenstrauß am Arme. Ehe sie in die Klosterpforte traten, warfen sie ihr Taschengeld weg; Kinder und arme Leute klaubten es emsig auf, dieß war keine leere Zere-

monie. Die jungen Männer bezeugten hiemit, daß sie auf allen Besitz von Geld und Gut Verzicht leisten wollten. Es befand sich damals ein Kaufmannssohn aus Augsburg unter ihnen, der sein väterliches Erbtheil von 20,000 Gulden seinen Geschwistern überließ und Kapuziner wurde.

Obwohl die Kapuziner von Almosen lebten, so waren sie für das Beste der menschlichen Gesellschaft doch nicht unthätig. Einer aus ihnen war Stadtpfarrprediger, andere halfen vielfältig in der Seelsorge auf dem Lande aus. Auch in ihrer eigenen Kirche hatten sie manchen Gottesdienst, der zahlreich besucht wurde. Schon das Beispiel ihres frommen, armen Lebens blieb nicht unbeachtet. Auch die Protestanten wurden davon gerühret und mancher Wirth gab ihnen alle Jahre einen ganzen Sud weißes Bier, das ihr gewöhnlicher Trank war. Wenn fröhliche Familiengesellschaften, die sich an die Polizeistunde nicht zu halten brauchten, Nachts länger beisammen blieben und endlich um 12 Uhr das Glöcklein ertönte, das die Kapuziner in den Chor rief, gingen alle fröhlichen Gäste williger, als durch ein Machtgebot dazu aufgefordert, auseinander. Mancher Pater trug durch seine Kenntnisse nicht nur zu Beförderung der Blumenzucht, sondern vorzüglich zu Veredlung der Obstbäume bei. Bei Feuersbrünsten leisteten sie mit großer Anstrengung bedeutende, sehr dankenswerthe Dienste. Besonders

vertraute man Kostbarkeiten oder sonst Sachen von Werth ihren Händen, um sie in Sicherheit zu bringen.

Nur noch ein Beispiel, das ihren Gesinnungen Ehre macht, kann ich nicht mit Stillschweigen übergehen. Damals wurde, um den Menschen einen recht tiefen Abscheu gegen Verbrechen einzuflößen, die von den Gerichten bestraft werden, selbst der Scharfrichter für unehrlich gehalten und alle Gemeinschaft mit ihm, so viel nur möglich, gemieden. Sogar in der Kirche war ihm ein ganz eigener, abgesonderter Kirchenstuhl angewiesen. Nun starb ein Knecht desselben und Niemand wollte die Leiche zu Grabe tragen. Selbst arme Taglöhner und Bettler ließen sich nicht einmal durch Verheißung großen Lohnes dazu bewegen. Da erboten sich die Kapuziner, die Leiche zu Grabe zu tragen. Eine große Menge Volkes fand sich bei dem Leichenbegängnisse ein, von dem in jenen Tagen so viel gesprochen wurde. „Es ist etwas Unerhörtes," sagten die Leute, „daß die Leiche eines armen, verachteten Knechtes von vier Priestern den weiten Weg hinaus zum Gottesacker getragen worden; keinem Bürgermeister ist je eine solche Ehre widerfahren." Man lobte die Bereitwilligkeit der frommen Väter, sich allen, auch den geringsten Diensten zu unterziehen. Ihre Demuth, ihre Menschenliebe wurde noch von Enkeln gepriesen.

Trugen auf diese und andere Weise die Klöster nicht wenig dazu bei, den religiösen Sinn unter den Einwohnern meiner Vaterstadt zu fördern: so dienten nicht minder uralte, bestehende Gebräuche dazu, die großen Wahrheiten unserer heiligen Religion dem Volke zu versinnlichen und das Andenken daran von Zeit zu Zeit aufzufrischen. Lebhaft erinnere ich mich noch heute derselben; sie machten auf mein kindliches Gemüth einen unauslöschlichen Eindruck und erweckten gleichfalls fromme Gefühle in mir. So wurde in einem Seitengänge der katholischen Pfarrkirche zur Weihnachtszeit jedesmal eine Krippe errichtet. Der eifrige Stadtpfarrer Gradmeier ließ sie, da wir Kinder eben älter wurden, erneuern und prächtig ausstatten. Das Ganze stellte eine angenehme Landschaft vor, einen breiten Berg mit vielen Absätzen und Seitenwegen und zu oberst die Stadt Bethlehem; unten war eine große Felsenhöhle, in der Christus geboren wurde und das umgebende Thal zu sehen. Die Personen waren zwar angekleidet, jedoch mit Geschmack. Köpfe und Hände waren von einem trefflichen Bildhauer ganz nach der Kunst gearbeitet und von einem ebenso kunstreichen Maler übermalt. Die ganze Jugendgeschichte Jesu wurde so nach und nach vorgestellt. Das Kind Jesu in der Krippe, Maria und Joseph und dabei die anbethenden Hirten, die hl. drei Könige, die Flucht nach Aegypten und zuletzt der zwölfjähr

rige Jesus im Tempel. Die Anordnung der Scenen war einem in seiner Art sinnreichen Manne anvertraut, der fast täglich eine Veränderung anzubringen wußte, womit er die Zwischenbegebenheiten der Hauptgeschichten ausfüllte. Am Abende vor der heiligen Nacht z. B. war der Stall noch leer, und zwei Engel waren da und kehrten die Spinnengewebe ab; in der heiligen Nacht erblickte man das Kind Jesu, Maria und Joseph in der Felsenhöhle, und seitwärts den Engel und die Hirten; am Tage selbst waren indessen die Hirten herbeigekommen, das göttliche Kind anzubethen; in der Folge sah man Hirtenknaben und Hirtenmädchen mit ländlichen Geschenken, einem Lamm oder einem Paar Täubchen, mit Eiern oder Früchten der Krippe zueilen. Bevor die hl. drei Könige kamen, ließen sich die Vorreiter und Läufer sehen; hierauf erschienen die hl. Könige alle drei zu Pferd; endlich waren sie dargestellt knieend vor dem göttlichen Kinde und ihre Geschenke überreichend; ihr zahlreiches Gefolge füllte das ganze Thal umher. Ich bin zu keiner Stunde des Tages durch die Kirche gegangen, ohne daß ich Leute, besonders Mütter und Kinder sowohl katholischer als evangelischer Confession vor der Krippe stehend bemerkt hätte. Der würdige Stadtpfarrer betheuerte, vorzüglich aus Liebe zu den Kindern habe er auf diese Krippe so Vieles verwendet. „Diese für uns heil-

bringenden Geschichten," sagte er, „werden so den Kindern auf's Beste anschaulich und unvergeßlich gemacht." „Und wie viele Erwachsene sind in dieser Hinsicht auch noch Kinder!" sagte mein Vater.

Zur Zeit der Fasten fanden wieder andere Gebräuche und Anordnungen statt, dem Volke die Begebenheiten aus der Geschichte Jesu zu versinnlichen. An jedem Donnerstage wurde während dieser Zeit an einem andern Orte der Pfarrkirche eine Bühne errichtet mit sehr schön gemalten Oel- und Palmbäumen, den Oelgarten vorstellend. Dieser schöne Garten zur rauhen Jahreszeit grünt jetzt noch in meiner Erinnerung.

Jesus, im Garten knieend, wurde vorgestellt, freilich nur durch eine gekleidete Statue in sanftrothem Gewande und dunkelblauem Mantel; das Angesicht war aber sehr ehrwürdig und anmuthig und von hellen Strahlen umgeben. Oben in den Wolken erschien der Engel — ein Knabe, der ein guter Sänger war und ein Trostlied sang. Dreimal neigte Jesus sein Angesicht bis zur Erde und jedesmal wurde dann mit der größten Glocke ein Zeichen gegeben. Während Jesus auf dem Angesichte lag, las der Pfarrer ein kurzes Gebeth vor. An dieser Vorstellung war in Hinsicht der Kunst allerdings Vieles auszustellen; allein dem Volke, das nichts von Aesthetik wußte, fiel keine solche Kritik ein. Die Kirche war gedrängt voll Menschen, Katholiken

und Protestanten. Alle betheten in der Stille mit oder hörten wenigstens andächtig zu.

Da an allen Donnerstagen Abends das ganze Jahr hindurch ein solches Glockenzeichen gegeben wurde, auf das alle Angehörigen der Pfarrei knieend zu bethen pflegten, so konnten sie sich die Angst Jesu am Oelberg um so lebhafter vorstellen und ich erinnere mich noch wohl, daß wir Kinder das uralte Gebeth in Reimen mit großer Andacht betheten, welches, alten, kräftigen Holzschnitten ähnlich uns sehr zu Herzen ging und das ich hierher zu setzen keinen Anstand nehme:

O Du mein liebster Herr Jesu Christ
Traurig an Oelberg gegangen bist:
Denn Du erkanntest in Deinem Herzen,
Daß Du mußt leiden große Schmerzen.

Den Vater batest mit Begier,
Daß Er nehm' diesen Kelch von Dir.
Du sprachest: „O liebster Vater mein
Nicht mein Will gescheh', sondern der Dein!"

Wie Du in Angst also hast gebethen,
Da ist ein Engel zu Dir getreten,
Vom Himmel wurde er bemerkt,
Der Dich in Deiner Schwachheit stärkt.

Die Todes Furcht sehr auf Dich drang,
Zum drittenmal zum Bethen zwang.
Vor Todesangst ward Dir so heiß,
Daß Dir ausging der blut'ge Schweiß.

Und als Du solche überwunden,
Hast Deine Jünger schlafend gefunden,
Als sie voll Traurigkeit da lagen,
Thätst Du mit großer Liebe sagen:

„Wachen und bethen sollet Ihr,
Daß keine Versuchung euch verführ!"
O Jesu Christe Du höchstes Gut!
Ich bitte Dich durch Dein theures Blut

Und durch Dein dreifaches Gebeth,
Wann solche Angst auch auf mich geht,
Und auf mich fällt des Todes Pein,
Daß ich auch setz' den Willen mein

In Deinem Willen allezeit
Bis ich mein Fleisch auch überstreit'
Und wenn ich werde schwach und zaghaft,
So hilf mir Gott in Deiner Kraft.

Daß ich nicht mit den Jüngern dein
In Versuchung werd geführet ein,
In Glaub, Lieb' Hoffnung standhaft bleib,
Bis sich meine Seele scheidt von dem Leib.

In der Charwoche, am Charfreitage und Charsamstage wurde der Leichnam Jesu im Grabe liegend vorgestellt. Das Grabmal war in den Kirchen der Karmeliten und Kapuziner in einer Nebenkapelle sehr prächtig errichtet und mit Glaskugeln geziert, hinter denen Lampen brannten. Die Glaskugeln waren mit durchsichtiger Flüßigkeit gefüllt und warfen den lebhaftesten rothen, blauen, gelben und grü-

nen Glanz von sich. Beinahe die ganze Bevölkerung der Stadt war in Bewegung, um, wie man zu sagen pflegte, die heiligen Gräber zu besuchen; auch sehr viele Protestanten fanden sich dabei ein. In der Hauptkirche waren jedoch keine so glänzenden Kugeln zu sehen. Das Grabmal (wie mein Vater versicherte, ein Meisterstück von Architektur) reichte an der Stelle, wo der Hochaltar steht bis an das Gewölbe der Kirche und war mit vielen Säulen geziert. Ein herabhängender Kronleuchter erhellte das Grabmal. Allein den Leuten, besonders uns Kindern, gefiel die glänzende Farbenpracht, womit in den andern Kirchen das Grab Jesu geziert war, viel besser. „Je nun," sagte mein Vater, „es war wohl klug und vernünftig, daß bei der Krippe und auch bei dem Grabe Jesu nicht bloß auf das Rücksicht genommen werde, was den Kunstverständigen am besten gefällt, sondern auch auf das, was die Menge besonders anzieht. Die fromme Absicht, dem christlichen Volke die Geburt und den Tod Jesu ins Andenken zu bringen und andächtige Empfindungen zu erregen, wird dadurch erreicht. Besonders können solche sinnliche Vorstellungen dazu dienen, uns auf das Wichtige und Erfreuliche auch unserer Geburt aufmerksam und uns Tod und Grab minder schrecklich zu machen; auch uns den Trost gewähren, der Tod sey nur ein kurzer Schlaf im Schooße der Erde, worauf ein fröhliches Erwachen folgt."

Die bunten Glaskugeln zur Beleuchtung des Grabes Jesu wurden seit jener Zeit in vielen Kirchen abgeschafft, indem man dabei bloß den Geschmack der Gebildeten zu Rathe zog und den Sinn des Volkes außer Acht ließ. Mein Vater hat dieses nicht mehr erlebt; allein er würde gesagt haben, was ein weiser Mann, der selige Hofprediger Mercy in Stuttgart darüber bemerkt hat: „Die Vornehmen und Reichen in großen Städten haben ja auch wohl öfter im Jahre ihre bunten Illuminationen; lasse man auch dem Volke einmal des Jahres diese Freude, zumal dadurch die Andacht befördert und somit Gutes gestiftet wird."

Nicht nur große Begebenheiten der heiligen, sondern auch merkwürdige Ereignisse der weltlichen Geschichte wurden durch eigene Vorstellungen oder Feste im Andenken des Volkes erhalten.

So wurde das Entstehen der Stadt und des Klosters, das dazu Veranlassung gab, jährlich am Hauptfeste der Karmeliten gefeiert. Zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen wurden in alterthümlicher Bauerntracht, aber sehr nett und zierlich, als Dinkelbauer und Dinkelbäurin verkleidet; der kleine Dinkelbauer mit grauem, spitzigem Hute, brauner Jacke, rothem Brustlatze, grünem Hosenträger und weiten, schwarzen Pumphosen: Die Dinkelbäurin mit dem eigenthümlichen Kopfputze uralter Zeit, weißen Hemdärmeln, scharlachrothem mit Gold- und Sil-

berketten verziertem Mieder, weißer Schürze und einem langen schwarzen Rocke ringsum mit Bändern von allerlei Farben verziert. Der Bauer hatte auf seinem Hute ein Sträußchen von Dinkelähren und in der Hand einen Dreschflegel. Der Kopfputz der Bäurin war mit rothen und blauen Kornblumen geschmückt und in der Hand trug sie eine Sichel und an dem Arme ein niedliches Körbchen mit Konfekt, von dem sie ihrem Bauern von Zeit zu Zeit freundlich mittheilte. Beide Figürchen wurden auf einen kleinen Triumphwagen gesetzt und durften von sechs Waisenknaben gezogen bei der feierlichen Prozession mitfahren. Das Landvolk, das zu diesem Feste zahlreich herbeiströmte, hatte an dieser Vorstellung, oder, wenn man will, an dieser Spielerei großes Vergnügen. Die Bauerleute freuten sich, daß man einen Bauer so ehre und fühlten sich mitgeehrt. Man verstand sich damals sehr wohl darauf, was Leute freue und das Volk zufrieden und vergnügt mache. Ein weises Wort dürfte wohl auch hier seine Anwendung finden: „Ein tiefer Sinn wohnt in den alten Bräuchen." Mir und nach mir allen meinen Brüdern wurde die Ehre zu Theil, den Dinkelbauer vorzustellen; ein Fräulein aus dem deutschordischen oder einem andern ansehnlichen Hause machte die Dinkelbäurin.

Ich muß lächeln, während ich dies niederschreibe. Ich erinnere mich nämlich, daß auf den zwei Bän-

dern meines bäuerischen Hofenträgers die zwei Buchstaben gestickt waren D. B., Dinkel Bauer. Ein lustiger Karmelit sagte: „die zwei Buchstaben bedeuten: Du Bär.“ Ich war über diese Auslegung sehr aufgebracht und vertheidigte den rechten Sinn. Alle Anwesenden waren über meinen Eifer sehr ergötzt und gaben mir zu meinem großen Vergnügen am Ende Recht. O ihr glücklichen Zeiten der Kindheit!

Das Friedensfest, welches man nach dem schrecklichen dreißigjährigen Kriege alljährlich zu feiern pflegte, wurde sowohl von der katholischen als evangelischen Bürgerschaft auch zu einem Freudenfeste für Kinder gemacht. Die Katholiken feierten dieses Fest blos in bescheidener Stille in Kirche und Schule und zu Hause mit einer reichlicheren Mahlzeit. Für die evangelischen Kinder wurde nach dem dazu angeordneten Gottesdienste ein feierlicher Umzug veranstaltet. Die Kinder sowohl der deutschen als lateinischen Schulen waren militärisch in Compagnien eingetheilt und zwar nach der Art ihres Fortgangs in der Schule. Der Knabe, welcher in der obersten lateinischen Klasse der Erste geworden, ritt als Oberst gekleidet mit bloßem Degen voraus — eine Ehrenstelle, die keinen geringen Wetteifer im Lernen bewirkte. Die Mädchen waren alle weiß gekleidet und trugen Blumen in den Händen. So zogen alle hinaus zur Schießstätte, einem großen Rasenplatze mit schattenreichen Linden. Hier wa-

ren viele Zelte mit Erfrischungen aufgeschlagen. Auch jetzt findet sich bei diesem Feste, unter dem Namen Kinderzeche in der ganzen Gegend bekannt, von weit und breit her eine unzählige Menge Menschen ein.

Man sieht, daß auch diese weltlichen Feste eine religiöse Färbung hatten. Ueberhaupt verstanden Magistrate und Fürsten der Vorzeit das Volk ruhig und zufrieden zu erhalten. Schon die alten Römer sagten: „Panem et circenses, — wohlfeile Lebensmittel und feierliche Schauspiele." Man sollte dem Volke keine herkömmliche Freude verderben.

---

2. Meine ersten schriftstellerischen Versuche, Heimkehr und erste Anstellung.

In die Zeit meines Aufenthaltes im Konvikte zu Dillingen fallen meine ersten, freilich höchst unbedeutenden schriftstellerischen Versuche. Es bestand nämlich in dieser Anstalt für künftige Kleriker auch ein Pensionat für andere Studirende. Diese letztern wünschten zur Faschingszeit ein Schauspiel aufzuführen und ersuchten mich, es zu dirigiren. Die erste Schwierigkeit aber war, für dieses kleine Haustheater ein geeignetes Stück ausfindig zu machen. Von den gedruckten Schauspielen, die ich kannte oder durch-

ging, war keines anwendbar; nur ein altes Manuscript, das mir, ich weiß nicht woher gebracht wurde, schien mir tauglich, jedoch mit großen Abänderungen, indem der Hausordnung gemäß keine Frauenzimmer auf dem Theater erscheinen durften, und weil viele der Betheiligten auch Rollen zu erhalten wünschten; unter anderen sollten zwei junge Grafen, beinahe noch Kinder, in dem Schauspiele auftreten. Das Stück mußte daher gänzlich umgearbeitet werden und so entstand ein beinahe ganz neues Schauspiel in drei Akten. Der alte Titel „Der Wohlthätige“ wurde beibehalten, so auch das Wesentliche der Begebenheit, oder wie man zu sagen pflegt, die Fabel. Bei der Hauptperson, einem ausnehmend wohlthätigen Manne, finden sich sehr viele Bedrängte ein. Der vorzüglichste aus ihnen ist ein Greis mit seinen zwei Enkeln, die er zu sich genommen, weil deren Mutter gestorben und der Vater, ein Seeoffizier, wie man glaubte, umgekommen war. In dem Hause des edeln Menschenfreundes finden und erkennen Großvater, Söhne und Enkel sich wieder. Ich war bemüht, nach dem Horazischen Omne tulit punctum etc. dem Ganzen eine sittliche Tendenz zu geben; auch freute es mich, bei Vorlesung des Stückes, bei dem Zusammenlesen der einzelnen Rollen, bei den öftern Proben mich von Jünglingen und Knaben umgeben zu sehen und ihnen manches Nützliche und Heilsame sagen zu können. Bei der Aufführung erschien ein

sehr ansehnliches Auditorium: eine gräfliche, sehr edle, mit den zwei jungen Grafen verwandte Familie, Regierungsräthe, Offiziere, Professoren, alle Alumnen und so viele Studirende als Platz finden konnten. Der erste Akt enthielt die Einleitung oder, wie man zu sagen pflegt, die Exposition; im zweiten Akte erregte ein schlauer Betrüger, der entlarvt wird, allgemeines Gelächter und Händeklatschen; bei den Wiedererkennungsscenen im dritten Akte flossen viele Thränen. Dieses kleine Schauspiel besitze ich nicht mehr. Ich habe es einer andern lateinischen Schulanstalt gelehnt und nicht mehr zurückerhalten. Daher nahm ich mir vor, kein Manuscript, von dem ich keine Abschrift habe, mehr auszuleihen, welchen Vorsatz ich auch hielt.

... Sonst machte ich in meinen freien Stunden, da das Büchleinschreiben nun einmal in mir steckte, allerlei schriftstellerische Versuche. Ich schrieb ein Büchlein für meine Schwester Franziska, das verschiedene ganz kurze Aufsätzchen enthielt, die für junge Frauenzimmer lehrreich und unterhaltend seyn konnten, ließ es zierlich binden und machte es ihr zum Geschenke. Ich sammelte aus den Kirchenvätern Gleichnisse, die ich mir nach meiner Art etwas ausmalte und die von vielen meiner Mitalumnen abgeschrieben wurden. Mein ehemaliger Kostherr, Buchbinder Speck, der zu Lauingen eine Buchdruckerei errichtet hatte, brachte mir ein Manuscript, das ihm bloß zum Drucke, nicht zum Verlegen übergeben

worden. Er bat mich, die vielen Schreibfehler darin zu verbessern. Der Inhalt des Büchleins war gut, es wimmelte aber von Fehlern nicht nur gegen die Orthographie, sondern auch gegen die Sprachrichtigkeit so sehr, daß der Sinn gar oft nicht leicht zu enträthseln war und daß ich mich genöthigt sah, es ganz umzuschreiben. Erst nach einigen Jahren fand ich, das Büchlein sey aus dem Latein übersetzt. Mit leichter Mühe hätte ich es selbst übersetzen können. Der Uebersetzer war Beichtvater eines Frauenklosters und die Klosterfrauen waren über das Büchlein so erfreut, daß sie mir ein ganzes Schock Pfefferkuchen überschickten. Diese waren das Honorar, welches meine kleine Schriftstellerei mir einbrachte.

Den 17. August 1791 wurde ich zum Priester geweiht und kehrte in meine Vaterstadt Dinkelsbühl zurück, um daselbst meine Primiz zu feiern. Der Augenblick ist mir unvergeßlich, in dem ich in das arme Wittwenstübchen meiner innigst geliebten, viel geprüften Mutter trat, sie in meine Arme schloß und ihr den priesterlichen Segen ertheilte. Wie glücklich, ja selig fühlte sich die gute Mutter, mich den ältesten Sohn am Ziele meiner Studienlaufbahn zu erblicken! Wie freudig drängten sich die lieben Geschwister herbei, um mich zu begrüßen und mir Glück zu wünschen! Thränen der süßesten Rührung und des heißesten Dankes gegen Gott wurden von Mutter und Kindern geweint.

Von meiner Primiz, deren Feierlichkeit durch Sailers ergreifende Rede noch erhöht wurde, habe ich bereits im zweiten Bändchen der Erinnerungen gesprochen.

Die schöne, gehaltreiche Rede, welche Sailer dabei hielt und die einen werthvollen, ergänzenden Beitrag zu diesen Erinnerungen bietet, mag hier die verdiente Stelle finden. *)

Predigt

gehalten in der katholischen Pfarrkirche zu Dinkelsbühl, als Christoph Schmid am 28. August 1791 seine erste heilige Messe las.

„Seyd dankbar in Allem, denn das ist der Wille Gottes in Christo Jesu an Euch.“ 1. Thess. 5, 18.

Viele haben sich auf diesen Tag gefreut, und haben sich lange voraus gefreut, und unter diesen Vielen bin auch ich, und ich schäme mich nicht, es hier öffentlich und vor allem andern zu sagen, daß ich mich auf diesen Tag von ganzem Herzen gefreut habe. Denn da ich einen würdigen Geistlichen unter die größten Geschenke des Himmels rechne, und da ich alle Ursache habe, den, der heute das Erstemal hier in diesem alten, schönen Tempel dem christlichen Volke dargestellt wird, als einen würdigen Geistlichen anzusehen; da mich noch überdies die Für-

*) Worte des Herausgebers.

sehung auf mancherlei Weise in eine nähere Verbindung mit ihm gebracht hat: so brauche ich mein Recht und setze den heutigen Tag von Rechtswegen unter diejenigen, die mir als Festtage meines Herzens ewig unvergeßlich seyn werden.

In dieser Empfindung hoffe ich mit den meisten meiner Zuhörer zusammen zu treffen und vielleicht sind sie, wie ich, zur Freude und Dankbarkeit gestimmt. In dieser Empfindung kam mir das Wort eines recht würdigen Geistlichen, den Jesus dazu gemacht, in den Sinn, und ich kann es nicht aus meiner Seele schaffen:

„Seyd dankbar in Allem; denn das ist der Wille Gottes in Christo an Euch.“

Dankbar wollen wir seyn, meine Lieben, und wollen dankbar seyn, weil es Gottes Wille ist, und wollen dankbar seyn, weil es Gottes Wille ist, den uns Jesus verkündigt.

Ein würdiger Geistlicher ist eine große Wohlthat Gottes, und ist eben darum unsrer großen Dankbarkeit würdig.

Um diese Wahrheit, von der mein Herz jetzt durchdrungen ist, in das Eure hineinzulegen, will ich nach meinem Vermögen zeigen:

I. Daß ein würdiger Geistlicher eine große Wohlthat Gottes sey.

II. Wie wir unsere Dankbarkeit für diese Wohlthat bezeigen können und sollen.

III. Wie insbesondere ein würdiger Geistlicher für das, was er ist, seine Dankbarkeit beweisen könne und solle.

Der Vater aller Geister, zu dessen Ehre wir erschaffen sind; den wir nicht würdig verehren können, wenn wir nicht seinen Willen thun; der durch Jesus, seinen Sohn, durch die Apostel Jesu Christi, durch die christliche Kirche, durch würdige Geistliche, durch alle gute Menschen seinen Namen auf Erden verherrlicht, und seinen Willen verkündet; — lasse auch in dieser Stunde seinen Namen verherrlicht, seinen Willen verkündet, seine Ehre befördert werden! Kein Zuhörer, er sey aus Neugier oder reiner Liebe der Wahrheit in diese Kirche hereingekommen, keiner gehe ungerührt, ungebessert hinaus: darum bittet dich, Vater aller Geister, der neue Priester deines Namens, und alles Volk spreche Amen!

I.

Ein würdiger Geistlicher ist eine große Wohlthat.

Wer für sich selbst nach dem Geiste und nicht nach den fünf Sinnen lebt, und andere mit Wort, That, Kraft nach dem Geiste und nicht nach den fünf Sinnen leben lehrt, und also an den Menschen

die Stelle Jesu vertritt, dessen Lehre, dessen Beispiel, dessen Kraft verkündet, der ist ein würdiger Geistlicher; ein Geistlicher, weil er nach der Bestimmung des unsterblichen Geistes lebt; ein würdiger, weil er das grosse Maaß seines Namens ausfüllt.

Ein solcher Geistlicher ist 1) eine grosse Wohlthat für das Volk, das an ihm einen Mitarbeiter an seiner Seligkeit erhalten wird.

Es giebt in dem christlichen Volke so viele Kinder, die Gott nicht kennen; diese wollen einen Freund haben, der sie den himmlischen Vater kennen lehrt, und vor den Gefahren dieses Lebens bewahret, und vor den Dornen der Sünde vorbeiführet. Dieser Freund ist ein würdiger Geistlicher, der den Kleinen das Brod bricht, und sie zu Jesus führet, und durch Jesus zum Vater. Ein würdiger Geistlicher ist wie Jesus, nimmt die Kinder liebreich auf, also eine Wohlthat für das Volk.

Es giebt in dem christlichen Volke viele geängstigte Seelen. Sie möchten ihrer Sünden gerne los und recht fromm und dann auch ruhig werden und haben keine Hand, die die Bande der Sünde zerschlägt, und Balsam in die Wunden legt, und Ruhe in das Herz. Diese Hand ist für sie ein würdiger Geistlicher, der sie zur Erkenntniß und Bekenntniß der Sünden bringt, gegen die Sünde streiten und die Sünde besiegen, und in den Erbarmungen Gottes und in der Kraft des heiligen Geistes Vergebung

ihrer Sünden und ewiges Leben finden lehrt und finden hilft. Ein würdiger Geistlicher nimmt die Sünder, wie Jesus, liebreich auf — ist also eine große Wohlthat für das Volk.

Es giebt in dem christlichen Volke einige, die blind und ohne Angst in ihrer Sünde fortleben, und an Gott, an die Ewigkeit, an das Gericht nicht einmal denken. Diese Unglücklichen haben eine starke Stimme, die sie von ihrem Todesschlaf aufweckt, nöthiger, als das tägliche Brod. Eine Stimme, die laut ausruft: Gott ist Richter der Menschen, wer sich von seiner Barmherzigkeit nicht bessern läßt, fällt seiner Gerechtigkeit in die Hände. Eine Stimme, die laut ausruft: Wehe dem Geizigen, der in der Sünde stirbt! Er dient nur dem todten Geld — kann also Gottes, des lebendigen, Angesicht, nicht schauen. Eine Stimme, die laut ausruft: Wehe dem Wollüstigen, der in der Sünde stirbt! Er dient der Fleischeslust — kann also das reinste Wesen, Gott nicht schauen. Eine Stimme, die laut ausruft: Wehe dem Hochmüthigen, der in der Sünde stirbt! er dient nur dem falschen Götzen der Ehre — kann also den wahren Gott nicht schauen. Diese Gottesstimme ist ein würdiger Geistlicher, der sich nicht scheut, den Mächtigen, den Reichen, den Heuchlern, den Ruchlosen die unangenehmste Wahrheit zu verkünden, wie sie Jesus lehrte — ist also eine Wohlthat für das Volk.

Es giebt in dem christlichen Volke Rathsbedürftige, die Rath, Unwissende, die Licht, Verirrte, die Wegweisung, Sorglose, die Erschütterung, Leichtsinnige, die Warnung, Frevler, die Bestrafung, Kranke, die Trost, Sterbende, die Stärkung bedürfen. Ein würdiger Geistlicher ist ein Werkzeug, durch das Gott Rath, Licht, Warnung, Bestrafung, Trost Stärkung in der Gemeine werden läßt — also eine Wohlthat für das Volk.

Ein würdiger Geistlicher ist 2) eine große Wohlthat für seine würdigen Mitgeistlichen.

Die Geistlichen haben den schönen Beruf der Engel — dem Bösen zu wehren; müssen wachen und streiten, daß die wilden Thiere, die Leidenschaften, den Garten Gottes — das Geschlecht der Menschen nicht noch mehr verwüsten. Es muß also den würdigen Geistlichen ein neuer Mitwächter, ein neuer Mitstreiter, der sich zu ihnen mit frischem Muthe und neuen Kräften gesellt, willkommen seyn: wie den Kriegern, die das Feuer der Schlacht schon lange ausgehalten haben, eine neue Mannschaft, die sie verstärkt, willkommen ist. O ihr lieben Brüder und Freunde! laßt uns Eines Sinnes und Herzens seyn — laßt uns, Glied an Glied, fest aneinander halten, damit uns das Verderben nicht übermanne und freien Eingang in die Heerde Gottes finde! Laßt uns nicht müde werden, den Undank der Welt zu tragen, um die Welt — die, welche sich noch ret-

ihrer Sünden und ewiges Leben finden lehrt und finden hilft. Ein würdiger Geistlicher nimmt die Sünder, wie Jesus, liebreich auf — ist also eine große Wohlthat für das Volk.

Es giebt in dem christlichen Volke einige, die blind und ohne Angst in ihrer Sünde fortleben, und an Gott, an die Ewigkeit, an das Gericht nicht einmal denken. Diese Unglücklichen haben eine starke Stimme, die sie von ihrem Todesschlaf aufweckt, nöthiger, als das tägliche Brod. Eine Stimme, die laut ausruft: Gott ist Richter der Menschen, wer sich von seiner Barmherzigkeit nicht bessern läßt, fällt seiner Gerechtigkeit in die Hände. Eine Stimme, die laut ausruft: Wehe dem Geizigen, der in der Sünde stirbt! Er dient nur dem todten Geld — kann also Gottes, des lebendigen, Angesicht, nicht schauen. Eine Stimme, die laut ausruft: Wehe dem Wollüstigen, der in der Sünde stirbt! Er dient der Fleischeslust — kann also das reinste Wesen, Gott nicht schauen. Eine Stimme, die laut ausruft: Wehe dem Hochmüthigen, der in der Sünde stirbt! er dient nur dem falschen Götzen der Ehre — kann also den wahren Gott nicht schauen. Diese Gottesstimme ist ein würdiger Geistlicher, der sich nicht scheut, den Mächtigen, den Reichen, den Heuchlern, den Ruchlosen die unangenehmste Wahrheit zu verkünden, wie sie Jesus lehrte — ist also eine Wohlthat für das Volk.

Es giebt in dem christlichen Volke Rathsbedürftige, die Rath, Unwissende, die Licht, Verirrte, die Wegweisung, Sorglose, die Erschütterung, Leichtsinnige, die Warnung, Frevler, die Bestrafung, Kranke, die Trost, Sterbende, die Stärkung bedürfen. Ein würdiger Geistlicher ist ein Werkzeug, durch das Gott Rath, Licht, Warnung, Bestrafung, Trost Stärkung in der Gemeine werden läßt — also eine Wohlthat für das Volk.

Ein würdiger Geistlicher ist 2) eine große Wohlthat für seine würdigen Mitgeistlichen.

Die Geistlichen haben den schönen Beruf der Engel — dem Bösen zu wehren; müssen wachen und streiten, daß die wilden Thiere, die Leidenschaften, den Garten Gottes — das Geschlecht der Menschen nicht noch mehr verwüsten. Es muß also den würdigen Geistlichen ein neuer Mitwächter, ein neuer Mitstreiter, der sich zu ihnen mit frischem Muthe und neuen Kräften gesellt, willkommen seyn: wie den Kriegern, die das Feuer der Schlacht schon lange ausgehalten haben, eine neue Mannschaft, die sie verstärkt, willkommen ist. O ihr lieben Brüder und Freunde! laßt uns Eines Sinnes und Herzens seyn — laßt uns, Glied an Glied, fest aneinander halten, damit uns das Verderben nicht übermanne und freien Eingang in die Heerde Gottes finde! Laßt uns nicht müde werden, den Undank der Welt zu tragen, um die Welt — die, welche sich noch ret-

ten lassen — selig zu machen! Laßt uns den Muth nicht verlieren, denn Jesus Christus sorgt väterlich für seine Kirche und bereitet uns im Stillen — manche Hülfe — in neuen würdigen Geistlichen zu. Seht hier einen neuen Mitarbeiter, der die Last des Tages nicht scheuen und mit seinen Schultern untertreten wird, um sie euch zu erleichtern.

Ein würdiger Geistlicher ist 3) eine große Wohlthat für seine Verwandte und Freunde.

Ein würdiger Geistlicher ist ein Segen für Viele, wie ein Strom, aus dem Völker trinken; aber zunächst ergießt sich das Brünnlein Gottes, die Quelle des Stromes, für die, die ihm am nächsten stehen. Diese sind die Verwandten und Freunde. — Die Mutter, die da gebähren soll, hat viele Wehen; aber, sagt unser heiliges Evangelium, aber wenn das Kindlein geboren ist, so freut sich die Mutter, und denkt nicht mehr an die überstandene Angst und alle Wehen sind vergessen. Diese Mutterfreude wird heute der Mutter meines Freundes auf eine ganz vorzügliche Weise, — denn, wie mußte dir, fromme Mutter, zu Herzen gewesen seyn, als vor acht Jahren deinen noch lebenden neun Kindern der Vater wegstarb? Du standest unter ihnen, mit Thränen überronnen, und sahest nicht, wie du sie ernähren könntest. Der, den du heut am Altare stehst, war der älteste aus den neun Waisen . . . das war ein Abgrund von Angst, und du hattest diese acht Jahre

oft in diesem Abgrunde geschmachtet. Du trautest dir kaum zu wünschen, was heut geschieht. Du konntest nichts als bethen, arbeiten, hoffen, weinen und sparsam seyn — und fleh! Gott sah auf deine Thräne herunter, und er trat bei deinen Kindern an die Stelle ihres verstorbenen Vaters, weckte wohlthätige Herzen auf, die die Last der Erziehung mit dir theilten, und es hat bis auf diese Stunde keines deiner Kinder Noth gelitten. Ein benachbartes Stift, ein frommer Bischof, ein anderer wohlthätiger Edelmann, ein edler Mann, den ich meinen Herzensfreund nennen darf, und viele Gegenwärtige, die ich nicht nennen kann, weil ich sie nicht kenne, und nicht nennen dürfte, um ihre Bescheidenheit nicht zu kränken, halfen zusammen, um dir die Wittwentrauer und Muttersorge zu mildern. Und damit die Freigebigkeit guter Menschen sicherer gereizt würde, kleidete der Vater der Menschen deine Kinder mit der schönen Farbe der Unschuld, und belohnte den Wohlthätern ihre Gaben mit dem besten Danke, mit dem Wohlverhalten deiner Kinder. So freue dich denn, du gute Mutter und schäme dich der Freudenthränen nicht, und danke Gott für den Segen, den du heut erlebt.

O, der Reichthum ist es nicht, was die Kinder glücklich macht; denn hättest du bei dem Absterben deines Mannes Gold gehabt, so viel diese große Stadt nicht fassen kann — hättest aber deinen Kin-

dern die Gottesfurcht nicht in das Herz gelegt; so würde sie das Geld nur elend gemacht, und wir würden heut kein Fest des Dankes zu feiern haben. Und die Ehre vor Menschen ist es auch nicht, was die Kinder glücklich macht. Denn hättest du die Ehre aller Fürsten und Großen der Erde, hättest aber deine Kinder nicht in der heiligen Gottesfurcht erzogen, so würde sie der Glanz der Ehre nur noch elender gemacht haben. Und Ueberfluß an Speise und Trank und Lust der Sinne ist es auch nicht, was die Kinder glücklich macht. Denn hättest du den Ueberfluß und die Lust aller Welt, hättest aber deine Kinder nicht in der heiligen Gottesfurcht erzogen, so würde sie der Ueberfluß und die Lust der Sinne nur recht elend gemacht haben. Wenn Gott eine Familie segnen will, so erhält er in ihr die heilige Furcht seines Namens, und sie ist mit dem besten Segen gesegnet. Freuet euch mit eurer Mutter, ihr Kinder Alle! denn ihr seht nun an eurem ältesten Bruder, daß, wer Gott zum Vater hat, reich genug, und daß, wer auf Ihn vertraut, selig ist. So haltet euch denn an Gott, wie euer ältester Bruder, und vertraut auf Gott allein, und bewahrt das Heiligthum der Unschuld noch ferner, und vollendet die Freude eurer Mutter. Noch mehr: euer Bruder ist, nach allem Anschein von der Fürsehung bestimmt, nicht blos euer Beispiel — er ist bestimmt, auch euer Wohlthäter zu seyn.

Bittet Gott, daß er ihn auf dem betretenen Wege festhalte, zum Heile vieler und zu eurem zeitlichen und ewigen Wohlseyn. — Zwar fehlen dem heutigen Festtage zwei Brüder — das Wasser raubte sie voriges Jahr der heutigen Freude — nicht das Wasser — Vater! deine Weisheit nahm sie zu sich, wie die, welche vor dem Vater gestorben sind, damit du sie dir selbst in einer bessern Welt erziehen könntest, und der Mutter eine Last abgenommen würde — und in dieser bessern Welt freuen sie sich gewiß mit uns, zwar unsichtbar, aber doch lebendig, und in Gottes Hand nicht unglücklich! Sie freuen sich gewiß. Denn alle gute Geister, alle heiligen Engel freuen sich Gottes und alles Guten, davon sie Erkenntniß haben... Doch ich eile von diesem Gegenstande hinweg, um nicht in den Kelch der Freuden gegen Absicht etwas Bitterkeit zu mengen.

Also: ein würdiger Geistlicher ist eine große Wohlthat.

II.

Wie wir unsere Dankbarkeit dafür beweisen können.

1) Um dankbar zu seyn, ehre, liebes Volk, Gott in deinen Geistlichen.

Denn nur Gott ist es, der würdige Geistliche bilden kann; Gott ist es, der Menschen durch Menschen leitet; Gott ist es, der seinen Willen durch

Menschen verkündet und durch Menschen vollbringet; Gott ist es, der durch Werkzeuge wirkt, und auch in seinen Werkzeugen geehrt seyn will.

Ehre Gott in deinen Geistlichen, denn nachdem die Christen sogar in ihren Feinden Gottes Ebenbild noch ehren sollen: um wie vielmehr sollen sie Gottes Ebenbild in denen verehren, die ihnen im Namen Gottes wohlthun.

Ehre Gott in deinen Geistlichen, denn sie sind Diener Gottes zu deinem Heile.

Ehre Gott in deinen Geistlichen, denn die Wahrheit, die sie verkünden, ist Gottes Gabe, das Evangelium, das sie nach dem Beispiele der Apostel predigen, ist ein Evangelium Gottes.

Ehre Gott in deinen Geistlichen, denn der Gottesdienst kann nicht bestehen in einem Volke, das die Priester Gottes nicht ehrt.

Ehre Gott in den Geistlichen, denn die Verachtung der Geistlichen befördert die Verachtung des Christenthums, und die Verachtung des Christenthums macht die Sitten der Menschen noch ausgelassener und zuchtloser, und die vermehrte Zuchtlosigkeit bringt noch mehr Jammer in die Welt.

Ehre Gott in den Geistlichen, denn du ehrest dich, wenn du das Gute ehrest, und du verachtest dich selbst, wenn du die Ehre dem entziehst, dem Ehre gebühret.

Zwar sind nicht alle Geistliche, was sie seyn

schwer, wie für die Führer das Vorangehen: wie leicht und schnell sehen die Augen das Böse, das Schwache an dem Vorangehenden, und wie selten, und wie träge blicken sie auf das Gute?

4) Um dankbar zu seyn, erleichtere deinen Geistlichen ihr schweres Amt durch Vertrauen und Fürbitte.

Durch Vertrauen: denn ohne Vertrauen wird in aller Welt nichts Gutes ausgerichtet. Die Aeltern können die Kinder nicht zum Guten erziehen, wenn die Kinder nicht auf ihre Aeltern vertrauen; die Lehrer können ihre Lehrlinge nicht fortbilden, wenn die Lehrlinge nicht auf ihre Lehrer vertrauen. Wie sollen wir Geistliche eure Wunden heilen, wenn ihr sie uns nicht aufdecket, und wie werdet ihr sie uns aufdecken, wenn es euch an Vertrauen fehlet, daß wir Lust und Kraft haben sie zu heilen?

Durch Fürbitte: was können wir schwache Menschen, ohne Gott? Bethet also für uns zu Ihm. Unser Pflanzen nützet nichts — unser Begießen nützet nichts, wenn Gott das Gedeihen nicht giebt, und dieß Gedeihen giebt nur Er. Wie sollten wir Gottes Wort aussprechen, wenn er es nicht auf die Zunge leget? Wie sollten wir das Auge zu Thränen aufschließen, wenn er das Herz nicht erweicht? Wie sollten wir Eintracht in den Familien, Friede in den bürgerlichen Gesellschaften, Ruhe von außen, Sicherheit von innen erhalten, wenn Gott, der ein Gott der Ordnung ist, Eintracht, Friede, Ruhe, Sicherheit nicht

Wort hin das fremde Gut zurückgeben, als wenn er das Wort aus dem Munde Jesu Christi hörte — denn es ist wahres Wort Gottes.

Wenn der Priester dem Lieblosen zuruft: gieb dem, der von dir begehrt, sey ein Sachwalter des Armen, und tröste die Wittwe; so soll er dieß Wort aus dem Priestermunde anhören, in sein Herz graben, und Frucht bringen lassen, soll auf dieß Wort hin geben, retten, trösten, als wenn er es aus Christi Mund hörte — denn es ist wahres Wort Gottes.

3) Um dankbar zu seyn, sieh auf das Beispiel des würdigen Geistlichen, und mache es nach.

Das Licht stellt man auf den Leuchter, damit, die im Hause sind, sehen. Gott stellt würdige Geistliche in der Gemeine auf, damit, die im Hause Gottes sind, das Gute an ihnen sehen und nachmachen. „Lasset euer Licht leuchten unter den Menschen, damit sie eure Werke sehen, und den Vater preisen, der im Himmel ist." So wie der Priester die Pflicht hat, Gutes zu thun, um seiner Lehre Eingang und Nachdruck zu verschaffen; so hat das Volk die Pflicht, dem Guten, das der Priester thut, Aug und Herz zu öffnen und sich von demselben zur Nachahmung reizen zu lassen. Wenn der Führer der Heerde auf dem Weg des Heils vorangeht, so muß die Heerde in seine Fußstapfen treten, um zum Ziele zu kommen. Aber ach! das Nachfolgen ist für das Volk gerade so

schwer, wie für die Führer das Vorangehen: wie leicht und schnell sehen die Augen das Böse, das Schwache an dem Vorangehenden, und wie selten, und wie träge blicken sie auf das Gute?

4) Um dankbar zu seyn, erleichtere deinen Geistlichen ihr schweres Amt durch Vertrauen und Fürbitte.

Durch Vertrauen: denn ohne Vertrauen wird in aller Welt nichts Gutes ausgerichtet. Die Aeltern können die Kinder nicht zum Guten erziehen, wenn die Kinder nicht auf ihre Aeltern vertrauen; die Lehrer können ihre Lehrlinge nicht fortbilden, wenn die Lehrlinge nicht auf ihre Lehrer vertrauen. Wie sollen wir Geistliche eure Wunden heilen, wenn ihr sie uns nicht aufdecket, und wie werdet ihr sie uns aufdecken, wenn es euch an Vertrauen fehlet, daß wir Lust und Kraft haben sie zu heilen?

Durch Fürbitte: was können wir schwache Menschen, ohne Gott? Bethet also für uns zu Ihm. Unser Pflanzen nützet nichts — unser Begießen nützet nichts, wenn Gott das Gedeihen nicht giebt, und dieß Gedeihen giebt nur Er. Wie sollten wir Gottes Wort aussprechen, wenn er es nicht auf die Zunge leget? Wie sollten wir das Auge zu Thränen aufschließen, wenn er das Herz nicht erweicht? Wie sollten wir Eintracht in den Familien, Friede in den bürgerlichen Gesellschaften, Ruhe von außen, Sicherheit von innen erhalten, wenn Gott, der ein Gott der Ordnung ist, Eintracht, Friede, Ruhe, Sicherheit nicht

aufrecht hält? Wie sollten wir die heilige Religion und ihre Schwester, die Gerechtigkeit, festhalten, daß sie nicht von unseren Thorheiten verdrängt werden, wenn Gottes Erbarmung sie nicht festhält? Wie sollten wir den größten Feind aller Glückseligkeit, den jeder Mensch in sich hat, die Eigenliebe in uns und in andern Menschen unterdrücken und überwinden können, wenn Gott nicht — die Liebe zu Ihm in uns und andern entzündet? Was hilft das Schreien aller Prediger, wenn der Geist Gottes nicht das Herz rühret, indem der Schall an das Ohr anschlägt?

Wenn nun aber die Geistlichen in Besserung der Menschen nichts vermögen, solange das Volk nicht auf sie vertraut und Gott ihre Bemühungen nicht segnet: so öffnet euer Herz der Wahrheit, und flehet zu Gott, daß er sie an euch kräftig mache.

III.

Wie der würdige Geistliche seine Dankbarkeit bezeugen könne und solle.

Er strebet stets alles Gute zu thun, das er kann, und um es zu können, so sucht er immer zu wachsen

in der Demuth,

in dem Vertrauen auf Gott,

in der lauteren Liebe zu den Menschen —

wie die heiligen Apostel, und alle würdige Geistliche, und unter diesen Augustinus, dessen Festtag heut die

Kirche feiert, in Demuth, im Vertrauen und in Liebe Gutes gethan haben.

Und das ist es eigentlich, was ich mir und den jungen Geistlichen, deren Bildung mir zum Theile anvertraut ist, täglich nahe lege; und das ist es eigentlich, wovon ich mit dir, lieber Freund, am öftesten geredet habe.

Und das ist es eigentlich, worin du dich vor Vielen ausgezeichnet, und was dich meinem Herzen so theuer gemacht hat. Und das ist es eigentlich, was ich dir auch heute nochmal in die Seele legen möchte, und womit ich den Unterricht, den ich dir gegeben habe, öffentlich beschließe; denn von nun an sind die Verhältnisse des Lehrers und Hörers zwischen uns aufgehoben.

Gott gab dir einen Verstand, der helle, und ein Herz, das des Guten empfänglich ist. Jener Verstand und dieses Herz haben durch Erziehung, Armuth, Leiden, Erfahrung, Fleiß, Nachdenken, Freunde und Gottes allbeherrschenden Geist eine schöne Richtung zum Guten genommen. Du hast auch schon in mehreren Pfarrgemeinen Probepredigten gehalten, nicht ohne Rührung deines Herzens und deiner Zuhörer. Du wirst, wie ich hoffe, immer mehr Gutes stiften und selbst immer besser werden. Aber sieh, wie könntest du immer besser werden, und Gutes stiften ohne Demuth? Von Gott kommt alles Gute, und zu Gott muß alles Gute zurückführen; wie

könntest du nun immer Gutes aus der Quelle nehmen, wenn du nicht deine Dürftigkeit anerkenntest — ohne Demuth? Wie könntest du alles Gute auf die Quelle zurückführen, wenn du nicht diese Quelle allein verherrlichtest — ohne Demuth? Diese Demuth, die bisher deine Zierde war, sey nun deine liebste Tugend. Wirf du immer den Schleier der Bescheidenheit auf deine Gaben, Gott wird ihn zu seiner Zeit wegheben — wenn es ihm gefällt. Du wirst es — denn ich kenne dich, oder besser: Gott ist mit dir.

Wie könntest du immer besser werden und Gutes stiften, ohne Vertrauen auf das allerbeste und allergütigste Wesen? Voll Mißtrauen auf dich, wo fändest du Kraft, außer in der Allmacht? Vertraue also, und vertraue mit ganzer Seele auf den, der dich bisher geleitet. Es wacht ein Vaterauge über dich, sieh du stets auf dieses Auge hin und vergiß nie, alles, was du thust, wie vor diesem Auge zu thun. Dieses Vertrauen, das bisher dein Führer war, sey es auch in Zukunft — halte dich an den Allmächtigen. Du wirst es — denn ich kenne dich, oder besser: Gott wird immer mit dir seyn.

Wie könntest du endlich immer besser werden, und immer mehr Gutes stiften — ohne die lautere Liebe gegen die Menschen? Wie Jesus starb für die Menschen, weil er sie lieb hatte, so mußt du auch bereit seyn, Speise, Trank, Bequemlichkeit und selbst dein Leben zu opfern, zum Besten der Menschen.

Was kann dich aber zu dieser Aufopferung bereit machen, als die heilige Liebe? Diese Liebe, die uns Jesus lehrte und die bleiben wird, wenn Glaube und Wissenschaft aufhören werden; diese Liebe, die auch die loben, welche sie nicht haben, sey die Seele aller deiner Arbeiten. Fahre fort, alle Eigenliebe in dir männlich zu bekämpfen, um der heiligen Liebe des Nächsten immer mehr Platz zu machen. Du wirst es — ich kenne dich, oder besser: Gott, die Liebe, wird dich lieben lehren.

Und nun gehe hin an den Altar und opfere dich dem himmlischen Vater, und vergiß nicht zu bitten, für die ganze Welt, für die christliche Kirche, für unser deutsches Vaterland, für diese Stadt, für deine Verwandte und Freunde und für uns Alle, und bitte um das, wofür ich im Eingange gebeten habe: Daß kein Einziger ungerührt aus der Predigt gehe — kein Einziger!

Nach meiner Primiz wollte ich noch einige Tage in meiner Vaterstadt verweilen. Denn seit meiner Ankunft hatte ich sogar mit meiner Mutter nur wenig reden können. Denn es bestand der alte, schöne Gebrauch, daß ein neugeweihter Priester, von einem ältern Geistlichen begleitet, jedes auch das geringste Haus besuche, die Einwohner zur Primiz einlade, und ihnen den priesterlichen Segen ertheile.

Da gab es denn manchen, sehr rührenden Auftritt. Die meisten Familien kannten mich schon als kleinen Knaben; einige befanden sich in bemitleidswerthen Umständen. Hie und da war der Vater oder die Mutter krank, die ich dann tröstete und auch segnete, und dabei selbst sehr gerührt wurde. Von den zwei Bürgermeistern und den Rathsherren wurden nicht nur die katholischen, sondern, dem Herkommen gemäß, auch die evangelischen zur Primiz eingeladen. So schön, tröstlich und erfreulich dieses Alles für mich war, so hatte diese Wanderung durch die ganze Stadt doch viel Anstrengendes und Ermüdendes. Ich sehnte mich herzlich, bei meiner Mutter und in Mitte meiner Geschwister und nächsten Anverwandten einige ruhigen Stunden zu genießen. Ueberdieß lud mich der Präsident von Ruoesch, der Morgens mit Sailer gekommen war und gegen Abend wieder mit ihm abfuhr, ein, nach Oettingen zu kommen, indem Sailer noch vieles mit mir zu reden wünsche. Ich begab mich also dahin und mußte ein paar Tage länger bleiben, als ich im Sinne gehabt.

Da ich wieder nach Dinkelsbühl zurückkam, sagte mir meine Mutter, daß der Pater Prior und noch ein Pater des Karmelitenklosters mich zur Festpredigt auf Mariä Geburt eingeladen hätten. Auch der Benefiziat Mayer habe ihr gesagt, ich solle doch nach meiner Zurückkunft augenblicklich zu ihm kommen, er habe nothwendig mit mir zu reden.

Als ich in das Zimmer trat, rief er mir entgegen: „Nun was ist's? Werden Sie auf Mariä Geburt predigen?“ Ich sagte: „Ich weiß es noch nicht. Da es nur mehr ein paar Tage bis dahin ist, so hat man wahrscheinlich schon einen andern Prediger eingeladen.“

„Dacht ich mir doch,“ sagte er, „Sie werden wahrscheinlich keine marianischen Predigtbücher bei Handen haben. Damit kann ich dienen.“ Er langte ein Buch aus dem Schrank, blies den Staub davon ab und gab es mir in die Hand. Ich durchblätterte es und sagte: „dieses Buch kann ich nicht brauchen.“ Er gab mir ein anderes. „Dieses,“ sagte ich, „ist mehr witzig, als andächtig.“ Es war darin gesagt, das Wort Eva heiße rückwärts gelesen Ave. Die Fische seyen bei der Sündfluth nicht ertrunken, weil das Wort Meer auf lateinisch Maria heiße, und dieser Name sie beschützt habe. Er reichte mir ein drittes und sagte: „Das wird Ihnen zu spitzig seyn.“ „Allerdings,“ sagte ich, „und den Zuhörern würde es noch spitziger vorkommen.“ „Sie wollen also nicht predigen?“ sprach er. „Warum nicht?“ sagte ich. „Woher wollen Sie denn eine Predigt nehmen?“ fragte er. „Aus dem neuen Testamente,“ antwortete ich. „Was,“ rief er, „das ist höchst seltsam. Ich werde die Predigt auch anhören. Ich bin neugierig was da herauskommen wird.“ Er verbreitete als eine Neuigkeit, der Herr

Primiziant wolle, ohne ein Buch zu haben, bloß aus dem neuen Testamente seine Predigt herausbringen. Ich wählte das Thema: Maria ist unserer Verehrung würdig; unsere Verehrung sey aber auch Marias würdig, und bewies dieses aus dem neuen Testamente.

Der Geistliche, der es für unmöglich gehalten, aus dem neuen Testamente, ohne ein anderes Buch, eine Predigt zu machen, gestand nun selbst, er habe es nicht gewußt und geglaubt, wie leicht und gut dieses geschehen könne. In der That hat Sailer seine Schüler mit der heiligen Schrift so vertraut gemacht, daß sie daraus ohne große Mühe eine Predigt zu schöpfen wußten, die wahr und klar und anwendbar für das christliche Volk ist.

Außerdem wurde ich noch eingeladen, am Dankfeste für die reiche, glücklich eingebrachte Aerndte in der Stadt-Pfarrkirche zu predigen. Es traf sich gerade das schöne Evangelium, an dem ich von jeher eine besondere Freude hatte, von den Lilien, die der Vater im Himmel kleide, und von den Vögeln, die er ernährt. Es lag sehr nahe, davon zu reden, wie der Vater im Himmel uns einen neuen Beweis gegeben, wie liebreich Er auch für uns sorge, uns nähre und kleide, indem Er Getreide und Flachs so gut gerathen ließ. Wir sollen daher Ihm für seine reichlichen Gaben recht von Herzen danken; wir sollen auf Ihn vertrauen und uns nicht mit

unnützen Sorgen plagen; wir sollen von dem Ueberflusse, den Er uns schenkt, den Dürftigen mittheilen, sie nähren und kleiden; wir sollen das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit unsere erste Sorge seyn lassen und reichlich aussäen, um uns eine glückselige Aerndte vorzubereiten für die Ewigkeit.

Es hatte sich bei dieser Predigt eine überaus große Anzahl katholischer und evangelischer Zuhörer eingefunden. Alle hörten die Predigt mit Rührung, weil sie ganz aus dem Evangelium und ihren Herzen genommen sey.

Der Tag war inzwischen gekommen, an dem ich meine Vaterstadt, Mutter und Geschwister, Anverwandte und Freunde verlassen mußte. Ich wußte nicht, wohin mich der Herr berufen werde, in seinem Weinberge zu arbeiten. Ich hatte noch keine Kaplanstelle. Der Abschied war nicht ohne reichliche Thränen.

Vorerst mußte ich noch, wie jeder junge Geistliche, der als Alumnus nach Dillingen kam, mich in das Priester-Seminar zu Pfaffenhausen begeben, um da ein Examen zu bestehen, eine Probepredigt zu halten, und in die Ceremonien der Liturgie mehr eingeübt zu werden.

Ich machte diese Reise zu Fuß. Als ich in dem schönen Mindelthale weit hinaufgegangen war, und das Seminar nicht mehr weit entfernt seyn konnte, fragte ich die Landleute, die auf dem Felde

arbeiteten, ob ich auf dem rechten Wege nach Pfaffenhausen sey. Sie sagten: „O ja wohl!" und lächelten mitleidig. Ich fragte, warum sie lächeln? „Ha!" antworteten sie, nicht zu meinem Troste: „man nennt halt Pfaffenhausen das geistliche Zuchthaus."

Das war es aber in der That nicht. Der Regens Herr Rößle, ein ernster Mann, von großer Energie und ansehnlich von Gestalt empfing mich sehr freundlich. Von Sailer sprach er mit großer Verehrung. Mit meinem Examen war er sehr zufrieden. Ich hatte ein altes lateinisches Lehrbuch fleißig gelesen und beantwortete alle Fragen in der damaligen scholastischen Terminologie. Mit der Predigt, die Abends bei Tische im Speisesaal gehalten wurde, war er nicht minder zufrieden. Er trug mir auf, am künftigen Sonntage in der großen Pfarrkirche des Marktfleckens Pfaffenhausen zu predigen, was für eine Auszeichnung galt. Am darauffolgenden Sonntage mußte ich noch einmal predigen. Der Regens sagte: „Es wird jetzt eine Reihe von Predigten über das Ganze der katholischen Religion gehalten werden. Die erste dieser Predigten soll zur Einleitung dienen, und dazu habe ich Sie auserlesen, weil Sie in Dillingen Sailers vortreffliche Religions-Collegien gehört haben.

Geistlicher Rath Rößle zeigte sich als Regens überaus thätig, einsichtsvoll und klug. Die Meditationen, für die an jedem Morgen eine halbe

Stunde vorgeschrieben war, hielt er alle selbst, und trug sie laut, mit Eifer und Nachdruck vor. Seine Christenlehren, die er in der Pfarrkirche hielt, dienten den Seminaristen als Muster. In seinen Predigten war er zu polemisch und zu heftig, was für das zahlreiche Landvolk nicht geeignet und auch für die Seminaristen keineswegs nachahmenswerth war.

Eine besondere Gabe hatte er, die Predigten zu beurtheilen. Den Priestern sagte er, was er zu rügen hatte, unter vier Augen. Die Censuren der zahlreichen Seminaristen-Predigten las er öffentlich vor; sie waren sinnreich und mitunter sehr witzig. Ein Seminarist hatte auf kleinen Zettelchen sich Stellen aus den Kirchenvätern notirt. Das vorgeschriebene Thema und die Eintheilung trug er genau vor, aber dann ohne Wahl verschiedene Sprüche. Der Censor sagte: „Diese Predigt kommt mir wie eine Lotterie vor, in der sich außer wenigen Treffern lauter Fehler (Nieten) befinden."

Der Lehrer der Liturgie Ratterer war ein sanfter, bescheidener Mann. Wenn einer von uns Priestern einen Fehler machte, sagte er: „Verzeihen Sie, ich weiß nicht, ob dieses nur ein augenblickliches Versehen oder Gewohnheit ist! Es ist aber so zu machen."

Der Repetitor Müller sollte Sailers Vorlesungen über Pastoral repetiren. Er wußte aber jedesmal etwas Tadelndes und Gehäßiges vorzubringen.

Einmal sagte er: „Da steht in dem Buche, man solle sich lieber an die festen Aussprüche der heiligen Schrift, als an ein schwankendes Compendium der Moral halten. Nun frage ich Sie, meine Herren, wo kommt im ganzen neuen Testamente ein Wort von einem Wildschützen vor? Was könnten Sie einem solchen, wenn er Ihnen beichtete, aus dem neuen Testamente sagen?" Man hätte dem Herrn antworten können: daß man dem Verbote der Obrigkeit gehorchen müsse, daß man das Recht der Nebenmenschen nicht verletzen dürfe, daß die Verbrechen, wozu leidenschaftliches Wildschießen verleitet, Müßiggang, Vernachläßigung des Hauswesens, Diebstahl und Mord in zeitliches und ewiges Verderben stürzen.

Wenn ein Seminarist einen Fehler begangen hatte, so ließ ihn der Regens gewöhnlich Morgens nach der heiligen Messe rufen. Ich wurde nun eines Tages um diese Zeit zu ihm berufen. Ich wußte mich keines Vergehens gegen die Hausordnung schuldig und war begierig, was er mir zu sagen habe. Er sagte, eine sehr ansehnliche, edelmüthige Herrschaft, die er nannte, habe ihn ersucht, aus den vielen jungen Geistlichen, die er kenne, ihr einen Erzieher für ihre Kinder auszuwählen. Sie werde ihm die vollständigste, anständigste Verpflegung und drei hundert Gulden jährlichen Gehalt geben. Diese Summe solle ihm nach vollendeter Erziehung als

Pension bleiben, bis etwa eine von den Pfarreien ihres Patronats demselben lieber seyn sollte. Er habe im Sinne, mich vorzuschlagen. Was ich dazu sage?

Ich dankte ihm für das gütige Zutrauen, das er in mich setze, und sagte, ich sey einzig aus dem Grunde geistlich geworden, um in der Seelsorge zu arbeiten. Auch würde der Unterricht sowie die beständige Aufsicht über die Kinder all' meine Zeit in Anspruch nehmen, die ich zu meiner eigenen Ausbildung höchst nothwendig habe. Ich bitte also, mich zu entschuldigen.

Als wir Seminaristen aus der Vesper kamen, stand der Regens unter seiner Zimmerthür und rief mich herein. „Heute," sagte er, „ist Botentag. Wollen Sie nicht an Professor Sailer schreiben und ihn um Rath fragen?" „Ich bin ganz entschieden," sagte ich; „habe keinen Zweifel und bedarf keines Rathes."

„Schlafen Sie noch darüber," sprach er. „Die Sache ist für Sie von Wichtigkeit. Sie haben noch keine Kaplanstelle." Denn damals, da es noch einen Ueberfluß an Geistlichen gab, war es jedem Pfarrer überlassen, sich einen Kaplan zu suchen, und jedem Kaplan einen Pfarrer ausfindig zu machen.

Nach einem oder zwei Tagen kam der Pfarrer Abraham Kerler von Nassenbeuern, das ungefähr anderthalb Stunden von Pfaffenhausen entfernt ist,

zu mir. Er war ein Jugendfreund und Mitschüler Sailers und dieser hatte ihm von mir gesagt. Der Pfarrer, dessen bisheriger Kaplan eine Pfarrei erhalten hatte, fragte mich, ob ich sein Kaplan werden wolle? Ich sagte mit Freude Ja. Wir gingen Beide zum Regens. Dieser sprach zu mir: „Ich wünsche Ihnen Glück! Sie kommen zu einem würdigen Manne. Daran ist für den ganzen künftigen Beruf eines jungen Geistlichen viel gelegen.“

Die Alumnen von Dillingen mußten gewöhnlich zwei bis drei Monate lang, einige sechs oder noch länger in Pfaffenhausen bleiben. Mir sagte der Regens schon in der sechsten Woche: wenn ich nicht am nächsten Sonntage in der Pfarrkirche predigen müßte, so könnte ich meine Kaplanstelle am Samstage antreten. Diese baldige Entlassung überraschte mich; ich sah sie als eine besondere Gnade an, wagte aber nicht, die lebhafte Freude, die ich empfand, darüber zu bezeigen, weil der Regens hätte denken können, ich sey froh, des Seminars los zu werden. Ich sagte es ihm und dankte ihm mit gerührtem Herzen für alle mir erwiesene Güte. Er sprach: „Ich weiß, daß Sie gerne hier waren und hoffe, daß Sie nicht ohne Nutzen hier gewesen seyen.“ Sonst pflegte er den Seminaristen beim Abschiede zu sagen: „Denken Sie, wenn es, wie einige meinen, hier zu seyn, nicht gut ist, so ist es doch gut, hier gewesen zu seyn.“

---

8. Die Kaplanstelle zu Raffenbeuern.

Am Montag nach Tische machte ich mich auf den Weg nach Raffenbeuern. Ein Mann aus dem großen Marktflecken Pfaffenhausen trug mir mein Felleisen nach. Den Koffer hatte ich zu Hause stehen lassen, bis ich eine bleibende Stelle haben würde. Unterwegs dankte ich Gott beständig, daß Er mich bisher so liebreich geführt hatte und ich flehte zu Ihm, daß Er ferner mit mir seyn wolle.

Der Willkomm war, als ich in den alten, etwas baufälligen Pfarrhof trat, nicht so erfreulich, als ich erwartete. Der Pfarrer war nicht zu Hause. Die alte Mutter, die ihm die Haushaltung führte, öffnete die Hausthüre. Mein Begleiter sagte: „Da bring ich den neuen Kaplan, einen recht braven Herrn." Sie betrachtete mich und sagte: „Was ist denn das für eine kleine Gestalt von einem Kaplan? Doch es ist recht. Er ist doch keine so große Ueberlast im Hause."

Als der Pfarrer heimkam, begrüßte er mich so liebreich wie ein Vater seinen Sohn. Er führte mich in das kleine Kaplaneistübchen, ein Eckzimmer mit drei Fensterstöcken; zwei gingen nach Morgen und hatten die Aussicht auf einen nicht fernen Tannenwald; aus dem dritten sah man auf den Gottesacker und die Kirche. Außer den nöthigen Geräthschaften, Tisch, Schreibpult, ein paar Stüh-

len, Kleiderkasten und Bettstätte enthielt es nichts. Die Wände waren leer; nur ein Kruzifix hing zwischen den zwei Fenstern.

Der Pfarrer setzte sich zu mir und sagte, wie wir uns in die Arbeiten der Seelsorge theilen wollten und was er mir an Gehalt geben werde. Am folgenden Morgen führte er mich vor dem Gottesdienst in die Kirche, um sie mir zu zeigen. Die frühern Pfarrer hatten, weil dahier zu ihrer Zeit die Aerndten sehr gut ausfielen und die Getreidepreise hoch standen, Vieles zur Verschönerung der Kirche verwendet, die aber dadurch etwas überladen wurde. Auch bemerkte ich hier, daß Fehler an Bildhauerarbeiten viel auffallender seyen, als an Gemälden.

Das Glockengeläute war so großartig und harmonisch als in einer Domkirche. Der Churfürst Maximilian Joseph, der alle Jahre nach Mindelheim auf die Jagd kam, ließ, wenn er an Rassenbeuern vorbeifuhr und man mit allen Glocken läutete, halten und hörte dem Wohlklange mit Wohlgefallen zu. *) Ein früherer Pfarrer hat das Glockenge-

*) Er starb im Jahre 1777 und in den neunziger Jahren hörte ich noch immer einen Nachklang von der Liebe zu ihm. Alte Männer erzählten mir, in früheren Zeiten habe man die Treiber zu den Jagden zwingen müssen; zur Zeit des geliebten Fürsten aber stritten die Leute darum, wer sich dabei einfinden

läute auf seine Kosten angeschafft. Sein Einkommen war so reichlich, daß er Körbchen voll großer Thaler auf den Fenstersimsen stehen hatte. Da brachen zu Nacht Diebe ein, banden ihm, der im Bette lag, die Hände und einer bewachte ihn mit der Drohung; wenn er einen Laut von sich gebe, ihn auf der Stelle zu ermorden. Der Pfarrer ließ nachher an der großen Glocke einen Hammer befestigen und einen Draht bis zu seinem Bette herableiten, damit er bei einem ähnlichen Falle Sturm schlagen könne. Allein der Blitz schlug in den Thurm und lief an

---

dürfe; denn er sorgte dafür, daß alle reichlich zu essen bekamen, ging unter ihnen umher und unterhielt sich mit ihnen.

Ich nehme Anstand ob ich hier einer ergötzenden Anekdote erwähnen solle. Da sie aber bloß als Scherz betrachtet wurde und Niemand zur Schmach gereichen kann, so mag sie hier stehen.

Der Churfürst kam wieder einmal nach Mindelheim. Die Magistratsräthe kamen in Verlegenheit, wer bei der Aufwartung die Anrede halten solle. Es gereicht keinem zur Unehre, sondern zur Ehre, daß er aus Ehrfurcht vor einem so großen Fürsten nicht zu sprechen wagt. Man kann dieses von einem schlichten Bürgersmanne auch nicht verlangen. In der Stadt befand sich ein Metzger, der überaus beredt und auch sehr witzig war. Sie ersuchten ihn, die Anrede zu halten und erschienen in ihren schwarzen Mänteln; der Metzger aber in seiner Metzgertracht. Der Fürst bezeigte sein Wohlgefallen an der schönen Rede und fragte ihn wer er sey. Er sagte: „Ich bin ein Metzger.“ „Und wer sind diese?“ fragte der Fürst. „Diese,“ sagte der Metzger, „sind meine Ochsen.“

dem Drahte herab bis in das Bett. Zum Glück war es eben Tag und der Blitz zündete nicht.

Wenn damals ein Naturforscher diese Erfahrung benützt hätte, so würde er den Blitzableiter vielleicht vor Franklin erfunden haben. Zu grossen Erfindungen gab die Erfahrung Anlaß und sie gereichen nur zum Theil dem Scharfsinne der Erfinder zur Ehre.

Pfarrer Kerler war ein sehr edler, aufrichtiger und menschenfreundlicher Mann und ein vortrefflicher Seelsorger. Doch es sey genug gesagt, daß er und Sailer Freunde waren. Seine Predigten hatten etwas Patriarchalisches und ich hörte sie mit Vergnügen und Nutzen. Die Kranken besuchte er Morgens sogleich nach der heiligen Messe, gefährliche auch noch unter Tags. Für dürftige Kranke ließ er den Arzt rufen, und bezahlte auch den Apotheker. An jedem Vorabende und jedem Morgen der Sonntage hörten wir Beichte. Wir predigten abwechselnd; er hielt Sonntags die größere, ich die kleinere Christenlehre. Auch die Schule besuchten wir fleißig, den einen Tag er, den andern ich. Doch beschränkte ich mich hier bloß auf den Unterricht in der Religion und auf das, was sonst zur Bildung des Verstandes und Herzens beitragen konnte; den Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen überließ ich dem Lehrer, gab ihm auch Winke, wie er sich einer bessern Methode bedienen könnte. So oft ich in die Schule kam, grüßten mich die Kinder

mit lauter Freude. Der Pfarrer genoß das volle Zutrauen seiner Pfarrgemeinde. Sie freute sich, daß wir so in Frieden und Eintracht lebten, uns so gut mit einander zu unterhalten wußten, und kein Wirthshaus besuchten. Wenn die Leute uns mit einander in freundlichem Gespräche spazieren gehen sahen, so pflegten sie, weil er von Person sehr groß, so wie ich sehr klein war, zu sagen: „da kommen Abraham und Isaak."

Seine Bibliothek war auch die meinige. Er hatte wenige, aber auserlesene theologische Schriften in lateinischer, deutscher und französischer Sprache. Die Geschichte des Volkes Gottes von Berourier las ich mit besonderm Vergnügen. In dem Pfarrhause fand ich auch mehrere Folianten, ein Vermächtniß von einem frühern Pfarrer. Ich fand darin, die alterthümliche deutsche Sprache abgerechnet, viel Vortreffliches. Die katholische Lehre blieb sich immer gleich. Aus diesen Foliobänden sagten mir Fabers reichhaltige Predigtentwürfe in lateinischer Sprache am meisten zu. Ich verwunderte mich, Gedanken, die, wie ich glaubte, ursprünglich Baco angehörten, und den Faber wahrscheinlich nicht kannte, darin zu finden. Auch in Hunolts Predigten fand ich sehr viel Vortreffliches. Es ist sehr zu wünschen, daß solche fast vergessenen Werke in einem ausführlichen Verzeichnisse gewürdigt werden möchten.

Ich machte mir, wie Sailer mir gerathen, eine

Tagesordnung. Die ländliche Musik, die mir als Städter neu war, weckte mich schon Morgens vier Uhr — das Dreschen. Ich befolgte den guten Rath, welchen Horaz dem jungen Lollius in der lehrreichen Epistel, die ich öfters gelesen hatte und auswendig wußte, gegeben hat. (Lib. I. epist. 2.) Ich zündete ein Licht an, nahm ein Buch und las im Bette, bis es Tag war. In den übrigen Stunden studirte ich, bethete und schrieb meine Predigt und den Entwurf der Christenlehre auf den nächsten Sonntag. Den Nachmittag verwandte ich auf Sprachen. Ich las die Psalmen in hebräischer Sprache, wählte besonders erhebende und rührende Stellen daraus aus und schrieb sie in ein Büchlein zusammen, dem ich ein Verzeichniß der darin vorkommenden Wörter und eine Grammatik in nuce beifügte. Eine kleine Schrift von Weitenauer, nur drei Bogen stark, Trifolium hebraeicum, hat mir dabei gute Dienste geleistet. Da ich das griechische neue Testament sehr gut verstand, so las ich, um es auch in dieser Sprache, die damals in untern Schulen wenig betrieben wurde, weiter zu bringen, fleißig im Homer.

Ich spielte auch, aber bloß zu meiner Unterhaltung, Clavier. Ich konnte da meinen Gedanken am besten den Lauf lassen. Daß diese meine kleine Kunst mir noch einmal einen großen Dienst leisten werde, dieß fiel mir damals gar nicht ein.

Ein Rothkehlchen war das einzige lebende Ge-

schöpf, das ich mein Eigenthum nennen konnte. Ich ließ es frei im Zimmer herumfliegen, stellte ihm aber in eine Zimmerecke ein kleines, grünes Tannenbäumchen, auf dem es sich am liebsten aufhielt und wo sein rothes Kehlchen sich sehr hübsch ausnahm. Das Vögelein wurde sehr zahm und pickte auf dem Tische die Brosamen auf. Da ich aber in dem engen Wohn- und Schlafzimmer nöthig fand, die Fenster fleißig zu öffnen, so ließ ich in mein Büchergestelle ein Fach, das noch leer stand, mit einem Gitter und Thürchen versehen und stellte das Futter, nebst Wassertröglein hinein. Sobald das Vögelein hineinflog, stand ich auf, das Thürchen zu schließen. Und da ist es bemerkenswerth! Sobald ich mich nur regte, aufzustehen, flog es wieder eiligst heraus. Ich knüpfte nun einen Faden an das Thürchen und befestigte das andere Ende an meinem Schreibtische. Allein sobald ich nur die Hand bewegte, um nach dem Faden zu greifen, war das kleine, schlaue Geschöpf schon wieder heraus. Wer sieht da nicht eine Art Ueberlegung, von einer Ursache auf die Wirkung zu schließen? Wir könnten an den Thieren noch viel, nicht Unwichtiges bemerken, wenn wir sie genauer beobachten wollten. Der Schöpfer hat jedem seiner Geschöpfe so viel Verstand zugemessen, als demselben in dem kleinen Kreise, in dem es lebt, nöthig ist.

Der Vater des Pfarrers war früher Schullehrer

des Ortes, ein herzensguter Mann. Er führte die Oberaufsicht über die bedeutende ländliche Deconomie und bearbeitete mit Hülfe eines Tagwerkers den Garten. Die Mutter besorgte die innere Haushaltung. Beide waren bereits alt; da fielen denn in der Haushaltung manche Versehen vor, die zum Theil ergötzten.

Eines Abends kam der Pfarrer etwas spät nach Hause. Er hatte Sicherheits halber den großen Hund, des Regenwetters wegen aber einen Mantel mitgenommen. Er fragte den Vater: „Ist der Sultel mit hereingekommen?“ „O ja wohl!“ sagte der Vater; „ich hänge ihn gleich an das Ofenstängelein auf.“ Er hörte nicht wohl und meinte, es sey die Rede von dem Mantel.

Am Samstage Abends pflegte man den Dreschern und andern Tagwerkern kleine, länglichte in Schmalz gebackene Kuchen — Küchlein genannt, mit nach Hause zu geben. Die alte Mutter legte sie auf einer langen Bank in der Gesindestube zurecht, immer fünfe in einem Häufchen. Als sie bis unten gekommen war, schlich sich der große Hund ganz oben zur Bank und stahl ein Küchlein. Die Mutter zählte noch einmal herauf, ob es überall fünf Küchlein seyen. Als sie oben war, stahl der Hund unten eines weg. Sie zählte noch einmal herab, da fehlte zu ihrem Erstaunen abermals ein Küchlein. Ich kam eben dazu. „Herr,“ rief sie,

wie man in jener Gegend anstatt „o Herr“ zu sagen pflegt, „sagt mir doch, was das ist? Ich kann nicht mehr fünfe zählen!“ Ich sagte es ihr, und jagte den Hund zur Stube hinaus. Ueber eine Weile kam die Mutter herauf in mein Zimmer und überreichte mir zur Dankbarkeit ein Teller voll Küchlein. Unter dem Arme trug sie einen Stiefelzieher und bat mich, ich soll den Hund damit schlagen. Ich sagte, das könne sie selbst thun. „Ei,“ sprach sie, „das getraue ich mir nicht. Der Sultel würde mich beißen.“

Eines Abends an einem Freitage saßen wir, der Pfarrer, ein Franziskaner, der in der Umgegend Almosen sammelte, noch ein paar Gäste, der alte Vater und ich bei Tische. Nach der Suppe brachte der alte Vater, der den Aufwärter machte, eine Schüssel, über die wir alle befremdet, ja verwundert und erstaunt waren. Es befand sich klares Wasser darin, in dem kleine Wölkchen von einer braunen Brühe schwammen; auf dem Grunde sah man Fischgräten, Froschbeinchen und Krebsschalen. Alle am Tische machten bedenkliche Gesichter, schüttelten die Köpfe und blickten schweigend in die Schüssel. Mir ist's, ich sehe den Franziskaner noch, wie er den langen Hals aus der Kutte hervorstreckte, um recht zu sehen, Der Pfarrer sprach: „Was soll denn das seyn? Das können wir ja unmöglich essen.“ Der Vater ging hinaus und erzählte in der Küche, wie unzu-

frieden man in der Stube sey. Die Mutter kam, beide Arme in die Seite gestemmt, herein und rief unwillig: „Wenn Euch dieses Essen nicht gut genug ist, so muß man Euch“ — — sie bediente sich eines unanständigen Ausdrucks. Der Pfarrer sprach: „Aber um des Himmels willen, liebe Mutter, seht doch selbst! Das ist doch keine menschliche Speise!“ Die Mutter sah näher hin und sagte ärgerlich: „der blödsichtige, alte Mann wird noch gar blind. Die Schüssel habe ich für die Katzen hergerichtet.“ Sie brachte ein anderes Gericht, das alle sich wohl schmecken ließen.

Man sieht daraus, daß bei Verpflegung und Bewirthung allerlei Verstöße vorkamen. Allein die Güte und das Wohlwollen des Pfarrers, der sich dergleichen auch mußte gefallen lassen, machten Alles wieder gut. Wenn eine Speise in der Küche verunglückte und nicht mehr genießbar war, pflegte er lächelnd zu sagen: „Weil die Kost so schlecht ist, wollen wir ein gutes Glas Wein trinken,“ und befahl eine Flasche zu bringen.

Der Pfarrer hätte sich leicht eine bessere Bedienung und elegantere Hauseinrichtung verschaffen können, wenn er eine geschicktere Haushälterin oder Köchin angestellt hätte. Allein aus kindlicher Liebe zog er es vor, die ganze Haushaltung seiner Mutter zu überlassen, die als ehemalige Schullehrerin die Führung eines Hauswesens nach ihrer Art gewohnt

war, und sich mit einer Haushälterin, die eine andere Ordnung hätte einführen wollen, nicht würde vertragen haben. Der Pfarrer erschien mir deßhalb um so ehrwürdiger.

Der Pfarrhof war mit einer großen ländlichen Oekonomie verbunden. Zwei Knechte, drei Mägde und viele Taglöhner waren nothwendig. Diese Dienste wurden sehr gesucht, weil der Pfarrer seine Leute gut bezahlte, und sie es da durchaus sehr gut hatten. Dagegen sah er außer der Arbeitsamkeit auf eine durchaus untadelige Aufführung. Die Dienstboten im Pfarrhause gaben allen Dienstboten im Dorfe ein gutes Beispiel. Er sah auch darauf, daß sie ihren Lohn zusammensparten, und so erlangten manche eine angemessene Versorgung.

Von der ganzen Pfarrgemeinde muß ich sagen, daß sie eine achtungswerthe, christliche Gemeinde war. Die Pfarrangehörigen besuchten den Gottesdienst sehr fleißig, hörten die Predigt mit Aufmerksamkeit an, und wohnten der heiligen Messe mit Andacht bei. Sie arbeiteten die Woche hindurch unermüdet. Ihr ganzer Lebenslauf war Bethen und Arbeiten. Sie lebten deßhalb auch sehr zufrieden und vergnügt. Sie waren wohlhabend. Allerdings gab es auch Arme, die aber von den Reichen der Gemeinde nicht nur mit Lebensmitteln unterstützt wurden, sondern

auch mit Arbeitsverdienst. Bettler, die aus dem Betteln ein Geschäft gemacht hätten, weiß ich keine. So lange ich da war, kam kein strafbares Vergehen vor, während dieselben jetzt etwas Gewöhnliches sind. Da ich bisher mit dem Landvolke keinen Umgang hatte, jetzt aber ihm näher gerückt war, so fand ich manches bemerkenswerth.

Schon die Art, sich auszudrücken, hatte etwas Eigenthümliches, und war manchmal witzig, malerisch 2c.

Die alte Mutter verlor ihr Gehör gänzlich. Da sagte eine Magd: „Ei! jetzt hat sie die Ohren nur mehr zur Hoffart!“

Ein Knecht bat den Pfarrer, ihm Geld von seinem Lohne zu geben, um sich eine Büchse Marokko dafür zu kaufen. Der Pfarrer rief: „Wie so theuren Tabak!“ Der Knecht sagte, er wolle wohlfeilern kaufen. Allein der Pfarrer sprach ernst, er solle das Tabakschnupfen als eine unnütze Ausgabe ganz aufgeben. „Ach!“ sagte der Knecht, „man kann die Nase doch nicht verrecken lassen.“ Er meinte, der Tabak sey der Nase so nothwendig, als Heu und Haber seinen Pferden.

Ein Gewitter, aus dem einzelne Hagelkörner herabfielen, zog über das Dorf hin. Man schickte Knechte und Mägde hinaus, um zu sehen, ob es keinen Schaden angerichtet. Eine Magd kam fröh-

sich zurück und rief: „Gottlob! Alles steht gut. Die Halmen machen keine Ellenbogen."

Ein fleißiger, sparsamer und immer fröhlicher Hausvater hatte sein Haus mit Schulden übernommen, aber sie bis an einen nicht mehr bedeutenden Rest abbezahlt. Als ich einmal an seinem Hause vorbeikam, ging er eben auf seinem, nach Landesart ziemlich flachen Hausdache umher. Ich fragte, was er da mache. Er antwortete scherzhaft: „Die Leute sagen, ich habe noch 200 Gulden auf meinem Hause liegen, die suche ich." Er untersuchte aber das Dach, ob es nirgends schadhaft sey.

Die Dienstboten saßen einmal im Hausgange des Pfarrhauses bei ihrem Vesperbrode und plauderten lustig mit einander. Ich hörte ein wenig zu. Sie redeten von einer Bauerntochter eines benachbarten Dorfes, die sehr tugendhaft und auch sehr reich sey. „Die," sagte der Oberknecht, „möchte ich kennen." „Das ist leicht," erwiederte eine Magd; „sie hat ein Gesicht weiß wie Schnee und ein Haar roth wie Glut." Wie treffend und wie malerisch!

Eine Küchenmagd wunderte sich, daß Gott bei Erschaffung der Welt doch an Alles gedacht, ja sogar gewußt habe, man brauche zum Kochen Salz. So einfältig diese Rede ist, so kann sie doch das Nachdenken wecken, wie in Einrichtung der Welt für Alles, ja für das Geringste, das zum Wohl der Menschen nöthig ist, gesorgt sey.

Ich unterrichtete einen Knaben in der lateinischen Sprache und hörte am Fenster stehend zu, wie er drunten vor dem Hause mit einem andern Knaben redete und ihn fragte, was für ein Handwerk er lerne. „Ich werde ein Wagner," sagte dieser, „und welches Handwerk lernest denn du?" „Ich lerne das Studiren," sagte der kleine Student. Eine Antwort, die mehr Sinn enthält, als der Knabe sich denken konnte. Wer an der Universität eine allgemeine Uebersicht und die Anfangsgründe einer Wissenschaft, die beste Methode, sie zu erfassen und die vorzüglichsten Bücher, deren er dazu sich bedienen soll, kennen gelernt, hat viel gelernt. Er hat nicht ausstudirt, wie man zu sagen pflegt, sondern kann das Studiren nun erst recht anfangen.

Ein großer Bauernhof, eine halbe Stunde vom Dorfe entfernt, gehörte in die Pfarrei. Eine kleine aber schöne Kapelle stand dabei. Der Bauer ersuchte mich, wöchentlich einmal die heilige Messe da zu lesen, was ich auch gerne that. Einst ließ er eine große, neue Scheuer bauen. Am Abende, ehe man den Bau aufrichtete, kam er zu mir und bat mich, Morgens früh um fünf Uhr eine heilige Messe zu lesen, bei der alle seine Leute auch der Zimmermann mit seinen Gesellen Gott bitten wollten, daß Alles glücklich von statten gehe. Er wünsche auch, sagte er, ich möchte den ganzen Tag bleiben; denn wenn, was Gott verhüten wolle, — ein Unglück geschehe,

so wäre dann sogleich ein Geistlicher zur Hand. Zu Mittag aßen die Zimmerleute, Vater, Mutter und Kinder an einer langen, ländlichen Tafel, die im Garten aus einem paar Bretter errichtet war. Die Bäuerin wollte für mich in dem Hause besonders decken. Ich sagte aber, ich wolle mit ihnen gemeinschaftlich essen, was allen sehr lieb war. Alle waren sehr fröhlich und benahmen sich sehr anständig. Auch ließ sich manches erbauende Wort anbringen. — Gegen Abend stand der Bau aufgerichtet. Ein Zimmergeselle steckte ein grünes Tannenbäumchen mit rothen Bändern geziert auf den Giebel, und hielt dann dem Herkommen gemäß seinen Zimmermannsspruch. Er dankte vor Allem Gott, daß der Bau gelungen und Alles ohne einen Unfall abgelaufen, und bat Ihn, die neue Scheuer alljährlich mit seinem Segen zu füllen. Er trank dann auf das Wohl der geistlichen und weltlichen Obrigkeit, auf das Wohl des Bauherrn und sämmtlicher Arbeitsleute. Auch meiner wurde gedacht mit den Worten: „Es lebe der Herr Hof-Kaplan allhier!“ Allen gefiel dieser mir gegebene, witzige Titel und sie stimmten freudig in das Lebehoch mit ein. Die Menschen waren damals viel fröhlicher als gegenwärtig.

Wie die erwähnten Ausdrücke des Volkes zeigen, daß es ihm nicht an Witz, gutem Humor und Phantasie fehle; so lassen andere tiefer in das Herz dieser guten Landleute blicken.

Einst ging ich durch die Getreidefelder, die ganz ausnehmend schön und reich, ja prachtvoll standen. Auf einem schmalen Feldwege seitwärts bemerkte ich einen Landmann, der seinen Hut, wiewohl die Sonne ziemlich heiß schien, in der Hand trug. Als ich, wo beide Wege sich vereinigten, mit ihm zusammentraf, sprach er: „Man sollte, wenn man durch diese gesegneten Felder geht, den Hut gar nicht mehr aufsetzen — aus Dankbarkeit gegen Gott.“

Ein andermal sah ich an einem Kornacker eine alte Bäuerin stehen, die einige Roggenähren abpflückte und sie andächtig betrachtete. Sie grüßte mich und sprach zu mir: „Als ich vor wenigen Tagen hier vorbeiging, waren alle Aehren noch ganz leer und nicht ein einziges Körnlein konnte ich darin finden, und jetzt sind die vielen tausend Aehren so voll Körner, daß sich die Halmen unter der schweren Last beugen. Wie wunderbar ist doch Gott!“

Eine fromme kränkliche Person beichtete und empfing die heilige Kommunion an einem Werktage in der Kirche. Weil sie noch nüchtern war, so wurde sie auf eine Schale Kaffee in die Gartenlaube des Pfarrgartens eingeladen. Sie bat aber bloß um ein paar Eier. Sie nahm eines in die Hand und lobte die reine weiße Farbe und genau länglicht runde Form. Der Haushahn kam auf den Gartenzaun geflogen und krähte. Sie sagte: „wer sollte glauben, daß dieser prächtige Vogel aus einem solchen Ei gekommen?

Wer muß hier nicht die Allmacht Gottes bewundern?“ Es freute mich, daß auch gemeine Landleute, wenn sie fromm sind, Gott in seinen Werken erkennen und Ihn loben und preisen.

Wenn einem Hausvater oder einer Hausmutter ein Unglück drohte oder sie schon betroffen hatte, sagten sie gewöhnlich: „Je nun in Gottes Namen!“ Dieser Ausdruck mit Andacht gesprochen hat einen tiefen Sinn. Sie legten ihre Angelegenheiten getrost in die Hand Gottes voll freudigen Vertrauens, daß er Alles zu ihrem Besten leiten werde.

So sehr es mich freute, meinen Wunsch erfüllt zu sehen, auf dem Lande zu leben, so fand ich doch bald, daß es auf Erden keine ganz ungetrübte Freude gebe. Zwar kam hie und da noch ein heiterer Herbsttag. Wiewohl das Laub der Bäume im Garten theils roth und gelb, theils abgefallen war, so schien die Sonne doch hell und freundlich. Aber bald konnte ich vor dichtem Nebel den nahen Tannenwald nicht mehr sehen, oder es regnete den ganzen Tag so unaufhörlich, daß man vor Nässe, Frost und Schmutz auf den Straßen nicht gern aus dem Hause ging.

Mit Entzücken aber erinnere ich mich der ersten Frühlingsmorgen! Wie herrlich glänzte über den schwarzen Tannen der Himmel in Gold und Purpur! Die Sonne malte mit ihren feurigen Strahlen die kleinen, runden Fensterscheiben an die Wand. Mein Stübchen dünkte mich schöner als das prächtigste

tapezirte Zimmer, das ich je gesehen. Mit neuer Lust ging ich an meine Arbeit. Wie wahr ist das alte Sprichwort: „Morgenstund' hat Gold im Mund'."

Ich besah nun das schöne Windelthal näher, betrachtete die reichlich grünenden Getreidefelder und die blumigen Wiesen mit Lust und horchte im Walde auf den Gesang der Vögel.

Da begegnete mir einmal ein ganz besonderer Zufall. Ich ging, ohne einen bestimmten Weg zu haben, im Walde umher und gerieth in ein Dickicht von jungen Tannen. Als ich daraus hervordrang, um wieder ins Freie zu kommen, schlug mir ein Tannenzweig in die Augen, und alle die unzähligen gelben Blumen auf den Wiesen erschienen mir als lauter gelbe Ringlein. Ich öffnete das Buch, das ich bei mir trug, und sah anstatt der Buchstaben lauter schwarze Ringe. Ich erschrack heftig: ich fürchtete von nun an gar nicht mehr lesen zu können. Ich flehte herzlich zu Gott, Er wolle sich meiner erbarmen — und nach einer halben Stunde sah ich wieder, wie zuvor.

Von dem Dorfe führte eine schattige Lindenallee bis zum nahen Walde, wo eine alte, aber reinlich gehaltene Kapelle stand. Eine Klause befand sich dabei, die aber nicht mehr bewohnt wurde. Der letzte Einsiedler hatte den Wildschützen Unterschleif gegeben und wohl gar sich selbst auf's Wildschießen verlegt. Er wurde deßhalb fortgeschickt und die

Klause für immer gesperrt. Die Kapelle wurde noch benützt. Im Frühlinge und Sommer gingen Alt und Jung an den Sonntagen Abends sechs Uhr in Prozession hinaus, und betheten sowohl im Hinausgehen, als in der Kapelle selbst und auf dem Rückwege einen Rosenkranz. Dieser von alten Zeiten her eingeführte Gebrauch hatte gewiß sein Gutes und verhinderte manches Böse.

Eine uralte Malerei, die sich an der Brustlehne der Emporkirche befand, kann ich nicht unerwähnt lassen. Man sah da den Kaiser mit Krone und Zepter und der Unterschrift: Ich regiere euch Alle; den Pabst mit der dreifachen Krone und die Rechte erhebend mit der Schrift: Ich lehre euch Alle; einen Kriegshelden, das Schwert schwingend, mit den Worten: Ich beschütze euch Alle; einen Bauer mit dem Pfluge und den Worten: Ich ernähre euch Alle; einen Handwerksmann mit der Scheere und den Worten: Ich kleide euch Alle, u. s. w. Zuletzt sah man den Teufel mit einem Schiebkarren und darunter stand: Ich hole euch Alle, wenn ihr eure Schuldigkeit nicht thut. Ob diese Bilder jetzt noch zu sehen sind, weiß ich nicht.

Uebrigens war die Allee von Linden wegen des reichlichen Schattens und des ebenen, schön bekiesten Bodens mein liebster Spaziergang, wenn ich lesen und mich zugleich im Freien bewegen wollte.

4. Freunde aus der Nachbarschaft.

Nachdem ich von meinem dermaligen Wohnorte nebst dessen Umgebungen, von den Menschen, unter denen ich dort gelebt, was mir bemerkenswerth schien, aufgezeichnet, wende ich mich zu den benachbarten Ortschaften und deren Bewohner.

Ohne es zu suchen, fand ich in das erste Haus der nahen Stadt, und wohl der ganzen schon damals bayerischen Grafschaft Mindelheim Zutritt und die freundlichste Aufnahme. Stadtpfleger und erster Beamter der Grafschaft war Freiherr von Härtling, an feiner Bildung für das gesellschaftliche Leben, an Verstand, reichen Kenntnissen und edelm Herzen ausgezeichnet. Ganz unerwartet trat er, ehe ich ihm noch einen Besuch hatte machen können, in mein Kaplanstübchen. Dieß kam so. Er schätzte von allen Geistlichen seines Amtsbezirks den Pfarrer von Rassenbeuern, und hatte steten freundlichen Umgang mit ihm. Er war gekommen, ihn zu besuchen, traf ihn nicht zu Hause, und begab sich zu mir. Er hatte schon von mir gehört, grüßte mich freundlich, besah meine kleine Büchersammlung und ging dann mit mir in die Gartenlaube. Hier sprach er mit mir über deutsche Literatur, lud mich ein, ihn öfter zu besuchen, und versicherte mich, seine ganze Bibliothek stehe mir zu Diensten. Seine Frau Gemahlin, eine geborne Gräfin Minuzzi-Seefeld, war

eine anspruchlose, überaus gütige, freundliche und gebildete Dame, so wie der einzige Sohn des Hauses, Baron Clemens, ein hoffnungsvoller, liebenswürdiger Knabe von sieben Jahren.

Sein Hofmeister oder besser gesagt sein Erzieher und Lehrer war Alois Mayer, ein sehr guter Kopf und reich an Kenntnissen. Sailer hatte seine Primizpredigt gehalten und ihn zu dieser wichtigen Stelle, von dem Vater darum ersucht, in Vorschlag gebracht. Als ich in das Alumnat zu Dillingen eintrat, brachte er nur noch ein Jahr dort zu; wir hatten einander näher kennen gelernt und wurden Jugendfreunde. Wir freuten uns beide, uns nach Jahren wieder zu sehen und einander nahe zu seyn. Herr von Härtling und seine Gemahlin ritten an schönen Tagen die Woche ein- oder zweimal nach Tische auf ein paar Stunden nach Rassenbeuren und tranken da Kaffee, und auch ich durfte, ja mußte von der Gesellschaft seyn. Den Frühling und Sommer über kam Baron Clemens mit seinem Hofmeister gegen Abend nach dem Gottesdienste zu uns. Da ich von jeher die Kinder, diese kleinen, unschuldigen Wesen liebte und schon in meinen Studienjahren mit ihnen umzugehen gelernt hatte, so gewann der gute Knabe eine besondere Zuneigung zu mir.

Ich suchte ihm alle Freude zu machen, die man auf dem Lande haben konnte. Ich zeigte ihm ein

Hänflingsnest in der Hecke des Gartens, er freute sich sehr, zu sehen, wie die jungen Vögelein von den alten gefüttert wurden. Ich hatte ein junges Reh aufgezogen, das mir wie ein Hündlein nachlief. Es gefiel ihm und ich schenkte es ihm. Einen Storch hatte der Pfarrer ihm schon früher geschenkt. Man sah den ernsten Vogel mit seinem langen Schnabel, Halse und Füßen gerne im herrschaftlichen Garten umherspatziren. Nur das empfahl ihn nicht, daß er aus dem Bassin des Springbrunnens die Fische herausholte.

Am liebsten hörte der wißbegierige Kleine mich erzählen. Ich hatte schon als Hauslehrer zu Dillingen mir einen Vorrath von unterhaltenden und lehrreichen Erzählungen angeeignet. Der Knabe wußte das Rührende und Witzige sehr gut aufzufassen und erzählte es zu Haus wieder, und seine Aeltern hörten ihm mit Vergnügen zu.

Am Feste der heiligen drei Könige machte ich, von der Herrschaft dazu eingeladen, einen Besuch. „Es ist schön, daß Sie kommen," sagte die Gräfin, „Clemens möchte gerne die Krippen, die sich heute in ihrer größten Pracht zeigen, und sich in verschiedenen Häusern dahier befinden, sehen und der Hofmeister darf wegen einer Erkältung nicht ausgehen. Ich ersuche Sie, den Knaben herumzuführen." Ich sagte, daß diese Häuser mir gänzlich unbekannt seyen. „Ei," sprach sie, „Clemens weiß sie alle,

sie haben ihn nur zu begleiten.“ In diesen Krippen befand sich allerlei Schönes und Artiges, das eigentlich nicht dahin gehörte, aber doch heitere und unterrichtende Gespräche veranlaßte.

Herr von Härtling hatte in meinem Stübchen einmal einen türkischen Tabaks-Pfeifenkopf von rother Siegelerde liegen sehen, den ein Offizier, der einen Türkenkrieg mitgemacht, mir geschenkt hatte. Der Pfarrer sagte mir, daß der ganz ächt türkische Pfeifenkopf als eine Seltenheit dem Herrn von Härtling sehr gefallen habe. Ich gab dem Pfarrer, der eben nach Mindelheim gehen wollte, den Kopf, ihn dem Herrn zu überbringen. Als am Sonntag darauf der kleine Clemens wieder zu mir auf Besuch kam, brachte er mir ein Buch. Ich hatte einmal im Gespräche geäußert, ich werde es mir anschaffen. Der Vater schickte es mir nun aus seiner Bibliothek zum Geschenke. Er hatte seinen Namen hinein geschrieben und ich bewahre es noch jetzt als ein theures Andenken.

Der Morgen des Geburtstages, den Clemens das siebente Mal feierte, war ein unvergleichlich schöner Frühlingsmorgen und versprach den schönsten Tag. Da kam mir der Gedanke: So schön wie dieser Morgen ist und den schönsten Frühlingstag verspricht: so schön sey auch der Lebensmorgen des hoffnungsvollen Clemens und es lasse sich erwarten, daß sein ganzes künftiges Leben, was Gott

wolle, einem schönen Frühlingstage gleiche. Diesen Wunsch drückte ich in einem Gedichtchen von nur drei Strophen aus. Mein Pfarrer war an diesem Feste bei der Herrschaft zur Tafel eingeladen. Ich gab ihm das Gedicht mit, es dem lieben Clemens zu überreichen. Es fand bei den Aeltern großen Beifall, vielleicht blos, weil es den Umständen so genau angemessen war, und ich dachte mir, auch ein Prediger soll den Umständen die Lippen zu öffnen wissen.

Unvergeßlich ist es mir, wie väterlich liebevoll der Vater seinem wohlunterrichteten Sohne zusprach, als dieser das erstemal zur Beichte ging. Ich war eben zugegen. Alles, was sein Erzieher und auch ich dem Kleinen gesagt hatten, kam in keinen Vergleich mit diesen väterlichen Ermahnungen. Alle Worte kamen aus einem von der Wichtigkeit dieser vorhabenden heiligen Handlung und von dem hohen Werthe der christlichen Religion durchdrungenen Herzen, und ich mußte den edeln Mann um so höher schätzen, weil ihm die Religion so werth war. Auch sah ich mehr als je ein, daß nur herzliche Liebe zu den Kindern den Worten des Kinderlehrers in ihre Herzen Eingang verschaffen können.

Eines Abends kam der Pfarrer von Mindelheim zurück und sagte, er habe mir eine wichtige Nachricht mitzutheilen. Dem Erzieher des Clemens sey eine andere, bleibende Stelle; so viel ich mich

erinnere, eine Pfarrei angetragen worden, und es scheine, er werde den Antrag annehmen. Der Vater sey entschlossen, die Erziehung seines Sohnes für diesen Fall mir anzuvertrauen. Ich möchte ihn künftigen Morgen besuchen. So ehrenvoll dieses Vertrauen für mich war, und ein so großes Glück es für mich wäre, in diese edle Familie aufgenommen zu werden, so war ich von dieser Nachricht doch sehr betroffen. Ich konnte mich von dem Gedanken nicht losreißen, daß meine Zeit mir zu weiterer Ausbildung meines Verstandes und Herzens höchst nothwendig sey; mir ward angst und bange, mich einem andern Berufe zu widmen, alle Stunden des Tages dazu verwenden zu müssen und mich ganz abhängig zu machen.

Ich ging am folgenden Morgen in aller Frühe zuerst zum Hofmeister. Ich fand ihn sehr nachdenkend. Er sollte heute erklären, wozu er sich entschließe. Es fiel ihm jetzt im entscheidenden Augenblicke schwerer auf's Herz, der Herrschaft aufzukünden. Ich stellte ihm vor, wie edel man ihn hier immer behandelt, wie angenehm er es in diesem Hause habe; er könne es nirgends besser finden. Er sagte, ich solle die Stelle übernehmen; sie sey ja mir zugesagt. Ich sagte, ich würde es thun, wenn ich ihn nicht für fähiger dazu hielte. Er schicke sich besser in eine adelige Familie und in die Welt; ich sey zu sehr an das Stillleben in meinem ländlichen

Studirstübchen gewöhnt. Er entschloß sich, zu bleiben. Dieses hatte aber keineswegs meine Beredsamkeit bewirkt, sondern das Wort der liebevollen Mutter: „Wenn Sie uns Aeltern so leicht verlassen könnten, so sehen Sie doch unser Kind hier an und thun Sie es diesem nicht zu leid."

Ich ging nun zu dem Vater, und sagte ihm, der Hofmeister habe sich entschlossen, zu bleiben. Auch dankte ich ihm für das in mich gesetzte Zutrauen. Der Hofmeister kam und erklärte nun seinen Entschluß selbst. Die Mutter kam, ihren erfreuten Kleinen an der Hand. Ich wurde zu Tische eingeladen, und die Mahlzeit war sehr fröhlich.

Noch Eines muß ich von Herrn Alois Maier erwähnen, wofür ich ihm noch jetzt Dank schuldig bin. Von ihm eingeladen kamen mein Bruder, der in der Nachbarschaft auch Kaplan war, und ich die Woche einmal bei ihm zusammen. Er machte den Vorschlag: Jeder von uns drei solle das eine oder andere beliebige Thema vorlegen; eines davon solle durch vereinte Stimmen oder durch das Loos gewählt, bearbeitet und dann beurtheilt werden; nur Polemik und Politik sollen ausgeschlossen bleiben. Als wir das erstemal zusammenkamen, hielt Alois Maier eine kleine Anrede. Er war sehr witzig und begann: „Da wir heute unsern gelehrten Zirkel oder vielmehr unser gelehrtes Dreieck eröffnen, so muß ich als erwählter Präsident unsers kleinen

Vereins ein Wort sagen, welchen Nutzen wir davon ziehen können." Er bemerkte sehr richtig: wir haben bisher, wenn wir so beisammen waren, von allerlei gesprochen und wissen wohl selbst nicht mehr von was Allem. Es ging uns, wie es vielen Gesellschaften geht. Solche Stunden schwinden dahin und der Inhalt unserer Gespräche mit ihnen. Die heilige Schrift sagt deßhalb sehr treffend: „Unser Leben vergeht wie ein Gespräch." Unsere kleinen Ausarbeitungen dürften aber doch etwas Bleibendes seyn. Wenn sie auch an sich keinen Werth haben, so sind sie doch nützliche Uebungen. Vielleicht lesen wir sie nach vielen Jahren nicht ohne Vergnügen und Nutzen.

Als ein großer Theil von Schwaben, so wie die Stadt Ulm unter bayerische Landeshoheit kam, wurde Freiherr von Härtling General-Kommissär und Präsident der Regierung von Schwaben und Neuburg zu Ulm. Alois Mayer erhielt eine Anstellung an einem königlichen Erziehungs-Institute in München für adelige Jünglinge, Baron Clemens kam an die Universität Landshut.

Alle sind längst gestorben! Ach es erregt schmerzliche Gefühle in einem Alter von 86 Jahren in die Vergangenheit zurückzublicken! Unzählige Menschen von den vortrefflichsten Eigenschaften, von hohen Geistesgaben und den edelsten Gesinnungen, viele von ihnen in der schönsten Blüthe des Lebens, die

ich kannte, sind wie Schatten vorübergegangen. Ganze Generationen des Menschengeschlechtes sind in die Erde versunken. Wie schrecklich, wie zum Entsetzen wäre es, wenn von ihnen nichts mehr übrig seyn sollte, als Gebeine, Staub und Asche! Aber — o des Trostes! nur ihre sterbliche Hülle wird zu Staub; ihr Geist ist unsterblich, er lebt drüben in einer bessern Welt! Es gibt ein ewiges Leben, ein Sehen und Wiedersehen der Dahingeschiedenen! Dort werden keine Thränen der Trennung mehr geweint! O Dank sey Gott, unaussprechlicher, innigster Dank für die Gabe aller Gaben — die Unsterblichkeit!

Werfen wir noch einen Blick auf andere Nachbarn der Umgegend, auf die Geistlichen, die ich näher kennen lernte.

Unter diesen schätzte ich besonders den Pfarrer Keller von Dürrlewang. Er war ein Mann von Verstand, wissenschaftlicher Bildung und von würdigem Anstande. Sein Pfarrhaus war höchst reinlich und in der schönsten Ordnung. Er widmete sich mit mildem Ernste der Seelsorge. Seine Bibliothek war nur klein, aber gut ausgewählt. Er hielt sich, um nicht hinter der Zeit zurückzubleiben eine Literaturzeitung. Er nahm auch von der schönen Literatur Notiz; er fand Wohlgefallen daran, nur haßte er alles Ueberspannte. Der Ausdruck „wonnebetrunken," welches Beiwortes sich einer der größten

Schriftsteller sogar von den Engeln bediente, war ihm sehr zuwider. Er bat mich, wenn ich etwas Schönes finde, ihm es mitzutheilen. „Aber," sagte er, „nur nichts Wonnebetrunkenes!" Er machte mich auch mit einigen spätern lateinischen Dichtern bekannt. Seine ganze Lebensart war sehr geregelt. Nie besuchte er einen Gasthof. Er beobachtete eine genaue Tagesordnung und war unausgesetzt geistig beschäftigt, was ich bei allen Mitgliedern der Gesellschaft Jesu, bei der er jedoch nur Noviz gewesen, bemerkt habe.

Ein ehrwürdiger Greis aus der Gesellschaft Jesu, der zu Mindelheim wohnte, ein weiser, frommer Mann, schon seit lange Jubelpriester, war ein großer Philolog und mit der griechischen und römischen Literatur sehr vertraut. Ungeachtet seines hohen Alters sah er noch immer sehr blühend aus. Ich hatte ihn zu meinem Beichtvater gewählt, unterredete mich sonst öfter mit ihm und fragte ihn einmal, wie er es angegangen, ein so fröhliches hohes Alter zu erreichen? Er sagte: „Ich habe es mir zur Regel gemacht, auf eine anstrengende geistige Arbeit nie mehr als eine, höchstens zwei Stunden zu verwenden; aber dann eine andere, wenn auch nicht minder anstrengende Arbeit vorzunehmen, und dann wieder zur ersten Arbeit zurückzukehren. Dieser Wechsel bewahrt den Geist vor Ueberspannung, die der Gesundheit höchst schädlich werden, ja sie ganz

untergraben könne. Ich halte es der Mühe werth, diese Regel hier aufzuzeichnen, die auch ich befolgte und bewährt fand.

Eine kleine Begebenheit, in der sich einige Geistliche der damaligen Zeit charakterisiren, kann ich hier nicht unerwähnt lassen. Ein schon etwas bejahrter Pfarrer wurde auf eine einträglichere Pfarrei befördert. Er lud drei Pfarrer ein, die man für die verständigsten des Landkapitels hielt, um sich mit ihnen über eine pfarrliche Angelegenheit zu berathen. Unter ihnen war auch der Pfarrer von Raffenbeuern. Sie kamen. Zu ihrer Verwunderung aber sagte er ihnen, er habe gefunden, daß man vor hundert Jahren in seiner Pfarrei eine Bruderschaft des heiligen Blasius eingeführt, die aber wieder erloschen sey. Er gedenke, sie neu zu errichten und frage sie um Rath, wie das auf die feierlichste Art geschehen könne. Sie sagten ihm, für jetzt habe er Wichtigeres zu thun. Unter seinem alterschwachen Vorfahrer sey die Pfarrei etwas zurückgekommen. Seine erste Angelegenheit soll seyn, dem öffentlichen Gottesdienste die gebührende Würde zu verschaffen, das Wort Gottes mit Nachdruck zu verkünden, die Pfarrangehörigen zu eifrigem Besuche der Predigt und zum öftern Empfange der heiligen Sakramente zu ermuntern. Eine Herzensangelegenheit soll ihm der Unterricht der Jugend und der fleißige Besuch der christlichen Lehre, sowie der Schule seyn. Was die katholische Kirche allen

Pfarrern vorschreibe müsse zuerst vollzogen werden. Nebenandachten, die nur hie- und da in einer Pfarrei statt finden, können erst nachher beachtet werden. Auch solle er darauf bedacht seyn, zuvor die Schulden abzubezahlen, mit denen er die große Oekonomie der Pfarrei habe übernehmen müssen, ehe er andere Ausgaben mache.

Der neue Pfarrer sagte: dieses Alles werde er thun. Aber die Blasius-Bruderschaft liege ihm zu sehr am Herzen. Da es gerade in diesem Jahre hundert Jahre werde, daß sie errichtet worden, so lasse sich das Fest der Wiederherstellung unmöglich verschieben. Er habe im Sinne, vor der Kirchenthüre eine Ehrenpforte aufrichten zu lassen mit der Aufschrift hoch oben: Hundertjähriges Jubiläum der in diesem Jahre erneuerten Bruderschaft des heiligen Blasius. An jeder der zwei Säulen der Ehrenpforte soll ein Schild angeheftet werden mit einem Sinnbilde und einer Inschrift. Es sollte da, zu Ehren des heiligen B l a s i u s, vom B l a s e n ein Wort angebracht werden. Ich weiß aber, sagte er, dieses, so sehr ich schon darüber nachdachte, nicht zu machen. Deßwegen eigentlich habe ich meine verehrten Herren Confratres hierher bemühen wollen, mir zu rathen und aus der Noth zu helfen.

Pfarrer Kerler sagte im Scherze, auf den einen Schild da könnte man etwa einen durchlöcherten und zusammengedrückten Dudelsack malen und dar-

unter schreiben: „Exspiravi: ich habe aufgehört zu blasen.“ Auf den andern Schild könnte man einen dicken Herrn im schwarzen Rocke malen mit der Unterschrift: „Inflavi: ich habe ihn wieder aufgeblasen.“

Diesen Scherz nahm der Wiederhersteller der Bruderschaft für vollen Ernst. Er fand den Einfall ganz vortrefflich und ließ, — wer hätte das gedacht! — Sinnbilder malen und die Inschriften lateinisch und deutsch so zierlich als möglich an den Säulen aufhängen und so öffentlich zur Schau ausstellen.

Die Nachricht wurde, ich weiß nicht durch wen, an eine damals sehr gelesene, zu Freiburg im Breisgau herausgegebene Zeitschrift „der Freimüthige“ eingesandt und gedruckt. Sonst hätte ich vielleicht dieser Anekdote nicht erwähnt. Jedoch ersieht man daraus, daß es in dem Landkapitel außer dem beschränkten, am Buchstaben klebenden Manne noch sehr vernünftige Geistliche gab.

Die Jagd war damals ein beliebtes Vergnügen, dem die geistlichen und weltlichen Herren der Umgegend gerne nachgingen. Auch Pfarrer Kerler liebte sie sehr, wie er denn auch diese Bewegung für seine Gesundheit nothwendig fand. Er würde aber, wie ich fest überzeugt bin, diese seine Jagdliebe sicher aufgegeben haben, wenn seine Pfarrgemeinde nur das geringste Aergerniß daran genom-

men hätte. Allein die Bauern lobten ihn vielmehr, daß er dazu beitrage, ihre Felder vor Wildschaden zu schützen.

In den ansehnlichen Waldungen der Grafschaft wurden im Herbste große Treibjagen veranstaltet, wozu er allemal eingeladen wurde. Auch Herr von Härtling, viele Adelige, Beamte und andere Jagdfreunde fanden sich dabei ein. Benachbarte Jäger, bei denen man zu irgend einem Feste einen Rehbock bestellt hatte, machten ihm allemal das Vergnügen, ihn denselben schießen zu lassen. Die niedere Jagd war ihm fast ganz freigegeben, und er hatte ein besonderes Geschick im Schießen der Moosschnepfen. Eine Strecke Waldes hatte er selbst gepachtet.

Es fehlte uns daher im Hause nie an Wildbret. Einmal fand ich bei Tische in einem Rehbraten einige Schrotte. Der Pfarrer sagte, ich solle sie aufbewahren. Die Jäger pflegen sie Treffer zu nennen, und ich könne ihnen damit ein sehr werthes Geschenk machen. Aus dieser Bemerkung zog ich mir eine gute Lehre. Die Schulkinder mußten, was sie aus der Predigt gemerkt hatten, aufschreiben und mir bringen. Gedanken oder Ausdrücke, die jedes Kind aufgezeichnet hatte, nannte ich auch Treffer. Ich lernte da, was auf die Jugend und das Volk vorzüglich Eindruck mache.

Einmal wurde der Pfarrer von dem nächsten Jäger ersucht, einen Rehbock zu schießen. Er ging

ein paarmal in den Wald, konnte jedoch keinen auffinden. Da er aber eben eine Festpredigt, zu der er eingeladen war, machen mußte, nahm er sich keine Zeit mehr dazu. Zwei Studenten, seine Neffen, wollten es nun versuchen, den Bock zu schießen, und baten ihn, es zu erlauben. Er gestattete es und voll Freude und laut jubelnd kamen sie mit dem Wildbret zurück. Allein es war eine Rehgeis. Der Pfarrer wurde darüber höchst unwillig und sprach: sie sollen das Stück Wild aus dem Hause schaffen; kein Bissen davon dürfe auf seinen Tisch kommen. Die Studenten packten das Reh in einen Koffer und machten darauf eine Adresse an einen Anverwandten, der ein paar Stunden entfernt wohnte. Sie gedachten, er werde das Geschenk gern annehmen und ihnen dafür aus der Noth helfen. Als sie mit dem Koffer auf einem Schiebkarren bei Mindelheim an dem Stadtthor vorbeifuhren, kam eben der Stadtjäger heraus. Seine Hunde liefen auf das Koffer zu, rochen daran und fingen an zu bellen. Die Studenten hatten einen Todesschrecken. Der Jäger sprach: „Sehen Sie, meine Herren, was für treffliche Hunde ich habe. Das alte Koffer ist mit Rehhaut überzogen; man sieht aber nur mehr wenige Härlein davon. Dennoch rochen die Hunde. Ja, das muß wahr seyn, ich wettete darauf, weit und breit gibt es keine besseren Jagdhunde."

So glaubt man oft eine Erscheinung aus einem

kleinen, nicht zureichenden Umstande erklären zu können, während die eigentliche Ursache ganz nahe liegt. Einem altgriechischen Weltweisen wurden einst Gurken auf den Tisch gebracht, die einen Honiggeruch, ja auch etwas von dem Geschmacke des Honigs hatten. Er fragte, bei welchem Gärtner die Magd die Gurken gekauft habe. Er ging hin, ließ sich von dem Gärtner die Stelle zeigen, wo die Gurken gewachsen und bat ihn um einen Korb voll von dieser Erde, die der Gärtner ihm für ein Geschenk gerne nachtrug. Zu Hause untersuchte der tiefdenkende Philosoph die Bestandtheile der Erde und beklagte sich, daß er die Ursache, warum die Gurken einen Honiggeruch und Honiggeschmack hatten, nicht entdecken könne. „Ei," sagte die Magd, „mir ist die Ursache wohl bekannt. Ich habe auf dem Markte Honig verkauft und die Gurken, die ich kaufte, in den leeren Topf gethan." So hat der gesunde Menschenverstand nicht selten über tiefe philosophische Untersuchungen den Sieg davon getragen.

Die Jagdliebhaberei des Pfarrers machte mich auch mit dem Forstmeister zu Mindelheim, dem Herrn von Schilcher, einem kenntnißreichen, gebildeten und in jeder Hinsicht vortrefflichen Manne bekannt. Pfarrer Kerler achtete ihn sehr hoch; ja war gewisser Massen sein vertrauter Freund. Einmal erhielt der Forstmeister von München aus die Ver-

ordnung, die Förster sollten ihre Waldungen nach dem Quadratschuhe ausmessen. Er rief dieselben zusammen, las ihnen den Befehl vor und wollte nun hören, was sie dazu sagten. Allein sie waren, nur einen oder den andern ausgenommen, vielmehr Jäger als Förster. Einer von ihnen sagte: „Der Nürnberger und Augsburger Schuh ist mir nicht ganz unbekannt, allein von einem Quadratschuhe habe ich nie gehört. „Ei," sprach ein anderer, „den Quadratschuh werden sie uns schon von München aus schicken." Der Forstmeister unternahm es, den größten Theil der Waldungen selbst auszumessen. Als die Reihe der Ausmessung an den uns nahen Wald kam, lud der Pfarrer den Forstmeister ein, während dieses Geschäftes von mehreren Tagen bei ihm zu Mittag zu essen. Auch wurde das Essen zuweilen in den Wald hinausgetragen und wir speisten dort mit ihm.

Während der Forstmeister sich mit Feldmessen beschäftigte, legte er mir Fragen vor, wie dieses oder jenes zu machen sey und freute sich meiner Antworten. Ich hatte zu Dillingen einen vortrefflichen Professor der Mathematik gehabt, der seinen Schülern das Feldmessen praktisch und sehr genau und gründlich gezeigt.

Der Forstmeister fragte mich einmal, was mir eben jetzt noch einfällt, warum das Fähnlein, das er als Zeichen aufsteckte, durch sein Telescop be-

trachtet, verkehrt, das Unterste zu oberst erscheine. Die Antwort, weil die Strahlen im Brennpunkte des Glases sich kreuzen, war für jeden, der nur wenig von Optik gehört hatte, sehr leicht.

Herr von Schilcher wurde in der Folge, als ein ein Theil Schwabens unter die bayerische Landeshoheit kam, in einen größern Wirkungskreis zur Regierung in Ulm versetzt.

Von jeher hatte ich eine große Neigung, die Natur, Pflanzen und Thiere zu beobachten. Ein Jagdhund des Pfarrers, der Grünwalderl hieß, zeigte eine Art Ueberlegung, die an Verstand zu gränzen schien. Wenn der Hund etwa im Dorfe herumlief und wieder nach Hause kam und der Pfarrer indessen ausgegangen war, so blickte Grünwalderl sogleich an die Wand. Fehlte eine Flinte, so kratzte er an der Stubenthür, bellte und sprang, sobald man ihm öffnete, nach in den Wald. Ging der Pfarrer auf die Jagd, ohne den Hund mitzunehmen, so roch dieser bei der Heimkehr seines Herrn an der Oeffnung der Flinte, ob damit geschossen worden.

Noch deutlichere Proben von Schließen und Vergleichen der Ursache und Wirkung gab ein großer Jagdhund, Stieß genannt, welcher dem in der Nähe wohnenden Pfarrer Feneberg von Oberdorf gehörte. Als letzterer zum Professor in Dillingen befördert worden, gab er den trefflichen Jagdhund seinem

ordnung, die Förster sollten ihre Waldungen nach dem Quadratschuhe ausmessen. Er rief dieselben zusammen, las ihnen den Befehl vor und wollte nun hören, was sie dazu sagten. Allein sie waren, nur einen oder den andern ausgenommen, vielmehr Jäger als Förster. Einer von ihnen sagte: „Der Nürnberger und Augsburger Schuh ist mir nicht ganz unbekannt, allein von einem Quadratschuhe habe ich nie gehört. „Ei," sprach ein anderer, „den Quadratschuh werden sie uns schon von München aus schicken." Der Forstmeister unternahm es, den größten Theil der Waldungen selbst auszumessen. Als die Reihe der Ausmessung an den uns nahen Wald kam, lud der Pfarrer den Forstmeister ein, während dieses Geschäftes von mehreren Tagen bei ihm zu Mittag zu essen. Auch wurde das Essen zuweilen in den Wald hinausgetragen und wir speisten dort mit ihm.

Während der Forstmeister sich mit Feldmessen beschäftigte, legte er mir Fragen vor, wie dieses oder jenes zu machen sey und freute sich meiner Antworten. Ich hatte zu Dillingen einen vortrefflichen Professor der Mathematik gehabt, der seinen Schülern das Feldmessen praktisch und sehr genau und gründlich gezeigt.

Der Forstmeister fragte mich einmal, was mir eben jetzt noch einfällt, warum das Fähulein, das er als Zeichen aufsteckte, durch sein Telescop be-

trachtet, verkehrt, das Unterste zu oberst erscheine. Die Antwort, weil die Strahlen im Brennpunkte des Glases sich kreuzen, war für jeden, der nur wenig von Optik gehört hatte, sehr leicht.

Herr von Schilcher wurde in der Folge, als ein ein Theil Schwabens unter die bayerische Landeshoheit kam, in einen größern Wirkungskreis zur Regierung in Ulm versetzt.

Von jeher hatte ich eine große Neigung, die Natur, Pflanzen und Thiere zu beobachten. Ein Jagdhund des Pfarrers, der Grünwalderl hieß, zeigte eine Art Ueberlegung, die an Verstand zu gränzen schien. Wenn der Hund etwa im Dorfe herumlief und wieder nach Hause kam und der Pfarrer indessen ausgegangen war, so blickte Grünwalderl sogleich an die Wand. Fehlte eine Flinte, so kratzte er an der Stubenthür, bellte und sprang, sobald man ihm öffnete, nach in den Wald. Ging der Pfarrer auf die Jagd, ohne den Hund mitzunehmen, so roch dieser bei der Heimkehr seines Herrn an der Oeffnung der Flinte, ob damit geschossen worden.

Noch deutlichere Proben von Schließen und Vergleichen der Ursache und Wirkung gab ein großer Jagdhund, Stieß genannt, welcher dem in der Nähe wohnenden Pfarrer Feneberg von Oberdorf gehörte. Als letzterer zum Professor in Dillingen befördert worden, gab er den trefflichen Jagdhund seinem

Freunde Kerler. Skieß leistete auf der Jagd noch ausgezeichnete Dienste, fing aber an zu altern und wurde so gebrechlich, daß er die Stiege nicht mehr hinabgehen konnte, sondern hinabpurzelte. Der Pfarrer sagte, er halte es für nothwendig, den Hund dem Abdecker zu übergeben; ich sollte aber zuvor an Feneberg schreiben, was er dazu sage. Feneberg antwortete, er bedaure das gute, getreue Thier recht von Herzen. Da aber Altersschwäche und Tod das Schicksal sogar des Menschen sey, so müsse man sich in die Nothwendigkeit ergeben. Um sich jedoch die trüben Gedanken aus dem Sinne zu schlagen, habe er angefangen, die Biographie des Skieß zu verfassen, und schicke mir Probeblätter davon. Diese Blätter waren voll von Witz und Humor. Er beschrieb darin die Thaten des preiswürdigen Jagdhundes.

Feneberg schoß, an dem Ufer der Wertach stehend, einen Rehbock auf einer Insel des Flusses und forderte Skieß auf, den Bock zu holen. Der Hund strengte alle Kräfte an, ihn herbei zu bringen, allein die dichten Gesträuche machten es unmöglich. Auf einmal wendete er sich um, schleppte den Bock auf die entgegengesetzte Seite der Insel, umschwamm sie und legte seinem Herrn den Bock zu Füßen.

Ein muthwilliger Knabe hatte eine Ente, die in das Haus gehörte, mit einem Steine geworfen, so daß ihr ein Fuß abbrach. Skieß trug die Ente

sanft und schonend auf das Zimmer seines Herrn und zeigte sie ihm, als wolle er fragen, was mit ihr zu machen.

Ein so guter Jagdhund Skieß gewesen, ein so kecker Dieb war er. Einst stahl er in der Küche des Dekans, der eben Gäste hatte, den Braten sammt dem Spieße vom Heerde hinweg. Der Dekan wurde sehr aufgebracht und drohte, wenn der Hund ihm noch einmal in das Haus komme, so erschieße er ihn. Feneberg schoß einen Hasen, begab sich damit und von Skieß begleitet in den Pfarrhof, ging zuerst allein in das Zimmer des Dekans und meldete Skieß an, der komme, um Abbitte zu leisten und den angerichteten Schaden, so viel ihm möglich, zu ersetzen. Hierauf kam Skieß mit dem Hasen im Maul herein, setzte sich auf die Hinterfüße und bot, als apportirend dem Dekan das Wildbret dar. Der Dekan lachte und gab ihm Pardon.

Wenn ein Geistlicher aus der Nachbarschaft auf Besuch kam, und, bis es Abends dunkel geworden, dablieb, befahl Feneberg seinem Skieß: „Du gehst mit ihm!“ und der Hund begleitete ihn bis an die Hausthüre.

Der Churfürst Clemens gab einmal zu Oberdorf an einem großen Weiher oder vielmehr einem kleinen See eine Entenjagd. Auch Feneberg war dazu eingeladen. Die Schützen umstellten, einer etwa fünfzig Schritte von dem andern, den See.

Ein vornehmer Engländer, ein Lord, schoß eine Ente. Feneberg winkte seinem Skieß, sie zu holen. Der Hund schwamm hinein und wollte die Ente seinem Herrn bringen. Feneberg rief: „Nicht mir, sondern dort dem nächsten Herrn.“ Skieß apportirte dem Engländer. Der Lord fragte Feneberg: „Wie viele Guineen verlangen Sie für den Hund?“ Feneberg antwortete, der Hund sey ihm nicht feil.

„Damals,“ schrieb mir Feneberg weiter, „war ich noch nicht gescheit; ich hätte leicht eine ansehnliche Summe Geldes gewinnen können. Um mir jedoch einiges Vakanzgeld zu verschaffen, gedenke ich die Biographie meines ehrlichen Skieß drucken und die jeder Erzählung beigefügte Handzeichnung in Holz schneiden zu lassen und sie auf Pränumeration anzukünden, das Exemplar zu drei Kronen, wenn es herauskommt und ebensoviel, wenn es nicht herauskommt.“ Der Beisatz war eine Satyre auf ein prachtvoll angepriesenes Werk, auf das pränumerirt wurde, das aber nicht herauskam.

---

5. Die Kaplanstelle zu Seeg.

Professor Feneberg war auf sein Ansuchen Pfarrer zu Seeg im Allgäu geworden. Es ist von ihm in diesen Blättern schon öfter die Rede gewesen, als einem in jeder Hinsicht verehrungswürdigen,

frommen, wohlwollenden, menschenfreundlichen, kenntnißreichen, in allen Fächern der Wissenschaften bewanderten und im Unterrichts- und Erziehungswesen ausgezeichneten Manne.

Am schönsten hat Sailer in dessen Biographie ihn dargestellt und einen Hauptzug seines Charakters mit einem Worte bezeichnet, indem er ihn einen wahren Nathanael, eine Seele ohne Falsch nannte.

Bald nach Antritt seines Pfarramtes hatte er, indem er auf ein entferntes Filial ritt, das Unglück, daß sein Pferd stürzte, er den Fuß brach und der Fuß abgenommen werden mußte. Die Geschichte dieser bedauernswerthen Begebenheit ist bekannt und in mehreren Erbauungsschriften für Kranke und Leidende als ein Beispiel des Vertrauens auf Gott und heldenmäßiger Geduld aufgenommen worden.

Da nun Feneberg bei seiner großen, weitumfassenden Pfarrei einen zweiten Kaplan nöthig hatte, so richtete er sein Augenmerk auf mich. Er war schon in Dillingen immer sehr wohlwollend, ja freundschaftlich gegen mich gesinnt; auch ich hatte für ihn, den Veteranen des Schulwesens und den Verfasser der Fragen für Kinder über biblische Geschichte, die größte Achtung und wegen seines wohlwollenden, treuherzigen Charakters das herzlichste Zutrauen. Er schrieb daher an meinen gegenwärtigen Pfarrer, seinen Jugendfreund, und an mich, und so wurde ich Kaplan in Seeg.

Diese Pfarrei liegt im Allgäu, einer sehr rauhen Gegend, nahe an den Vorbergen der Tyroler-Alpen, über die das mit Schnee bedeckte Hochgebirge der Schweiz hervorragt. Das Pfarrdorf Seeg, eigentlich See-Egg, liegt auf einem Hügel und an zwei Seen; mehr als 80, sage achtzig Weiler, einzelne Bauernhöfe und Mühlen gehören dahin in die Pfarrei und nehmen einen Raum von zwölf Stunden im Umfange ein. Kern und Roggen gedeiht hier nicht, sondern nur Gerste und Haber und auch Flachs; die Wiesen und die Viehweiden sind vorzüglich gut. Der Feldbau aber ist sehr mühsam; an den vielen Hügeln kann man von dem Pfluge keinen Gebrauch machen, sondern der Acker muß mit Hacken bearbeitet werden. Die Leute sind aber sehr arbeitsam und gewinnen dem Boden hinreichende Nahrung ab. Was an Getreide fehlt, wird durch Flachsbau und Viehzucht ersetzt.

So arbeitsam die guten Leute waren, so christlich gesinnt, so sittlich gut waren sie auch. An Sonn- und Festtagen standen die von der Pfarrkirche entferntesten schon Morgens um drei Uhr auf und fütterten ihr Vieh, um zur rechten Zeit in den Gottesdienst zu kommen. Im Winter sah ich sie Morgens gegen fünf Uhr mit Fackeln aus den Bergen hervorkommen; ein starker Mann ging voraus, um durch den tiefen Schnee den Weg zu bahnen, der oft Wochen hindurch von

keinem Fuße betreten wird. Sie setzten einen Ehrenpunkt darein, niemals den Gottesdienst versäumt zu haben oder zu spät gekommen zu seyn. Sie hörten die Predigt immer mit der größten Aufmerksamkeit an und betheten unter dem Hochamte mit sichtbarer, ungeheuchelter Andacht. Da sie so andächtig und fleißig waren, betheten und arbeiteten, so waren sie auch tugendhaft und zufrieden. Vieles mochte auch dazu, daß sie nicht leicht verdorben werden, der Umstand beitragen, weil sie weit von einander entfernt wohnten, und daher fast nur auf ihr häusliches Leben und den Umgang mit wenigen Nachbarn beschränkt sind; da hingegen in volkreichen Städten das Verderben leichter einreißt.

Die Kirche zu Seeg ist so groß, als für eine Pfarrei von mehr als 2000 Seelen nöthig ist und auch sehr schön. Die drei Altarblätter, auf deren Lehrreiches Sailer, als er am Kirchweihfeste da predigte, aufmerksam machte, sind dadurch den Pfarrangehörigen noch merkwürdiger geworden. Auf dem Seitenaltare rechts zeigt Maria ihr göttliches Kind, den zu unserm Heile Mensch gewordenen Sohn Gottes, und weiter unten erblickt man den heiligen Ulrich, der sein Bisthum Augsburg und auch die Pfarrei Seeg dem obersten Hirten Jesus Christus empfiehlt und ihm die Herzen aller dahin gehörigen Christen übergibt. Auf dem andern Seitenaltare links erblickte man Jesus Christus, wie er von

Johannes getauft und zu seinem heiligen Berufe, die Menschen zu lehren und selig zu machen, eingeweiht wird und wie der Himmel sich über ihm aufthat, von dem die Stimme des Vaters erscholl: „Dieser ist mein geliebter Sohn." Auf dem Hochaltare erscheint Jesus Christus in der Herrlichkeit des Himmels von seinen Aposteln und Heiligen und Völkern aus allen Jahrhunderten und Himmelsstrichen umgeben, eine Herrlichkeit, zu der auch wir bestimmt sind.

Auf dem Choraltare sind noch vier Engel von schöner Bildhauerarbeit mit Kreuz, Anker und zwei Rauchfässern, die auf Glaube, Hoffnung, Glut der Liebe und Weihrauch des Gebethes hindeuten.

Nebst der Hauptkirche befinden sich in der Pfarrei noch zwei kleinere Kirchen etwa eine Stunde weit in Lengenwang und Rückholz. Bei jeder ist zur Aushülfe in der Seelsorge ein Geistlicher angestellt.

Ueberdies haben die frommen, eifrigen Pfarrangehörigen nächst ihren Wohnungen noch viele kleine Kapellen erbaut; in eilf derselben darf auch Messe gelesen werden, damit alte Leute, denen der Weg in die Kirche zu weit wäre, doch hier dem heiligsten Opfer beiwohnen können.

Und da hat Pfarrer Feneberg die schöne Anordnung getroffen, daß bei jeder heiligen Messe nach dem Evangelium ein Ausspruch desselben oder

ein Wort oder eine That eines Heiligen, dessen Name auf den Tag traf, den Anwesenden gesagt wurde.

An schönen Frühlingstagen z. B. erinnerten wir daran, daß Jesus Christus uns auffordere, auf die Vögel unter dem Himmel zu blicken, die der himmlische Vater ernähre und auf die Blumen des Feldes, die Er schöner schmücke als Salomo gekleidet war in aller seiner Pracht. Zur Zeit der Aerndte, wenn nach langem Regen die Sonne wieder hell und warm schien, oder wenn nach langer Dürre ein milder Regen die Felder erfrischte, so machten die Worte Jesu, der himmlische Vater lasse seine Sonne scheinen, Er lasse regnen, einen besonders erfreulichen und tröstlichen Eindruck auf die Landleute. Die kurzen Anreden durften aber nebst der Messe nicht länger währen, als eine halbe Stunde, damit die Leute nicht von ihrer Arbeit abgehalten würden. Indessen merkten sie sich die wenigen Worte besser als eine lange Predigt.

Hier kann ich einer Verlegenheit, in die ich bei einer solchen Veranlassung kam, nicht unerwähnt lassen. Der Benefiziat Erhardt in Lengenwang, eine fromme heiligmäßige Seele, war krank. Ich befand mich bei ihm, um seine Obliegenheiten, die er als Seelsorger hatte, zu erfüllen und ihm in seiner Krankheit beizustehen. Mein lieber Freund

und Mitkaplan Bayer schrieb mir, ich möchte am Antoniustage anstatt seiner nach Hirschbüchel, einem anderthalb Stunden weit entfernten Filialort gehen, weil es ihm wegen eines gefährlichen Kranken nicht wohl möglich sey. Ich machte mich Früh Morgens auf den Weg. Ich dachte, daß ich dort nichts zu thun habe, als Messe zu lesen und nach dem Evangelium wie gewöhnlich einige Worte zu sagen. Es fiel mir indessen auf, daß eine Menge Leute von allen Seiten her der Antoniuskapelle zuwanderte. Als ich dort ankam, sagte der Bauer, der die Stelle des Meßners vertrat, ich möchte mit ihm in seinen Garten nächst der Kapelle gehen, um zu sehen, ob mir die Kanzel recht stehe. Alles Gras im Garten sey abgemäht, damit die Zuhörer da bequem Platz finden. Erst jetzt wurde ich inne, daß ich hier eine ausführliche Predigt vor vielem Volke zu halten habe. Kaplan Bayer hatte nicht daran gedacht, daß ich im vorigen Jahre noch nicht sein Mitkaplan war; er meinte, ich wisse es schon, daß dort zu predigen und eine feierliche Messe zu lesen sey. Ich kniete vor dem Altare, der außen an der Kapelle errichtet war, nieder, um da zu bethen, und meine Gedanken zu sammeln. Die Geschichte des heiligen Antonius von Padua war mir zwar bekannt und ich ehrte ihn als einen großen Heiligen, allein das Wichtigste auszuwählen, zu ordnen und so darzustellen, daß die Zuhörer es leicht über-

sehen, fassen und behalten konnten, war keine geringe Aufgabe. Auf dem Altare war das Bild des heiligen Antonius, wie er gewöhnlich gemalt wird, aufgestellt; man hatte es aus der Kapelle genommen und hieher versetzt. Antonius hat in dem Bilde die heilige Schrift offen vor sich liegen, hält in einer Hand eine Lilie und mit der andern das ihm erscheinende Jesuskind. Ich erinnerte mich, eine Predigt Winkelhofers im Manuscripte gelesen zu haben, in der er eine ähnliche Abbildung des heiligen Antonius auslegt. Die heilige Schrift, sagt er darin, enthält die Offenbarung und die Geschichte der Erbarmungen Gottes, wie der Vater im Himmel uns und die ganze Welt erschaffen, der Sohn Gottes in die Welt gekommen, uns sündige Menschen zu erlösen und wie der heilige Geist uns heiligen will. Diese Wohlthaten Gottes sollen wir uns recht zu Nutzen machen, wie Antonius, der die heilige Schrift so fleißig gelesen, betrachtet und sich angeeignet hat, daß er sie, wenn sie verloren gegangen wäre, aus seinem Gedächtnisse hätte wieder herstellen können. Die Lilie deutet darauf, daß wir rein und heilig leben sollen, wie Antonius nach dem Willen Gottes alles Böse gemieden und nur Gutes gethan hat. Das Jesuskind, der Mensch gewordene Sohn Gottes, der dem Antonius erscheint und an den Antonius sich hält, lehrt uns, daß wir nur in stetem, vertrautem Umgang mit

Jesus, in dem allein Heil ist, und in dem sich die Gnade und Menschenfreundlichkeit Gottes am lieblichsten offenbart, heilig leben und getrost sterben können.

Diese drei Punkte machte ich denn zum Inhalte meiner Predigt, und das zahlreiche Volk hörte mit sichtbarer Andacht und Aufmerksamkeit zu. So sind auch Gemälde — Bücher für alle frommen Christen, besonders für solche Zuhörer, die nicht lesen können. Gut ist es, wenn der Prediger vieles Heilsame und Nützliche gelesen hat, daß er zu gelegener Zeit das Nothwendige aus dem Schatze seines Gedächtnisses hervornehmen kann.

Ueberhaupt soll der Prediger alle Umstände und besonders, was die Zuhörer vor Augen haben, wohl benützen. Dazu fand ich noch eine weitere Veranlassung. Der grüne Rasenplatz, auf dem die Predigt gehalten wurde, war von Bäumen umgeben, an denen die reichlichen Früchte bereits sichtbar waren; unter ihnen stand aber auch der Kanzel gegenüber ein dürrer Baum ohne alle Früchte. Davon nahm ich den Schluß der Predigt. „In dieser Welt," sagte ich, „fällt der Unterschied zwischen guten und bösen Menschen nicht immer sehr in die Augen. Im Winter sah dieser dürre, unfruchtbare Baum aus, wie die guten, fruchtbaren Bäume; allein erst im Frühlinge und Sommer wurde der Unterschied offenbar. So wird auch die Zeit kom-

men, in der ein heuchlerischer Mensch, ein falscher Christ, der kein christliches Leben in sich hat, so erscheint, wie er in der That ist. Man vergaß, diesen verdorrten Baum umzuhauen und in das Feuer zu werfen. Allein einem bösen Menschen ein gleiches Schicksal zu bereiten, wird der gerechte Gott nicht vergessen. Laßt uns das Leben eines wahren Christen im Herzen haben und gute Früchte bringen!“

Sogleich nach dem Antritte seiner Pfarrei machte Feneberg es sich zur Angelegenheit, die ihm anvertraute, zahlreiche christliche Gemeinde näher kennen zu lernen, um sein Predigtamt nach ihrer Fassungskraft, ihrer bereits erworbenen Kenntniße unserer heiligen Religion und ihrem sittlichen Zustande einzurichten.

Unter Anderm legte er ein Familienbuch an und besuchte nach und nach die 86 Filiale und so viel möglich auch die einzelnen Häuser. Er zeichnete die Namen des Hauses und des Besitzers, des Hausvaters und der Hausmutter und aller Kinder auf und bemerkte, wo sie in den Pfarrbüchern, in den Trauung-, Tauf- und Sterbelisten zu finden seyen.

Er fand so Gelegenheit, den Bewohnern manches erbauliche und nützliche Wort zu sagen und die Gespräche mit ihnen machten ihm selbst viele

Freude. Er fand unter ihnen recht viele fromme und verständige Leute.

Dieses Familienbuch ersparte auch viele Mühe, Zeit und langes Nachsuchen. Wenn z. B. ein Taufschein verlangt wurde, so durfte man nur das Familien- und das Taufregister aufschlagen und konnte ihn augenblicklich ausstellen. Auch war es bei Eheverlobungen sehr leicht zu finden, ob wegen Verwandtschaften etwa ein Ehehinderniß statt finde. Auch ein Stammbaum, der hie und da wegen Erbschaften vom weltlichen Amte gefordert wurde, war leicht zu verfassen. Ich fand ein solches Familienbuch nur in Würtemberg, wo ich nach vielen Jahren Pfarrer geworden, eingeführt, und es leistete mir sehr gute Dienste.

Feneberg hatte von der Pfarrei mit ihren 86 Filialen eine Karte entworfen und sie an der Thüre des allgemeinen Speise- und Wohnzimmers aufgehängt. Jedes Weiler, jeder Bauernhof, jedes Wäldchen, jeder einzeln im Felde stehende Baum, jeder Steg über ein Bächlein war darauf angemerkt. Wir zwei Kapläne konnten uns bei Krankenbesuchen leicht zurecht finden, auch sehen, in welcher Ordnung sie vorzunehmen seyen, um den Weg nicht etwa zweimal machen zu müssen.

Das Besuchen der Kranken, wenn es mehrere gab, brauchte viele Zeit. Wenn wir Morgens nach der heil. Messe ausgingen, hatten wir zu thun, um

bis zu Tisch zurückzukommen; nach Tisch kamen wir oft erst am dunkeln Abend zurück.

Wenn Jemand schnell gefährlich krank wurde, so brachte man im Winter einen Holzschlitten und im Sommer ein Pferd.

Einmal als ich aufsaß, sagte der Knecht zu mir, die Riemen des Steigbügels besehend: „Auf diesem Sattel sind Sie auch schon einmal gesessen.“ Ich fragte ihn, woran er dieses erkenne? „Ei,“ sagte er, „um den Bügel höher zu hängen, hat man ein neues Loch einbohren müssen.“

Gerade, wenn die Witterung am schlimmsten war, es heftig stürmte, regnete und schneite, traf es sich sehr oft, daß zu Nacht um eilf oder zwölf Uhr an der Hausglocke geschellt wurde und der Kaplan, an dem eben die Reihe war, manchmal über eine Stunde weit zu einem Kranken gerufen wurde, um ihm die heiligen Sterbsakramente zu reichen. Ich tadelte die Leute oft, daß sie nicht am Tage, sondern erst um Mitternacht kämen. Erst in der Folge erkannte ich, daß bei dem schlechtesten Wetter sich die Krankheit verschlimmere.

So mühevoll in einer so weit ausgedehnten Pfarrei der Krankendienst, so anstrengend bei einer so großen Seelenzahl das mehrere Stunden lange Beichthören an Sonn- und Festtagen und noch vieles Andere war, so muß ich doch bekennen, daß die Tage, die ich da zubrachte, wohl die glücklichsten

meines Lebens gewesen. Religion und Tugend waren bei dem steten Umgange mit dem Gottesfürchtigen Pfarrer und meinem frommen Mitgehülfen in der Seelsorge das Element, in dem ich lebte. Alle eiteln Zerstreuungen waren hier fern; niemals war ich ein besserer Mensch, auch nirgends zufriedener, ja seelenvergnügter.

Der ehrwürdige Feneberg gewann wegen seiner Redlichkeit und Treuherzigkeit, seiner wohlwollenden, liebevollen Gesinnung mein Zutrauen, das er von jeher hatte, mit jedem Tage mehr. In wissenschaftlicher Hinsicht, als in der Theologie, der Kenntniß der heiligen Schrift, der Seelsorge, dem Unterrichts- und Erziehungswesen, habe ich Vieles von ihm gelernt; ebenso in der Astronomie, Erdkunde, Geschichte, vorzüglich in der Philologie. Auf Veranlassung Fenebergs entstand in Seeg eine kleine Lehranstalt für Knaben, die studiren wollten, worunter sich auch der Sohn eines angesehenen, ausgezeichneten, hohen Staatsbeamten befand. Außer dem Latein wurde auch in der Erdbeschreibung, der Geschichte, Naturkunde unterrichtet. Auch mir wurde ein und das andere Lehrfach zugetheilt. Ich erinnere mich noch, daß mir die Fabeln des Phädrus Gelegenheit gaben, zu lehren und zu lernen. Die deutsche Pfarrschule zu Seeg wurde dabei nicht vernachläßigt. Nur war der Unterricht sehr schwierig, weil die Kinder eine, ja anderthalb Stunden weit in die

Schule zu gehen hatten und deshalb, zumal bei Schnee und großer Kälte, viele entschuldbare Schulversäumnisse vorkamen. Jedoch wirkte ich für diese Schule so viel mit, als ich konnte.

Feneberg hatte auch eine ausgewählte Bibliothek, in der sich aus allen Fächern der Wissenschaft einige der vorzüglichsten Werke befanden. Er hat mit mir das ganze neue Testament in griechischer Sprache durchgelesen. Mit meinem Freunde Zech, der sich bei Feneberg eine Zeit lang aufhielt und später Kanonikus an der alten Kapelle zu Regensburg wurde, las ich Italienisch und Englisch. In der italienischen Sprache war er mein und in der englischen ich sein Lehrer. Wir durchlasen mit einander einige der vorzüglichsten Schriften im Originale. Dr. Fröhlich, in der Folge Medizinalrath in Würtemberg, der sich manchmal acht bis vierzehn Tage in Seeg aufhielt, machte mit mir fast tägliche Wanderungen in die Gebirge, wo er mit mir botanisirte und ich auch in der Geognosie, der Bildung der Erdschichten Vieles von ihm lernte. In Füßen, wohin ich öfter kam, lernte ich einen Klostergeistlichen, Pater Basilius, kennen. Er war ein wahres Genie, und hatte längere Zeit in Rom zugebracht und war der italienischen und französischen Sprache wie seiner Muttersprache mächtig. Er fand Vergnügen an dem Umgange mit mir und für Feneberg hatte er eine hohe Verehrung. Merkwürdig ist es, daß Pater

Basilius den Telegraphen schon viele Jahre vor den Franzosen erfunden hat. Seine Mitbrüder achteten wenig darauf; die Maschine wurde indeß doch in der Bibliothek aufgestellt. Erst als einmal über Tisch die Nachricht von der französischen Erfindung des Telegraphs aus den Zeitungen vorgelesen wurde, da fing einer der Klostergeistlichen an: „Mein, hat unser Pater Basilius nicht einmal auch ein solches Ding gemacht?" „Ja, ja," sagte Basilius, „ein solches Ding hat er gemacht." Er gab nun eine Probe, was diese Maschine leisten könne, worüber dann alle sich höchlich verwunderten. Er erfand nun noch eine andere Form eines Telegraphs, den er den Frauenzimmer-Telegraph nannte. Dieser glich einem aufrecht stehenden Klavier. Die Tasten waren mit 24 Buchstaben des lateinischen Alphabeths bezeichnet. Wenn man eine Taste mit dem Finger niederdrückte, erschien oben eine dem lateinischen Buchstaben ähnliche Figur. Basilius wechselte auch öfter mit mir Briefe. Einmal schrieb er mir einen Brief in solchen telegraphischen Zeichen, den ich in eben diesen Zeichen beantwortete. Auch theilte er uns die damals berühmteste Literaturzeitung von Jena, Posselts Annalen, die Minerva von Archenholz und andere interessante Schriften mit.

---

6. Zwei denkwürdige Begebenheiten aus dem Seelsorgerleben.

In die Zeit meines Aufenthaltes in Seeg fallen zwei denkwürdige Begebenheiten, die einen tiefen Blick in den Zusammenhang des diesseitigen Lebens mit dem jenseitigen thun lassen. Von der Wahrheit der ersten Begebenheit, die ich hier mittheile, konnte ich mich an Ort und Stelle selbst überzeugen; die zweite erzählte mir ein bewährter Freund, an dessen Wahrheitsliebe zu zweifeln ich keinen, auch nicht den geringsten Grund habe.

In Lengenwang, einem Weiler der Pfarrei Seeg, lebte ein Jüngling von etwa zwanzig Jahren. Schon von seiner Kindheit an litt er an der fallenden Sucht, und zwar in einem unerhört schrecklichen Grade. Manchen Tag konnte ihn das schreckliche Uebel wohl zwanzig Mal zu Boden werfen. Darauf, bisweilen auch vorher, bekam er einen tiefen, dumpfen Schlaf von 36 — 48 Stunden.

Seine Aeltern, so gerne sie ihn hatten, konnten ihn nicht mehr zum gemeinschaftlichen Tische gehen lassen, weil er da von seiner Krankheit gar oft befallen wurde, und dann von Schrecken und Eckel übermannt, Niemand mehr essen mochte. Die Stiege mußte er immer rückwärts hinabgehen. Versuchte er, ordentlich wie andere Leute herunter zu gehen, so stürzte er meistens herab und wälzte sich schäu-

mend am Boden. Bei der geringsten Erhitzung, Anstrengung oder Gemüthsbewegung war das Uebel da. Wenn es ihm im Bette ankam, so warf es ihn mit Macht heraus. Kaum konnten ihn zwei Männer halten. Sein Vater wußte keinen Rath mehr, als ihn mit Stricken in die Bettstätte hineinzubinden.

Weil seine Aeltern vermögliche und in ihrem Orte angesehene Leute waren, und man diese Krankheit allgemein scheut, so hielten sie es, so viel nur möglich, geheim. Sie hätten sich wohl tausend Gulden kosten lassen, wenn sich Jemand gefunden hätte, der ihrem Sohn um diesen Preis hätte helfen können. Indeß ward die Sache doch kund; denn er hatte drei öffentliche Anfälle. Ein mächtiger Anfall warf ihn nieder auf den Boden, dann wieder mehrere Schuhe empor und so in eine dreißig Schuhe entfernte Wassergrube hinein. Zwei Männer bemerkten es und retteten ihn, sonst wäre er unfehlbar ertrunken.

Bald nachher befiel ihn dies schreckhafte Uebel in der Kirche. Weil diese Plage nach einem heftigen Anfalle gewöhnlich einige Zeit aussetzte, so nahmen die Aeltern keinen Anstand, ihn in die Kirche zu schicken. Er hatte seinen Platz ganz hinten in der Kirche an der Mauer gewählt. Ich predigte eben. Auf einmal fiel dieser Mensch mit großem Getöse von seinem Sitze herab. Alles erschrack, alle Auf-

merksamkeit hatte ein Ende. Ich wußte von der ganzen Sache noch kein Wort und stieg von der Kanzel, zu sehen, ob ich etwa helfen könne. Der furchtbare Anblick des armen jungen Menschen, sein schreckliches, von unterlaufenem Blute schwarz und blau aufgeschwollenes Gesicht, der Schaum vor seinem Munde und die heftigen Zuckungen, welche die vereinte Kraft von sechs Männern, die ihn aus der Kirche trugen, kaum bändigen konnte, machte einen erschütternden Eindruck auf mich.

Nach dem Gottesdienste besuchte ich ihn. Er saß auf der Bank am Ofen, ruhig und lächelnd; doch war sein Blick noch matt und krank und hatte etwas Zerstörtes.

Von nun an stieg sein Elend auf's Höchste. Er konnte gar nicht mehr vom Bette aufstehen. Sobald er sich nur aufsetzen wollte, schlug's ihn wieder zurück in's Bett. Hätte er des Tages hundertmal versucht, aufzustehen, hundertmal hätte es ihn wieder niedergeworfen. In diesem furchtbaren, jammervollen Zustande nahm er seine Zuflucht zu Gott. Und nun will ich seine eigenen Worte nacherzählen, so viel ich mich deren noch erinnern kann. Nur muß ich noch bemerken, daß das Wort „Bue" häufig das Nämliche sagt, was im Evangelium das herzliche Wort: Kind, Sohn bedeutet.

Es war Nachmittags am 3. Juli 1796 (so erzählte mir der junge Mensch); die Leute waren in

der Kirche, kein Mensch war zu Hause, alle Thüren geschlossen. Ich allein lag in der obern Stube in meinem Bette. Da ging mir nun mein Elend so zu Herzen, wie noch nie in meinem Leben. Ich weinte bitterlich, daß eine Zähre die andere schlug. Ich bethete mit einer Inbrunst, daß ich es in meinem Leben noch nie so konnte. Ich saß im Bette auf, ohne diesmal wieder umzufallen und bethete mit ausgespannten Armen gegen das Muttergottesbild hin, das an der Bettstätte hängt. Da klopfte etwas an der Thüre. Ich dachte, es sey die Katze und bethete weiter. Es klopfte das zweitemal. Ich verhoffte, bethete aber wieder fort.

Nun ging die Thüre mit einem starken Schlage auf. Ich erschrack und steckte mich geschwind unter die Decke. Ich verspürte, daß etwas die Bettdecke wegziehen wollte. Ich hielt sie aus allen Kräften an mich, aber es half nichts; ich mußte es gehen lassen. Nun sah ich eine weiße Kugel, so weiß, wie ein schönes, reines, weißes Leintuch. Die Kugel sagte: „Bue! dein Kreuz ist groß! recht groß; aber vertraue auf Gott, und steh' auf, dir wird geholfen.“

„Vergelts Gott!“ sagte ich, und die Kugel stieg empor und verschwand.

Gleich darauf kam der Vater von der Kirche nach Hause. Es wunderte ihn, als er in das Haus trat, daß es auf dem obern Söller so helle

war. Er ging die Treppe hinauf und sah die Kammerthüre, die er wohlbedächtig geschlossen hatte, offen stehen. — „Bist du außer dem Bette gewesen und konntest du aufstehen?“ fragte der Vater.

Der Sohn erzählte ihm die Geschichte. Der Vater wollte sie ihm als einen Traum ausreden und bestrafte ihn mit Worten. Der Sohn bestand darauf und sagte: „Ich wachte gewiß! Ich saß ja in dem Bette; ich laß es mir nicht ausreden.“

Nun holte der Vater den Herrn Kaplan Bayer, der eben den nachmittägigen Gottesdienst gehalten hatte und führte ihn vor das Bett des Kranken. Dieser sagte zu dem Kranken: „Die Sache kann von Gott seyn, glaube du nur und vertraue fest auf göttliche Hülfe.“ — Auf dieses verließ der Kranke das Bett und nun mag er selbst wieder weiter erzählen.

Eine Stunde nachher, etwa um 4 Uhr, war ich wieder allein in der Kammer und saß auf einer Truhe. Ich konnte wieder mit vielem Vertrauen und mit einer rechten Inbrunst bethen. Ich war auch voll Trost und voll Hoffnung. Wie ich so recht ernstlich bethete, fiel etwas von der Stubendecke oben auf die Truhe neben mich herab. Ich sah auf — die Kugel erschien. Sie schwebte herunter und setzte sich neben mich hin auf die Truhe. Ich erschrack, daß ich zitterte. „Bue!“ sagte die Kugel, „Gott schickt mich her, dir ist geholfen. Geh

hin, wo du willst.“ — Als ich von Gott hörte, legte sich mein Schrecken und mir wurde recht wohl um's Herz. „Dir ist geholfen! geh und steh, wie du willst, sagte die Kugel abermals. — Dein Kreuz ist von dir genommen,“ sagte sie das drittemal.

Ich hatte eine unaussprechliche Freude. Ich konnte die Kugel nicht genug ansehen, so schön dünkte sie mich. Ich dachte, wie sie so neben mir saß, wenn ich sie nur anrühren und mit der Hand streicheln dürfte. Ich getraute mir aber nicht. „Ei,“ sagte ich, „darf ich nicht Vater und Mutter holen, daß sie es doch auch sehen und glauben?“

„Nein,“ antwortete die Kugel, „ich lasse dir ein Wahrzeichen da. Wenn sie dem nicht glauben, würden sie dem andern auch nicht glauben.“ Die Kugel verschwand. Ich sah auf die Truhe, eine volle, noch geschlossene Erbsenhülse lag da. Er zeigte sie und sagte: „Es war dies, was gleich Anfangs so (er ließ die Erbsenhülse, so hoch er mit der Hand reichen konnte, auf den Tisch herabfallen) von der Stubendecke auf die Truhe herunterfiel. — Man wollte mir lange nicht glauben, aber wie sollte es mir einfallen, so zu lügen? Mich bekümmert nur Eins bei der Sache, daß ich vergessen habe, mich zu bedanken und nicht das zweite Mal vergelts Gott gesagt habe. Das thut mir leid. Auch hätte ich fragen sollen, wer denn diese Kugel sey. Die Stimme war gerade wie die Stimme des Lengenwanger Herrn

seligen. (Des kurz vorher verstorbenen Benefiziaten Gottfried Ehrhardt, der eine überaus fromme Seele war.) „Gerade so saß er allemal neben mir. Gerade so, sagte er allemal: „Bue Dein Kreuz ist groß: aber vertraue auf Gott! Wenn ich nur gefragt hätte! Es reut mich recht! Ich habe es vergessen.“

So weit der Jüngling. So erzählte er die Geschichte in Gegenwart seines Vaters zuerst dem Herrn Kaplan Bayer. So erzählte er im Beiseyn seines Vaters hernach auch mir. Ich habe dies Alles aus seinem Munde. — Was ist aber von der Geschichte zu halten? Was ich davon halte, das weiß ich, und will es auch hieher setzen.

Als mir Herr Bayer die Geschichte zuerst erzählte, glaubte ich zwar seiner Erzählung, aber es war mir doch Manches bei der Sache sonderbar. Mein Glaube hatte noch keine Festigkeit und ich weiß selbst nicht, wie mir dabei zu Muthe war. Als ich aber den Jüngling selbst sah, da wurde es mit mir ganz anders. Welche Glaubensfreudigkeit! Welche Heiterkeit! Welche Unbefangenheit! Sein blasses Gesicht, das recht in die Apostelgeschichte gehörte, erschien schon als ein Beglaubigungsschreiben der Begebenheit. Da war nichts Wildes, nichts Zerstörtes mehr, das den an der fallenden Sucht Leidenden sonst eigen ist. Seine Augen funkelten vor Freude. Eine Ueberzeugungsfülle, ein feiner

Sache Gewißseyn leuchtete aus seinem ganzen Wesen hervor, das jeden Zweifel niederschlagen mußte.

Besonders rührte mich die Einfalt des Knaben. „Das ist doch ein Wunderding," sagte er, „die Kugel konnte reden und hatte doch kein Maul." Das schien ihm das Wunderbarste an der ganzen Sache.

Die Erscheinung selbst hat für mich nichts Anstößiges; sie ist ganz im Geiste biblischer Erscheinungen. Wie dort fast durchgehends ein zweifaches Zeichen für die zwei edelsten Sinne des Menschen bemerkt wird, so ist auch hier Bild und Stimme für Aug und Ohr. Eine schneeweiße Kugel oder ein brennender Dornbusch, woraus die Stimme kommt, ist mir übrigens ganz einerlei. Der Umstand mit der Erbse irrte mich anfangs, aber, als ich sie gesehen hatte, auch nicht mehr. Die noch geschlossene, mit Frucht gefüllte Erbsenhülse war so vollkommen, rein und niedlich ausgewachsen, als wäre sie aus Tausenden ausgelesen. Sie war noch so unverdorben und unverletzt, daß sie nicht wohl vom vorigen Jahre seyn konnte. Um nichts zu übertreiben, sage ich dies. Der Vater versicherte auch, daß er überhaupt in seinem Hause keine Erbsen habe. Die Erbse ist wenigstens, wie die offengebliebene Kammerthür bei der ersten Erscheinung der Kugel ein ganz einfaches, bleibendes Zeichen, daß auch ihre zweite Erscheinung kein bloßer Traum oder leere

Einbildung gewesen sey. Auch an solchen Zeichen fehlte es nicht in der heiligen Geschichte. Das Merkwürdigste bleibt mir der Jüngling selbst. Gleich nach der Begebenheit ging er überall frei, ohne Furcht und voll Zuversicht herum. Als der Vater ihn das erstemal so frei und gerade vorwärts die Stiege herabgehen sah, sprang er erschrocken hinzu und rief: „Um Gottes Willen, Bue, was treibst du?“ Er aber antwortete lächelnd: „Sorge nicht! weißt ja es hat's ja mir gesagt, ich falle nicht.“ Er arbeitete, was ihm vorher ganz unmöglich gewesen wäre. Er arbeitete mit der größten Anstrengung und oft in brennender Sonnenhitze, ohne daß ihm nur im Geringsten übel wurde. Er befand sich vollkommen wohl und gesund.

Leichtgläubigkeit ist meine Sache nicht; auch sehe ich wohl, daß sich diese Begebenheit, wie man denn gewöhnlich zu erklären pflegt, noch immer aus ganz natürlichen Gründen erklären ließe. Ich will auch nicht untersuchen, ob denn eine Begebenheit nothwendig aus den Ursachen geschehen seyn muß, aus denen ich sie erklären kann. Ich bemerke bloß im Vorbeigehen, daß mir derlei natürliche Erklärungen ein wenig unnatürlich vorkommen, und daß sie, was ich von dieser Geschichte eben nicht behaupten möchte, mir gar zu sehr gegen den gesunden Menschenverstand anzustoßen scheinen. Was ich aber eigentlich sagen wollte, ist dieß:

Wenn ich den Jüngling ansah, vergingen mir alle dergleichen Erklärungen, und ich dachte an die im Synedrio, von denen der heilige Evangelist Lukas sagt: Sie sahen den lahm gebornen Menschen, der gesund worden war, dastehen und hatten nichts dawider einzuwenden.

Auch dem Jünglinge war dies ein Hauptgrund seines Glaubens. Als ihn Herr Kaplan Bayer besuchte, sagte dieser, er habe die Geschichte einem weltlichen Herrn erzählt, und der Herr habe gesagt, das seyen Einbildungen. Der junge Mensch lachte und antwortete: „Sie mögen sagen, was sie wollen, mir ist geholfen.“

Doch genug! ich glaube die Geschichte. Und da fühle ich: der Glaube macht selig. Diese Geschichte hat für mich einen unbezahlbaren Werth. Wenn mir Jemand hundert Goldstücke verehrt hätte, ich denke nicht, daß es mir so viele Freude gemacht haben würde. Ich kann nicht an diese Geschichte denken, ohne daß mir, aus einer Art Sympathie mit der unsichtbaren Welt, Thränen aus den Augen fließen. Diese Geschichte weckte in mir ein festes Vertrauen auf jene unsichtbare Güte, die sich so gnädig unserer Schicksale annimmt. Sie gab mir mehr Herrschaft über die Sinnenwelt, sie stärkte mich in der lebendigen Ueberzeugung, daß wir zu etwas Besserm bestimmt sind, als nach einigen kurzen Augenblicken voll Mühe und Schmerz zu verfaulen. Auch fiel mir

ein, als ich die Erbse so in der Hand hielt: Wenn zu den Zeiten Jesu ein Glaube von der Größe eines Senfkornes nothwendig war, so dürfte wohl in unseren Tagen ein Glaube einer Erbse groß nöthig seyn.

Um diesen Glauben und seine heiligen Wirkungen hie und da vielleicht in einem Herzen zu erwecken, habe ich dieses aufgezeichnet. Der Jüngling hieß Mathäus Keller und war geboren zu Lengenwang 1775.

Bevor ich die zweite Begebenheit erzähle, muß ich meinen Gewährsmann etwas näher schildern. Es ist der selige Johann Kapistran Weber, damals Kaplan in Mittelberg im Allgäu. Er war sogleich in den ersten Jahren, da Sailer als Professor nach Dillingen gekommen, dessen Schüler. Sailer gab ihm einen großen Beweis seiner Achtung, indem er dessen Primizpredigt hielt und das schöne Zeugniß, daß er ein Freund des Gebethes, der Selbstverläugnung, der Arbeit, der Einsamkeit, des stillen Nachdenkens, des Lesens und Betrachtens in der heiligen Schrift und andern guten Schriften sey. „Er hat,“ sagt Sailer von ihm, „Freude an Allem, was gut, edel, wahr und gottgefällig ist; sein Herz ist ohne Neid und ohne Falsch.“

Ich wurde mit Weber, oder wie wir ihn zu nennen pflegten, mit Kapistran, als mit einem frühern Schüler Sailers, erst späterhin näher bekannt.

Eines Tages im Frühlinge machten wir zusammen eine kleine Fußreise und benützten dazu

noch ein Paar Stunden der Nacht, die ungemein schön war. Es schwebt mir Alles noch so lebhaft vor Augen, als ob es erst heute wäre. Wir wanderten durch ein angenehmes Wiesenthal nächst einem Wäldchen hin. Der Mond schien überaus helle; alles schwieg, nur der Gesang einer Nachtigall erschallte ungemein lieblich in der tiefen Stille der Nacht. Unsere Herzen ergossen sich recht vertraulich gegen einander. Wir theilten uns unsere Erfahrungen in der Seelsorge mit.

Da erzählte mir denn Kapistran, (und ich erinnere mich zwar nicht der einzelnen Worte, aber des Inhalts seiner Erzählung sehr genau), folgende Begebenheit. Er saß als Kaplan in der großen, viele Filiale einer gebirgigen Gegend umfassenden Pfarrei Mittelberg an einem rauhen, sehr kalten Winterabende eines Tages mit seinem Pfarrer bei Tische. Ein armer, dürftig gekleideter Knabe kam an das Fenster und flehte, vor Frost zitternd und mit den Zähnen klappernd, kläglich um ein Almosen. Kapistran bat den Pfarrer um Erlaubniß, den Knaben hereinzurufen und ihm einen Teller warmer Suppe zu geben. Der Pfarrer erlaubte es gerne, und theilte dem hungrigen Knaben von Allem mit, was auf den Tisch kam. Nachdem der Kleine nach langer Zeit wieder einmal sich satt gegessen hatte, dankte er mit Thränen in den Augen und wollte weiter gehen; allein es wurde ihm übel. Er hatte

sich verkältet und die Kälte wurde ihm in der warmen Stube erst recht fühlbar. Pfarrer und Kaplan fanden, es sey ihm unmöglich weiter zu gehen. Der Kaplan schlug vor, dem armen Knaben das kleine Zimmer anzuweisen, wo die Kapuziner, wenn sie in der Gegend umher Almosen sammelten, zu übernachten pflegten. Der Pfarrer fand den Vorschlag gut. Der Kaplan führte den Knaben dahin, brachte ihn zu Bette und ging, den Arzt zu rufen. Der Arzt versicherte, ein heftiges Fieber sey im Anzuge und verschrieb Arzenei.

Der gutherzige Kaplan Kapistran wartete nun seinem kranken Pflegesohne so liebreich ab, wie nur immer die zärtlichste Mutter ihr Kind verpflegen könnte. Als die Heftigkeit des Fiebers nachgelassen hatte, redete Kapistran mit dem Knaben, um ihn näher kennen zu lernen. Der Vater desselben war schon vor längerer Zeit, die Mutter erst vor kurzer Zeit gestorben. Die fromme Mutter hatte ihrem kleinen Sohne das Vater unser und andere kurze Gebethe gelehrt, welche dieser auch sogleich recht deutlich und mit Andacht und mit gefalteten Händen hersagte. Der Kinderfreund Kapistran, der sich den Unterricht der Kinder von jeher zur wahren Herzensangelegenheit gemacht hatte, lehrte nun seinem Pflegekinde „Gott in Christus“ näher kennen und lieben. Die Erzählungen aus der Geschichte Jesu hörte der Knabe mit der größten Aufmerksamkeit und sie

machten ihm unbeschreibliche Freude; er gewann eine solche Erkenntniß und Liebe Gottes und Jesu Christi, wie Kapistran sie noch an keinem Kinde bemerkt hatte. Eben so groß war dessen kindliches Vertrauen zu unserm Vater im Himmel und zu unserm göttlichen Erlöser.

Die Krankheit wurde zu einem zehrenden Fieber. Das Kind litt mit unbeschreiblicher Geduld und war immer freudig. Es freute sich darauf, zu Gott und zu Jesus Christus zu kommen und im Himmel auch seine Mutter und seinen Vater wieder zu sehen. Im Herbste starb der Knabe oder schlief vielmehr sanft ein, um im bessern Leben wieder zu erwachen.

Im folgenden Winter besuchte Kapistran in einem etwa eine Stunde weit entfernten Filialorte einen Kranken, und verweilte dort so lange, bis es Nacht geworden. Der Knecht des Hauses erbot sich ihn heimzubegleiten. Kapistran wollte ihm, der sich, den Tag über schon müde gearbeitet hatte, keine weitere Mühe machen; er wisse, sagte er, den Weg, den er schon oft gemacht habe, ohne Wegweiser zu finden. Allein während Kapistran bei dem Kranken verweilt hatte, war ein frischer Schnee gefallen und hatte alle die wenig betretenen Fußwege bedeckt und unkenntlich gemacht. Kapistran verirrte sich. Auf einmal brach mit Krachen der Boden unter ihm. Er war an einen überfrorenen Weiher ge-

rathen, dessen Eis aber noch nicht stark genug war, einen Menschen zu tragen. Kapistran war bis an den halben Leib in das kalte Wasser gesunken, ohne mit den Füßen einen Grund zu finden. Er fand nichts, woran er sich halten konnte und sah keine Möglichkeit, sich heraus zu helfen. Da erblickte er auf einmal einen hellen Glanz. Von leichtem Gewölke umgeben erschien ihm das verklärte, freundlich lächelnde Angesicht des Knaben, den er zum Tode vorbereitet und ihm die Augen zugedrückt hatte. Der Verklärte bot ihm die Hand, stellte ihn heraus auf den festen Boden, deutete mit ausgestrecktem Arme, wohin er gehen sollte und verschwand. Der so wunderbar Gerettete kam unter Empfindungen, die er nicht aussprechen konnte, glücklich nach Hause.

Sobald der Tag angebrochen war, ging er hinaus zur Stelle, wo er in Gefahr gestanden, zu ertrinken und durch höhere Hülfe gerettet worden. Er bemerkte in dem Schnee seine Fußstapfen bis zu der verhängnißvollen Stelle; ebenso seine Fußstapfen von seinem Krankenbesuche bis hieher. Sonst war keine Spur eines menschlichen Fußtrittes zu sehen. Er betrachtete das eingebrochene Eis; der Weiher war gerade hier am tiefsten. Kapistran blieb hier anbethend und dankend stehen.

Diese Erzählung machte auf mich wohl einen fast so tiefen Eindruck als die Begebenheit auf Kapistran selbst. Uns beiden, mir und ihm, war diese

Erscheinung aus jener Welt ein überzeugenderer Beweis eines Lebens nach dem Tode, als die feinsten Vernunftschlüsse, und sogar die göttlichen Verheißungen erschienen uns in hellerem Lichte. Auch sahen wir daraus, daß fromme, geliebte Verstorbene in jener Welt noch um uns wissen, an dem, was uns begegnet, liebevollen Antheil nehmen, und wenn Gott es ihnen gestattet, uns in Gefahren des Leibs und der Seele zu Hülfe kommen. Noch ganz besonders nahmen wir die Worte, die Jesus, als er die Kleinen zu sich rief, gesagt hat, auf's neue recht zu Herzen: „Wer ein solches Kind in meinem Namen aufnimmt, der nimmt mich auf!"

---

7. Das Schulbenefizium in Thannhausen an der Mindel.

Ungefähr fünf Vierteljahre befand ich mich in Seeg. Nun wurde der Schulbenefiziat in dem gräflich-Stadionischen Marktflecken Thannhausen an der Mindel ganz unerwartet auf eine Pfarrei befördert. Da eben die Winterschulen anfingen, so war es dringend, die erledigte Stelle sogleich wieder zu besetzen. Der gräflich-Stadionische Oberamtmann Oberst zu Thannhausen sah sich in Verlegenheit, für dieses wenig einträgliche, oder wie er selbst ein-

mal äußerte — armselige Benefizium ein taugliches Subjekt ausfindig zu machen. Er berieth sich mit dem Pfarrer Thomas Mayerhofer von Thannhausen; beide wurden einig, einen Expressen an Herrn Salat, den sie persönlich kannten, und der damals Pfarrer in Zusammzell, später Professor in Landshut war, zu senden und ihn zu ersuchen, einen brauchbaren Mann vorzuschlagen. Mein Mitschüler und Jugendfreund Salat nannte meinen Namen und schrieb mir, ich solle mich unverzüglich um diese Stelle melden, ich werde sie gewiß erhalten. Allein so hoch ich den Namen Stadion und auch den Pfarrer ehrte (der Oberamtmann war mir damals noch nicht persönlich bekannt), ein so abschreckender Gedanke war es für mich, jetzt schon eine eigene Haushaltung anzufangen. Eine meiner zwei Schwestern, die in adeligen Häusern aufgewachsen waren, zu mir zu nehmen, ging nicht an, weil ich dann noch eine Magd oder beständige Aushelferin hätte haben müssen, Holz und Wasser zu tragen. Eine fremde Haushälterin, die zugleich Magd wäre, zu dingen, davor graute mir; ebenso vor den Schulden, die ich hätte machen müssen, um die nöthigste Hauseinrichtung, Tisch, Sessel, Tischzeug, Küchengeschirre, Schränke, Betten u. s. w. anzuschaffen. Es war leicht zu berechnen, daß bei dem Einkommen des Benefiziums, das ungefähr 300 Gulden betrug, nach Abzug eines eigenen Lebensunterhaltes und der Ernährung und Be-

zahlung einer Haushälterin mir wenig oder nichts übrig bleiben würde, und daß ich als Kaplan bei vollständiger, guter Verpflegung und einem Gehalt von 100 bis 150 Gulden mehr erübrigen und für meine studirenden zwei Brüder verwenden könne. Auch wäre es mir äußerst schwer gefallen, meinen lieben alten Herrn, wie wir ihn nannten, Herrn Pfarrer Feneberg zu verlassen. Ich ließ also die Sache auf sich beruhen und schrieb nicht nach Thannhausen.

Allein nun schrieb der Pfarrer an mich. Er kannte mich bereits. Ich hatte einmal von Rassenbeuern aus meinen Lehrer Sailer in Dillingen besucht. Dieser hatte mir, als ich über Thannhausen wieder zurückreiste, ein Empfehlungsschreiben an den Herrn Pfarrer Mayerhofer mitgegeben. Der Pfarrer empfing mich sehr gütig, fand an dem Umgang mit mir Freude, hielt mich einen Tag bei sich auf und ließ mich dann in seiner Kutsche von Thannhausen nach Rassenbeuern fahren. Dies war ein oder zwei Jahre vorher geschehen. Jetzt schrieb Pfarrer Mayerhofer, dessen Brief ich noch habe, an mich, und machte mir eine sehr einladende Schilderung von der angebotenen Stelle eines Schulinspektors oder gar Schuldirektors der Grafschaft Thannhausen; auch erbot er sich, bis ich meine neugebaute, sehr schöne Wohnung beziehen könne, mich in sein Haus aufzunehmen; ja wenn ich ihm

in der Seelsorge Aushülfe leisten wolle, so sey er bereit, mir die vollständige Verpflegung und noch ein Honorar zu geben, wodurch die allerdings geringen Erträgnisse des Benefiziums verbessert würden. Auch bemerkte er, daß der Herr Oberamtmann von der Herrschaft ermächtigt sey, nach seiner Einsicht einen tauglichen Mann auszuwählen, dem sie dann die Bestätigung ertheilen werde. Die Leitung und Aufsicht einer Schule war meiner Liebe zu den Kindern ganz gemäß; der biedere Charakter des Pfarrers Mayerhofer sprach mich sehr an. Ich begab mich also auch nach dem Rath des ehrwürdigen Pfarrers Feneberg, der in dieser Berufung einen Wink der göttlichen Vorsehung erkannte, von Seeg nach Thannhausen und trat meine neue Stelle an.

In Thannhausen fand ich nun freilich vieles ganz anders, als in Seeg, wo ich im Umgange mit Pfarrer Feneberg und meinen Mitkaplänen in der Seelsorge die glücklichsten Tage verlebt hatte. Pfarrer Mayerhofer war ein sehr würdiger Seelsorger und stiftete in seiner Pfarrei viel Gutes. Zufolge seiner Bemühungen wurde ein neues Schulhaus erbaut; die Kirche wurde mit schönen Deckengemälden geziert und eine große Orgel angeschafft. Auch hat er die bestehende Marianische Congregation zu einem Wohlthätigkeits-Verein benützt. Allein er war durchaus kein Gelehrter. Er hatte, so zu sagen, keine Bibliothek; denn die lateinischen Autoren, nach denen

zu seiner Zeit und während seiner Studienjahre über Dogmatik, Moraltheologie gelesen wurde, und einige Dutzend mittelmäßiger Predigtbücher waren Alles. Von alten Sprachen verstand er bloß die lateinische und von neuern bloß die deutsche, die er aber ganz orthographisch schrieb, wie er denn auch eine sehr schöne, kräftige Handschrift hatte. Von Zeitschriften las er bloß die damalige Augsburger Ordinari-Postzeitung. Seine Kenntnisse von unserer deutschen Literatur, auch vom Kriege und den damals höchstwichtigen Weltbegebenheiten waren daher äußerst mangelhaft. Ich sah wohl ein, daß ich der Literatur nunmehr Abschied geben müsse, indem mein Schifflein, in welchem ich wie bei hoher Fluth bisher freudig einherfuhr, auf eine Sandbank gerathen sey. Auch fehlte mir nun die Zeit, Zeitschriften zu lesen und meine Gelehrsamkeit mußte ich auf das A B C und das 1 mal 1 beschränken.

Was meine kleine Schriftstellerei betrifft, so war meine Lage dazu in Thannhausen gleichfalls ungünstig. Ich fand sogleich bei dem Antritte meiner Schulinspektorsstelle, daß ich wegen Mangels eines Schulgehülfen bei der übergroßen Anzahl von Schulkindern selbst Schule halten und die Dienste eines Schulgehülfen leisten mußte, wenn die Schule sich der Vollkommenheit nähern sollte. Die Kaplandienste nahmen mich auch sehr in Anspruch. Ich mußte abwechselnd mit dem Pfarrer predigen, wobei mir

besonders alle Nachmittagspredigten an den Festtagen übertragen wurden, und ich getraute mir, um sogleich nach Tisch die Kanzel zu betreten, nicht ordentlich zu Mittag zu essen. Der Zudrang zum Beichtstuhle aus Thannhausen und der umliegenden Gegend war ungemein groß; ich mußte gar oft vom frühesten Morgen an Beichtehören, dann predigen und dann mich wieder im Beichtstuhl einfinden. Ich habe mir hauptsächlich durch das lange Beichthören zur strengen Winterszeit, bei leichter Fußbekleidung wie ich glaube, den Rheumatismus zugezogen, an dem ich noch leide.

Es bestand wie überall in der katholischen Kirche der schöne, gute Gebrauch zu den Sterbenden einen Geistlichen zu rufen. Allein gar oft wurde ich in der Nacht geweckt, wiewohl bei den Kranken noch durchaus keine Gefahr des nahen Todes war. Einmal wurde ich bei sehr strenger Kälte am Vorabende der heiligen drei Könige um Mitternacht gerufen. Ich sollte am folgenden Tage predigen und fürchtete, daß ich dazu nicht mehr genug Kraft haben werde. Die Kranke saß neben dem Bette. Ich konnte mich nicht enthalten, ihr zu sagen, daß es nicht nöthig gewesen wäre, mich zu rufen. Sie aber sagte: „Ach, die Nacht ist lang, und da hätte man doch gerne eine Ansprache und einen geistlichen Zuspruch.“

Außer der deutschen Schule wurde mir noch der Unterricht einiger Knaben, die studiren wollten, in

den Anfangsgründen der lateinischen Sprache übertragen.

Der Pfarrer hatte sehr weise und zweckmäßig zu den in der Fastenzeit gewöhnlichen Abendandachten Betrachtungen eingeführt. Die bessern gedruckten hatte er bereits vorgelesen und wußte ferners keine tauglichen aufzutreiben. Er übertrug daher mir, diese Andachten zu halten. Ich hatte keine andere Wahl, als Betrachtungen über das Leiden und den Tod Jesu u. s. w. zu verfassen. Diese Betrachtungen wurden, ohne daß ich es wußte, vielfältig abgeschrieben und von Seelsorgern benützt. Ich wurde öfter aufgefordert, sie drucken zu lassen, fand aber nicht Zeit, sie für den Druck vorzubereiten. Nur fünf Betrachtungen über das Leiden Jesu am Oelberge habe ich erst dahier zu Augsburg in den Druck gegeben.

Von dem damals noch Churfürstlich bayerschen Direktorium der deutschen Schulen wurde ich, da die Grafschaft Thannhausen damals noch nicht unter bayerscher Landeshoheit stand und ich also noch ein Ausländer war, eingeladen, eine biblische Geschichte für die Schulen Bayerns zu verfassen. Bischof Sailer, damals noch Professor an der Universität Landshut, hatte mich auf Ersuchen, wie ich bereits im zweiten Bändchen bemerkt habe, dazu in Vorschlag gebracht. Ich ergriff diesen Antrag mit Freuden, indem ich mich bisher mit der biblischen Ge-

schichte viel beschäftigt und mir auch Manches notirt hatte. Allein einen Umstand hatte ich nicht genug erwogen. Die biblische Geschichte sollte recht bald fertig werden. In dem Pfarrhofe zu Thannhausen wurde spät Tag gemacht; zur Winterszeit fand ich vor Morgens 7 Uhr kein warmes Zimmer; erst als ich eine eigene Haushaltung angefangen hatte, stand ich auch im Winter Morgens um 4 oder 5 Uhr auf. Jetzt aber mußte ich die Zeit, bis um 8 Uhr die Meßglocke rief, dazu verwenden eine Predigt für den nächsten Sonntag niederzuschreiben; zu überdenken, was ich in dem täglichen Religionsunterrichte vortragen wollte, Themate zu kleinen schriftlichen Aufsätzen für die Schüler zu ersinnen, auch ihre eingelieferten Aufsätze verbessern, Rechnungsaufgaben aufsetzen und vorläufig berechnen u. s. w.

Nach dem Gottesdienste um 8 Uhr ging es in die Schule bis 11 Uhr; nach Tisch hatte ich von 1 bis 4 Uhr wieder in der Schule zuzubringen; dann kamen Krankenbesuche, lateinischer Unterricht. Erst die späten Abend- und Nachtstunden konnte ich auf die biblische Geschichte verwenden. Diese Arbeit rückte also nur sehr langsam vorwärts. Indeß wurde ich öfter von München aus aufgefordert, Manuscripte zu übersenden. Ich konnte dieselben nur Bogenweise einliefern. Es ergab sich der Uebelstand, daß man das Werk nur Heftweise, anstatt in zwei

Bänden, in sechs Bändchen drucken konnte. Ich bedauerte schmerzlich, daß ich mich nie recht in meinem Gegenstand vertiefen und darin leben und weben konnte; es wäre sehr nöthig gewesen, das Ganze, wenn es einmal zu Papier gebracht wäre, noch einmal zu überschauen und die einzelnen Parthien mehr in Einklang zu bringen. An ein Werk aus einem Gusse war nicht zu gedenken, es war unmöglich! O wie oft seufzte ich: „Wenn mir nur hie und da ein Vormittag zur Arbeit gegönnt wäre!“ Allein er ward mir nicht zu Theil. Der tägliche Unterricht in der Religion war mir zwar höchst erfreulich und der Bearbeitung der biblischen Geschichte sehr förderlich, allein das tägliche mehrstündige, mechanische Unterrichten im Lesen, Schreiben, Rechnen, dem ich mich bisher willig unterzogen hatte, wurde mir, ich muß es bekennen, mit jedem Tage lästiger. Ich fühlte, daß ich in einem weiteren Kreise nützlicher werden könnte. Es kam mir öfter der Gedanke, meine Anstellung in Thannhausen aufzugeben und wieder bloßer Kaplan zu werden. Es war leicht zu berechnen, daß ich dann auch in Hinsicht des Einkommens, das ich für meine studirenden Brüder verwendete, eben so gut, ja noch besser stehen würde. In dem Pfarrhofe hatte ich zwar vollständige Verpflegung, aber kein Honorar; als Kaplan, dachte ich, wo es auch sey, würde ich außer der Verpflegung noch 100 bis 150 Gulden Gehalt haben, und mit

meiner Feder würde ich bei freier Zeit jährlich mehr verdienen können, als das geringe Benefizium zu ungefähr 300 Gulden betrug. Allein ich hielt es doch für unklug, aus dem Geleise zu treten und von der prächtig klingenden Stelle eines Schuldirektors wieder Kaplan zu werden. Indeß kam die biblische Geschichte, freilich unvollkommen genug zu Stande und ward ohne Vergleich wohlwollender, als ich mir denken konnte, aufgenommen. Sie wurde auch außerhalb Bayern in Schulen eingeführt, und in Oesterreich, in der Schweiz, in Würtemberg, Baden und weiter hinab am Rheine nachgedruckt; auch in die französische und im Auszuge in die italienische Sprache übersetzt. Wenn dahier in Augsburg bei den Prüfungen der Schulkinder oder der Schullehrer-Candidaten in der biblischen Geschichte gelesen wurde, mußte ich mich wundern, daß ich manche Stelle nicht besser gemacht habe; allein, wenn ich meiner damaligen Lage gedachte, so wundert es mich, noch so viel, wiewohl sehr Mangelhaftes, zu Stande gebracht zu haben.

Was ich während meines Aufenthaltes in Thannhausen sonst noch in den Druck gegeben habe, ist im Vergleiche späterer Schriften nur Weniges. Der erste Unterricht von Gott, von dem Volke das Gottbüchlein genannt, kam in ein Paar Wochen zu Stande, in denen mir der Arzt den Schulbesuch verboten hatte. Die Idee dazu hatte ich schon als

Hauslehrer zu Dillingen gefaßt. „Das Glück der guten Erziehung,“ eine Erzählung in Briefen, setzte ich auf, um den Kindern Beispiele von Briefen vorzulegen und sie auch im Lesen und Schreiben zu üben, weßhalb das Büchlein auch mit solchen, einer Handschrift ähnlichen Lettern, gedruckt ist. Obwohl es auf eine gewisse Art ein Ganzes schien, so war es doch nur halb und erst späterhin ganz vollendet.

Als endlich nach einer Reihe von Jahren mir der Doppeldienst eines Schulabstanten und Kaplans zu schwer wurde und meine Gesundheit zu leiden begann, verbesserte sich meine Lage und ich konnte etwas freier athmen. Glücklicher Weise wurde das Frühmeßbenefizium mit meinem kleinen Schulbenefizium vereinigt und ich bezog, was bisher unmöglich gewesen wäre, die Wohnung des Schulbenefiziats, nahm meine Schwester Franziska zu mir und fing eine eigene Haushaltung an. Der Pfarrer nahm einen Kaplan, auch wurde ein bisher mangelnder Schulgehülfe angestellt. Ich bekam mehrere, jedoch immer noch sehr beschränkte Muße zu meinen kleinen Arbeiten für Kinder und Kinderfreunde. Die Leitung und Aufsicht der Schule und den Religionsunterricht versah ich, was sich von selbst versteht, wie früherhin. Die freiwillige Aushülfe in der Seelsorge, das Predigen abwechselnd mit dem Pfarrer und Kaplan, die Christenlehre in der Kirche, von der ich die für die Kinder allein zu halten hatte,

vorzüglich aber das Beichthören ließen mir, da sie als Berufsgeschäfte allen Nebenbeschäftigungen voranzugehen haben, wenig Zeit zu schriftstellerischen Arbeiten übrig. Dazu kamen dann noch neue Geschäfte. Die Grafschaft Thannhausen kam unter königlich bayersche Landeshoheit; ich wurde zum Distriktsschulinspektor für alle Ortschaften des Landgerichts Ursperg diesseits der Mindel und auch noch der Herrschaft Edelstetten jenseits der Mindel ernannt. Da gab es nun Vieles zu thun. Vor Allem wurde mir eine Menge von Fragen über den bisherigen Zustand der Schulen vorgelegt. Um diese Fragen zu beantworten, mußte ich meinen Schuldistrikt, darunter viele in den sogenannten Stauden gelegene Walddörfer, bereisen. Alle diese Schulen sollten neu organisirt, neue Schulhäuser oder doch Schulstuben erbaut, Sommer- und Sonntagsschulen eingeführt, den Lehrern die ihnen zugesicherten Gemeindetheile angewiesen, Absentenlisten u. s. w. eingereicht werden. Diese Anordnungen waren den Bauern etwas ganz Neues und Unerhörtes; Deputationen über Deputationen erschienen bei mir, um im Namen ihrer Gemeinden zu remonstriren und ich hatte Mühe, sie zu verständigen, auch manche Zwistigkeiten zwischen Schullehrern und Schulgemeinden zu vermitteln. Sämmtliche Schullehrer mußten ihre Einkünfte fatiren, und ich hatte die Fassionen zu prüfen und zu begutachten. Außer den sehr weise

angeordneten Schulvisitationen hatte ich noch einige Schulaspiranten zu unterrichten.

Bei diesen mit vielen Schreibereien verknüpften Geschäften konnte ich bloß die Ostereier als ein Ostergeschenk für meine Schüler und Schülerinnen, dann die Genovefa, deren Geschichte meine alte, fromme Tante mir und meinen Geschwistern öfter unter vielen Thränen erzählt hatte, zu Stande bringen und in den Druck geben. Diese zwei kleinen Schriften machen kaum ein Bändchen meiner gesammelten Schriften aus; die in allen achtzehn Bändchen meiner gesammelten Schriften enthaltenen Erzählungen, Schauspiele und Gedichte wurden zwar größten Theils in Thannhausen zur unterhaltenden Belehrung der Schuljugend zu Papier gebracht und besonders zum Schlusse der Sonntagsschulen vorgelesen; die kleinen Schauspiele wurden zur Faschingszeit oder bei andern Veranlassungen aufgeführt, konnten aber erst während meines Aufenthaltes als Pfarrer in Stadion in Würtemberg und dahier in Augsburg nach nöthiger Ueberarbeitung dem Drucke übergeben werden. Ein großer Theil der gesammelten Schriften wurde erst nach Jahren verfaßt.

Allerdings erkenne ich es mit Dank als eine Fügung der göttlichen Vorsehung, daß ich in Thannhausen angestellt worden, hoffe auch, daß ich dort nicht ganz ohne Nutzen gelebt und gewirkt habe. Was aber meine kleine Schriftstellerei für Kinder

und die Jugend betrifft, so kann ich es mir nicht aus dem Sinne schlagen, daß ich bei erforderlicher Muße, wenn ich nicht so sehr viele Stunden der besten Lebensjahre mit dem gewöhnlichen Unterrichte und den beständigen Uebungen im Lesen, Schreiben und Rechnen hätte zubringen müssen, ein Schriftsteller geworden wäre. Doch der gütige Gott hat meine geringen Bemühungen über alle meine Erwartung gesegnet und ich kann Ihm nicht genug dafür danken!

---

8. Einige Worte über die Methode, die ich bei dem Schulunterrichte beobachtete.

Als ich die Leitung und Aufsicht der Schule zu Thannhausen übernommen hatte, fand ich, daß die Schulkinder mit vielem Fleiße unterrichtet worden; allein die Methode war noch mangelhaft. Um sie zu verbessern, machte ich mit dem Leseunterricht den Anfang.

a. Das Lesen.

Um den Kindern, die das erste Mal die Schule besuchten, und die sehr zahlreich waren, die Kenntniß der Buchstaben beizubringen, ließ ich mir von München einige Alphabete klein und groß gedruckter

Buchstaben kommen, sie auf kleine Brettchen von etwa 4 Zoll Höhe und 2 Zoll Breite, weil Pappendeckel zu leicht weich wird, aufziehen und an der großen schwarzen Tafel Querstäbe befestigen, um sie da aufzustellen. Zuerst lehrte ich die Kinder die kleinen Buchstaben kennen. Mit dem ba, be, bi, bo, bu wollte ich sie nicht lange aufhalten. Ich ließ sie sogleich Worte zusammen setzen, die einen Sinn hatten, zuerst blos aus zwei, dann aus drei, dann aus mehreren Buchstaben z. B. ich, du, er, wir, ihr, sie; Aug, Gott, Welt.

Anstatt des halben auf Pappe aufgezogenen Bogens mit großen und kleinen, deutschen und lateinischen Buchstaben ließ ich bloß ein Oktavblättchen; ein Papptäfelchen mit dem kleinen und großen Alphabete, und zwei, drei und mehrsylbigen Worten in den Händen der Kinder.

Die einzelnen Buchstaben auf Holz legte ich in eine Lade mit Fächern, nach Art eines Buchdrucker-Setzkastens, der bei dem Unterrichte treffliche Dienste that.

Da ich etwa, wie oben bemerkt, vierzehn Tage mich nicht wohl befand, und nach Anordnung des Arztes das Schulhalten aussetzen mußte, verfaßte ich ein Lesebüchlein von nicht mehr als einem Bogen. Ich wollte anfangs nur einige Sätze mit einsylbigen Wörtern voranstellen; ich fand aber da eine besondere Eigenschaft der deutschen Sprache. Es ward

mir sehr leicht, die erste Hälfte des Bogens „von Gott“ in lauter Sätzen von nur einsylbigen Worten zu Stande zu bringen; die zweite Hälfte handelte von Jesus Christus in Worten mit getheilten Sylben. Diesen Bogen ließ ich einstweilen auf meine Kosten drucken. In der Folge fand ich es thunlich auch das, was Kinder noch vom heiligen Geiste wissen sollen, auf den einzigen Bogen mit nicht in Sylben getheilten Wörtern und kleinern Lettern zu bringen.

So entstand ein sehr kleines Büchlein. Ich ließ es in buntes Papier binden und theilte es den Kindern als ein Geschenk für ihren bisherigen Fleiß aus. Sie wunderten sich, in diesem Büchlein sogleich ohne Anstand lesen zu können. Ich hatte nämlich die Vorsorge getroffen, daß alle Worte in dem Büchlein ihnen auf dem A B C Täfelchen und der großen Tafel zu lesen eingeübt wurden. Die Kinder eilten voll Freude nach Hause und riefen: „Wir können in dem schönen Büchlein schon lesen.“ Die Aeltern waren nicht weniger erfreut und verwundert. „In sechs Wochen,“ sagten sie, „haben die Kinder mehr gelernt, als sonst den ganzen Winter hindurch.“

b. Das Schreiben.

Das Schönschreiben betreffend kann die eigentliche Kunst, schön zu schreiben, in Volksschulen nicht

gelehrt werden, und wenn es auch gelänge, so wäre es doch verlorene Mühe. Die Kinder, zu rauhen Arbeiten bestimmt, finden keine Gelegenheit die Schönschreibekunst auszuüben; ihre von der Arbeit schwer gewordene Hand würde es ihnen nicht wohl möglich machen. Es ist mehr darauf zu dringen, daß die Kinder fertig, lesbar und deutlich schreiben lernen. Anstatt sie zu lange Zeit Buchstaben nachmalen zu lassen, ist es besser, daß man sie Worte schreiben läßt, die man ihnen blos vorsagt.

Ich bemerke nur noch, daß ich die Kinder Anfangs keine Feder anrühren ließ. Ich machte ihnen an der großen schwarzen Tafel mit Kreide die Buchstaben vor, die sie auf ihren kleinen Schiefertäfelchen mit Freuden nachmachten. Es versteht sich, daß ich mit den einfachsten Buchstaben anfing, und dann zu den schwerern fortschritt. So fand auch hier der gemeinschaftliche Unterricht statt. Viel Papier, und das Besudeln mit Dinte wurde erspart.

Die Buchstaben bestanden allerdings nur noch aus lauter Haarstrichen. Als ich aber den Kindern die Feder in die Hand gab und richtig halten lehrte, ergaben sich die Schattenstriche von selbst, z. B. n, m, l, so wie sie aus der ihnen vorgelegten Vorschrift ersahen.

Um das Rechtschreiben den Schülern beizubringen, ist es nicht nöthig, sie mit der Grammatik bekannt zu machen. Was darin von den Deklina-

tionen der Hauptwörter Casus, Genus, numerus Singularis und Pluralis gesagt wird: von den Conjugationen der Zeitwörter, den verschiedenen Zeiten, die damit angezeigt werden können, von Person und Zahl, von der gewissen, ungewissen, unbestimmten und befehlenden Art (modus) und der thätigen und leidenden Gattung, von den Hülfszeitwörtern seyn, haben und werden; von den Klassen der Zeitwörter als ziellosen und zurückzielenden, regelmäßigen und unregelmäßigen, wissen die Kinder schon, sie haben es von Kindheit an durch beständiges Hören und Nachsprechen einer lebendigen Sprache ohne alle Theorie praktisch erlernt. Man wird nie gehört haben, daß ein Kind die Artikel verwechsle und sage: der Pferd, die Haus, das Frau. Ja, noch kleine Kinder haben sich schon sogar von der Abwandlung regelmäßiger Zeitwörter, die am öftesten vorkommen, ein Schema in ihrem Köpfchen gebildet. Ein Kind von etwa drei Jahren hörte ich sagen: „Mein silbernes Kaffeelöffelchen ist verbiegt“ anstatt verbogen. Frauenzimmer, die kaum den Namen Grammatik je nennen hörten, sprachen vollkommen rein und richtig.

Die erste Regel, um recht zu schreiben, ist: Gieb Acht auf die rechte Aussprache. Hiezu kommt, weil man aus der Aussprache nicht abnehmen kann, welche Dehnungszeichen zu wählen seyen, oder welche gleichlautende Buchstaben leicht verwechselt

werden; die zweite Regel: Gieb Acht auf den Gebrauch. In gutgeschriebenen Büchern sieht man, ob man große Anfangsbuchstaben machen müsse; ob man Hahn oder Haan, Schnee oder Schneh, Visch oder Fisch zu schreiben habe. Dritte Regel: Gieb Acht auf das Stammwort. Man schreibt Väter, Mütter, Söhne, Töchter von Vater ꝛc.

Mit diesen wenigen Regeln brachte ich die bessern Schüler so weit, daß sie ganze Seiten, die ich ihnen diktirte, fast ohne Fehler schrieben.

In Hinsicht des Briefschreibens ist es klar, daß man keinen verständigen, guten Brief schreiben könne, ohne einen gebildeten Verstand, oder ein gutes, edles Herz zu haben. Die Bildung des Verstandes und Herzens, was das stete Geschäft des Lehrers seyn soll, vorausgesetzt, kann er den Schülern blos sagen: Was du einem fernen Freunde nicht mündlich sagen kannst, dieß schreibe ihm gerade so, wie du es ihm mündlich sagen würdest.

Um aber seine Gedanken und Empfindungen zu Papier zu bringen, dazu ist eine kleine Vorübung nöthig, wie denn Alles nur nach und nach, vom Leichtern zum Schwerern fortschreitend, gelehrt werden muß. Es ist leichter, was man schon weiß, aufzuschreiben, als was man erst ausdenken muß. Ich erzählte ihnen daher eine Geschichte auch wohl eine Fabel, die sie begierig anhörten, unter der Bedingung, dieselbe aufzuschreiben, was sie

sehr gerne thaten. Dann erst gab ich ihnen auf, z. B. über den Tod eines Kindes, das ertrank, über den Jahrmarkt, den sie besuchten, über eine Feuersbrunst 2c. einen Brief zu schreiben, und was sie dabei dachten und empfanden.

Sehr nöthig fand ich es, ihnen Beispiele von Briefen vorzulegen, und schenkte ihnen daher ein Büchlein mit Schreibschrift, Briefe von Kindern enthaltend, daraus sie ersahen, was in Hinsicht der Anrede, Unterschrift, des Datums, der Adresse zu beobachten sey. Auch das Zusammenlegen der Briefe zeigte ich ihnen.

So entstand das Büchlein: „Glück der guten Erziehung," dem ich nur noch das Nöthigste, was Kinder von Schön-, Recht- und Briefschreiben zu wissen brauchen, in zwei Duodezblättchen beifügte.

c. Von dem Rechnen.

Unsere zehn Finger sind unsere angebornen Rechnungsgehülfen. Zum ganzen Dezimalsystem, immer nach zehn Einern, Zehnern, Hunderten, Tausenden zu rechnen, ist dadurch veranlaßt worden.

An den Fingern kann man den Kindern das Zählen lehren und die Bedeutung der Ziffer 1 — 9 anschaulich machen, ja auch von den vier gewöhnlichen Rechnungsarten ihnen einen Begriff beibringen. Am Aufheben oder Niederbeugen der Finger sehen sie das Zusammensetzen, Abziehen, Vermehren und

Theilen. 1 und 2 Finger sind 3, 2 und 3 sind 5; 1 von 5 hinweggenommen bleibt 4, 2 von 4 bleibt 2; 2 mal 2 macht 4, 2 mal 3 macht 6, 2 mal 4 macht 8, 2 mal 5 macht 10; 10 in oder unter 2 vertheilen trifft einen 5, 2 in 8 geht 4 mal, 2 in 4 geht 2 mal. So begreifen die Kinder die vier Rechnungsarten im Kleinen, und es ist nicht kleinlich vom Kleinsten anfangen. So machts die Natur, im keimenden Samenkörnchen zeigt sich schon das Pflänzchen.

Wie man diese vier Rechnungsarten anschreibt, läßt sich ebenso im Kleinen zeigen; man schreibt an die Tafel

5	4	5	10 | 5.
1	2	2	2 |
6	2	10	

Um nach Zehnern zu zählen läßt man ein Kind alle 10 Finger aufheben, da sehen sie einen Zehner; hebt das nächste Kind in der Bank die 10 Finger auf, so haben wir zwei Zehner oder zwanzig; die zehn Finger des dritten Kindes machen mit den zwanzig Fingern der zwei vorigen Kinder drei Zehner oder dreißig. Die aufgehobenen Finger von zehn Kindern geben einen Begriff von Hundert.

Wie Zehner zählt man auch die Hunderte, als 1 Hundert, 2 Hundert, 3 Hundert. Wären hundert Kinder da, so machten alle ihre aufgehobenen Finger die Zahl Tausend.

Bis auf tausend zählen ist einstweilen genug, es

lassen sich unzählige Rechnungsaufgaben vorlegen, die nicht über tausend hinausgehen; auch kommen im gewöhnlichen Leben, in der Haushaltung, im Kaufen und Verkaufen nicht leicht mehr als die Zahlen tausend vor. Wozu sollte man also jetzt schon die Kinder mit Hunderttausenden und Millionen plagen?

Nun muß auch gelehrt werden, wie man Tausend, Hundert, Zehner und Einer schreibe. Man könnte z. B. ein Tausend, zwei Hundert, drei Zehner, vier Einer schreiben. Das wäre aber zu weitläufig, man hat daher sehr sinnreich eine kürzere Art ausgedacht. Man setzt, von der Rechten zur Linken, die Einheiten immer an die erste, die Zehner an die zweite, die Hunderte an die dritte, Tausend an die vierte Stelle. So sieht man schon an der Stelle des Ziffers, welche Zahl es andeute. Obiges Beispiel wird also so geschrieben: 1,234. Wenn kein Einer, Zehner, oder Hunderter in der Zahl vorkommt, so wird an die leere Stelle, damit man sie nicht übersehe, das Zeichen 0 gesetzt.

Hier können die Kinder aufmerksam gemacht werden, wie schön es ersonnen ist, daß man, um alle Zahlen von Eins bis Tausend zu schreiben, nicht mehr als zehn Zeichen oder Ziffer brauche. Es wären sonst tausend verschieden gestaltete Ziffer nothwendig, und wie schwer könnte man diese merken.

Nebst dem Tafelrechnen ist auch das Kopfrechnen

eine gute Verstandesübung und im täglichen Leben sehr brauchbar.

Man hat schon damals, wo noch keine Guldenstücke geprägt wurden, sich eine Zahl von sechzig Kreuzern als ein Ganzes gedacht, und einen Gulden genannt, weil die Zahl 60, mehr als andere Zahlen in kleinere Theile getheilt werden kann.

Der ganze Vortheil des Kopfrechnens besteht nun darin, daß man den Gedankengulden in größere Theile als Kreuzer zerlegt, und so weniger Zahlen zu berechnen hat, die leichter zu übersehen sind, z. B.

Der Gulden kann getheilt werden in zwei ½ fl., drei ⅓ fl., vier ¼ fl., fünf ⅕ fl., sechs ⅒ fl. u. s. w.

Die Sache läßt sich am leichtesten in Beispielen abthun. Wie viele Zeit und Ziffer wären nöthig, um zu berechnen, wie viel machen 100 Ellen die Elle zu 30 kr. Wie kurz und klar ist aber die Rechnung 100 halbe Gulden machen 50 ganze Gulden.

Der Gulden läßt sich aber nicht immer in ½, ⅓, ¼, theilen. Es kommen sehr oft größere oder kleinere Zahlen, als die genannten Guldentheile vor.

Um diese zu berechnen zeigte ich den Kindern vier Vortheile.

Erster Vortheil: Man setzt 1 kr. hinzu; z. B. Was kosten 9 Ellen, die Elle zu 19 kr.? 9 Ellen, die Elle zu 20 kr. machen 9 drittel Gulden weniger 9 kr. also 2 fl. 51 kr.

Zweiter Vortheil: Man nimmt 1 kr. hinweg; z. B. Was kosten 8 Pfund, das Pfund zu 16 kr.? Hier denke man sich 8 viertels Gulden oder 2 ganze Gulden, und die weniger gedachten 8 kr. dazu — gibt 2 fl. 8 kr.

Dritter Vortheil: Man zerlegt größere Zahlen in zwei kleinere. Z. B. 100 Ellen Kattun zu 45 kr., oder 30 und 15 kr. 100 halbe Gulden machen 50 ganze, 100 viertels Gulden machen 25 Gulden zusammen 75 Gulden.

Vierter Vortheil: Man verwechselt Waaren und Geld. Z. B. anstatt 30 Ellen zu 40 kr., sagt man 40 Ellen zu 30 kr. oder 40 halbe also 20 ganze Gulden.

Ein weiser Lehrer wird auf jeden dieser drei nothwendigen Gegenstände, die in Elementarschulen gelehrt werden, Lesen, Schreiben und Rechnen gewissenhaft so viel Kraft und Zeit verwenden, bis sie den Kindern ganz geläufig sind; dabei soll er aber wie sich von selbst versteht darauf sehen, daß dem allerwichtigsten Gegenstand, dem Religionsunterrichte, die erforderliche Zeit nicht entzogen werde. Ja, das Lesen, Schreiben und Rechnen soll schon zu Beförderung des Unterrichtes in der Religion benützt werden.

Deßhalb gab ich den Anfängern im Lesen sogleich ein Büchlein in die Hand, das die ersten Religionskenntnisse für die lieben Kleinen enthält.

Zum Schreiben legte ich ihnen Vorschriften mit Aussprüchen Jesu vor, und weiterhin diktirte ich ihnen lehrreiche Strophen aus geistlichen Liedern, und in der Folge ganze Lieder.

Aber in Hinsicht des Rechnens? Wie Jesus Christus seine Jünger zu Fischern höherer Art machte, so lehrte ich die Kinder den für alle Menschen wichtigsten Gewinn zu berechnen, nach den Worten Jesu: „Was hälfe es dem Menschen, die ganze Welt zu gewinnen, wenn er an seiner Seele Schaden litte!"

Auch auf den tiefen Sinn der Worte der heiligen Schrift machte ich sie aufmerksam: „Herr! lehre uns unsere Tage zählen, damit wir weise werden." Unser Leben auf Erden ist, wie ein weiser christlicher Schriftsteller sagt, ja kein bloßes Manufakturleben, und das Ende der Welt keine Frankfurter Messe.

d. Der Religionsunterricht.

Unsere heilige Religion gründet sich auf die Offenbarungen Gottes, die uns in der heiligen Schrift erzählt werden. Die biblische Geschichte sollte also dem Unterrichte der Religion zum Grunde gelegt werden.

Davon überzeugte mich auch meine eigene Erfahrung.

O! welche Freude empfand ich schon damals, als mein seliger Vater mir die schönen Geschichten

aus der heiligen Schrift erzählte. Ich ward gleichsam in das Paradies entrückt. Mit einem Entzücken, von dem ich noch jetzt etwas fühle, hörte ich zu, wie Gott der Allmächtige den ersten Menschen nach seinem Ebenbilde erschaffen, wie Er ihn in den wunderschönen Garten einführte, ihm die Bäume voll herrlicher Früchte zu seiner Nahrung und reiche Quellen, ja Ströme des reinsten klaren Wassers anwies, wie er die Vögel des Himmels und die Thiere des Feldes, die Er zum Nutzen der Menschen erschaffen, herbei kommen ließ, damit Adam sie kennen lerne und ihnen Namen gebe, wie Gott die Eva ihm zur Gehülfin erschaffen; wie beide in dem schönen Garten in Unschuld und Freude lebten; wie Gott so unbeschreiblich freundlich mit ihnen umging, öfter mit ihnen redete, und sie liebte als seine Kinder, und wie auch eines das andere liebte, wie sich selbst.

Diese Erzählung meines Vaters rührte mich innig; ich empfand die herzlichste Liebe zu Gott, der so liebevoll und gütig gegen uns Menschen ist. Noch jetzt gedenke ich jener Erzählungen, aus denen ich Gott mehr kennen und lieben lernte, als aus den Lehren, die meine Lehrer in der Folge mir vortrugen.

Die weitere Erzählung: Wie Gott dem Adam erlaubte, von allen Früchten der Bäume im Garten zu essen, aber ihm einen Baum im Garten zeigte und ihm befahl: Von diesem Baume sollst du

nicht essen. Wenn du davon issest, so wirst du sterben; wie Eva neugierig zu dem verbotenen Baume hinging und von der Schlange versucht ward; wie sie mit der Schlange sich in ein Gespräch einließ, und die Schlange sie fragte: Warum hat denn Gott euch geboten, daß ihr nicht von allen Bäumen essen sollet; wie Eva, die Gottes Gebot wohl wußte, antwortete: Wir dürfen von allen Bäumen im ganzen Garten essen; nur von diesem Baume da hat Gott gesagt: Esset nicht davon, rühret ihn auch nicht an, sonst müßt ihr sterben; wie der Verführer, der Satan, in Gestalt der Schlange sagte: Ei, ihr werdet nicht sterben, Gott weiß es eben gar wohl, sobald ihr davon esset, werden euch die Augen aufgehen, und ihr werdet Alles, Gutes und Böses wissen und Gott gleich seyn; wie Eva der Schlange mehr glaubte als Gott, und — ich zitterte bei der Erzählung! — den Arm ausstreckte, die verbotene Frucht abbrach, davon aß, und auch dem Adam davon zu essen gab.

Wie nun ferner Gott zu Adam sprach, der von der verbotenen Frucht gegessen hatte: Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brod essen. Verflucht sey der Acker um deinetwillen. Mit Kummer sollst du dich darauf nähren, bis du wieder zur Erde, von der du genommen, werden, das ist, sterben wirst. Wie Gott auch zu Eva, die den Adam verführte, sprach: Dein Wille soll dem Manne

unterworfen seyn und er soll dein Herr seyn; wie Er ihr noch verkündete, sie werde mit ihren Kindern Vieles auszustehen haben ....“

Dieses Strafgericht, das mein Vater mir erzählte, erschütterte mich. Ich gedenke noch jetzt seiner Ermahnung, die Versuchung zur Sünde wie eine giftige Schlange zu fliehen. Die Strafe der ersten Sünde ging mir um so tiefer zu Herzen, da sie noch jetzt an allen sündigen Menschen, was wir alle sind, in Erfüllung geht.

Auch die folgenden Geschichten zeigten, wie Gott Menschen, die ihm ungehorsam sind, bestrafe, wie Er aber an Menschen, die ihm gehorchen, Wohlgefallen habe — von Abraham an, der Gottes Wort: „Wandle vor mir und sey vollkommen“ befolgte, bis zu Jesus Christus, der aus Liebe zu uns Menschen starb, und seinem Vater im Himmel gehorsam war bis in den Tod.

Alle diese Geschichten, die mein Vater mir erzählte, bemühte ich mich als Privatlehrer den mir anvertrauten Kindern zu erzählen, und sie machten auf sie einen ähnlichen Eindruck.

Was ich dort im Kleinen that, suchte ich nun als Religionslehrer im Großen zu thun. Auf meiner ersten Kaplanstelle wollte es mir nicht gelingen, in Erklärung des in der Schule eingeführten Katechismus bei den Kindern eine solche Aufmerksamkeit,

als ich wünschte, zu bewirken. Nun aber, da ich den Unterricht in der Religion mit der biblischen Geschichte anfing war es ganz anders. Die Kinder hörten mit gespannter Aufmerksamkeit zu, und wenn ich aufhörte zu erzählen, baten alle mit lautem Zuruf einstimmig fortzufahren. Bei der Erzählung vom Aegyptischen Joseph zerflossen alle in Thränen. Die ausführlich erzählte Leidensgeschichte Jesu ging ihnen so zu Herzen, daß sie aus Mitleid und aus Liebe zu Ihm, der aus Liebe zu uns so unsäglich Vieles gelitten und für uns am Kreuze gestorben, schmerzlich weinten!

Die Kinder eilten aus der Schule nach Hause, und erzählten ihren Aeltern, denen viele Begebenheiten des alten Testamentes nicht ausführlich bekannt waren, die schönen Geschichten davon, und sie hörten den Kindern mit Freuden zu.

Ich halte es für nöthig, hier einige Bemerkungen beizufügen.

Unwidersprechlich gewiß ist es, daß sich das Ganze der biblischen Geschichte den Kindern unmöglich erzählen lasse; daß aber die wichtigsten Begebenheiten, wiewohl auch hie und da einige Ausdrücke und Umstände wegbleiben müssen, vollkommen klar für den Verstand und rührend für das Herz der Kinder sind. Ein Kirchenlehrer vergleicht die heilige Schrift dem Meere. Am Ufer kann ein Lämmchen ohne Gefahr im Wasser gehen; weiterhin ist

es aber so tief, daß ein Elephant den Grund nicht erreichen könnte.

Mit einem bloßen Abriß der heiligen Geschichte wäre auch nichts gethan. Wer die Geschichte schon kennt, wird ihn allerdings mit Vergnügen lesen; alle die ihm bekannten Begebenheiten schweben ihm vor Augen und geben ihm genug zu denken. Allein der Verstand der Kinder und all' derjenigen, die in der heiligen Schrift nicht wohl bewandert sind, geht leer aus, und ihr Herz bleibt kalt und ungerührt.

Wenn der Erzähler dem Joseph seinen bunten Rock auszieht und ihm seine Träume von den Garben, und von Sonne, Mond und den eilf Sternen nimmt, wenn man dem Hirtenknaben David seine Harfe raubt, so verliert die biblische Geschichte alle Anmuth.

Ueberhaupt bedienen sich die gelehrten Geschichtschreiber unsrer Zeit, auch die weltlichen, einer Darstellung, die von der Erzählungsart der heiligen Schrift ganz und gar verschieden ist. Sie würden es verschmähen und mit der Erhabenheit der Geschichte, wie sie dieselbe sich denken, unvereinbar finden, ein Gespräch vorzubringen, wie z. B. in dem ersten Buche Mosis, neunundzwanzigstem Kapitel: „Jakob kam zu einem Brunnen, bei dem drei Heerden Schafe lagen; Jakob fragte die Hirten: Liebe Brüder, wo seyd ihr her? Sie antworteten: Von Haran. Er fragte: Kennet ihr auch den Laban, den Sohn

Nachors? Sie sagten: Wir kennen ihn gut. Er fragte weiter: Geht es ihm wohl? Sie sagten: O ja es geht ihm recht wohl, — und sieh nur, dort kommt eben seine Tochter Rachel mit den Schafen. Solche Gespräche in die Geschichte aufzunehmen fänden die Gelehrten unschicklich; wir ungelehrten Leute aber finden Wohlgefallen daran, und freuen uns, von Menschen zu hören, die mit einander reden, wie wir, und reden mit ihnen vertraut.

Auch das Hündlein des Tobias ist manchem dieser Herren zuwider. Ein Schulinspektor sagte in einer öffentlichen Prüfung, als die Schüler in meiner späterhin erschienenen biblischen Geschichte lasen, ganz laut vor allen Zuhörern: Das Hündchen hat der Verfasser dazu gedichtet. Der Religionslehrer brachte die heilige Schrift herbei, und las aus dem Buche Tobias die Stellen von dem verpönten Hündchen vor. Doch genug hievon. Wenn es mir je gelang, für Kinder zu schreiben, so habe ich es lediglich dem fleißigen Lesen der heiligen Schrift zu danken.

Nun komme ich aber zur Hauptfrage: Wie läßt sich die biblische Geschichte auf Erklärung des Katechismus anwenden, und welcher von den vielen vorhandenen Katechismen ist dazu der geeignetste?

Ich entschied mich für den uralten kleinen Katechismus des ehrwürdigen Petrus Canisius.

Dieser sein Verfasser wurde wegen seiner Weis-

heit und Frömmigkeit von den Päpsten Julius III., Pius IV., Pius V., Gregorius XIII. und von den Kaisern Ferdinand I. und Maximilian II., überaus hoch verehrt; der heilige Carolus Borromäus schrieb an ihn und wünschte ihm Glück zu seinen unermüdeten, segensreichen Bemühungen. Seine weit ausgebreitete Thätigkeit kann man nicht genug bewundern. Er wurde als Professor der Theologie nach Ingolstadt, als Hofprediger nach Wien, als Domprediger nach Augsburg wegen der damaligen Gährung in Religionssachen und von da zu dem Concilium von Trient noch vor Abschluß desselben berufen. Es ist zum Erstaunen, in welcher allgemeinen hohen Achtung er gestanden. Mehrere Bisthümer und sogar die Cardinalswürde wurden ihm angetragen, die er indessen aus Demuth nicht annahm.

Was nun seinen kleinen Katechismus selbst betrifft, so wurde derselbe noch zu Lebzeiten des Verfassers in allen Volksschulen eingeführt und wohl vierhundertmal aufgelegt.

Ein Vorzug ist die Kürze. Canisius selbst sagt in der Vorrede zu einer neuen Auflage, Freiburg im Aechtland, 1599 zwei Jahre vor seinem Tode: „Wollte Gott im Himmel, daß noch ein anderer käme, der im Stande wäre, die Hauptstücke unseres wahren katholischen Glaubens noch kürzer, deutlicher und besser vorzutragen; daß aber Einige unter

meinem Namen diesen meinen Katechismus immerdar mehren und allerlei andere Fragen darin aufstellen, kann ich meines Theils aus vielen Gründen nicht für gut finden.“ Er wollte, der Katechismus für Kinder sollte nur die ersten Kenntnisse und Grundwahrheiten der christlichen Religion enthalten, keineswegs aber ein vollständiges Lehrbuch derselben seyn.

Ein anderer Vorzug ist die Eintheilung des Katechismus blos in fünf Hauptstücke, und die Beiziehung der aufgenommenen Lehrstücke: als die zwölf Glaubensartikel, die sieben Bitten des Vaterunsers, die sieben heiligen Sakramente, die zehn Gebote Gottes rc., was die Kinder Alles an den Fingern abzählen können, und leicht im Gedächtnisse behalten, und die Sprache aller der einzelnen Sätze ganz im Lapidarstyle. Ich erinnere mich aus meinen Knabenjahren noch wohl, daß ich den kleinen Katechismus bald auswendig gelernt hatte, und habe ihn bisher nicht vergessen. Wir hatten noch einen großen Katechismus, aus dem wir damals ganze Hauptstücke auswendig lernen, und öffentlich in der Kirche aufsagen mußten, indem Einer die Fragen, der Andere die Antworten vortrug. Ich muß aber bekennen, daß ich, wiewohl ich ein sehr gutes Gedächtniß habe, und meine Aufgaben mit der größten Fertigkeit hersagen konnte, jetzt nicht einmal mehr weiß, welches Hauptstück man mir aufgegeben hatte.

Der Inhalt des Katechismus umfaßt in den ersten drei Hauptstücken — Glaube, Hoffnung und Liebe — die innere Religion. Das bezeugen der

heilige Apostel Paulus und der heilige Augustin in seinem Enchiridion.

Da wir aber ohne besondere Gnade Gottes weder lebendig glauben, noch zuversichtlich hoffen, noch Gott über Alles lieben, und Gottes Gebote halten können, so hat Jesus Christus die sichtbaren Zeichen der unsichtbaren Gnade, die sieben heiligen Sakramente, eingesetzt. Durch sie erlangen wir bei dem Eintritte in dieses Leben, und das ganze Leben hindurch, bis zum letzten Todeskampfe, den Beistand Gottes. Das vierte Hauptstück von den heiligen Sakramenten steht also hier ganz an dem rechten Orte.

Aber, sagt man, wozu noch ein fünftes Hauptstück von der christlichen Gerechtigkeit? Wer Glauben, Hoffnung und Liebe hat, und durch die heiligen Sakramente den Beistand dazu erhält, sollte der nicht schon gerecht seyn? — Ganz gewiß. Allein hier wird gezeigt, wie der Mensch der Gnade Gottes mitwirken muß, wie er es anzufangen hat, um gerecht zu werden, wie er es dahin bringen kann, das Böse zu meiden und das Gute zu thun.

Um das Böse zu meiden, muß der Mensch den ersten Keimen der sieben Tod- oder Hauptsünden widerstehen; er muß den Eingebungen des heiligen Geistes Gehör geben, und auf keine Weise eine Sünde gegen den heiligen Geist begehen; er soll bedenken, wie weit ein gottvergessener Mensch im Bösen kommen, und in welche gräßliche Verbrechen er verfallen könne, in Mord,

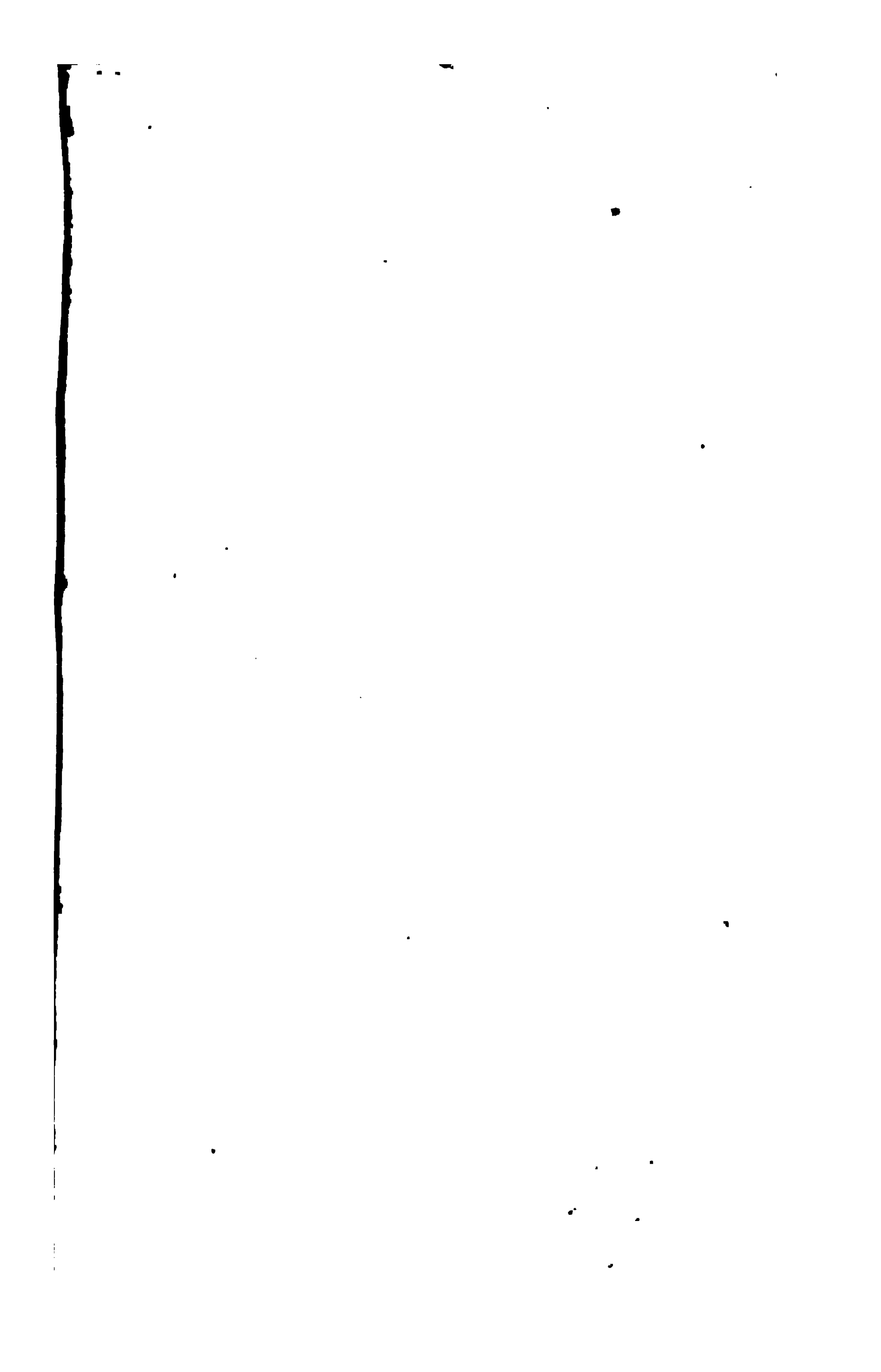
Unzuchtsgräuel, Unterdrückung der Armen, der Wittwen und Waisen ꝛc. dergleichen schon jetzt auf Erden die Strafgerichte Gottes vom Himmel herabfordern und die deßhalb himmelschreiende Sünden genannt werden; er soll auch wohl auf der Hut seyn, sich fremder Sünden theilhaft zu machen.

Um das Gute zu thun, soll ein Christ sich der drei schönsten Uebungen in den drei Hauptpflichten gegen Gott, gegen sich selbst und gegen den Nebenmenschen — des Bethens, Fastens und Almosengebens befleißen; er soll auf jede Gelegenheit aufmerksam seyn, seine Liebe zu den Menschen durch die Werke der leiblichen und geistlichen Barmherzigkeit in der That zu beweisen; er soll sich die Aussprüche Jesu wohl einprägen, vorzüglich die acht Seligkeitslehren Jesu; er soll die vier letzten Dinge des Menschen — Tod, Gericht, Hölle, Himmel — recht oft, bei allen seinen Werken wohl bedenken, um ewiglich nicht zu sündigen.

Wie Glaube, Hoffnung und Liebe die Religion nach ihrer innern, so stellen der Empfang der heiligen Sakramente und die Ausübung der christlichen Gerechtigkeit die Religion nach ihrer äußeren Seite dar.

Die heiligen Sakramente sind, in höherem Sinne des Wortes, die Liturgie, und die Ausübung der christlichen Religion ist die Aszetik des Christenthums.

Druck von J. P. Himmer in Augsburg.





Christoph von Schmid in seinem Studirzimmer.

Verlagseigenthum der J. Wolff'schen Buchhandlung in Augsburg

Erinnerungen

aus

meinem Leben.

Von

Christoph v. Schmid.

Viertes Bändchen.

Spätere Berufsjahre, Schriftsteller-leben, Lebens-Ende.

Herausgegeben

von

Albert Werfer.

Mit einem Stahlstich und Facsimile.

Augsburg,
Verlag der J. Wolff'schen Buchhandlung.
1857.

Vorrede.

Wenn dieses vierte Bändchen der Erinnerungen an Christoph Schmid erst jetzt erscheint, nachdem bereits dritthalb Jahre seit seinem Tode verflossen sind, so mag den Herausgeber sein Beruf, der ihm wenig Muße gönnt, entschuldigen. Schon die Sammlung und Ordnung des Stoffes nahm viele Zeit in Anspruch. Auch war es keine leichte Aufgabe, das von dem Verfasser der Ostereier selbst begonnene Lebensbild in seiner Weise und in seinem Geiste zu vollenden. Möge mir dies auch nur annähernd gelungen seyn! Ich hätte mich wohl nicht an diese Arbeit gewagt, wenn ich es nicht für heilige Pflicht gehalten hätte, das Andenken an das viele Gute und Edle, das ich an dem Hingegangenen selbst wahrgenommen oder von Andern, die ihm nahe standen, erfahren habe, der Vergessenheit zu entziehen.

Vielleicht bin ich hin und wieder zu sehr ins Einzelne gegangen; indessen sind von Männern, die Gott während ihres Lebens besonders begnadigte, auch kleine Züge nicht unbedeutend. Wenn ich zuweilen auch meine Person mit zur Sprache brachte, dürfte dies der Gang der Darstellung entschuldigen.

Den hochverehrten Gönnern und Freunden Christoph Schmids, welche die Güte hatten, mir Beiträge zu liefern, fühle ich mich verpflichtet, hier meinen herzlichsten Dank auszusprechen. Es wird für sie ein lohnender Gedanke seyn, beigetragen zu haben zur Vollendung des geistigen Denkmals eines Mannes, den die Guten aller Zeiten schätzen werden.

Mir sey gestattet, diese Blätter als kleines Weihegeschenk des großen Dankes, den ich meinem hingeschiedenen, edeln Wohlthäter schulde, auf sein mir fernes Grab statt eines Blumenkranzes niederzulegen.

Essendorf in Württemberg,
im Frühlinge 1857.

Albert Werfer.

Berufs- und Schriftsteller-Leben.

1. Christoph Schmid als Schulbenefiziat und Distrikts-Schulinspektor in Thannhausen.

Christoph Schmid beschreibt am Schlusse des dritten Bändchens der Erinnerungen aus seinem Leben die Art und Weise, wie er zu Thannhausen Schule gehalten hat. Es mag daher in diesem Kapitel nur noch von dem die Rede seyn, was der Verfasser dort nicht berührt hat oder wovon er selbst nichts sagen wollte.

Ueber den Umgang Christoph Schmid's mit den Kindern, die er unterrichtete, schreibt eine ehemalige, noch lebende Schülerin von ihm, Frau Lehrer Adelheid Haug, die Tochter des damals zu Thannhausen angestellten würdigen Lehrers Höfer: „Er redete mit den Kindern ebenso herzlich wie der freundliche Greis mit Heinrich von Eichenfels, wie Genovefa mit Schmerzenreich. Seine Erscheinung in der Schule war jedesmal ein freudiger Augenblick für uns Schüler. Alle horchten still seiner freundlichen Rede, sie mochte sich über was immer für einen Gegenstand verbreiten; besonders aber war dieß der Fall, wenn der Gegen-



Christoph von Schmid in seinem Studirzimmer.

Erinnerungen

aus

meinem Leben.

Von

Christoph v. Schmid.

Viertes Bändchen.

Spätere Berufsjahre, Schriftsteller-leben, Lebens-Ende.

Herausgegeben

von

Albert Werfer.

Mit einem Stahlstich und Facsimile.

Augsburg,
Verlag der J. Wolffischen Buchhandlung.
1857.

Vorrede.

Wenn dieses vierte Bändchen der Erinnerungen an Christoph Schmid erst jetzt erscheint, nachdem bereits dritthalb Jahre seit seinem Tode verflossen sind, so mag den Herausgeber sein Beruf, der ihm wenig Muße gönnt, entschuldigen. Schon die Sammlung und Ordnung des Stoffes nahm viele Zeit in Anspruch. Auch war es keine leichte Aufgabe, das von dem Verfasser der Ostereier selbst begonnene Lebensbild in seiner Weise und in seinem Geiste zu vollenden. Möge mir dies auch nur annähernd gelungen seyn! Ich hätte mich wohl nicht an diese Arbeit gewagt, wenn ich es nicht für heilige Pflicht gehalten hätte, das Andenken an das viele Gute und Edle, das ich an dem Hingegangenen selbst wahrgenommen oder von Andern, die ihm nahe standen, erfahren habe, der Vergessenheit zu entziehen.

Vielleicht bin ich hin und wieder zu sehr ins Einzelne gegangen; indessen sind von Männern, die Gott während ihres Lebens besonders begnadigte, auch kleine Züge nicht unbedeutend. Wenn ich zuweilen auch meine Person mit zur Sprache brachte, dürfte dies der Gang der Darstellung entschuldigen.

Den hochverehrten Gönnern und Freunden Christoph Schmids, welche die Güte hatten, mir Beiträge zu liefern, fühle ich mich verpflichtet, hier meinen herzlichsten Dank auszusprechen. Es wird für sie ein lohnender Gedanke seyn, beigetragen zu haben zur Vollendung des geistigen Denkmals eines Mannes, den die Guten aller Zeiten schätzen werden.

Mir sey gestattet, diese Blätter als kleines Weihegeschenk des großen Dankes, den ich meinem hingeschiedenen, edeln Wohlthäter schulde, auf sein mir fernes Grab statt eines Blumenkranzes niederzulegen.

Essendorf in Württemberg,
im Frühlinge 1857.

Albert Werfer.

Berufs- und Schriftsteller-Leben.

1. Christoph Schmid als Schulbenefiziat und Distrikts-Schulinspektor in Thannhausen.

Christoph Schmid beschreibt am Schlusse des dritten Bändchens der Erinnerungen aus seinem Leben die Art und Weise, wie er zu Thannhausen Schule gehalten hat. Es mag daher in diesem Kapitel nur noch von dem die Rede seyn, was der Verfasser dort nicht berührt hat oder wovon er selbst nichts sagen wollte.

Ueber den Umgang Christoph Schmid's mit den Kindern, die er unterrichtete, schreibt eine ehemalige, noch lebende Schülerin von ihm, Frau Lehrer Adelheid Haug, die Tochter des damals zu Thannhausen angestellten würdigen Lehrers Höfer: „Er redete mit den Kindern ebenso herzlich wie der freundliche Greis mit Heinrich von Eichenfels, wie Genovefa mit Schmerzenreich. Seine Erscheinung in der Schule war jedesmal ein freudiger Augenblick für uns Schüler. Alle horchten still seiner freundlichen Rede, sie mochte sich über was immer für einen Gegenstand verbreiten; besonders aber war dieß der Fall, wenn der Gegen-

stand in Beispielen oder lehrreichen Erzählungen anschaulich gemacht wurde. War der Unterricht geschlossen, dann wurde der liebreiche Kinderfreund noch bestürmt mit dem allgemeinen Bittrufe: „„Ein Geschichtlein, ein Geschichtlein."" Selten wurde die Bitte abgeschlagen und mit lächelnder Miene bestieg er nochmals die so genannte Kanzel in der Ecke des Schulzimmers, wohin ihm lauter heitere Gesichter entgegenstrahlten."

Zu Christoph Schmid's Unterrichtsweise ist zu bemerken. Er verfaßte, um den Kindern eine passende Anleitung zum Briefschreiben zu geben, außer der von ihm unter dem Titel: „das Glück der guten Erziehung" herausgegebenen Erzählung in Briefen auch noch „Briefe eines reisenden Handwerksgesellen aus der Fremde an seinen kleinen Bruder in der Heimath" und diktirte sie den Kindern. Letztere zusammenhängende Briefsammlung ist noch ungedruckt und dürfte für Kinder als Vorübung im Briefschreiben sehr geeignet und als Muster für ein Schullesebuch sehr zweckmäßig seyn. Der Verfasser läßt darin den Handwerksgesellen einen Theil Schwabens durchwandern und ihn von Zeit zu Zeit Nachricht geben, was er z. B. Merkwürdiges in den Städten gesehen habe, wie es ihm ergangen, mit welchen Menschen er bekannt geworden sey und wie er in der Fremde es erst recht einsehe, welch großes Glück es sey, gute Aeltern zu haben rc. rc. „Nach diesen und andern Mustern,"

schreibt die genannte Schülerin, „mußten wir Kinder alsdann durch eigenes Nachdenken ähnliche Aufsätze und Briefe machen. Mit hartverständlihen Sprachregeln plagte er uns nicht. Wenig Regln und viel Uebung war sein Grundsatz. Wie herzlich konnte er sich freuen über unsre simpeln Einfälle Er pflegte dieselben, ohne die Namen der Schüler zu nennen, laut vorzulesen, um Heiterkeit zu erregen und bemerkte dabei, wie wir uns hätten ausdrücken sllen. Strafen kamen selten vor, denn wir liebten nd fürchteten ihn, die Unterrichtsweise war anziehendund fesselnd. Einmal weiß ich jedoch, daß er über ein boshaften Knaben ganz entrüstet war, weil ihm derselbe in's Gesicht log; denn verhaßter war ihm ichts als die Lüge. Er züchtigte den Knaben sehr ern und streng. Auf Wahrheitsliebe, Kinderunschuld unl reine Sitten hielt er Alles und Alles. Diese zu behren, dahin zielte all sein mit äußerster Zartheit theilter Unterricht."

Die Schüler der dritten Klasse mate Christoph Schmid auch mit dem Wichtigsten aus r Naturlehre und Naturgeschichte bekannt. Zu diesem wecke brachte er einige Male ein Vergrößerungsgla mit in die Schule und ließ die Kinder durch dselbe kleine Insekten und andere Gegenstände betrden. Dabei nahm er Veranlassung, ihnen zu zeigen, ie wunderbar Gott selbst die kleinsten, unscheinbsten Thiere eingerichtet habe, und machte sie auf e Allmacht

und Weisheit des Schöpfers aufmerksam. Die Kinder bekamen unvermerkt auf diese Weise mehr Achtung vor den sonst oft nicht weiter beachteten, kleinen Geschöpfen Gottes und ein besseres Gefühl wurde in ihnen rege gemacht. Doch nicht bloß auf die vier Wände des Schulzimmers beschränkte Christoph Schmid seinen Unterricht; er führte die größern Schüler hinaus in Gottes freie Natur, um ihnen auch hier die Wunder der göttlichen Allmacht aus unmittelbarer Anschauung zu zeigen. Sie durften den geliebten Lehrer an schönen Frühlings- und Sommermorgen auf einen außerhalb des Fleckens gelegenen Hügel begleiten. Hier erwartete er in ihrer Mitte das herrliche Schauspiel der aufgehenden Sonne und lobte und pries mit ihnen den Schöpfer. Diese Freude machte er seinen Schülern als Lohn ihres Fleißes, und mit Entzücken redeten sie in spätern Zeiten noch von jenen glücklichen Tagen ihrer Kindheit, in denen ihnen ihr geliebter Lehrer die Güte und Menschenfreundlichkeit Gottes in seinen Werken so einleuchtend zu Gemüth führte und ihnen zeigte, daß die Betrachtung der unermeßlichen Schönheiten in Gottes weiter Schöpfung zu den reinsten Freuden des menschlichen Lebens gehöre.

Um die Kinder zu erheitern und ihnen entfernte Gegenstände auf eine ebenso unterhaltende, als belehrende Weise näher vor das Auge zu bringen, ließ er sie bei diesen Spaziergängen zuweilen von lichten

Höhen aus durch ein Fernrohr in die Weite schauen. Auch in den Wald führte er sie, lehrte sie hier die Giftpflanzen kennen und machte sie auf den Nutzen und die Schönheit der verschiedenen Gewächse und Bäume aufmerksam.

Das Wichtigste aus der Naturlehre und Erdbeschreibung und den übrigen gemeinnützigen Kenntnissen mußten die Schüler in eigene Hefte schreiben und Christoph Schmid ermahnte sie, diese Hefte für die Zukunft sorgfältig aufzubewahren. Noch jetzt sind mehrere dieser Hefte aus den Jahren 1798, 99 und 1800 bei braven Hausvätern und Hausmüttern zu finden.

Als ein besonders edles Bildungsmittel galt Christoph Schmid der Gesang. Bevor er nach Thannhausen kam, wurde in der Schule entweder gar nicht oder nur selten gesungen; es gab auch damals noch keine gedruckten Liederbüchlein für Kinder. Christoph Schmid dichtete nun passende Kinderlieder und die Schüler mußten dieselben zugleich als Uebung im Schön- und Rechtschreiben in kleine Hefte eintragen. Singer, Kaplan in Thannhausen, der ein sehr geschickter Musiker war, componirte einfache Melodien dazu und bald ertönten in der Schule fromme, liebliche Gesänge. Damit die Lieder einen freudigern Eindruck machten, wählte Christoph Schmid immer solche, die der Zeit angemessen waren. Wenn der Winter begann, wo die Schule am fleißigsten besucht

wurde, so diktirte er ein Schul= oder ein Winterlied. Der Frühling wurde mit fröhlichen Auferstehungs= und Frühlingsliedern begrüßt. Zur Sommerszeit wurden Morgen=, Abend= und Erntelieder gelernt. Manche dieser Lieder hat Christoph Schmid in seine Blüthen aufgenommen; andere sind noch ungedruckt.

Der wichtigste Unterrichtsgegenstand blieb Christoph Schmid immer unsere heilige Religion. So sehr er es sich angelegen seyn ließ, daß die Kinder schön und ausdrucksvoll lesen, deutlich und richtig schreiben und fertig rechnen lernten sowohl im Kopf, als auf der Tafel, und auch andere gemeinnützige Kenntnisse sich aneigneten, so verwendete er doch am meisten Fleiß auf einen gründlichen Unterricht in der Religion. Es war sein eifrigstes Bemühen, in die Kinderherzen die Keime unserer heiligen Religion mit zarter und sorgsamer Hand zu legen, ihre Unschuld zu bewahren und ja Alles zu beseitigen, was diesen Himmel in ihren Herzen hätte irgendwie trüben können. Er verfaßte unter Zugrundlegung des Katechismus von Peter Canisius selbst einen kleinen Katechismus der christkatholischen Religion und ertheilte den Kindern daraus täglich Religionsunterricht. Er benützte überhaupt jede Gelegenheit, sie für das Heilige empfänglich zu machen. Seine Schülerin schreibt hierüber: „Kam z. B. die heilige Weihnachtszeit heran, so erinnerte er die Kinder an die heilige Geschichte dieses Festes und machte sie darauf aufmerksam, daß

das Weihnachtsfest ein besonderes Freudenfest für die Kinder sey. Da zu Anfang dieses Jahrhunderts der schöne Gebrauch, Krippen aufzumachen, allmählig aufhörte, brachte er einigemale, um den Kindern die Begebenheiten aus der heiligen Geschichte recht anschaulich zu machen, schöne, große, illuminirte Kupferstiche in Glas und Rahmen, die sonst in seinem Studirzimmer hingen, in die Schule, vom Gruß des Engels angefangen bis zur Vorstellung, Jesus im Tempel. Am Vorabende eines jeden Festes und Sonntages in dieser Zeit wurde das Bild, welches die Begebenheit des darauf bezüglichen Evangeliums darstellte, in der Schule aufgehängt und erklärt und blieb da hängen, damit die Kinder es bis zum nächsten Sonn- oder Feiertage vor Augen haben und betrachten konnten. Als Hausaufgabe über die Weihnachtsfeiertage mußten wir jedesmal etwas aus der Predigt aufschreiben. Die Fleißigsten wurden mit einem schönen Bilde beschenkt." Christoph Schmid wählte zu diesem Zwecke gefällige Abbildungen aus der biblischen Geschichte des alten und neuen Testaments. Diese waren den Kindern, da sie die biblische Geschichte kannten, auch die liebsten. Ebenso theilte er hübsch gebundene Büchlein und Schreibhefte vielfältig unter sie aus.

Mit besonderer Sorgfalt und Anstrengung bereitete Christoph Schmid die Kinder die ganze heilige

Fastenzeit hindurch auf den Empfang der heiligen Sakramente der Buße und des Altares vor.

Seine Schülerin schreibt darüber: „Die ersten vierzehn Tage in der heiligen Fastenzeit täglich von 10 bis 11 oder halb 12 Uhr wurden alle Schüler, welche das eine oder das andere dieser heiligen Sakramente zu empfangen hatten, gemeinschaftlich unterrichtet. Der Unterricht erstreckte sich meistens über die Leidensgeschichte Jesu, die Einsetzung des heiligen Abendmahls, seine Liebe zu den Menschen und seinen Erlösungstod, den er aus Liebe zu uns Sündern gelitten hat. Nach vierzehn Tagen wurden die Schüler abgetheilt. Den einen Tag erhielten die Beichtenden, den andern die Kommunikanten Unterricht und zwar nach dem Entwurf des von Christoph Schmid verfaßten kleinen Katechismus. Nur jene wenigen Sätze und kurzen Gebete, die dort vorkommen, mußten wir auswendig lernen. Dieser Unterricht war keine Gedächtnißsache; die Erklärungen wurden uns mit solcher Klarheit und Eindringlichkeit an das Herz gelegt, daß wir die hohe Wichtigkeit der heiligen Handlung, zu der wir uns vorbereiten sollten, während der vielen Unterrichtsstunden immer mehr erkannten und tief im Herzen fühlten. Die letzte Woche hindurch wurde geprüft. Sehr streng war das Examen über den Kommunionunterricht. Da jeder Schüler besonders und genau geprüft wurde, reichte die Vormittagsstunde dazu nicht hin; auch nach Beendigung der

Nachmittagsschule wurde noch längere Zeit darauf verwendet, um die einzeln bestellten Kommunikanten abzufragen. Nur wer den Unterricht gründlich aufgefaßt hatte und die Probe darüber im Examen ablegen konnte, wurde zum Empfang der heiligen Kommunion zugelassen. Da ging es oft an ein Weinen, wenn Aeltere abgewiesen und Jüngere, die sich durch frommen Eifer und Aufmerksamkeit auszeichneten, würdig erfunden wurden. Es half kein Bitten und kein Weinen, auch nicht von Seite der Aeltern. Die heilige Handlung war unserm verehrten Lehrer so wichtig, daß er mit der größten Gewissenhaftigkeit jeden einzelnen Schüler prüfte und uns das Wort des Apostels: „Wer unwürdig ißt 2c. 2c.," nicht ernstlich genug an's Herz legen konnte. Die Prüfung selbst bestand nicht im Abfragen auswendig gelernter Sätze, sondern die Fragen waren so gestellt, daß die Antworten kund gaben, ob der Unterricht recht aufgefaßt worden sey und der Lehrer sich überzeugen konnte, das kindliche Herz sey zur würdigen Wohnung für den höchsten Gast der Seele bereitet."

„War der Beichttag herangekommen, so widmete Christoph Schmid vor Allen seine besondere Sorgfalt den lieben Kleinen, die das erstemal beichteten. Er ließ sich ganz zu ihnen herab, betete ihnen mit der innigsten Andacht vor, gab ihnen noch einmal Anleitung zur Gewissenserforschung und erweckte mit ihnen Reue und Leid. Erst nach dieser Vorbereitung

durften sie sich in geordneten Reihen dem Beichtstuhle nahen, wo er mit liebevoller Milde sehr ernste Strenge verband."

„Der Tag der ersten Kinder-Kommunion, der damals noch zu Thannhausen am Tage Mariä Schmerzen gefeiert wurde, war ihm der schönste Festtag. Wenn er an diesem Morgen in unsere Mitte trat, leuchtete aus seinem ganzen Wesen eine besondere heilige Freude hervor. Eine halbe Stunde vor dem Gottesdienste mußten wir in festlichen Kleidern stille und sittsam in der Schule zusammenkommen. Hierauf erschien er im Festchorrock, der zu dieser Feier allemal eigens blendend weiß gewaschen werden mußte, in unserer Mitte. Der würdevolle Ernst, mit dem er die Kanzel betrat und uns alle im Kreise umher anblickte, bewirkte unter uns Kindern eine feierliche Stille. Nun hielt er eine kurze Anrede, mit welcher Andacht wir uns auf den würdigen Empfang unsers Herrn und Heilandes vorbereiten sollten. Von unserer äußern Zierde nahm er Veranlassung, von dem Schmucke der Seele, von den Tugenden zu reden, mit denen unsere Herzen heute ausgeschmückt werden sollten. Er sprach von der unendlichen Liebe Jesu zu uns Menschen, die ihn gleichsam dränge, in unsere Herzen zu kommen, von der großen Reinheit, welche die Herzen haben müßten, um den Reinsten der Reinen zu empfangen, und von den süßen Gnadenwirkungen einer würdigen, heiligen Kom-

munion mit solch feierlichem Ernste und mit so tief gerührtem Herzen zu uns, daß mir seine Worte wie seine Gestalt jetzt noch nach bald fünfzig Jahren lebhaft vor der Seele schweben."

„Nach beendigter Rede ging er uns voran in die Kirche und wir mußten Paar und Paar in stiller Ordnung folgen. Hier war auf dem Altare ein liebliches Bild, der Brod brechende Heiland, aufgestellt. Unter der heiligen Messe, die der Herr Pfarrer las, kniete er seitwärts in dem ersten Chorstuhl, von wo aus er uns alle übersehen konnte. Nach der Wandlung betete er uns die Kommuniongebete aus dem Katechismus laut und langsam und mit einer Andacht vor, die uns hinwiederum zur Andacht entflammen mußte. Hierauf mußten wir uns mit aufgehobenen Händen und niedergeschlagenen Augen dem Tische des Herrn nahen und uns ebenso wieder entfernen. Aus Sorge, wir möchten zerstreut oder im Gebete gestört werden, durfte man uns die Kommunionzettel erst austheilen, wenn die ganze heilige Handlung geschlossen war. Nach der heiligen Kommunion betete er uns wieder vor und überließ uns dann unserer eigenen Andacht, wozu er uns gute Gebetbücher in die Hände gab. Er selbst las die heilige Messe entweder zu dieser Zeit oder schon Morgens frühe in der gräflich Stadionischen Schloßkapelle."

„Noch feierlicher und schöner wurde der Kinder-Kommuniontag gefeiert, als Christoph Schmid auf dem

Gedanken kam, diese Feier auf den ersten Sonntag nach Ostern zu verlegen, damit auch die ganze Gemeinde, insbesondere alle Aeltern, daran Theil nehmen möchten. Die Erinnerung an die Predigten, welche er an diesem Tage jeder Zeit selbst hielt, und die tiefe Rührung, die sich dabei aus so vielen bewegten Herzen von Aeltern, Geschwistern und andern frommen Christen in unzähligen Thränen kund gab, sind mir unvergeßlich. O es ist ein süßes Gefühl, mit solcher Vorbereitung dem göttlichen Kinderfreunde in die Arme geführt zu werden! Solche Eindrücke wirken entschieden auf das ganze Leben. Wie weinte fast die ganze versammelte Gemeinde zusammen an jenem Osterkommuniontag nach dem unglücklichen russischen Feldzug, als er in der Predigt die Kinder ermahnte, in der feierlichen Stunde, in welcher der göttliche Heiland in ihr Herz komme, zu beten, daß Gott Friede geben möchte der Welt, Friede jeder Gemeinde, Friede jedem Menschenherzen! Wie ergreifend schilderte er den Jammer des Krieges; wie liebevoll tröstete er Aeltern und Geschwister über ihre schmerzlichen Verluste; wie eindringlich ermahnte er die Kinder, für die nach Rußland ausgezogenen, unglücklichen Krieger zu beten! Als er am Schlusse der Rede die Segnungen und die Seligkeit hervorhob, welche der Friede der Welt und allen jenen Menschenherzen gewähre, welche rein von Sünde und Eins in Liebe mit Gott und Christus sind, und von der einstigen Vereinigung und dem

Wiedersehen in den Wohnungen des ewigen Friedens sprach, da blieben wenig Augen trocken und kein Herz blieb ungerührt."

„Unvergeßlich blieb mir auch jene Kommunionrede, in der er darüber sprach, daß dieser Tag ein Festtag sey für Aeltern und ein Festtag für Kinder; ein Tag der Freude, des Dankes, neuer Pflichten, schöner Hoffnungen und wirksamer Gebete. Wie wurde jedes dieser Worte so tief und schön abgehandelt; mit welch heiligem Ernste erinnerte er am Ende die Aeltern an die große Rechenschaft, die der Herr einst am Tage des Gerichtes von ihnen verlangen werde! Als Christoph Schmid die Worte anführte: „„O daß ihr an jenem Tage, wie in dieser heiligen Stunde, Eure Kinder dem Heilande zuführen und ihm sagen könntet: Sieh, Herr, alle, die du mir gegeben hast, habe ich Dir bewahrt! Wie schrecklich wäre es, wenn ihr sagen müßtet: nur Eines dieser Kleinen ging verloren!"" — ward er so ergriffen, daß er selbst in Thränen ausbrach, und alles Nachfolgende mit solch heiliger Rührung sprach, daß er kaum der Stimme mehr mächtig wurde. Wer konnte da noch ungerührt bleiben? Welchem Kinde wird eine solche Kommunionfeier nicht unauslöschlich im Andenken bleiben?" Also führte der Kinderfreund die Kinder dem göttlichen Kinderfreunde entgegen.

Die Schulprüfungen hielt Christoph Schmid gleichfalls sehr feierlich; jede Prüfung war ein Fest für Aeltern, Kinder und Lehrer. Alle Anwesenden freuten sich über die ebenso unerschrockenen als trefflichen Antworten der Kinder. Die Schulpreise ließ er schön und zierlich einbinden und theilte sie immer selbst aus. Auf das vordere weiße Blatt schrieb er stets einen oder mehrere Verse, die er selbst gedichtet hatte. Einige dieser einfachen, kindlichen Denkreime mögen hier eine Stelle finden: Einem fleißigen Schüler, Augustin Mayrhofer, der aus dem Schönschreiben den ersten Preis erhielt, schrieb er bei der Prüfung im Jahre 1797 in sein Preisbuch:

Fleiß bringt Ehre,
Fleiß bringt Freude!
Diese Lehre
Gibt Dir heute
Dieses gold'ne Buch.

Willst Du Ehre,
Willst Du Freude,
Folg der Lehre,
Bleib wie heute
Fleißig stets und gut!

Ebendemselben, dem auch der erste Preis aus der Religionslehre zu Theil wurde:

Ein Reimlein wünschest Du auf dieses Blatt!
Nun denn, was reimt auf Jugend?
Die ganze deutsche Sprache hat
Kein and'res Wort als Tugend.

So sey denn stets der Tugend hold,
Sie ist ja himmlisch schön,
Unendlich auch mehr werth als alles Gold
Der beiden Indien.

Sie, nur sie gibt uns hohen Muth,
Sie ist das einzig wahre Gut,
Das uns noch bleibt, wenn auch die Welt
In Staub und Asche einst zerfällt.

Sie ist der feste, sichre Stab,
An welchem wir durch Tod und Grab
Hinwandern einst in eine Ewigkeit
Voll Seligkeit.

Einem ganz besonders frommen und talentvollen Mädchen, Barbara Leuthenmayr, das Preise aus allen Lehrfächern erhielt, widmete er folgende Verse:

Du, der Schule Stolz und Krone,
O wo wäre wohl der Preis,
Der Dir, gutes Mädchen, lohne
Deine Tugend, Deinen Fleiß?

Wie die jugendliche Rose,
Aller Blumen Königin:
Uebertriffst Du klein und große
Schüler, jede Schülerin.

Doch nicht, um Dich stolz zu machen,
Sag ich Dieses, gutes Kind;
Lehrt ich Dich nicht selbst verlachen
Dinge, die nur eitel sind?

Fluch dem Stolze; denn er stiftet
Unheil, Elend, Jammer, Schmerz,
Reißt von Gott los und vergiftet
Oft das allerbeste Herz.

Deines frommen Herzens Güte
Dein Gedächtniß, Dein Verstand,
Deiner Jugend holde Blüthe —
Gaben sind's aus Gottes Hand.

Dieses fei'rliche Erheben,
Dieß mein Lob soll einzig nur
Dich zum Guten neu beleben,
Wie der Thau die Frühlingsflur.

Schaue, aller Augen sehen
Diesen schönen Augenblick
Sanft erröthend Dich hier stehen —
Deiner Aeltern Lust und Glück;

Und sie hoffen alle heute,
Daß die fleiß'ge Schülerin
Stets den Weg der Sünde meide,
Rein bewahre Herz und Sinn.

Ach, nun nahst Du bald den Jahren,
Wo der Kindheit Traum entfloh'n,
Tausend Sorgen und Gefahren
Deiner holden Unschuld droh'n!

Lockt, vom rechten Weg zu weichen,
Dich der Sünde falscher Scherz,
Will die Schlange sich einst schleichen
In Dein unverdorb'nes Herz: —

O dann heft' auf dieses Blättchen
Eine Weile Deinen Blick,
Und es ruf Dir, gutes Mädchen,
Diesen Augenblick zurück.

Fasse dann, wenn Du wirst lesen,
Wie so hoffnungsvoll und gut
Du schon als ein Kind gewesen,
Faß zur Tugend neuen Muth:

Und sprich ernst und mit Erröthen
Wie! Ich sollt' die Hoffnungen
So viel edler Menschen tödten?
Ewig soll dieß nicht gescheh'n!

Indeß wolle Gottes Engel
Deiner Unschuld Wächter seyn,
Daß Du ohne Sünd und Mängel
Selber werdest engelrein.

Ja, Er selbst, der voll Erbarmen
Nahm die Kindlein auf den Schooß,
Halte Dich in Seinen Armen,
Lasse ewig Dich nicht los.

Eben diese Schülerin zog später mit ihren gleichfalls sehr geschickten Schwestern nach Augsburg und eröffnete dort mit Erlaubniß der städtischen Behörden eine Privatschule für Mädchen. Sie ertheilten nicht bloß Unterricht in weiblichen Arbeiten, sondern in allen Lehrgegenständen der Elementarschule, und zwar so vortrefflich, daß die angesehensten Familien ihnen ihre Töchter anvertrauten. Sie fanden viele Jahre hindurch für sich und ihre alten Aeltern auf diese Weise ein reichliches Auskommen. Auch viele treffliche Lehrer gingen aus der Schule zu Thannhausen hervor.

Der Besitzer der Herrschaft Thannhausen, Graf Stadion, ließ, wie schon seine erlauchten Aeltern, der Schule des Ortes auf den Antrag seines Oberamtmannes Oberst, eines sehr kenntnißreichen und gutdenkenden Mannes, beträchtliche Beiträge zufließen.

Es wurde von ihm nicht nur das Schulgeld für die armen Kinder bezahlt, sondern die Mittel reichten auch hin, um Preisebücher und manch anderes für Schulzwecke Nützliche anzuschaffen. Als daher der Graf im Mai des Jahres 1810 von Wien aus, wo er sich gewöhnlich aufhielt, einmal nach Thannhausen kam, hielt es Christoph Schmid für eine Pflicht der Dankbarkeit, die Bitte an den Grafen zu stellen, der Schulprüfung, die eben abgehalten wurde, anzuwohnen. Der Graf sagte zu. Christoph Schmid wand nun selbst mit den Kindern Kränze und half den Raum, in welchem die Prüfung gehalten wurde, mit Laub- und Blumengewinden verzieren. In Mitte derselben erblickte man die aus Blumen gewundenen Namenszüge des Grafen und seiner Aeltern: Philipp, Sophie, Joseph. Auch verfaßte Christoph Schmid zu Ehren des Grafen ein kurzes Lied, zu dem Kaplan Singer eine einfache Melodie componirte. Als am Tage der Prüfung, welcher überdieß mehrere angesehene Gäste aus der Umgegend anwohnten, Graf Stadion mit dem Oberamtmanne Oberst eintrat, erhoben sich die festlich gekleideten Kinder und sangen mit ihren lieblichen Stimmen:

Mit frohem kindlichem Entzücken
Sey uns, o bester Graf, gegrüßt,
O sieh mit frundlich güt'gen Blicken
Im Kreis umher, der Dich umschließt!
Chor: Dir schlagen am heut'gen festlichen Tag
Die Herzen der Kinder mit fröhlichem Schlag.

Nimm hin mit angeerbter Güte,
Die uns so lange schon beglückt,
Hier unsers kleinen Thales Blüthe,
Die Dir der Unschuld Dank gepflückt.

Chor: Wie freundlich hier Blume mit Blume sich eint,
So sind unsere Herzen Dir alle vereint.

Sieh hier mit lächelndem Vergnügen,
Umkränzt von jungem, frischem Grün,
In leicht geschwung'nen Blumenzügen
Drei ewig theure Namen blüh'n.

Chor: Doch unverwelklich und freundlicher blüht
Der dreifache Name in unserm Gemüth.

Der Graf, welcher diesen Empfang nicht erwartet hatte, dankte gerührt, wohnte mit Aufmerksamkeit der Prüfung bei und durchsah die Arbeiten der Schüler, welche in vielen, reinlich gehaltenen Schreibheften eingetragen auf einer langen Tafel vorlagen. Am Schlusse der Prüfung drückte er seine Freude darüber aus, daß die Kinder seiner Unterthanen so trefflich unterrichtet und so wohlgesittet seyen, und die Folge dieser von Christoph Schmid veranstalteten Festlichkeit war, daß Graf Stadion noch weit mehr als zuvor für die Schule zu Thannhausen that.

Unter der ebenso trefflichen als liebevollen Leitung Christoph Schmid's erhob sich die Schule zu Thannhausen nach und nach zu einer Musterschule. Kreisschulrath Müller, der als bayerischer Kommissär die Schulen des Distriktes, dem Christoph Schmid als Schulinspektor vorstand, von Zeit zu Zeit visitirte,

sagte am Schlusse einer daselbst abgehaltenen, öffentlichen Prüfung zu den Schülern: „Ich habe mir Viel von der Thannhauser Schule versprochen, aber ihr habt meine Erwartungen übertroffen.“ Er verlangte, daß die erste Schülerin den Aufsatz, welchen sie über ein von ihm gegebenes Thema ausgearbeitet hatte, in's Reine schreiben solle und nahm ihn als ein Muster eines besonders gelungenen Aufsatzes mit nach Augsburg. Kreisschulrath Stephani sprach sich in gleichem Sinne aus und unter Christoph Schmid's hinterlassenen Papieren findet sich noch eine Urkunde, in der die Oberschulbehörde ihm das Zeugniß gibt, daß er seine Schule zu einer Musterschule erhoben habe.

Zu den öffentlichen Prüfungen und auch sonst kamen aus der Nähe und Ferne Geistliche und junge Schullehrer nach Thannhausen, um den Lehrgang, den Christoph Schmid befolgte, zu beobachten, und ihre eigenen Schulen darnach einzurichten.

Besuchte Christoph Schmid die auswärtigen Schulen seines Bezirks, um Schulvisitationen vorzunehmen, so freuten sich die Kinder in allen Ortschaften, in die er kam, auf den Prüfungstag. „Noch jetzt kann man,“ erzählt seine Schülerin, „auf den Dörfern von bejahrten Bauersleuten hören: „„O, wie haben wir uns jedesmal auf die Prüfung gefreut, wenn dieser freundliche Herr zu uns kam und so gut mit uns Kindern redete, so zufrieden mit uns war und uns lobte!““ Da

durfte kein Lehrer erschrecken und vor seiner Strenge zittern oder gar eine öffentliche Beschämung fürchten. Christoph Schmid war gegen alle die lautere Güte und Liebe und konnte Keinem wehe thun, besonders wenn er guten Willen und religiöses Betragen sah. Die Fehlenden warnte er unter vier Augen und hatte Nachsicht mit ihnen, vorzüglich mit alten Lehrern." Die Art und Weise, wie Christoph Schmid die Prüfungen abhielt, davon hat er in seiner Erzählung: die zwei Brüder, ein treues Bild gegeben.

Um die Kinder zu erfreuen, sie für ihren Fleiß zu belohnen und sie mit neuem Eifer zu beleben, veranstaltete Christoph Schmid zuweilen auch sogenannte Kinderfeste. Als die jungen Gräfinnen von Stadion einmal in die Schule zu Thannhausen kamen, gaben sie, nachdem sie einige Schüler geprüft hatten, dem Lehrer drei Kronenthaler mit dem Auftrage, den Kindern eine Freude zu machen. Der Lehrer fragte Christoph Schmid, wie er dieses Geld verwenden solle. Christoph Schmid machte sogleich den Plan zu einem Kinderfeste. Er führte die Kinder auf einen mit schattigen Bäumen bepflanzten Rasenplatz, ließ ihnen hier weißes Brod und weißes Bier zur Erfrischung geben, veranstaltete und ordnete selbst die Spiele und blieb von Mittag bis gegen Abend in Mitte der Kinder. So klein sein Einkommen war, theilte er aus eigenen Mitteln verschiedene Geschenke aus und ließ dieselben, um die Freude größer zu machen und keine Eifersucht

zu erregen, durch's Loos gewinnen. Ja, damit die Freude allgemein werden sollte, bestimmte er für jedes Kind einen Gewinn; er wußte wohl, daß auch die kleinste Gabe ein Kinderherz erfreut.

Damals waren die sogenannten Sonntagsschulen noch nicht gesetzlich eingeführt. Christoph Schmid eröffnete Sonn= und Feiertagsschulen und lud zum Besuche derselben ein. Es lag ihm daran, daß die Schüler, welche aus der Werktagsschule entlassen worden waren, hier eine Gelegenheit fänden, einestheils das Erlernte zu wiederholen, anderntheils ihre Kenntnisse zu erweitern. Christoph Schmid verband mit dem Wiederholen des Lesens, Schreibens und Rechnens Vorträge über Geographie und Naturkunde, die für das Landvolk sehr belehrend waren. Da sein Vortrag sehr anziehend war und er auch schwerer zu fassende Gegenstände ungemein klar und anschaulich darzustellen wußte, so wurde die Wißbegierde in hohem Grade gesteigert. „Mit Lust und Liebe," schreibt seine Schülerin, „eilten selbst Erwachsene, die schon über zwanzig Jahre zählten, dem Schulhause zu. Oft merkten wir das Vorrücken der Zeit nicht, bis an den Winternachmittagen die Dämmerung einbrach und zur Sommerszeit die Sonne schon tief im Westen stand. Und dann noch hörte man beim Herausgehen sagen: „„O, ich hätte noch lange zugehört!""

„Mit dem Nützlichen verband Herr Schulinspektor zur Aufmunterung immer das Angenehme. Daher wurden wir öfters mit einer unterhaltenden und zugleich lehrreichen Vorlesung erfreut. Es wurde keine Begebenheit übersehen, aus der wir etwas Nützliches lernen oder die einen nachhaltigen Eindruck auf uns machen konnte. So z. B. als die Erzherzogin Maria Louise als Napoleons Braut durch Augsburg reiste, und viele Thannhauser dahin eilten, um sie zu sehen, las er uns in der Feiertagsschule Schillers Gedicht „„der Graf von Habsburg““ vor, erläuterte und erklärte es und hob besonders die tiefe Religiosität des österreichischen Kaiserhauses hervor, welche ein Erbtheil des Habsburgischen Stammes sey. Er knüpfte an die Worte, welche jener fromme Priester schon vor Jahrhunderten im prophetischen Geiste sprach, daß besonders auf den Töchtern dieses Stammes Gottes Segen ruhen werde, die Bemerkung, daß auch Oesterreich fast immer durch eheliche Verbindungen seiner Töchter glücklich geworden sey und daß eben jetzt wieder diese Kaiserstochter vielleicht das Opfer eines dauerhaften Friedens nach langem Kriege werden müsse.“

„Bei einer andern Gelegenheit, als in dem nahen Ursberg ein Missethäter hingerichtet wurde, las er uns den Sonntag zuvor ein Manuscript (vermuthlich von Sailer) vor, worin geschildert wird, wie Sailer in Dillingen einen zum Tod verurtheilten, verstockten Sünder, Georg Schußmann, bekehrte. Christoph Schmid

machte uns auf manche heilsame Lehre aufmerksam, welche die Jugend aus der Lebensgeschichte dieses Uebelthäters, aus seinen Bekenntnissen und aus den Ermahnungen, die er in den letzten Tagen seinem Weibe gab, für sich ziehen könne. Die bevorstehende Hinrichtung sollte uns nicht bloß ein grausames Schauspiel für den Vorwitz bleiben. Auf solche Weise wurden wir gewöhnt, bei jedem Ereigniß nachzudenken, was wir daraus lernen könnten und an nichts gleichgültig vorüberzugehen."

Auch die in der Werktagsschule begonnenen Gesangübungen ließ Christoph Schmid in der Sonntagsschule eifrig fortsetzen und neue Lieder einüben. Er ermunterte die Schüler und Schülerinnen auch außerhalb der Schule die auswendig gelernten Lieder zu singen. Seine Schülerin schreibt: „An schönen Sommertagen nach der Sonntagsschule oder Abends nach vollbrachter Arbeit ertönten auf Hügeln und Auen, besonders aber im englischen Wäldchen, von allen Seiten her muntere Lieder von Gruppen lustwandelnder Schüler gesungen, denen sich manchmal auch Erwachsene anschloßen. Nicht selten hatten wir die Ehre, wenn hohe Gäste den um das Schulwesen allmählig mehr bekannt gewordenen Herrn Schuldirektor besuchten, unsern Gesang produziren zu dürfen und dafür nicht unbedeutendes Lob einzuärndten. Einmal sagte er nach der Sonntagsschule zu uns, als wir vor der Ernte ein schönes Schnitterlied gelernt hatten: „„So

ihr jungen Schnitterinnen, jetzt singt recht diese Erntezeit hindurch, wenn ihr in's Feld geht."" Wie lachte er nicht selbst mit uns, als eine der Erwachsenen sagte: „„Ja, da ist es uns manchmal nicht um's Singen, wenn es einen dürstet zum Verschmachten.""

„Die Feiertagsschule," fährt sie fort, „wurde besonders von jener Zeit an, da Herr Schuldirektor nach und nach die jetzt so allgemein beliebten und weit verbreiteten Erzählungen verfaßte und, ehe sie in den Druck kamen, darin vorlas, noch eifriger besucht. Mit Sehnsucht warteten besonders die gefühlvolleren Sonntagsschülerinnen, bis die Thüre sich öffnete und der geliebte Jugendfreund mit dem Manuscripte in der Hand eintrat. Diese Vorlesungen waren gleichsam eine Zugabe; denn erst in der zweiten Unterrichtsstunde wurde das sehnliche Verlangen der Schülerinnen gestillt. Der eben behandelte Gegenstand wurde beendigt und alle horchten nun mit gespannter Aufmerksamkeit dem überaus schönen Vortrage des Herrn Verfassers. Nicht selten wurde die Rührung so groß, daß nicht nur Thränen flossen, sondern ein lautes Schluchzen entstand und mit dem Vorlesen innegehalten werden mußte, bis sich die Zuhörer wieder gefaßt hatten. Die meisten Thränen der Rührung flossen während des Vorlesens der Genovefa und des Blumenkörbchens. Die rührende Geschichte der Genovefa wurde zwei Jahre vorher, ehe sie im Druck erschien, in unserer Schule vorgelesen. Die Schüler

konnten sich oft nicht satt hören, merkten nicht die vorgeschrittene Zeit und bestürmten den ermüdeten Vorleser mit Bitten, weiter zu fahren. Von einem Sonntag zum andern freute man sich, wenn eine Erzählung angefangen war, um am nächsten die Fortsetzung zu hören. Zuweilen bekamen wir als Hausaufgabe den Auftrag, eine Erzählung nachzuschreiben. Welch' ein Wetteifer entstand unter den bessern Schülerinnen! Ueber das Blumenkörbchen schrieben einige Mädchen mehrere Bogen voll aus dem Gedächtnisse nach. Diese schönen Erzählungen blieben indessen nicht bloß Gedächtnißsache, sie bestimmten auch die Handlungsweise vieler Jungfrauen Thannhausens. Man sah sehr viele sittsame, unschuldige, fromme und fleißige Mädchen, welche sich bestrebten, die Tugenden einer Genovefa, Rosa von Tannenburg, Maria im Blumenkörbchen nachzuahmen und fern von Weltsinn und Eitelkeit ihre Freude in Gott und stillen häuslichen Tugenden suchten. Auf die Gemüthsart der Jünglinge machte zwar diese Bildungsschule weniger Eindruck; doch blieben nicht alle unempfindlich."

Auch kleine Schauspiele ließ Christoph Schmid mit Hülfe einiger Jugendfreunde von den talentvolleren Kindern aufführen. In Ermanglung von passenden Stücken verfaßte er diese kleine Schauspiele selbst. Zu Thannhausen kamen, wohl zwanzig Jahre bevor sie im Drucke erschienen, zur Aufführung: die kleine Lautenspielerin, der kleine Kaminfeger, der Eier-

dieb, Emma oder die Macht der kindlichen Liebe, der Blumenkranz und die Erdbeeren. Einige andere wie „Ehrlich währt am längsten," das „Porträt" und „die heilige Idda," welche gleichfalls aufgeführt wurden, sind noch nicht im Drucke erschienen. Die Absicht des Verfassers war dabei, den Kindern eine Freude zu machen und ihnen in freien Stunden eine angenehme und nützliche Beschäftigung zu gewähren. Christoph Schmid sagt in dieser Hinsicht in der Vorrede zu dem Schauspiel: die kleine Lautenspielerin, das er erst im Jahr 1832 herausgab: „Der Verfasser hat noch in dem verflossenen Jahrhunderte studirt, wo das Ende des Studienjahres und die Preisevertheilung an den Gymnasien anstatt mit einer Rede mit einem Schauspiele gefeiert wurde. Die damaligen Lehrer, sehr würdige Männer, waren der Meinung, das Wahre, Gute und Schöne lasse sich in einem Schauspiel besonders anschaulich darstellen und sie haben ihre gute Absicht auch nicht verfehlt. Jene Schauspiele waren für die Studirenden ebenso lehrreich und nützlich, als angenehm und unterhaltend. Eben diese Absicht zu erreichen, war wenigst die redliche Bemühung des Verfassers, dessen Beruf damals die Leitung und Aufsicht deutscher Schulen gewesen."

Diese Absicht erreichte Christoph Schmid vollkommen. Seine Schülerin sagt darüber: „Die Theilnahme an diesen Schauspielen wurde so groß, daß z. B. die Lautenspielerin nach dreimaliger Aufführung in

einem ziemlich großen Raume, der jedesmal gedrängt voll war, das viertemal aufgeführt werden mußte. Viele Thränen der Rührung floßen und oft hörte man sagen: „„Da kann man so viel lernen, als in mancher Predigt."" Ich war nicht bloß Zuschauerin, sondern spielte selbst mit und kann aus Erfahrung berichten, daß bei der sorgfältigen Wachsamkeit des Herrn Verfassers, welcher sowohl bei den Proben als bei der Aufführung nebst dem Herrn Kaplan Singer, der die Melodien zu den Liedern componirt hatte, gegenwärtig war, unsre Unschuld und Sittlichkeit nicht im mindesten gefährdet wurde. Es waren diese Schauspiele ganz geeignet, religiöse Gefühle zu wecken, Trost den Leidenden zu geben und den Aeltern und Kindern ihre Pflichten in Beispielen anschaulich zu machen. Christoph Schmid's Schwester, Franziska, die ihm die Haushaltung führte und die ein ebenso gebildetes als vortreffliches Frauenzimmer war, half bei den Vorbereitungen zur Aufführung treulich mit, ordnete unsern Anzug und sorgte für Alles, was dazu nöthig war. Einfach und anständig, ohne eitle Ziererei, jedoch der Handlung angemessen, wurden wir gekleidet und es wurde gesorgt, daß beim Anziehen nicht das Mindeste, was den Anstand hätte verletzen können, vorkam."

Christoph Schmid ließ diese kleinen Schauspiele gerne am Schlusse der Prüfung, oder wenn die gräfliche Familie eben anwesend war, oder am Namenstage

des Pfarrers, auch zur Faschingszeit aufführen. Letzteres geschah hauptsächlich deßhalb, um der Jugend, die nun einmal Vergnügen sucht, anstatt der tollen, wilden Faschingsfreude eine edlere, reinere darzubieten.

Während Christoph Schmid unaufhörlich bemüht war, den Geist und das Herz der Jugend auf diese Weise zu bilden, vergaß er es nicht, daß seine Schüler einst den Beruf hätten, Hausväter und Hausmütter zu werden und von der Arbeit ihrer Hände leben müßten. Auf seinen Wunsch versammelte daher seine Schwester, die eine Meisterin in weiblichen Arbeiten war, die Mädchen des Ortes um sich und gab ihnen Unterricht in den weiblichen Arbeiten, namentlich im Nähen, Stricken und Sticken. Während der Arbeit wußte sie immer etwas Nützliches und Lehrreiches zu erzählen und nicht nur die Hände, sondern auch den Geist zu beschäftigen. Oft wurden auch schöne Lieder während der Arbeit gesungen. Das heitere Stricklied das in den Blüthen steht und mit der Strophe beginnt:

Schwestern, laßt uns stricken, — Strickt mit munterm Fleiß,
Ohne aufzublicken, — Sitzet rings im Kreis!

hat Christoph Schmid eigens zu diesem Zwecke gedichtet. Sobald Nachmittags die Schule im Winter vorüber war, kam Franziska in das Lehrzimmer und blieb da, bis es Nacht wurde; an Vakanztagen durften die Mädchen auch auf ihr Zimmer kommen. All dies that die Schwester Christoph Schmid's aus freiem

Antriebe und trug so Vieles zum künftigen Lebensglück ihrer Zöglinge bei. Nicht wenige dieser Mädchen wurden in der Folge treffliche Hausfrauen und Hausmütter; andere traten in Klöster und weibliche Erziehungsanstalten und wirken nun als Lehrerinnen, besonders der Industrie.

Christoph Schmid gab seiner Seits den Schülern der dritten Klasse Anleitung zum Zeichnen, das er sehr gut verstand. Auch trug er Sorge, daß die ältern Knaben von einem sehr geschickten Gärtner des Fleckens in der Obstbaumzucht, die Mädchen im Gemüsebau unterrichtet wurden. Es mag dieses, da jetzt Industrieschulen und Baumschulen fast allenthalben bestehen, manchem Leser als etwas nichts Nennenswerthes erscheinen; doch vergesse er nicht, daß Christoph Schmid diese Einrichtungen zu einer Zeit traf, in der noch keine höheren Verfügungen, wie dies jetzt der Fall ist, sie anordneten.

So viele Zeit der Verfasser der Ostereier auf den Unterricht und die Bildung der Jugend verwandte, war er doch zugleich eifrig bemüht, seine Pflichten als Priester zu erfüllen. Er leistete, auch als der Pfarrer einen Kaplan genommen hatte, in der Seelsorge noch mehr Aushülfe, als er zu leisten schuldig war. Besonders als Prediger wurde er gerne gehört. Seine Schülerin schreibt hierüber: „Besondere Ereig-

nisse und seltene Vorfälle in der Gemeinde benützte er in den Predigten, um dem Volke, das oft aus Unkenntniß schiefe Urtheile fällt, die rechte Ansicht beizubringen und es auf die weisen und liebevollen Absichten Gottes aufmerksam zu machen. Ebenso bemühte er sich, bei jeder kirchlichen Feier den Geist der katholischen Kirche in ihren Ceremonien zu erklären, damit jedes Fest, jede Religionshandlung mit innerer Andacht, nach dem Sinne der Kirche gefeiert werden möchte. Es blieb dieß beim Volke auch nicht unbeachtet. An den Frauentagen war er, ehe man einen Kaplan hatte, jedesmal Festprediger. In jeder dieser Predigten fand er neuen Stoff bald zum Troste, bald zur Belehrung und Erbauung, bald zur Beschämung. Zweimal hielt er an dem Frauenfest im Advent eine Predigt über die Sinnbilder der unbefleckten Empfängniß, wie sie gewöhnlich im Bilde dargestellt wird: Maria hält eine Lilie in der Hand, ihr Fuß tritt auf die Schlange, ein Sternenkranz umgibt ihr Haupt. Er sagte in der zweiten Predigt im Jahre 1812: „„Die Bedeutung dieser Sinnbilder habe ich euch schon vor mehreren Jahren ausgelegt, aber sie ist so schön, daß man wohl öfter davon reden kann, ohne das Nämliche zu sagen."" Diese Predigten wurden außerordentlich zahlreich besucht. Zur Faschingszeit warnte er jedesmal die Jugend vor den eiteln, gefährlichen Weltfreuden, deren sich in diesen Tagen viele Jünglinge und Jungfrauen hingeben und nicht selten

dadurch Unschuld und Gesundheit verlieren. Er suchte in ihren Herzen das Verlangen nach den edeln und höhern Freuden des Christen zu wecken. Eine dieser Predigten," fährt seine Schülerin fort, „blieb mir besonders im Gedächtniß und fand allgemeinen Beifall. Er handelte im ersten Theil von den Freuden, die alle Zeit gereuen und zu welchen er die sündhaften Freuden zählte; im zweiten Theil von den Freuden, die sehr oft gereuen, unter denen er die erlaubten Freuden des Lebens verstand und im dritten Theile von den Freuden, die niemals gereuen. Wie schön schilderte er den Frieden eines reinen, unschuldigen Herzens, die Seligkeit, welche es in der Einsamkeit, in Vereinigung mit Gott genießt, die Freuden des Wohlthuns! Mancher Jüngling, manche Jungfrau faßte den Entschluß, den rauschenden Faschingsfreuden zu entsagen und das Geld dafür Gott, dem Herrn, in seinen Armen zum Opfer zu bringen. Sagten doch die Musikanten nach der Kirche scherzend zu einander, wenn sie so eine eindringliche Predigt gehört hatten: „„Aber heute hat uns der Herr Schulinspektor wieder unser Spiel verdorben!"" Christoph Schmid war übrigens weit entfernt, der Jugend ihre herkömmlichen Freuden zu verderben. Er eiferte nur gegen jene wilden Tänze, welche auf dem Lande bis spät in die Nacht hinein, bei rauschender Musik in einem engen Raume abgehalten zu werden pflegen. Gegen Tänze im Freien unter der Linde des Dorfes im Beiseyn der

Aeltern und Nachbarn wendete er nichts ein. Er singt selbst:

„Rein ist die offene Freud; das Laster nur suchet die Winkel;
Offene Freuden verbeut wohl nie ein weises Gesetz."

Wenn es sich um Unterstützung der Armen und Nothleidenden, oder um milde Gaben zu einem gottesdienstlichen Zweck handelte, so wurde in der Regel die Predigt Christoph Schmid übertragen. „Er verstand es," wie eine Zuhörerin sagt, „die Seligkeit des Gebens so einladend hervorzuheben und den Armen das Wort so bescheiden und ohne Aufdringlichkeit zu reden, daß sich mit Freude alle Hände öffneten und Opfer spendeten, die oft alle Erwartung übertrafen und aus denen nicht bloß der augenblicklichen Noth gesteuert, sondern auch noch für die Zukunft gesorgt werden konnte."

In Thannhausen bestand eine sogenannte Marianische Congregation, deren Hauptzweck die Unterstützung der Armen war. Zwei fromme Bürger hatten sie im vorigen Jahrhundert gegründet. Alle Monate an einem Sonntag Nachmittags wurde eine kurze Andacht gehalten und dabei ein Opfer für die Armen von den Mitgliedern auf den Altar niedergelegt. Christoph Schmid benützte die Andachtsübungen dieses Liebesbundes, um der Versammlung die christliche Armen-

pflege an das Herz zu legen. „Es war," schreibt seine Schülerin, „jedesmal ein rührender Augenblick, wenn die ganze Gemeinde aus voller Seele ein schönes Lied sang, das mit den Worten begann: „„Seyd barmherzig,"" und wenn sich dann unter dem vollstimmigen Gesang die Opfernden, voran die Geistlichen und die gräflichen Beamten, in langen, langen Reihen zum Altare drängten und fast jeder, gerührt von der salbungsvollen Rede, ein größeres Stück hinlegte, als er vorher vielleicht zu geben im Sinne hatte."

Das Landvolk liebt bei seinen religiösen Festen gerne das Ueberladene und Pomphafte. Christoph Schmid suchte auch in dieser Hinsicht den Geschmack des Volkes zu bilden und zu veredeln. Er fertigte selbst Zeichnungen zu würdiger Verzierung der Kirche an hohen Festen. Da er sich durch seine Freundlichkeit und seinen Eifer für die Ehre Gottes die Herzen der Gemeinde gewonnen hatte, so bedurfte es nur eines Winkes und es waren fast alle bereit, seine Wünsche zu erfüllen. So äußerte er einmal ein besonderes Wohlgefallen an einem einfachen, aus Blumen gewundenen Triumphbogen bei der Fronleichnamsprozession. Im nächsten Jahre waren die Gassen, durch welche die Prozession zog, auf's Schönste geziert und dieser fromme Eifer wurde mit jedem Jahre, so lange Christoph Schmid in Thannhausen war, größer. Während der Fastenzeit war in Thannhausen jeden Donnerstag Abends eine sogenannte Oelbergandacht

üblich. Um den Eindruck derselben zu erhöhen, ließ Christoph Schmid mit Gutheißen seines würdigen Pfarrers jedesmal ein schönes Gemälde, Christus am Oelberge, auf dem Hochaltare aufstellen, es mit vielen Lichtern beleuchten und las dabei die später von ihm im Drucke erschienenen sechs Betrachtungeu: Jesus am Oelberge, vor. Andere gleichfalls von ihm verfaßten Betrachtungen über das Leiden Christi, die er auch vorlas, sind noch ungedruckt. Am Schlusse der Andacht sang die ganze Gemeinde das schöne, kräftige Oelberglied, das mit den Worten beginnt: „Als einst im Angstgebete, Herr, Deine Seele rang!" Wenn der Gesang verstummt und alles stille war, wurde mit der großen Glocke „die Todesangst" geläutet. Diese Abendandachten wurden so zahlreich besucht, als ob es Festtage wären; selbst viele Bewohner der umliegenden Dörfer fanden sich ein, so daß die Kirche jedesmal gedrängt voll war. Um auch das Jahr hindurch diese Andacht im Andenken des Volkes zu erhalten, ließ Christoph Schmid gleichfalls aus milden Beiträgen, den alten, verfallenen Oelberg an der Kirchhofmauer restauriren und mit einem Gemälde zieren.

Christoph Schmid war, wie schon oben bemerkt, ein großer Freund des Volksgesangs während des öffentlichen Gottesdienstes. Obwohl in Thannhausen damals noch eine rauschende Figuralmusik üblich war, auch manche Vorurtheile gegen den Volksgesang in der

Kirche herrschten, gelang es ihm doch mit Hülfe seiner Amtsbrüder und durch die eifrige Pflege des Gesangs in der Schule, diese alte, religiöse Uebung immer mehr in Aufnahme zu bringen. Viel trug dazu bei, daß die drei Ortsgeistlichen jedesmal selbst beim nachmittägigen Gottesdienst an den Sonntagen erschienen und mit in den deutschen Vespergesang einstimmten. Christoph Schmid sammelte zu diesem Zwecke passende Kirchenlieder, verfaßte selbst einige weitere und ließ mehrere hundert Exemplare auf seine Kosten drucken. Diese vertheilte er sodann in Ermanglung eines Gesangbuches unter die Schüler, auch schenkte er jedem bessern Sänger in der Gemeinde ein Exemplar. Uebung und Freude am Gesang bewirkten, daß die meisten dieser Gesänge sich dem Gedächtnisse der Sänger einprägten; alsbald stimmten auch die ältern Leute mit ein und man durfte nur mit der Orgel die ersten Töne angeben, so begann die ganze Gemeinde zu singen. Eines fehlte indessen noch zur Vervollkommnung des Gesanges — eine gute Orgel. Christoph Schmid gab sich daher in Verein mit seinem Pfarrer und dem Oberamtmanne viele Mühe, eine solche zu bekommen. Endlich gelang es dem Pfarrer, eine treffliche Orgel in einem aufgelösten Kloster in Memmingen zu erfragen. Im Vertrauen auf milde Beiträge von Seite der Gemeinde kauften sie dieselbe und ließen sie mit großen Kosten aufstellen. Christoph Schmid veranstaltete das Fest der Einweihung, und

dichtete ein passendes Lied, das er drucken und in vielen hundert Exemplaren in der Gemeinde austheilen ließ. Einer seiner Freunde, Pfarrer Ludwig Albrecht von Edelrieb, ein vortrefflicher Redner, hielt die Festpredigt und ermunterte die Gemeinde zu freiwilligen Beiträgen. Nach dem Hochamt wurde das von Christoph Schmid gedichtete Lied von der ganzen Gemeinde gesungen und gleichfalls von einem vortrefflichen Organisten, dem Pfarrer von Ursperg, mit der neuen Orgel begleitet. Gesang und Orgelspiel waren so schön, daß die Freude und Rührung aller Anwesenden allgemein war und die Beiträge über Erwartung gut ausfielen. Was zur Deckung der Kosten noch fehlte, bewirkte eine Predigt Christoph Schmid's, die er am darauffolgenden Sonntage abhielt und in der er auf sehr rührende Weise für das reichliche Opfer seinen Dank aussprach. Nach mehreren Jahren erreichte der Volksgesang zu Thannhausen einen mehr als gewöhnlichen Grad von Vollkommenheit und es wurde allgemein von ihm in der Gegend gesprochen. Gar häufig geschah es, daß fremde Reisende, wenn sie an der Kirche, in der eben Gottesdienst gehalten wurde, vorüberfuhren, anhielten und längere Zeit dem schönen, feierlichen Gesang mit Verwunderung zuhörten.

Nicht bloß in Kirche und Schule wirkte Christoph Schmid auf diese Weise zur Ehre Gottes und zum Heile der Seelen, er nahm auch an allen Vorkommnissen, welche das häusliche und bürgerliche Leben der Bewohner Thannhausens betrafen, innigen Antheil und leistete, so viel er vermochte, mit Rath und That Hülfe.

Während er sich zu Thannhausen befand, hatte der Marktflecken in Folge des französischen Krieges durch Truppenmärsche und Einquartirungen Vieles zu leiden. Da die Einwohner nicht französisch, die Soldaten aber nicht deutsch verstanden, gab es zwischen beiden manche Zwistigkeiten. Christoph Schmid, der gut französisch verstand, half bereitwillig diese von sprachlichen Mißverständnissen herrührenden Zwistigkeiten heben. Nicht selten sah man ihn als Dolmetscher zwischen einer rathlosen Bauersfrau und einem heftig parlirenden, französischen Soldaten stehen und Frieden zwischen beiden stiften. Noch eine andere Kunst, die er verstand, kam ihm und den Bürgern gut zu statten. Christoph Schmid war nämlich ein Meister im Schachspiel. Französische Offiziere, die oft längere Zeit bald der eine, bald der andere zu Thannhausen im Quartier lagen und gerne Schach spielten, freuten sich, in ihm einen trefflichen Schachspieler zu finden; sie gewannen ihn lieb und waren sehr artig gegen ihn. Christoph Schmid benützte diese Unterhaltung, um so manche Bitte und

Beschwerde von Bürgern, welche nicht selten viele und dabei ungenügsame Soldaten im Quartier hatten, vorzubringen. Es gelang ihm, manchem bedrängten Bürger aus der Noth zu helfen.

Einmal hätte diese Kunst aber auch für ihn unangenehme Folgen haben können. Es kamen nämlich eines Tages mehrere französische Offiziere, die in den umliegenden Dörfern einquartiert waren, nach Thannhausen, um die beiden hier befindlichen Offiziere zu besuchen. Einer dieser Offiziere war ein sehr guter Schachspieler, aber auch ein ebenso großer Prahler und sehr jähzornig. Es wurden Schachpartien gemacht und jener Offizier blieb in allen Sieger, wobei er es an selbstgefälligen Aeußerungen nicht fehlen ließ. Da sagte ihm einer der Thannhauser Offiziere, es sey ein kleiner Abbe hier, der ein vorzüglicher Schachspieler sey. Wenn er es wage, mit diesem zu spielen, so wolle er ihn herbeiholen. Der Offizier erklärte sich dazu bereit und jener begab sich in die Wohnung Christoph Schmid's. Dieser, der eben am Studirtische saß, entschuldigte sich. Allein es half nichts; er mußte mitgehen. Auf dem Wege sagte der Offizier: „Es wäre sehr ergötzlich, wenn Sie unsern Kameraden, der sich unbesiegbar dünkt, schachmatt machen würden.“ Christoph Schmid, der den hitzigen Charakter der Franzosen kannte, äußerte seine Besorgnisse. Der Offizier aber versicherte ihn seines Schutzes und berief sich darauf, daß jener Offizier

ausdrücklich wünsche, mit ihm zu spielen. Nach den herkömmlichen Begrüßungen setzte sich Christoph Schmid mit seinem Gegner an das Schachbrett; die andern Offiziere sahen zu. Der Kampf währte lange; zuletzt aber besiegte Christoph Schmid seinen Gegner, wagte indessen das Wort „Matt" nicht auszusprechen. Demungeachtet gerieth der Offizier, als er sich verloren sah, in einen solchen Zorn, daß er vom Stuhle auffuhr und Miene machte, nach seinem Degen zu greifen. Die übrigen Offiziere, die sich heimlich alle freuten, begütigten ihn. Diesem war indessen der Gedanke unerträglich, von dem kleinen deutschen Abbe in Gegenwart seiner Kameraden besiegt worden zu seyn. Er entfernte sich höchst aufgebracht und man sah ihn, so lange er in der Gegend war, nie mehr in Thannhausen. Die andern Offiziere freuten sich höchlich über die Demüthigung ihres hochmüthigen Kameraden und rühmten den kleinen Abbe. Sie zeigten ihm ihre Militärkarten, die sehr genau und schön ausgeführt waren und Christoph Schmid lernte Manches aus dem Gebiete der Kriegswissenschaft von ihnen.

Ein andermal verreiste ein französischer Offizier, der im Pfarrhause einquartirt war. Die gemeinen Soldaten durchzogen den Flecken und fingen an, sich Unordnungen zu erlauben, aus denen beklagenswerthe Folgen hätten entstehen können. Da kam Christoph Schmid auf einen eigenen Gedanken. Der Offizier,

welcher in der Morgenfrühe abgereist war, hatte, was die Soldaten nicht wußten, seinen Federhut dagelassen und nur die gewöhnliche Militärmütze mitgenommen. Christoph Schmid begab sich nun in das Zimmer des Offiziers und brachte den Hut so am Fenster an, daß man ihn mit seinem langen Federbusch leicht von der Straße aus sehen konnte. Sogleich bemerkte ihn ein französischer Soldat, der vorüberging. Er schloß daraus, der Offizier sey bereits wieder zurückgekehrt und theilte eilends diese Vermuthung seinen Kameraden mit. Diese zerstreuten sich sogleich und die Ruhe und Ordnung war wieder hergestellt.

Auch General Suwarow zog mit den Russen durch Thannhausen, während Christoph Schmid dort war, ja hatte einige Tage sein Hauptquartier im Pfarrhofe. Er pflegte alle Morgen ein kaltes Bad zu nehmen und empfing, in einem Zuber sitzend, die Ordonanzen. Beim Mittagessen machte er den Salat selbst mit bloßen Händen an, was nicht sehr appetitlich aussah. Stets mußte ein Kosack mit einer Peitsche vor seiner Zimmerthüre Wache stehen. Als Christoph Schmid einmal an dem eben Wache stehenden Kosacken vorüberging, machte dieser ein klägliches Gesicht, deutete, da er nicht deutsch konnte, auf den Mund, und gab, indem er den Mund wie ein Essender hin- und herbewegte, zu verstehen, daß er Hunger habe. Christoph Schmid ging in die Küche hinab, holte ein großes Stück Brod und brachte es dem Kosacken. Es

war ergötzlich zu sehen, wie der Kosack, in der einen Hand die Peitsche, in der andern das Stück Brod hinter sich auf dem Rücken haltend und von Zeit zu Zeit ein Stück davon abbeißend, stets nach der Thüre des Generals blickte, ob sie sich nicht öffne.

Da in Folge der Truppenanhäufung die Lebensmittel ausgingen, besonders das Fleisch, so erklärten der Pfarrer und der Ortsvorstand dem General die Unmöglichkeit, sogleich Lebensmittel herbeizuschaffen. Nachdem sich Suwarow von der Unmöglichkeit überzeugt hatte, ließ er durch den Popen den Soldaten verkünden, daß Morgen Fasttag sey. Die russischen Soldaten, welche der Meinung waren, daß diese Anordnung aus religiösen Gründen herrühre, fasteten willig den ganzen Tag.

Wenn es im Orte brannte, war Christoph Schmid immer einer der ersten auf dem Platze, ordnete an, ertheilte Rath und half Wasser tragen. Einmal in einer Winternacht brannte ein Wohnhaus ab, wobei ein alter Mann, der Hülfe leistete, das Leben verlor. Es brach nämlich eine Leiter, auf der mehrere Männer beim Löschen standen; alle stürzten herab und wurden zum Theil leicht verwundet, einer aber wurde so übel zugerichtet, daß er bald darauf starb. Damals hatten die Zimmerleute noch den schönen Gebrauch, daß einer aus ihrer Mitte, wenn ein neues Haus gebaut und der Dachstuhl aufgerichtet war,

einen sogenannten Zimmermannsspruch hielt. Christoph Schmid, der bei dieser Gelegenheit den Verunglückten, welcher aus Nächstenlieben sein Leben verloren hatte, noch öffentlich ehren wollte und es für passend hielt, daß bei Abhaltung des Spruches seiner erwähnt würde, verfaßte nun selbst einen Zimmermannsspruch und ein Geselle lernte ihn auswendig. Nach Errichtung des Dachstuhles zogen die Zimmerleute unter Anführung des Meisters mit ihren Schurzfellen angethan, die blanken Aexte auf den Schultern, vor das neue Haus, wo sich bereits die ganze Gemeinde versammelt hatte. Nun stieg der Geselle, welcher den Sprecher machte, auf den Giebel des Daches, steckte ein grünes, mit farbigen Bändern geschmücktes Tannenbäumchen auf die Spitze desselben und sprach dann zu der versammelten Menge:

„Seyd alle, die von dieser Höhe
Da unten ich versammelt sehe,
Und die mir alle lieb und werth,
Zuerst mit meinem Gruß beehrt.

Daß man den neuen Bau schön ziere,
Und ein Gesell das Wort hier führe,
Ist so ein alter schöner Brauch,
Darum erlaubt ihn mir heut auch!

Ich darf es Euch wohl nicht erst sagen,
Wie noch vor nicht gar vielen Tagen
Gar anders diese Menschenschaar
Vor diesem Haus versammelt war.

O nicht der holde Ruf der Freude,
Der Sturmglock' schauerlich Geläute,
Des Feuerlärmens Angstgeschrei
Rief das erschreckte Volk herbei.

Urplötzlich stand das Haus in Flammen
Und krachend stürzt das Dach zusammen;
Es legt des Feuers wilde Wuth
Das schöne Haus in Asch und Gluth.

Doch Gott, — wer sollte Ihm nicht danken, —
Er setzte mild dem Feuer Schranken,
Dem Winde wehrt' Er gnädiglich
Und nicht ein Lüftchen regte sich.

Die Bürger standen treu zusammen
Und steuerten mit Macht den Flammen;
Auch eilt' mit nachbarlicher Treu
Rings jeder Ort zur Hülf herbei.

Daß wir die Häuser dort noch stehen,
Aus dem hier All's gerettet sehen,
Bewirkt' nach Gott ihr Ernst und Fleiß,
Dafür sey ihnen Dank und Preis!

Ganz hat nun Gott die Noth gewendet,
Der neue Bau steht schön vollendet;
Drum werd' durch Dank zum Himmel jetzt
Dem Bau die Krone aufgesetzt.

Auch Allen, die mit milden Gaben
Den Bauherrn unterstützet haben,
Sey nun, wie er es selbst verlangt,
In seinem Namen laut gedankt.

Ich könnte meinen Spruch hier schließen;
Doch Zähren möcht' ich fast vergießen,
Ein andres Unglück noch entstand,
Wie Ihr wohl wißt, bei diesem Brand.

Der allzeit gute Gott zwar lenkte
Zum Theil das Unglück ab und schenkte, —
Erkennt es froh und dankt Ihm doch —,
Euch Kindern Eure Väter noch.

Nur Einen, der sonst wohl auch heute
In diesem Kreis mit uns sich freute,
Erblicket hier mein Aug' nicht mehr,
Und seine Stelle seh' ich leer.

Der brave Mann mit grauen Haaren,
Noch muthvoll wie in Jünglingsjahren,
Der sich auf jenes Dach gestellt;
Er fiel und starb als Christ und Held.

Er hat das Edelste — das Leben,
Aus Nächstenliebe hingegeben,
Starb in Erfüllung seiner Pflicht,
Ein schön'res Ende gibt es nicht.

Verzeiht, daß seiner Lieb und Treue
Ich dankbar diese Thräne weihe;
Gott gebe gnädig ihm zum Lohn
Für seine That die Himmelskron!

Uns aber, derer beste Freuden
So wie auch heut nie frei von Leiden,
Führ Er dereinstens auch dorthin,
Wo Rosen ohne Dornen blüh'n!

Um mich an den Gebrauch der Alten
In Allem ganz genau zu halten,
Schenkt nun des goldnen Weines ein,
Und laßt uns wieder fröhlich seyn.

Das erste Glas des edeln Trankes
Sey zum Beweis des biedern Dankes
Dem Wohle unsrer Obrigkeit
Mit treuem Bürgersinn geweiht.

Hoch soll nun unser Bauherr leben,
Gott wolle Glück und Heil ihm geben;
Sein Segen komm' in dieses Haus!
Das zweite Glas bring ich ihm aus.

Auch allen, welche hier zugegen
Wünsch' ich des Himmels besten Segen!
Der ganzen Bürgerschaft zur Ehr
Das dritte Glas nach Brauch ich leer.

Hoch lebe jeder brave Mann
Rings auf der weiten Erde,
Wer das nicht auf sich deuten kann,
Mach' daß er Einer werde!"

Nach diesen Worten schwang der Geselle das Glas und warf es nach Zimmermannsbrauch von der Höhe auf die Straße hinab. Ein fröhliches Gemurmel entstand unter der Menge und heiter und gerührt gingen die Leute auseinander.

Der Tochter des Thannhauser Boten, welche Christoph Schmid lange Zeit hindurch seine Briefe gebracht hatte, gab er, als sie sich verehlichte, zum Hochzeitsgeschenk ein schön eingebundenes neues Testament, in das er folgende Verse hineingeschrieben hatte:

„Gar viele Jahre halfst Du Deines alten,
Geliebten Vaters Botenamt verwalten,
Und hast mit Sorgsamkeit und Wohlbedacht
Viel hundert Briefe mir gebracht.
Mit Gottes Hülfe änderst Du nun Deinen Stand,
Nimm denn zum Dank dieß Buch aus meiner Hand,
Die allerbeste Botschaft ist darin zu finden,
Die Gottes Boten, die Apostel uns verkünden,

Die frohe Botschaft, wie Gott Heil und Frieden
Durch Jesus Christus aller Welt beschieden.
Auch sind darin viel schöne Brief' geschrieben,
Wie wir Gott und den Nächsten sollen lieben,
Nach Jesu göttlich schönem Beispiel sollen handeln,
Und immer froh und gut und redlich sollen wandeln.
Es ist dieß Buch für uns dahier im fremden Land
Der schönste Brief aus Gottes treuer Vaterhand.
Wirst Du mit Deinem Mann dieß Buch nur fleißig lesen
Und ordnet Ihr darnach Eu'r künftiges Hauswesen:
So habet Ihr den besten Theil erwählet,
Dem es an Trost und Freude niemals fehlet;
Ihr habet gleichsam Brief und Siegel drauf:
Gott segne Euren ganzen Lebenslauf,
Und werde nach vollbrachtem, gutem Pilgerleben
Euch einstens dort die Himmelskrone geben."

Während ich dieß niederschreibe, fällt mir eine Anekdote ein, die auf Christoph Schmid's Gelegenheitspoesie Bezug hat und die er mir einmal selbst mit großer Heiterkeit erzählte. Eines Tages, kurz vor Beginn eines neuen Jahres, kam der Nachtwächter des Ortes zu Christoph Schmid und bat, er möchte ihm zu Ehren des Herrn Oberamtmannes einen schönen Neujahrswunsch verfassen, den er dann um die zwölfte Stunde in der Neujahrsnacht vor dem Hause desselben absingen wolle. Christoph Schmid, dem diese Bitte wohl gefiel, willfahrte gerne dem Wunsche des Nachtwächters und verfaßte einen gereimten, passenden Neujahrswunsch, den der Nachtwächter nicht ohne große Mühe auswendig lernte. Am Neujahrsabend

begab sich Christoph Schmid in das Amthaus, in das er ohnedieß eingeladen war, und sagte dem Oberamtmanne von dem Vorhaben des Nachtwächters. Beide blieben nun bis zwölf Uhr auf. Als der Hammer zwölf Uhr schlug, verfügten sie sich an das Fenster und öffneten dasselbe. Es war eine dunkle, etwas windige Nacht. Der Nachtwächter erschien und hatte noch einen zweiten Nachtwächter bei sich, der Michael hieß, von den Ortsbewohnern aber gewöhnlich nur Michel genannt wurde. Dieser trug eine Laterne und hatte den auf ein Blatt Papier geschriebenen Neujahrswunsch bei sich, um nöthigen Falls den Soufleur zu machen. Der Nachtwächter begann mit kräftiger Baßstimme zu singen:

Des neuen Jahres erste Stunde.

Hier versagte ihm aber schon das Gedächtniß. Er wiederholte, um Zeit zum Besinnen zu gewinnen, die Strophe noch einmal und noch ein paarmal die Worte: Stunde, Stunde... Da es aber demungeachtet nicht gehen wollte, sagte er halblaut zu seinem Begleiter: „Michel, sag ein!" Dieser erwiederte: „Ach, eben ist mir das Licht ausgelöscht!" Der Nachtwächter, welcher sich nun gänzlich rath- und hülflos sah, rief seinem Gefährten zu: „Komm, Michel, komm!" und beide entfernten sich in Eile und großer Verlegenheit. Wie ergötzlich für die beiden Herren, den Gefeierten und den Dichter, welche am Fenster Alles mit angehört hatten, dieser Auftritt war, kann man sich denken.

Es mochte ihnen das Mißlingen des Neujahrwunsches fast mehr Vergnügen machen, als ihnen vielleicht das Gelingen desselben gemacht hätte.

Christoph Schmid war unausgesetzt thätig; er stand nicht nur alle Morgen im Winter, wie im Sommer, schon um vier oder fünf Uhr auf, um zu beten und zu arbeiten, sondern nicht selten sah man noch um Mitternacht Licht in seinem Zimmer. Seine Lebensweise war, nachdem er seine Schwester zu sich genommen und eine eigene Haushaltung angefangen hatte, höchst einfach. Die oft genannte Schülerin schreibt hierüber: „Die letzten sechs Jahre seiner Anwesenheit in Thannhausen war ich beinahe täglich in seinem Hause, theils als Schülerin in weiblichen Arbeiten bei seiner Fräulein Schwester, theils als Abschreiberin seiner Manuscripte, weßhalb er mich oft im Scherz seine Sekretärin nannte. Die Einfachheit, welche beide Geschwister sowohl in Speis und Trank als in der Kleidung und Einrichtung beobachteten, findet man jetzt kaum noch in Bürgerhäusern auf dem Lande. Bier und Wein sah ich nur dann auf dem Tische, wenn Gäste kamen. Der gewöhnliche Trank dieses wahrhaft großen Mannes, wie ich zu hundertmalen mit eigenen Augen sah, war frisches Wasser. Die beiden Geschwister lebten in der selig-

sten Eintracht; ich sah und hörte in diesem Hause nur Gutes: stillen Fleiß, Genügsamkeit und Einfachheit in allen Lebensbedürfnissen. Nie wird mein Dank erlöschen für das viele Gute, das ich in diesem Hause genoß. Meine ganze Bildung, die mich in einem Institute mehrere hundert Gulden gekostet und mich vielleicht für das bürgerliche Leben untauglich gemacht hätte, verdanke ich dem Umgange mit den beiden Geschwistern."

Christoph Schmid besaß nur ein geringes Einkommen in Thannhausen und doch that er den Armen, Kranken und Nothleidenden viel Gutes. „Fast täglich," sagt seine Schülerin, „sah ich aus seiner Küche zu den Kranken kräftige Speisen tragen und er brachte an das Krankenbett nicht nur geistlichen Trost allein; er suchte das Elend auch durch leibliche Mittel zu mildern. Dieses wäre ihm ohne seine einfache Lebensweise wohl nicht möglich gewesen."

Christoph Schmid hatte damals außer seiner Schwester Franziska noch vier Brüder und eine Schwester, die, da sie zum Theil noch unversorgt waren, immer der Hülfe bedurften. Sie alle unterstützte er mit seltener Bruderliebe, ermahnte sie zu allem Guten und nahm an allen ihren Schicksalen den innigsten Antheil. Als sich seine ältere Schwester Therese, meine Mutter, nachdem sie achtzehn Jahre in adeligen Häusern gedient hatte, mit einem jungen Arzte aus Wür-

temberg verheirathen wollte, wegen Ausbruch des französischen Krieges aber die Vermählung auf unbestimmte Zeit hinauszuschieben im Begriffe stand und ihren Bruder in einem Schreiben deßhalb um Rath fragte; schrieb ihr Christoph Schmid zurück: „Ich bin in dieser Angelegenheit der Meinung des Dichters:

— — — — — — — — das Weib
Bedarf in Kriegesnöthen des Beschützers,
Und treue Lieb' hilft alle Lasten heben.
Die treue Brust des braven Mann's allein
Ist ein sturmfestes Dach in diesen Zeiten."

Dann fährt er fort: „Deine Befürchtungen und Hoffnungen für die Zukunft lege mit ergebener Seele ganz in Gottes Hand. Wir Menschen sind doch nicht die Herren unsers Schicksals; wir glauben einer Sache oft so gewiß zu seyn und es kommt doch so oft wieder ganz anders. Wenn wir also den Blick auf Denjenigen, der unsere Schicksale leitet, verlieren, wenn wir in den Begebenheiten dieser Erde nicht die Fügungen der höchsten Weisheit und Liebe, sondern nur bloßen Zufall sehen würden, — wie elend wären wir daran, wie wären wir so gar nichts, als ein Spielball, der von tausenderlei Begebenheiten, die nicht in unserer Macht stehen, hin- und hergeworfen wird! Vertraue auf Gott, und, was uns dieses Vertrauens allein fähig macht, — ein reines Herz gibt uns in dieser wandelbaren Welt allein eine unwandelbare Ruhe. Vertraue also nur recht herzlich

auf Gott und seine heilige Vorsehung, bete gerne mit einem Herzen voll wahrer Empfindung, empfiehl alle Deine großen und kleinen Sorgen Gott und so wirst Du immer fröhlich und guter Dinge seyn. Er wird Alles recht machen, und wir werden am Ende nichts können, als danken und anbeten!" Am Schlusse des Briefes ist noch bemerkt: „Was Du Alles anschaffen willst, scheint mir in das Haus sehr nothwendig. Mach jetzt noch einen Ueberschlag, wie viel ihr an Geld für alles Anzuschaffende und zu Bestreitende nothwendig haben werdet und schreib' mir's dann!" Die Hochzeit kam zu Stande und Christoph Schmid reiste mit seinen drei Brüdern Martin, Alois und Sebastian nach der nun würtembergischen Stadt Gmünd, wo sich seine Schwester mit ihrem Gatten häuslich niederließ. Er wollte selbst ihre Ehe einsegnen und sich mit seinen Brüdern ihres Glückes von ganzem Herzen freuen.

Seinem Bruder Martin, der auf der Universität Dillingen mit seinem jüngern Bruder Alois die Rechtswissenschaft studirte, schrieb Christoph Schmid von Seeg aus: „Nütze nur die Zeit, die Du hast; sie kommt nicht wieder. Besonders brauche den Winter recht und arbeite, arbeite, arbeite an Deinem Verstand und Herzen, daß ein brauchbarer, edler, solider Geschäftsmann aus Dir werde." Nun citirt er eine Stelle aus Horaz und fährt fort: „Ueberdenk diese Stelle, wie sie der junge Lollius überdacht haben mochte.

Gleich einem jungen, edeln, feurigen Römer, brennend vor Begierde nach einem edeln Wirkungskreis, einmal viel zu nützen, sey kein schläfriger Reichsstädtler ohne Geist und Muth, keine Kothseele vom Studententroß voll alles Leichtsinns und Kehrichts. Sey auch Deinem Bruder ein Beispiel des Fleißes, der Ordnung, der Pünktlichkeit in Geschäften, sey mild und freundlich und brüderlich gegen ihn. Einer ermuntere den Andern!"

Und an beide Brüder schrieb er einmal: „Ihr mußtet lange warten auf meinen Brief, liebe Jungen! Ich wollte immer Zeit abwarten, Euch so recht mit Muße, nach Herzenslust und der Länge und Breite nach schreiben zu können. Indeß gab immer ein Geschäft dem andern die Hand. Wirklich schreib' ich Euch Nachts in der zwölften Stunde, weil ich bis zwölf Uhr in der Kirche auftreten muß, wo unser sechszigstündiges Gebet den Anfang nimmt und morgen und die zwei nächstfolgenden Tage muß ich im Beichtstuhle zubringen."

„Meine liebsten Brüder, jeder Mensch hat sein Tagewerk und jeder Tag seine Plage. Es ist nun einmal so in dieser Welt. So tragt nun auch Euer Tagewerk; getragen muß es einmal seyn; so tragt's lieber mit Lust, macht's vollkommen und recht; macht Euch eine ernste Angelegenheit aus dem Studiren. Gebt Euch Mühe; laßt's Euch sauer werden. Die Götter verkaufen Alles um Arbeit; vor dem Tempel

der Ruhe, Glückseligkeit und Tugend stellten sie den Schweiß hin, sagten schon die blinden, alten Heiden. Tragt daher auch Eure tägliche Plage, die uns unsere Armuth auferlegt, mit Geduld. Laßt selbst sie für Euch ein Sporn zur Arbeit seyn! Wenn Ihr Euch nicht recht bildet, werdet Ihr's immer so haben, ja noch schlimmer bekommen.

Doch das wäre noch der schlechteste Grund, bloß des Brodes halber arbeiten, wie ein Scheerenschleifer, Pfannenflicker oder Holzhacker. Ihr müßt Euer Studium lieb gewinnen. Es muß Euch eine Lust seyn, die angenehmste Beschäftigung, ein Mittel, Gutes zu stiften, Andern wohlzuthun, zum allgemeinen Besten beizutragen.

Liebt einander, lebt in brüderlicher Eintracht, ermuntert einander zum Guten, theilt mit einander, was Ihr habt, seyd Brüder! Ecce quam jucundum habitare fratres in unum. —

Fürchtet vor Allem Gott! Er ist allein der Geber wahrer Glückseligkeit. Kein großer Mann ist's ohne Ihn geworden. Er demüthigt die Stolzen, Eiteln, Sein-Vergessenden. Er erhebt die Demüthigen, Ihm Gehorchenden, Ihm Vertrauenden aus dem Staube. Denkt früh und spät an Ihn, Ihm empfehlt Eure Wege, Ihn bittet täglich um seinen Allen, besonders aber uns, so nöthigen Beistand!"

Mit kindlicher Liebe hing Christoph Schmid an seiner Mutter, die als arme Wittwe in seiner Vater-

stadt Dinkelsbühl lebte. Welche Freude hatte die gute, schwergeprüfte Mutter, als ihr Christoph Schmid von Thannhausen aus sein erstes Büchlein — die Ostereier — übersandte, dem er noch das kleine Honorar beilegte, das er dafür bekommen hatte. Ja schon als Hülfspriester in Seeg suchte er seine Mutter zu unterstützen. Das geht aus einem Briefe hervor, den er ihr zu ihrem Namensfeste einmal von da aus schrieb. Er lautet:

Liebe Mutter!

Ihr Namenstag ist allemal ein rechter Freudentag für mich. Ich werde an diesem Tage Gott recht bitten, daß Er Ihnen das unaussprechlich viel Gute, das Sie an mir gethan haben, doch mit tausendfachem Segen vergelten und mir eine so liebe, gute Mutter noch recht lange erhalten wolle! Ich schicke Ihnen da auch ein kleines Goldstück, das ich schon lange auf Ihr Namensfest zusammengespart habe. Verschmähen Sie dieß kleine Geschenk nicht! Sie sehen doch zum wenigsten daraus, daß ich eine größere Lust daran habe, meiner lieben Mutter eine kleine Freude zu machen, als am Spielen, Trinken und andern Lustbarkeiten der Welt.

Ich bin mit der herzlichsten, kindlichsten Liebe

Ihr

dankbarster Sohn

Christoph Schmid.

Doch ich kehre wieder zu der Schilderung des Aufenthaltes Christoph Schmid's in Thannhausen zurück. Zwischen ihm und seinen zwei Mitgeistlichen herrschte ein ungestörtes Einvernehmen. „Man hörte," schreibt seine Schülerin, „Herrn Schulinspektor nie seine eigene Meinung geltend machen. Mit der ihm eigenen Bescheidenheit und Freundlichkeit hörte man ihn oft fragen: Nicht wahr, so wollen wir's machen? Was meinen Sie? Ward etwas beschlossen, wozu man die Hülfe des Schullehrers und Chorregenten brauchte, so wurde mein Vater gerufen. Mit der herablassendsten Güte ersuchte er ihn jederzeit um seine Mithülfe; nie, es mochte was immer für ein Dienstgeschäft seyn und wenn es auch pflichtmäßig gefordert werden konnte, verlangte er etwas im befehlenden Tone."

Den biedern Pfarrer Mayerhofer ehrte Christoph Schmid sehr hoch. Er, der stets alles Gute anerkannte, wußte die vortrefflichen Eigenschaften desselben — seinen Eifer in Verwaltung seines Hirtenamtes, seine Biederkeit und Menschenfreundlichkeit in hohem Grade zu schätzen. Er ließ keine Gelegenheit vorübergehen, ohne ihm eine Freude zu machen. Da Pfarrer Mayerhofer seinen Namenstag, den Thomastag, besonders feierte, veranstaltete Christoph Schmid ihm zu Ehren immer an diesem Tag eine kleine Festlichkeit. Als wieder einmal das Namensfest desselben herbeikam, verfertigte er mit Kaplan Singer eine Pyramide, die von Innen beleuchtet werden konnte

und auf welcher der Vorname des Pfarrers „Thomas“ in glühenden Farben prangte. Auch dichtete er eine kleine Cantate, welche Singer in Musik setzen und mit den besten Musikfreunden des Ortes und jenen Kindern, die liebliche Stimmen hatten, einüben mußte. Der Schloßgärtner mußte an Laub und Blumen hergeben, was er in seinem Glashause auftreiben konnte, und sie geschmackvoll in ein Körbchen ordnen. Als der Vorabend des Namenstages gekommen war, führten die beiden Geistlichen den greisen Pfarrer in den Saal, in dem die Festlichkeit stattfand. Schon von ferne strahlte ihm sein Name in glühender Farbenpracht entgegen. Die Musik begann und der Chor sang:

Auf ihr Brüder,
Frohe Lieder
Stimmet heute an!
Was wir tief im Herz empfinden,
Soll die Zunge laut verkünden:
Gottes Segen
Ströme nieder
Auf den besten Mann!

Nun sangen abwechselnd je ein Knabe und ein Mädchen folgendes Duett:

Knabe: Wie des Himmels Thau und Regen
Reichlich träuft auf junges Grün:
Also ströme Heil und Segen
Auf den Lebenspfad Dir hin!

Mädchen: Wie die reinste Silberquelle
Friedlich fließt durch frisches Grün;

O so ruhig still und helle
Fließe Dir das Leben hin!

Knabe: Schön ist's, wenn mit sanftem Stabe
Treu ein Hirt die Schäflein lenkt,
Sie, daß jedes Fülle habe,
Liebend schützet, nährt und tränkt.

Mädchen: O so weid' auch Deine Heerde
Lange noch, Du guter Hirt,
Durch die Wüste dieser Erde
Himmelwärts von Dir geführt!

Knabe: Schön ist's, wenn zu gold'nen Aehren
Hoch des Landmann's Saat aufschießt,
Und sein Aug' von süßen Zähren
Frommen Dankes überfließt.

Mädchen: So sollst Du, wenn all', — die starben,
Einstens wieder aufersteh'n,
Deiner Aussaat reiche Garben
Freudeweinend sammeln seh'n.

Der Chor wiederholte die letzte Strophe; hierauf trat ein Mädchen aus dem Kreise hervor und indem es mit der einen Hand auf den in glühender Farbenpracht strahlenden Namen des Gefeierten deutete, in der andern das Blumenkörbchen hielt, sang sie mit sanfter Stimme allein:

Bester Thomas, o beglücke
Dieser Farben glüh'nde Pracht
Freundlich heut mit Deinem Blicke,
Liebe hat sie angefacht.

Sieh, in diesen Flammenzügen
Glüht Dein Name hell und schön;

Mehr noch würd' er Dich vergnügen,
Könntest Du in's Herz uns seh'n!

Sieh, gefüllt mit Laub und Blüthe
Hier ein Körblein übervoll;
Voller ist uns das Gemüthe
Noch an Wünschen für Dein Wohl.

So in Tönen und in Bildern,
Müh'n wir uns, du lieber Mann,
Unsre Liebe Dir zu schildern;
Nimm, o nimm sie gütig an!

Nachdem der Chor die letzte Strophe wiederholt hatte, beglückwünschten die anwesenden Gäste, Aeltern und Kinder, den überraschten Pfarrer.

Auf eine ähnliche Weise suchte Christoph Schmid den Oberamtmann Oberst an dessen fünfzigsten Geburtstag zu erfreuen. Einige Jahre zuvor hatte Oberst seine Gattin, eine vortreffliche Frau, und seinen einzigen Sohn, einen hoffnungsvollen Knaben verloren, zwei Töchter waren noch die fast einzige Freude des Vaters. Christoph Schmid dichtete auf diese Feier ein Lied, welches die beiden Töchter dem Vater vortragen und überreichen sollten. Die genannte Schülerin schreibt hierüber: „Herr Schulinspektor brachte meinem Vater das von ihm zu dieser Feier gedichtete Lied. Mein Vater setzte es in Musik, lehrte es die Fräulein Töchter singen und übte es mit seinen Musikern ein. Wie war Oberamtmann Oberst überrascht, als die Stille auf seinem Wohnzimmer plötzlich eine rauschende Musik

unterbrach und ihn auf den Salon rief, wo er sich von mehreren verehrten Freunden umgeben sah. Seine ältere Tochter begann mit ihrer sanften Stimme das von der jüngern überreichte Lied zu singen, in welches nach jeder Strophe ein von Instrumentalmusik begleiteter Chor einfiel. Ich bin nach dem Tode der Fräulein Oberst in den Besitz dieses von des Dichters eigener Hand geschriebenen Liedes gekommen, das dem Gefeierten am 19. Februar 1806 überreicht wurde. Es lautet:

1. Froh mit Himmelsfreude
   Mit dem kindlichsten Entzücken
   In den dankerfüllten Blicken
Nahen wir Dir heute,
   Kommen und umringen
   Dich frohlockend, jubeln, singen
Und die Freude theilen gerne
Freunde nah und ferne.

Chor: Mit Jubel und mit Saitenspiel
   Stimmt Alles froh mitein
In's Lied, das Dir heut voll Gefühl
   Die guten Töchter weih'n.

2. Fünfzig Jahr' sind's heute,
   Daß am gold'nen Sonnenstrahle
   Deines Blicks zum ersten Male
Sich die Mutter freute,
   Daß sie froh Dich grüßte
   Und mit Mutterliebe küßte,
Daß Dich an das hochentzückte
Herz der Vater drückte.

3. Jenes Festes Sonne,
Das Großältern dort gefeiert,
Wird den Enkeln heut erneuert
Welche hohe Wonne!
Unsre Herzen glühen,
Ach vergebens nur bemühen
Wir uns, Vater, Dir zu sagen,
Wie so heiß sie schlagen!

4. Ihn, der Alles lenkte,
Ihn, den großen Geber ehre
Eine fromme Dankeszähre,
Daß Er Dich uns schenkte!
Er hör unser Flehen,
Diesen Tag noch oft zu sehen,
Er, der Dich uns hat gegeben,
Schenk Dir langes Leben!

5. Unser ganzes Streben
Sey, Dich niemals zu betrüben,
Dich zu ehren, Dich zu lieben,
Ganz nur Dir zu leben;
Jeder neue Morgen
Seh' die neuen, süßen Sorgen,
Dich, o Bester, zu erfreuen,
Blumen Dir zu streuen, — —

6. Blumen, bis in jene
Schönre Welt, wo unsre theuern
Lieben heut ein Fest auch feiern
Fern von Schmerz und Thräne,
Wo mit Himmelsfreude
Dich wir wieder sehen werden
An der holden, stets verehrten
Liebsten Mutter Seite!

„Ich erinnere mich noch recht wohl," fügt die Schülerin bei, „mit welcher Rührung Oberamtmann Oberst am Schlusse dem Dichter dankte, ihn umarmte und ihm die Hände drückte, der mit bescheidnem Lächeln seine Freude zu erkennen gab, seinem Freunde ein Freudenfest bereitet zu haben."

Ueberhaupt war es ein Grundzug im Charakter Christoph Schmid's die Menschen zu erfreuen und zu beglücken.

Durch die Herausgabe der biblischen Geschichte hatte Christoph Schmid die Aufmerksamkeit des Publikums zuerst auf sich gelenkt und es besuchten ihn bald manche höhergestellte Männer, theils um ihn persönlich kennen zu lernen, theils um ihm, wenn sie ihn auch bereits kannten, einen Beweis ihrer Hochachtung dadurch zu geben. So kam insbesondere Professor Sailer öfter in den Herbstferien. Er bezeichnete jedesmal in seinen Briefen an Christoph Schmid den Tag, an dem er kam, traf dann aber auch jedesmal genau ein. Christoph Schmid schrieb, sobald er Sailers Brief erhalten hatte, an Sailers Freunde und Verehrer in der Nähe, worauf sich dann immer sehr viele Geistliche und auch Laien in Thannhausen zu versammeln pflegten. Diese Versammlungen waren eine Art freier Conferenzen, in denen man sich über religiöse Gegenstände und wichtige Tagesfragen besprach. Das gegenseitige Verhältniß, das sich schon zu Dillingen zwischen Christoph Schmid und Sailer ange-

knüpft hatte, wurde allmählig in Thannhausen zu einem innigen Freundschaftsbund zwischen beiden Männern und sie standen in beständigem Briefwechsel. Als Sailer im Jahre 1806 Christoph Schmid eine seiner eben herausgegebenen Schriften zugesandt hatte, schrieb ihm der dankbare Schüler zurück:

Verehrungswürdiger, bester, theuerster Lehrer!

Sie haben mir durch Ihr freundliches Andenken an mich, durch Ihre so liebvolle Zuschrift und durch das mir gütig mitgetheilte Geschenk eine wahrhaft unbeschreibliche Freude gemacht!

Mit der innigsten Theilnahme durchlas ich diese vortreffliche Schrift — und die Gründlichkeit und Klarheit des Wissenschaftlichen sowohl, als der große, hohe Sinn und der lebendige Odem der Empfindung, der darin herrscht, ergriffen mich mächtig.

Ihr liebenswürdiges Bild schwebte mir so lebhaft vor, — es war mir, als hörte ich jedes Wort, das ich las, aus Ihrem Munde, und ich ward ganz in jene schönen, mir unvergeßlichen Zeiten versetzt, da ich noch unter Ihren Schülern saß!

Gewiß — dieses kraftvolle Wort zu seiner Zeit wird auf viele Menschenherzen ähnliche Wirkungen hervorbringen, und viel, recht viel Gutes stiften.

Mein Herr Pfarrer und dessen J. Schwester empfehlen sich Ihnen hochachtungsvoll.

Ich werde trachten, Sie — verehrungswürdiger Lehrer! der zuerst Interesse für Wissenschaft und Gefühl für das Gute in mir weckte, und ohne dessen väterliche Vorsorge ich meine Studien nicht einmal hätte fortsetzen können — den kommenden Frühling zu sehen, und Sie persönlich der lebhaftesten Empfindungen der Ehrfurcht, Liebe und Dankbarkeit zu versichern, mit denen ich bis zum Grabe seyn werde

Ihr
Verehrer und dankbarer Schüler
Chr. Schmid.

Thannhausen, den 12. Dez. 1806.

Sailer verweilte oft mehrere Tage in Thannhausen und predigte daselbst einigemale. Der verstorbene Erzbischof Demeter in Freiburg, welcher damals noch Kaplan in Rieb bei Wallbach war, besuchte Christoph Schmid sehr oft und beide machten es sich zur Aufgabe, den Schulunterricht zu verbessern; sie theilten sich gegenseitig ihre Ansichten und Plane mit und wurden die innigsten Freunde. Demeter schrieb in der Folge eine sehr geschätzte Erziehungs- und Unterrichtslehre. Auch Dombekan von Jaumann, der damals gleichfalls Kaplan in Schwendi in Würtemberg war, suchte Christoph Schmid kennen zu lernen. „Lange," sagt er in einem Schreiben, „hegte ich den Wunsch, den Verfasser der damals so hochgeschätzten biblischen Geschichte und so mancher schönen

Kinderschriften kennen zu lernen. Längere Zeit wollte sich keine Gelegenheit dazu ergeben; endlich im Jahre 1816 besuchte ich einen Freund, den Pfarrer Anwander in Winzer bei Mindelheim, und wir begaben uns miteinander nach Thannhausen. Unser Empfang war in der Schule; wir freuten uns herzlich des Schauens von Angesicht zu Angesicht und da eben bei dem biedern Pfarrer des Fleckens ein Fest gefeiert wurde, lud derselbe Christoph Schmid sammt seinen Gästen ein. Ein Umstand aus diesem Tage ist mir noch genau erinnerlich. Es war ein schöner, warmer, heller Julitag; der Himmel rein blau und nirgends ein Wölkchen. Die Landleute waren auf den Feldern eben mit Einernten beschäftigt. Wir unterhielten uns sehr angenehm; da wurde Christoph Schmid, der neben mir saß, auf einmal unruhig; es zuckte Alles an ihm und er stand mehrmals auf und blickte zum Fenster hinaus. Ich fragte, was ihn doch so sehr bewege, und zu unser Aller Verwunderung äußerte er, es werde ein Gewitter kommen; man solle die Erntefuhren beeilen. Man lachte; aber sieh! Bald erhoben sich Wolken und Blitz und Donner folgten."
Dieses Vorausfühlen der Witterung begleitete Christoph Schmid, der sehr zarte Nerven hatte, durch sein ganzes Leben. Er äußerte in seinem spätern Alter öfter: „Meine Nerven gleichen den Saiten einer Harfe, die bei nasser Witterung schlaff sind; doch bei besserer Witterung werden sie wieder straff."

In dem nahe bei Thannhausen gelegenen Damenstifte Edelstetten hielt sich damals Pahl, Herausgeber der in jenen Tagen sehr gelesenen Zeitschrift: „National-Chronik der Deutschen," später württembergischer Prälat, als Kommissär eine Zeitlang auf, um die Edeldamen aus dem Stifte, das aufgehoben wurde, zu entlassen und zu pensioniren. Auch er kam öfter nach Thannhausen, um Christoph Schmid zu besuchen, und dieser kam hinwiederum nach Edelstetten. Pfarrer Mayerhofer schüttelte darüber den Kopf und sagte zu dem Oberamtmanne Oberst: „Unser Herr Schulinspektor hat doch allerlei Bekanntschaften. Denken Sie nur, gegenwärtig kommt er sogar mit einem Herrn zusammen, der für's Erste Kommissär bei Aufhebung eines Damenstiftes, für's Zweite ein lutherischer Pastor ist und endlich vollends gar „Baal" heißt. Pahl war übrigens als Kommissär sehr human und die Stiftsdamen sprachen mit Anerkennung über die milde Art und Weise, mit der er sie behandelte und die Aufhebung vollzog. Pahl war überhaupt ein gerechter, offener und gerader Mann, der sich nicht scheute, auch auf die Gefahr hin, anzustoßen, ein freies Wort zu sprechen.

Ein gewöhnlicher Gast bei Christoph Schmid war während der Herbstferien sein ehemaliger Studiengenosse Professor Salat. Dieser war ein leidenschaftlicher Disputator. Die damals sehr beliebte und gepriesene kantische Philosophie war vielfach der Gegen-

stand ihrer Unterhaltung. Als sie eines Abends in Gesellschaft des Pfarrers darauf zu sprechen kamen, legte Christoph Schmid sehr klar die Grundsätze dieses Systems auseinander. Der Pfarrer, welcher lange und aufmerksam zugehört hatte, sagte am Ende: „Ich habe schon viel von dieser Philosophie und dem „Ding an Sich" gehört, kam aber nie recht in's Klare, was es denn eigentlich für eine Bewandtniß damit habe; auch aus den Erklärungen des Herrn Professors kam ich nicht, sie machten mich nur noch verwirrter; der Herr Schulinspektor kann es klar machen. Ich habe bisher immer geglaubt," sagte er dann, sich an Christoph Schmid wendend, „Sie könnten nur Schule halten und Erzählungen für Kinder schreiben; nun sehe ich, daß Sie auch Philosophie verstehen. Warum sagen Sie denn aber nichts davon?" Christoph Schmid war gerne stille und demüthig. Das beweist auch folgende Anekdote. Einmal kamen Christoph Schmid und Salat mit einander nach dem damals noch bestehenden Kloster Neresheim. Ein Pater führte sie im Kloster und in der Kirche umher, in der sie besonders die herrlichen Gemälde von Knoller bewunderten. Am andern Morgen begaben sie sich in die Sakristei, um die heilige Messe zu lesen. Professor Salat war ein großer, stattlicher Mann und trat ganz majestätisch auf. Die kleine Statur und das jugendliche Aussehen Christoph Schmid's stachen sehr auffallend dagegen ab; er ging ganz bescheiden hinter

Salat her. Der Meßner legte Salat die priesterliche Kleidung mit großer Dienstfertigkeit an und als er damit fertig war, sagte er zu Christoph Schmid, indem er ihm das Meßbuch reichte: „Nun Er, Kleiner, wird wohl ministriren können?“ Der Meßner kam in eine nicht geringe Verlegenheit, als Professor Salat, seinen Irrthum berichtigend, ernst sagte: „Dieser Hochwürdige Herr liest auch Messe.“ Allein Christoph Schmid nahm, da erst ein Ministrant herbeigeholt werden mußte, lächelnd das Meßbuch und diente demüthig dem großen Salat am Altare.

In der Nähe Thannhausens befand sich damals ein englischer Garten. Der Gründer desselben war ein Klostergeistlicher des ehemaligen Reichsstiftes Ursberg, Namens Ludwig Albrecht, während der Regierung Herzogs Karl von Würtemberg Hofprediger zu Stuttgart und später Stadtpfarrer zu St. Ulrich in Augsburg, ein sehr gebildeter Mann und vortrefflicher Prediger. Graf Stadion hatte das Grundstück zu Anlegung des Gartens abgetreten und man konnte ihn mit Recht eine Zierde des Mindelthals nennen. Kunst und Natur boten sich hier schwesterlich die Hand. Reinlich bekieste, vielfach verschlungene Wege führten jetzt über grüne Wiesen hin, jetzt auf sanfte, von dunkeln Tannen oder lichten Buchen beschattete Hügel, jetzt an Gemüse- und

Blumenbeeten vorüber, dann wieder durch lange, schattige Laubgänge hindurch. In dem Garten befand sich unter Anderm eine kleine Maierei und eine einsame zwischen Obstbäumen und Weinstöcken verborgene Klause, sammt einem Kirchlein. Es waren mehrere Unterhaltungsplätze darin und von Zeit zu Zeit konnte man sich auf bequeme Ruhebänke niederlassen. Ein kleiner rieselnder Bach bewässerte den Garten und mehrere prächtige Eichen beschatteten ihn. An den einsamst gelegenen Plätzchen sah man auch sinnvolle Denkmale, theuern Verstorbenen gewidmet. Das eine dieser Todesdenkmale war der Gattin des Oberamtmannes Oberst, das andere ihrem Söhnchen, auf Veranlassung Christoph Schmid's, errichtet worden. Im tiefen Dunkel, von Trauerweiden beschattet, erinnerten sie mitten in diesem reizenden Garten an den Ernst des Lebens, an Tod und Unsterblichkeit.

Von einem der höchstgelegenen Hügel des Gartens aus hatte man eine herrliche Fernsicht in das schöne Mindelthal. Man erblickte von da die Stadt Mindelheim, die ehemalige alte Reichsabtei Ursberg, das gräflich Fugger'sche Schloß Kirchheim und viele freundliche Dörfer mit ihren Kirchthürmen. Ganz im Hintergrunde erhoben sich die grünen Berge des Allgäu's und hinter diesen die beschneiten Gipfel der Tyroleralpen. In diesem wahrhaft englischen Garten brachte Christoph Schmid gerne seine freien Stunden zu, entweder allein durch die schattigen Laubgänge wan=

delnd oder an der Seite liebender Freunde, die sich hier öfter zur schönen Jahreszeit versammelten und kleine Familien= und Musikfeste veranstalteten. Auch die Schulkinder führte Christoph Schmid öfter in diesen schönen Garten und die Sonntagsschüler durften ihn allein besuchen. Eines Sonntags Nachmittags, da er eben wieder darin lustwandelte und vor einer dicht beschatteten Laube vorbeikam, hörte er in derselben laut lesen. Er schlich sich in die nächste Nähe der Laube, und bemerkte, daß mehrere Sonntagsschülerinnen hier bei einander saßen und eine derselben aus einem Büchlein vorlas und daß einige Mädchen während des Vorlesens sogar Thränen vergoßen. Um sich zu überzeugen, was den Gegenstand ihrer geselligen Unterhaltung bilde, trat er zur großen Ueberraschung der kleinen Gesellschaft, die ihn nicht bemerkt hatte, in die Laube und fragte nach dem Inhalte des Buches. Es wurde ihm geboten. Es enthielt die Geschichte der Landgräfin Genovefa, wie sie damals gar häufig in den Marktbuden auf dem Lande verkauft wurde. Der freundliche Lehrer bat sich das Büchlein einige Zeit lang aus, arbeitete die Geschichte auf eine für Kinder passende Weise um, und es währte nicht sehr lange, so brachte er die von ihm neu bearbeitete, liebliche Erzählung mit in die Sonntagsschule, und las sie vor.

Christoph Schmid trug als Naturfreund selbst Vieles zur Verschönerung dieses Parkes, der leider

längst der Axt und der Pflugschar hat weichen müssen, bei. Er verfaßte auch eine kleine Idylle, in der er die einzelnen Schönheiten desselben in sinniger Weise schildert. Sie erschien im Jahre 1840 zu Augsburg in der J. Wolff'schen Buchhandlung unter dem Titel: „Der Fremde in dem englischen Garten zu Thannhausen an der Mindel." Freunde der Poesie werden, wenn sie diese Idylle lesen, dem schönen Dichtertalent des Verfassers der Ostereier auch neben seiner kindlichen Muse ihre Anerkennung zollen müssen. Der Dichter sagt am Schlusse derselben:

Blühe, o Garten denn fort, ein Denkmal reinen Gefühles,
Wenn uns die Erde bedeckt, auch noch dem Folgegeschlecht!
Seyd mir noch alle gegrüßt, ihr edeln, fühlenden Seelen,
Deren Sinn für Natur diese Gefilde verschönt!
Glücklich, wer so am Busen der reichen, liebenden Mutter
Seiner Sorgen vergißt, sich von Geschäften erholt,
Rings in der Schönheit der Welt den Tempel der Gottheit erblicket,
Und am Grabmal des Freund's schönerer Welten sich freut!

---

9. Christoph Schmid verläßt Thannhausen und wird Pfarrer in Oberstadion in Württemberg.

Beinahe zwanzig Jahre hatte Christoph Schmid auf diese und andere Weise segensreich in Thannhausen gelebt und gewirkt. Er hatte während dieser Zeit einen Ruf als Professor der Pädagogik und Aesthetik

an das neuerrichtete Lyceum in Dillingen erhalten. Allein einestheils wegen seiner damals sehr angegriffenen Gesundheit, anderntheils, weil er überzeugt war, daß er als Jugendschriftsteller seinem Vaterlande am meisten in seiner gegenwärtigen Stellung nützen könne, konnte er sich nicht entschließen, dieser Einladung zu folgen. Nun aber wurden die Pfarrstellen und Benefizien in Bayern sehr hoch besteuert; auch Christoph Schmid hatte von seinem kleinen, bisher steuerfreien Frühmeßbenefizium eine ganz unverhältnißmäßige Steuer zu bezahlen. Seine Schriftstellerei gewährte ihm wohl einigen Nebenverdienst, reichte aber doch nicht hin, den jährlichen Ausfall zu decken, da er noch eine arme Mutter und mehrere unversorgte Geschwister zu unterstützen hatte. Er sah sich daher genöthigt, seine Stelle zu Thannhausen aufzugeben und eine andere, einträglichere zu suchen. Er meldete sich mehrmals um eine Pfarrstelle, zuletzt um eine wenig bedeutende Dorfpfarrei, wurde aber allemal abgewiesen. Dieß erregte Aufsehen. Es war bekannt, daß Christoph Schmid die biblische Geschichte für die Schulen Bayerns verfaßt und seine Distriktsschule zu einer Musterschule erhoben hatte. Man vermuthete geheime Ursachen. Allein die einzige Ursache war ein unrichtiger Zeitungsartikel. Es kam so: Der damalige neue Schulplan des Oberkirchenrathes Wismayer war öffentlich bekannt gemacht worden und wurde von Vielen, besonders von Norddeutschen ver-

werflich gefunden. Der berühmte Philolog Voß, der nach Bayern berufen worden war, hatte diesen Ruf abgelehnt, weil er nach diesem Studienplane unmöglich lesen könne. Christoph Schmid hatte ein Dekret als Professor der Pädagogik und Aesthetik in Dillingen erhalten, nahm aber aus den bereits genannten Gründen die Stelle nicht an. Da wurde aber in den Zeitungen bekannt gemacht, Christoph Schmid habe nicht wegen seiner Gesundheit, sondern weil der neue Studienplan ihm nicht zusage, die Professur nicht annehmen wollen. Diese Bekanntmachung stieß den Oberkirchenrath Wismayer, zumal in seiner damaligen Bedrängniß, sehr vor den Kopf. Er war bisher Christoph Schmid geneigt, sonst hätte er ihn nicht wiederholt eingeladen, die Professorsstelle anzutreten. Von nun an wurde er ihm abgeneigt, und unter den damaligen Verhältnissen war in Bayern kein Aufkommen mehr für Christoph Schmid.

Während er nun eines Abends nachsinnend über seine Lage zu Hause saß, brachte der Ortsbote einen Brief. Dieser war von Herrn von Jaumann, der damals Dompfarrer in Rottenburg, in Württemberg, war. Er schrieb ihm, daß der bisherige Pfarrer in Oberstadion in Württemberg gestorben sey und ermunterte ihn, den Grafen von Stadion, der diese einträgliche Stelle zu vergeben habe, um Verleihung derselben zu bitten. Er versicherte Christoph Schmid, man werde ihn in Württemberg mit Freuden auf-

an das neuerrichtete Lyceum in Dillingen erhalten. Allein einestheils wegen seiner damals sehr angegriffenen Gesundheit, anderntheils, weil er überzeugt war, daß er als Jugendschriftsteller seinem Vaterlande am meisten in seiner gegenwärtigen Stellung nützen könne, konnte er sich nicht entschließen, dieser Einladung zu folgen. Nun aber wurden die Pfarrstellen und Benefizien in Bayern sehr hoch besteuert; auch Christoph Schmid hatte von seinem kleinen, bisher steuerfreien Frühmeßbenefizium eine ganz unverhältnißmäßige Steuer zu bezahlen. Seine Schriftstellerei gewährte ihm wohl einigen Nebenverdienst, reichte aber doch nicht hin, den jährlichen Ausfall zu decken, da er noch eine arme Mutter und mehrere unversorgte Geschwister zu unterstützen hatte. Er sah sich daher genöthigt, seine Stelle zu Thannhausen aufzugeben und eine andere, einträglichere zu suchen. Er meldete sich mehrmals um eine Pfarrstelle, zuletzt um eine wenig bedeutende Dorfpfarrei, wurde aber allemal abgewiesen. Dieß erregte Aufsehen. Es war bekannt, daß Christoph Schmid die biblische Geschichte für die Schulen Bayerns verfaßt und seine Distriktsschule zu einer Musterschule erhoben hatte. Man vermuthete geheime Ursachen. Allein die einzige Ursache war ein unrichtiger Zeitungsartikel. Es kam so: Der damalige neue Schulplan des Oberkirchenrathes Wismayer war öffentlich bekannt gemacht worden und wurde von Vielen, besonders von Norddeutschen ver-

werflich gefunden. Der berühmte Philolog Voß, der nach Bayern berufen worden war, hatte diesen Ruf abgelehnt, weil er nach diesem Studienplane unmöglich lesen könne. Christoph Schmid hatte ein Dekret als Professor der Pädagogik und Aesthetik in Dillingen erhalten, nahm aber aus den bereits genannten Gründen die Stelle nicht an. Da wurde aber in den Zeitungen bekannt gemacht, Christoph Schmid habe nicht wegen seiner Gesundheit, sondern weil der neue Studienplan ihm nicht zusage, die Professur nicht annehmen wollen. Diese Bekanntmachung stieß den Oberkirchenrath Wismayer, zumal in seiner damaligen Bedrängniß, sehr vor den Kopf. Er war bisher Christoph Schmid geneigt, sonst hätte er ihn nicht wiederholt eingeladen, die Professorsstelle anzutreten. Von nun an wurde er ihm abgeneigt, und unter den damaligen Verhältnissen war in Bayern kein Aufkommen mehr für Christoph Schmid.

Während er nun eines Abends nachsinnend über seine Lage zu Hause saß, brachte der Ortsbote einen Brief. Dieser war von Herrn von Jaumann, der damals Dompfarrer in Rottenburg, in Württemberg, war. Er schrieb ihm, daß der bisherige Pfarrer in Oberstadion in Württemberg gestorben sey und ermunterte ihn, den Grafen von Stadion, der diese einträgliche Stelle zu vergeben habe, um Verleihung derselben zu bitten. Er versicherte Christoph Schmid, man werde ihn in Württemberg mit Freuden auf-

selbe gerne in gutem Stande erhalten wüßte, können Sie sich leicht denken. Ich empfehle sie daher Ihrer besondern Aufmerksamkeit und bitte Sie, auf Ihrer nächsten Reise an Thannhausen nicht vorbeizugehen. Ich weiß es aus Erfahrung, daß ein Besuch von Ihnen den Eifer der Lehrer und Schüler immer neu belebt."

„Ueberdieß muß ich Ihnen noch einen besondern Wunsch vortragen. Sowohl Herr Pfarrer und ich, als auch die ganze Gemeinde Thannhausens wünscht, daß mein Herr Mitkaplan Singer in meine Stelle eintreten könnte. Da Herr Singer ein Freund und Kenner des Schulwesens ist und vorzügliche Talente zum Unterricht hat, so könnte er die Aufsicht über die hiesige Schule am besten fortführen. Käme hingegen, wie es bei dergleichen Benefizien zu geschehen pflegt, ein alter, ausgedienter Mann hin, so würde es, da der Herr Pfarrer bereits altert und Herr Kaplan dann mit der Seelsorge einer Pfarrei von 1600 Seelen genug zu thun hätte, um die Schule so gut als geschehen seyn. Ich bitte Sie daher herzlichst, lassen Sie sich doch die Kinder empfohlen seyn und tragen Sie Alles bei, was Sie nur immer können, meinen Wunsch zu erfüllen."

An die Pfarrer seines Schuldistrikts, die zugleich Lokalschulinspektoren waren, und an die Schullehrer, richtete Christoph Schmid folgendes Abschiedsschreiben:

Hochwürdige, Hochzuverehrende Herren Schulinspektoren!

Wertheste Herren Lehrer!

Indem der unterzeichnete Distriktsschulinspektor seine Stelle verläßt,

dankt er mit gerührtem Herzen den Herren Lokal-Schulinspektoren für die vielen Beweise von Achtung und Zutrauen, womit Sie ihn beehrten, bezeugt den Herren Schullehrern seine Zufriedenheit für die Bereitwilligkeit und den redlichen Eifer, womit sie ihre Schulen zu vervollkommnen suchten,

empfiehlt die Kinder, in deren Mitte er bei den öffentlichen Prüfungen die vergnügtesten Stunden genoß, der treuen Obsorge der Herren Schulinspektoren und Lehrer, woran sie es eingedenk der Worte des göttlichen Kinderfreundes: „Was Ihr einem aus diesen Mindesten thut, habt Ihr Mir gethan", nie werden fehlen lassen, und sagt den Herren Inspektoren, Schullehrern und auch den Kindern das herzlichste Lebewohl. Er schließt mit der Versicherung, daß er auch in der Ferne Sie im Herzen tragen und stets mit Achtung und Liebe Ihrer gedenken werde. Gott der Allmächtige und Jesus Christus unser Herr und Heiland segne Sie Alle!

Thannhausen, den 3. März 1816.

Den Schulen seines Distrikts schenkte Christoph Schmid als Andenken mehrere hundert Exemplare

seiner biblischen Geschichte, den Lehrern einzelne pädagogische Schriften.

Von der Gemeinde Thannhausen nahm er, als er seine letzte Predigt hielt, persönlich Abschied. Aus dieser einfachen, herzlichen Rede mögen einzelne Stellen hier stehen. Man kann auch daraus entnehmen, in welch innigem Verhältnisse Christoph Schmid mit dieser Gemeinde gestanden ist. Er sagte im Eingange: „Es sind nahezu zwanzig Jahre, seitdem ich zum erstenmale diese heilige Stätte betrat; es war am heiligen Christtage 1796. Ich begrüßte Euch mit dem freundlichen Gruße: Ich verkünde Euch eine große Freude 2c. 2c. Ach, wie Vieles erlebten wir seit jener Zeit mit einander! Wie Viele, die damals noch meinen Gruß vernommen, sind nicht mehr! Ja wir sind nur Pilger auf dieser Erde, wir haben keine bleibende Stätte; Alles ist vergänglich. Was können wir anders thun als aufblicken zu Dem, der allein unvergänglich ist und ganz auf Ihn vertrauen!" Hierauf legte er seinen Zuhörern die Befolgung der drei christlichen Haupttugenden, Glaube, Hoffnung und Liebe an das Herz und wendet sich alsdann an die einzelnen Stände. „Euch, Ihr lieben Kinder", fuhr er fort, „empfehle ich dem göttlichen Kinderfreunde, Jesus Christus. Er hat seine größte Freude an den Kindern. Er hat Euch herzlich gerne. O bleibt bei Ihm und seyd Ihm alle Zeit treu! Seyd auch Euern Aeltern recht gehorsam und ehret sie. Lernet

fleißig in der Schule und befolget die Lehre, die Ihr bisher von mir empfangen habt und die Ihr noch empfangen werdet. Bewahret Eure Herzen rein von allem Bösen, bewahret Eure Unschuld; sie ist Euer köstlichstes Kleinod. Jesus Christus, der göttliche Kinderfreund, wird sie Euch bewahren helfen; o bleibet und werdet recht fromm und gut, damit einst Eure Aeltern und alle guten Menschen Freude an Euch erleben!"

Und ihr Jünglinge und Jungfrauen! Wie könnte ich Euch heute noch Alles wiederholen, was ich Euch so oft gesagt habe! Nur kurz will ich meine Ermahnungen und Wünsche in diese Worte zusammenfassen: Ihr seyd es, die ich von Eurer zartesten Jugend an unterrichtet habe. Ihr wißt es gewiß noch, wie ich Euch, so gut ich es vermochte, Eurem göttlichen Kinderfreunde zuführte. Denkt heute zurück an Eure erste heilige Kommunion! Wie rührten mich damals Eure Thränen; sie sagten mir, wie voll Andacht und Liebe gegen Gott Eure Herzen waren. Erneuert diese Empfindungen wieder! Ihr seyd jetzt in der Blüthe der Jahre, aber auch in dem Alter, in dem die Versuchungen zum Bösen am heftigsten und gefährlichsten sind. Ihr lebet in einer Zeit, in der Unzucht, Wohllust und Schandthaten aller Art überhand genommen haben. O lasset Euch nicht hinreißen von den Reizen der Sünde, hütet Euch vor Verführung! Es sind viele unter Euch, besonders

unter den Jungfrauen, welche noch rein und unschuldig sind. O bleibet treu Eurem Heilande, werdet täglich noch besser, bewahret Eure Herzen rein und unbefleckt! Sprechet zu der unreinen Begierde: du bist zu schlecht für mich; ich kenne etwas Besseres: Unschuld, Reinigkeit und Herzensruhe. Sie seyen mein Erbtheil, meine Zierde! Seyd und bleibet gut, dann seyd und bleibet Ihr auch glücklich! Bittet täglich um die Gabe der Beharrlichkeit im Guten und betet auch für diejenigen, welche auf Irrwegen sind, daß der liebe Gott sie auch auf den rechten Weg führen möge. Viele sind unter Euch, die ich unterrichtete. Möge keines verloren gehen! Noch einmal, bewahret meine Lehren, werdet recht gut, dann seyd Ihr die Freude der Engel, die Freude Eurer Aeltern und aller guten Menschen!

Christliche Aeltern! Was ich Euch schon so oft gesagt habe, sage ich Euch heute zum letztenmale. Erziehet Eure Kinder christlich und in der Furcht Gottes; gebet Acht auf sie und sorget, daß sie nicht verführt werden; laßt sie nicht überall herumlaufen, damit sie nicht in böse Gesellschaften gerathen. Schicket sie fleißig in die Schule und in den christlichen Unterricht, aber denket ja nicht, daß es hiemit schon gut sey. Wir Lehrer können sie nur unterrichten und ermahnen. Ihr aber müßt sie erziehen; müßt einen guten, festen Grund in Ihre Herzen legen, dann kann man erst gute Menschen aus ihnen machen; ja

Eure Kinder empfehle ich Euch ganz besonders an, sie sind Euer größter Schatz, den Euch der liebe Gott anvertraut hat. Bewahret sie für Gott und gehet ihnen vor Allem mit gutem Beispiel voran; lebet in Liebe und Eintracht mit einander und da, wo bisher Unfriede herrschte, da kehre der Friede ein! Seyd eingedenk der Treue, die Ihr einander am Altare vor Gottes Angesicht versprochen habt; reicht einander die Hände und gelobet einander auf's Neue Liebe, Frieden und Treue! Nur dann kann Gottes Segen auf Euch und Euren Kindern ruhen.

Ihr Dienstboten seyd gehorsam Euren Herrschaften; seyd treu und redlich, entwendet nicht das Geringste; vertragt Euch wie Kinder des Hauses!

Ihr Herrschaften seyd nie rauh und hart gegen Eure Dienstboten! Denkt, daß sie sich viel plagen müssen; behandelt sie sanft und gutmüthig. Sorgt nicht bloß für Ihr zeitliches Wohl, für Kost und Lohn, sondern auch für Ihr ewiges Seelenheil; haltet sie wie Eure eigenen Kinder!

Und Ihr Greise, deren Angesicht ich wohl nicht mehr sehen werde, Euch rufe ich zu: Wenn Ihr vielleicht den schönsten Theil Eures Lebens der Welt und nicht Gott gewidmet habt, so zaudert nicht länger, fanget heute noch an und weihet Euch ganz Gott, damit Ihr, wie Simeon einst sagen könnet: „„Nun, o Herr, entläßest Du Deinen Diener im Frieden!““

Vergesset Ihr Alle, meine Zuhörer, nicht, was ich heute, das letztemal, zu Euch gesprochen habe!

Allen, die mir Gutes erwiesen haben, danke ich hier öffentlich, besonders danke ich Euch für die Aufmerksamkeit, mit der Ihr mir zugehört habt, für die Beweise der Liebe, welche Ihr besonders in der letzten Zeit meines Hierseins mir gegeben habt. Gott wird Euch Alles vergelten! Wie sehr fühle und wünsche ich, daß ich noch viel mehr Gutes hätte thun können, allein es ist Euch bekannt, daß ich noch viele auswärtige Schulen zu beaufsichtigen hatte und deshalb meine Kräfte Euch nicht ungetheilt widmen konnte. Wenn ich also wegen auswärtiger Geschäfte das Eine und Andere versäumt haben sollte, so habt Nachsicht mit mir. Ich werde auch noch aus der Ferne auf Euch zu wirken suchen und die Bücher, welche ich geschrieben habe, werden auch noch Euren Kindern zukommen. Es sind auch Viele unter Euch, die mir Ihr ganzes Zutrauen schenkten, deren Gewissensfreund ich war; der liebe Gott wird für sie sorgen.

Sollte ich eines unter Euch ohne mein Wissen und gegen meinen Willen beleidigt haben, so bitte ich hier öffentlich um Verzeihung. Denen, die mich beleidigt haben, habe ich schon längst verziehen. Mein Herz kennt keinen Groll. Wir wollen in Liebe und Friede von einander scheiden. Gedenket auch meiner und betet für mich, wie ich für Euch bete. O wie wird es mich freuen, wenn ich in der Ferne von

Euch höre, daß Ihr noch fromm und gut seyd; und wie traurig würde es für mich seyn, wenn ich hören müßte, das die vielen Ermahnungen Eurer Seelsorger fruchtlos seyen, daß Ihr in Sünde verfallen seyd! Gott wolle das verhüten!

Und nun lebet wohl und empfanget zum letzten Mal noch meinen priesterlichen Segen!

Segne, o Gott, die Kinder und bewahre Ihre Unschuld,

segne alle Jünglinge und Jungfrauen, daß sie rein und keusch leben,

segne die Aeltern, daß sie ihre Kinder christlich erziehen,

segne die Greise, daß sie einst getrost sterben,

segne die ganze Gemeinde,

segne ihren treuen Seelenhirten und seinen würdigen Mitarbeiter,

segne die weltliche Obrigkeit,

segne den König, den Grafen, ganz Bayern, mein bisheriges, so geliebtes Vaterland, segne ganz Deutschland! Gott erbarme sich Eurer und verzeihe Euch Eure Sünden! Es segne Euch der allmächtige, allbarmherzige Gott, der Vater, der Sohn und der heilige Geist! Amen.

Am folgenden Tage reiste Christoph Schmid ab. „Als der Reisewagen", schreibt seine Schülerin, „bereit stand, versammelte sich die ganze männliche Jugend-Thannhausens, was Pferde auftreiben konnte.

Zwei Kutschen, worin die geistlichen und weltlichen Beamten saßen, warteten auf den Scheidenden, um ihn mit den reitenden Jünglingen zwei Stunden weit bis Krumbach begleiten zu können. Sein letzter Gang war in die Schule, wo er meinem Vater und den Schulkindern noch einmal das letzte Lebewohl sagte. Dann stieg er ein. Nun schrien und weinten alle Kinder zusammen und baten meinen Vater, sie zu entlassen. Der ganze große Platz vor der Wohnung Christoph Schmid's wimmelte von Kindern und Erwachsenen. Die Kinder und viele viele Erwachsene weinten, ja schluchzten laut und liefen noch weit hinaus auf die Straße dem Zuge nach, bis Wagen und Reiter aus ihren Augen verschwanden."

---

8. Christoph Schmid als Pfarrer in Ober-Stadion.

Im Frühlinge 1816 kam Christoph Schmid in Oberstadion an. Es ist dieses ein großes Pfarrdorf in Oberschwaben, drei Stunden von der Stadt Biberach entfernt. Der Graf von Stadion besitzt hier ein ansehnliches Schloß, von dessen Fenstern aus man weithin das schöne, fruchtbare Donauthal und viele Ortschaften übersehen kann. Im Hintergrunde erhebt sich die schwäbische Alp. Dieses Schloß ist das Stammschloß des alten und in der deutschen Ge-

schichte berühmten Geschlechtes der Grafen von Stadion, ehemals Stadegun genannt.

Der erste Gang Christoph Schmid's nach seiner Ankunft in Oberstadion war in die Kirche, um hier den Segen des Himmels auf sich und seine Gemeinde herabzuflehen. Er freute sich, ein würdiges Gotteshaus zu finden; denn die Kirche ist groß und im altdeutschen Style erbaut, auch besitzt sie mehrere werthvolle altdeutsche Gemälde; desgleichen Büsten und Standbilder aus der Blüthe der Holzschneidekunst, und einen Flügelaltar von Jörg Stocker aus Ulm (1547).

Den Pfarrhof traf Christoph Schmid sehr verwahrlost an. Seine beiden Vorfahrer, welchen als Zehentherren die Baupflicht oblag, hatten wenig, fast gar nichts für die Unterhaltung des großen Pfarrhauses gethan. Christoph Schmid mußte daher sogleich Zimmerleute und Maurer kommen lassen, um das Gebäude wohnlicher zu machen. Damit er seiner Muße ungestörter leben könne, ließ er sich auf dem geräumigen Boden des Hauses ein kleines, gegen Morgen gelegenes Studirzimmer herrichten. Hier schrieb er in freien Stunden mehrere seiner Erzählungen. Anfangs blieb ihm jedoch nur wenig Zeit zu literarischen Arbeiten übrig. Es war außer ihm nur noch ein Geistlicher als Kaplan in Oberstadion angestellt; die Pfarrei zählte über 1300 Seelen und hat mehrere entlegene, zum Theil sehr große Filiale. Ueberdieß mußte Christoph Schmid die neuen Ver-

hältnisse, die ihm fremden Verordnungen in Würt=
temberg erst kennen lernen. Er trat sein neues Amt
als Pfarrer mit Muth und Freude an. In der
ersten Predigt, die er hielt, sagte er zu seinen
Pfarrkindern: „Es ist eine große Freude für mich,
daß ich Euch, durch eine Fügung der göttlichen
Vorsehung hierher versetzt, das Erstemal als Euer
Pfarrer das Wort Gottes verkünden kann. Zwar
komme ich ganz fremd aus einem andern Lande, aus
Bayern, hierher zu Euch, und ihr Alle habt mein
Angesicht vor wenigen Tagen das erstemal gesehen.
Allein wir sind einander doch nicht fremd. Wir haben
Einen Vater im Himmel, sind durch das Blut Eines
Erlösers losgekauft, durch Einen heiligen Geist ge=
heiligt, leben im Schooße der Einen katholischen
Kirche, sind zu Einem ewigen Leben bestimmt. Ja
wir gehen von nun an einander sehr nahe an. Nicht
umsonst heißt Ihr meine Pfarrkinder. Ein Pfarrer
soll nach Gottes und Jesu Willen der väterliche
Freund seiner Gemeinde, die Pfarrangehörigen sollen
wie Kinder gegen ihn gesinnt seyn. Euer Pfarrer
ist dazu verordnet, Euch auf der Reise dieses Lebens
den rechten Weg zum Himmel zu zeigen.“ Hierauf
ermahnte er seine Pfarrkinder, fleißig das Wort
Gottes, das er ihnen im Auftrage des Bischofes ver=
künde, anzuhören. Dieser Mahnung bedurfte es in=
dessen nicht. Die liebevolle Freundlichkeit, welche
Christoph Schmid wie angeboren war, hatte ihm so=

gleich aller Herzen gewonnen. Freudig eilten die Pfarrangehörigen an Sonn- und Feiertagen herbei, um das Wort Gottes aus seinem Munde zu vernehmen. Christoph Schmid bereitete sich immer sehr fleißig auf die Predigten, die er hielt, vor. Er schrieb die meisten wörtlich nieder und trug sie bei seinem trefflichen Gedächtnisse eben so vor. Unter seinen hinterlassenen Schriften finden sich eine Menge Kanzelvorträge aus dieser Zeit. Sie sind im Geiste des heiligen Johannes gehalten. Der Grundton darin ist die Liebe. Er läßt sich in diesen Reden ganz zu dem Volke herab. So führt er z. B. in einer dieser Reden, in der er von der Güte Gottes gegen die Menschen sprach, seine ländlichen Zuhörer gleichsam an der Hand in ihrem eigenen Hause umher. „Siehe", heißt es darin, „Dein Gott hat Dir Gaben bescheert in Deinem Stadel, denn Dein Gott ist es, der ihn mit reichem Segen voll gefüllt hat; in Deinem Stalle, den Gott ist es, Der auch dem Vieh Gedeihen geben und es vor Seuchen und Unglück bewahren muß. Die Beweise der Vaterliebe Gottes hast Du täglich in Händen; denn die schweren Getreidegarben, die so oft durch Deine Hände gehen, sind Seine Gaben; das Heu, das so oft Deine Arme füllt, siehe es ist Seine Gabe; der Flachs, mit dem Du so viel umgehst, der Faden, der beim Spinnen durch Deine Finger geht, ist Seine Gabe; das Holz, das Deine Speise kocht und Deine Stube im Winter warm macht, ist Seine Gabe. Sonne,

Mond und Sterne, Wolken, Thau und Regen, der Himmel über Dir, die Erde unter Dir predigen Dir als so viele Zeugen Gottes Vaterliebe. Ja selbst Dein Auge, mit dem Du alle diese Wunder Seiner Güte ansiehst, und die Hand, mit der Du Seine Gaben empfängst, sind Gaben Seiner Liebe." Christoph Schmid liebte es, wie schon weiter oben bemerkt, Locales in seine Reden einzuziehen. Er sprach z. B. einmal an einem Kirchweihfeste von der Gründung der Pfarrei und der Kirche, wobei er auf die in der Kirche befindlichen Grabsteine der edeln Ritter hinwies, welche die Kirche erbaut und dotirt hatten und die Zuhörer zum Gebete für sie aufforderte; an einem Bruderschaftsfeste erklärte er die Entstehung und Einführung der Bruderschaft in der Pfarrei mit allen einzelnen Nebenumständen. Dadurch gelang es ihm, die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer rege zu erhalten und sie für die höhern Zwecke, die er dabei erreichen wollte, empfänglicher zu machen. Ebenso lud er an Festtagen zuweilen fremde Prediger ein. Seine Absicht dabei war, die nur zu leicht erschlaffende Aufmerksamkeit des Volkes auf's Neue anzufeuern.

Die Schule besuchte Christoph Schmid alle Tage, um Religionsunterricht zu ertheilen. Die christliche Lehre an den Sonntagen Nachmittags hielt er, auch als er später einen Vikar auf seine Kosten genommen hatte, immer selbst. Er erklärte nur wenig, dieses Wenige aber sehr ausführlich und klar, fragte dann ab und suchte

auf diese Weise die christlichen Wahrheiten gleichsam festzunieten im Gedächtnisse und Herzen der Jugend. Gerne pflegte er Erzählungen sowohl aus dem Leben der Heiligen, als aus dem gewöhnlichen Leben in seine Vorträge zu verweben. Durch die ihm ganz eigene Gabe, Geschehenes zu schildern und auszumalen, fesselte er die Aufmerksamkeit der sonst flüchtigen Jugend in hohem Grade. Manche an sich trockene Geschichte gewann in seinem Munde an Interesse, und er wußte immer diejenige Seite hervorzuheben, welche rührend und bestimmend auf das Herz und den Willen einwirkte.

Die Oelbergbetrachtungen, welche Christoph Schmid in Thannhausen während der Fastenzeit an den Donnerstagen Abends gehalten hatte, führte er auch in Stadion ein. Auch hier war diese Andacht außerordentlich besucht. Nicht bloß aus der Pfarrei Stadion, auch aus andern, nahe gelegenen Pfarreien kamen viele Andächtige, um daran Theil zu nehmen. Da es meist dunkel wurde, bis dieser Gottesdienst vorüber war, so pflegte ein Mann eine Laterne oder eine Fackel den Heimkehrenden vorzutragen, die ihm betend nachfolgten. Man konnte an den Donnerstagen Abends während der Fastenzeit viele Gruppen laut betender Landleute mit Lichtern von Stadion aus über Berge und auf der Ebene nach Hause ziehen sehen.

Die Einkünfte der nicht unbedeutenden Kirchenstiftung, die sich zu Stadion befindet und welche im

Jahre 1458 von Ritter Hans von Stadion gemacht worden war, verwandte Christoph Schmid als Vorstand des Stiftungsraths ganz im Sinne der Stifter, ebenso verwaltete er die Armenstiftung daselbst sehr weise, indem er stets darauf drang, daß nur würdige Arme und Kranke daraus unterstützt wurden. Dabei unterließ er es nicht, aus eigenen Mitteln arme Kranke zu erquicken. Er konnte jetzt, da er ein reichlicheres Einkommen hatte, noch mehr Gutes thun. Viele arme Kranke erhielten Wein und kräftige Speisen vom Pfarrhause aus. Die Schwester Christoph Schmid's, welche immer selbst kochte, schämte sich nicht, solchen Kranken Fleisch und Suppe vom Heerde hinweg eigenhändig in ihre Hütten zu bringen; zugleich ermahnte sie dieselben, ihre Leiden geduldig und im Aufblicke zu Gott zu ertragen. Auch für wohlhabende Kranke, denen es zwar nicht an Mitteln fehlte, deren Angehörige aber keine Krankenkost zu bereiten verstanden, kochte sie im Auftrage ihres Bruders stärkende Speisen.

Besonders viel Gutes hat Christoph Schmid im Theurungsjahre 1817 gethan. Er schreibt darüber: „Es war ein schreckliches Jahr; die Getreidepreise stiegen ungeheuer. Ein Wohlthätigkeitsverein wurde angeordnet, eine sehr wohlthätige, sehr weise Anstalt. Gott wolle die hochselige Königin Katharina in jener Welt dafür belohnen. Mir wurde ein eigener Bezirk angewiesen. Ich arbeitete mit Lust, ja mit Feuer. Meine Mitgeistlichen, Schullehrer, Schulabspiranten,

ja sogar weibliche Hände, mußten die Berichte, Vorschläge, Tabellen und Anfragen, die ich verfaßte, abschreiben. Es geschah wahrhaft Gutes, das mich innig freut."

Als die Noth vorüber war, wurde Christoph Schmid wegen seiner Sorgfalt für die Armen von den Regierungsbehörden in einem besondern Schreiben belobt.

Noch mehr hatte er durch seine aufopfernde, von jeglicher Nebenrücksicht freie Wohlthätigkeit die Herzen seiner Pfarrangehörigen gewonnen. Sie kamen ihm mit Liebe und Hochachtung entgegen und waren stolz darauf, einen so eifrigen Seelenhirten zu haben. Diese Anhänglichkeit äußerten sie unter Anderm einmal auf folgende, ächt ländliche Weise. An das Pfarramt war ein amtliches Schreiben gekommen mit der Weisung, irgend einen alten, frommen Gebrauch in der Kirche abzustellen. Der Weisung war die Drohung beigefügt: der Pfarrer habe, wenn er sich säumig in der Sache zeige, eine empfindliche Strafe zu gewarten. Christoph Schmid las dem Gemeinderath das amtliche Schreiben vor. Als er damit fertig war, erhoben sich alle Gemeinderäthe höchst entrüstet, schlugen mit den Fäusten auf den Tisch und riefen: „Nur anrühren soll man Sie, Herr Pfarrer, nur anrühren!" Die Bauern waren nämlich der Meinung, unter dieser empfindlichen Strafe, womit das amtliche Schreiben den Pfarrer bedrohte, sey eine körperliche Züchtigung verstanden. Christoph Schmid schilderte diese

Scene, welche ihn sehr ergötzte, wortgetreu in seinem Berichte an die Regierungsbehörde. Es kam keine Antwort mehr; der alte Gebrauch blieb bestehen.

Unter den Pfarrkindern Christoph Schmid's gab es freilich auch solche, welche nicht auf seine Ermahnungen hörten und ihn durch ihren ärgerlichen Lebenswandel betrübten. Wie seufzte er, wie angegriffen und blaß sah er jedesmal aus, wenn er von dem einen oder andern seiner Pfarrangehörigen etwas Nachtheiliges oder Aergerliches hören mußte! So verursachte ihm, wie er erzählte, ein Mann in seiner Gemeinde lange Zeit hindurch großes Herzeleid. Dieser verübte viele sehr schlaue Streiche und Diebstähle. Er kam einigemale in das Arbeitshaus. Kein Ermahnen und Zureden half. Einmal stahl er dem Kaplan in Unterstadion sogar eine Kuh aus dem Stalle. Entdeckt und angeklagt, suchte er sich vor dem Gerichte damit zu entschuldigen: „die Kuh habe ja dem Kaplan gehört, der habe ohnedieß ein reichliches Einkommen und empfinde den Schaden nicht besonders." Er wurde abermals in's Arbeitshaus abgeführt. Auf dem Wege dahin begegneten ihm Soldaten, die aus der Pfarrei Stadion gebürtig waren und aus ihren Kasernen in Urlaub nach Hause zurückkehrten. Der leichtsinnige Mensch grüßte sie lachend mit den Worten: „So, ihr gehet in Urlaub; ich rücke wieder ein." Nach einigen Jahren kam der Mann wieder nach Hause und erkrankte gefährlich.

Christoph Schmid besuchte ihn und ermahnte ihn liebreich, das Heil seiner Seele zu bedenken. Er wollte jedoch weder von einer Bekehrung noch vom Tode etwas wissen; ja er sagte zu einem bekannten Bauern, der ihn besuchte, er habe im Sinne, den Schneider kommen und sich einen neuen, tuchenen Rock anmessen zu lassen. Der Bauer lachte und sprach: „Nicht der Schneider, der Schreiner mißt Dir gebald einen hölzernen Rock an." Christoph Schmid sagte: dieses derbe, dem Volksmund entnommene Wort habe bei diesem Menschen mehr gewirkt, als seine sanften Ermahnungen. Er bekehrte sich und Christoph Schmid hatte den Trost, ihn reumüthig sterben zu sehen. Da der Mann seiner Streiche wegen in der ganzen Gegend umher bekannt war, fand sich bei seiner Beerdigung eine Menge Menschen ein. Sie sagten: „wir wollen doch hören, was der Herr Pfarrer Diesem für eine Leichenpredigt hält?" Christoph Schmid wählte zu seinem Vorspruche die Worte der Schrift: „Wer von Euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf ihn." An diese Worte anknüpfend, verheelte Christoph Schmid keineswegs das frühere, ärgerliche Leben des Verstorbenen, sprach dann aber auch von dessen aufrichtiger Bekehrung und bemerkte, daß er ihm noch aufgetragen habe, Alle um Verzeihung zu bitten, die er während seines Lebens in Nachtheil gebracht, geärgert oder beleidigt habe. Zuletzt empfahl er die Seele des bekehrten Sünders dem Gebete der

Anwesenden. Alle Zuhörer gingen gerührt auseinander, und Viele, welche in einer bittern oder schadenfrohen Stimmung gekommen waren, begaben sich versöhnt nach Hause.

Christoph Schmid war gerne in Stadion und erinnerte sich später nicht selten der freundlichen Tage, die er hier verlebt hatte. Die vielen, oft verdrießlichen Geschäfte der mit der Pfarrei verbundenen großen Oekonomie machten ihm keine Mühe, sie wurden von seiner Schwester und seinem als Rentmeister hier angestellten Bruder besorgt. Letzterer, ein sehr gebildeter und zugleich sehr heiterer Mann, trug viel dazu bei, Christoph Schmid den Aufenthalt in Stadion angenehm zu machen. Christoph Schmid erzählte gerne von ihm. Hier nur eine Anekdote. Sobald derselbe als Rentmeister des Grafen nach Stadion gekommen war, hängte er den Schlüssel zu der Fruchtschütte nicht an den gewöhnlichen Nagel in der Kanzlei, sondern an einen Magnet. Der Kastenknecht suchte ihn vergebens an dem sonst bestimmten Orte. Auf seine Anfrage zeigte der Rentmeister mit der Hand auf den am Magnete in der Luft hängenden Schlüssel. Der Kastenknecht blieb verwundert stehen und getraute sich nicht den Schlüssel anzurühren. Der Rentmeister sagte ernst: „Zieh er nur, der Schlüssel geht schon hinweg." Zu seinem großen Erstaunen zog der Kastenknecht den Schlüssel hinweg und entfernte sich kopfschüttelnd damit. Als er wie=

der kam und den Schlüssel an den gewöhnlichen Nagel hängen wollte, sagte der Rentmeister: „Häng er den Schlüssel nur wieder dahin, wo er ihn genommen hat.“ Der Kastenknecht, der noch nie etwas von den Wirkungen des Magnetes gehört hatte, erstaunte auf's Neue, als der Schlüssel daran hängen blieb und betrachtete den Rentmeister, der ruhig fortschrieb, nicht ohne eine gewisse Scheu. Er theilte dieses vermeintliche Wunder sogleich seinen Bekannten mit, indem er bemerkte: der neue Rentmeister könne Zauberkünste, der sey nicht leicht hinter das Licht zu führen.

Wie in Thannhausen, so befand sich auch in Stadion ein schöner Schloßpark. Christoph Schmid lustwandelte gerne in demselben. Der wackere Schloßgärtner, welcher seine Liebe zu den Blumen bemerkte, stellte ihm immer die schönsten eben blühenden Blumen in das Zimmer und schmückte den Hochaltar der Kirche damit. Dankbar erinnerte sich Christoph Schmid noch im hohen Alter an die Freundlichkeit dieses guten Gärtners. In den Sommermonaten kam der Graf meistens mit seiner Familie von Wien aus nach Stadion. Er begegnete Christoph Schmid immer überaus gnädig und brachte viele Stunden in seinem Umgange zu; ebenso die Gräfin. Nachdem Christoph Schmid Domkapitular in Augsburg geworden war, besuchten sie ihn, so oft sie durch diese Stadt reisten und die gräflichen Kinder schrieben an ihn.

Unter den benachbarten Geistlichen verehrte Christoph Schmid insbesondere den Prälaten Friedrich von Walter, damals Pfarrer in Kirchbirlingen. Dieser wahrhaft ehrwürdige und fromme Mann war der letzte Prälat der Reichsabtei Marchthal, Prämonstratenser-Ordens in Oberschwaben. Als diese Prälatur im Jahre 1803 aufgehoben und sammt Gebiet und Einkommen an das fürstliche Haus Taxis kam, erhielt Friedrich von Walter für seine Person eine jährliche Pension von 5500 fl., auch wurde ihm der Bedarf für vier Pferde und einen Kutscher angewiesen und ihm freigestellt, eines der fürstlichen Schlösser zu Scheer oder Schemmerberg zu beziehen. Der Prälat hätte also ein sehr ruhiges und bequemes Leben führen können. Er wollte indessen nicht unthätig seyn. Er verzichtete auf die ihm zum Wohnsitz angebotenen Schlösser, erbat sich von dem Fürsten Taxis die Pfarrstelle in Kirchbirlingen und wirkte auf dieser beschwerlichen Pfarrei als Seelsorger viele Jahre bis zu seinem Tode ungemein segensreich. Seine bedeutenden Einkünfte verwandte er großen Theils zu wohlthätigen Zwecken; er machte Stiftungen für arme Kranke, fleißige Schulkinder und Dienstboten, die längere Zeit treu in seiner Pfarrei gedient und sich untadelhaft betragen hatten.

Zu diesem edeln Manne fühlte sich Christoph Schmid hingezogen und Friedrich von Walter achtete Christoph Schmid als Mensch, Priester und Schriftsteller gleich

hoch. Da Kirchbierlingen nur anderthalb Stunden von Stadion entfernt liegt, so kamen beide Männer öfter zusammen. Nicht selten sah man den ehrwürdigen Prälaten, der stets sein Ordenskleid und das Prälatenkreuz an einer goldnen Kette auf der Brust trug, mit seinen schönen Rappen vor dem Pfarrhause zu Stadion halten. Da der Prälat in der ganzen Gegend umher in hohem Ansehen stand und gewöhnlich der gnädige Herr genannt wurde, so freuten sich die Bauern in Stadion, daß ihr Herr Pfarrer von ihm so geehrt wurde und empfanden aus diesem Grunde eine noch größere Achtung vor Christoph Schmid. Dieser ging gerne zu Fuß an freundlichen Frühlings- und Sommertagen nach Kirchbierlingen. Der Weg dahin führte damals noch durch lichte Buchen- und dunkle Tannenwaldungen und über Anhöhen, von denen aus man eine reizende Fernsicht in's Donauthal und auf die Alp genießt. Christoph Schmid ergötzte sich bei diesen Spaziergängen an dem süßen Gesang der Vögel und an der lieblichen Waldeinsamkeit. In den Erzählungen Christoph Schmid's, namentlich in der Rosa von Tannenburg, finden sich Schilderungen aus dieser Gegend.

Beide Männer theilten sich ihre seelsorglichen Erfahrungen und ihre Ansichten über die neuesten und interessantesten Erscheinungen auf dem Gebiete der Literatur mit. Der Prälat hatte eine sehr reichhaltige Bibliothek, die Christoph Schmid fleißig benützte; er

Unter den benachbarten Geistlichen verehrte Christoph Schmid insbesondere den Prälaten Friedrich von Walter, damals Pfarrer in Kirchbirlingen. Dieser wahrhaft ehrwürdige und fromme Mann war der letzte Prälat der Reichsabtei Marchthal, Prämonstratenser-Ordens in Oberschwaben. Als diese Prälatur im Jahre 1803 aufgehoben und sammt Gebiet und Einkommen an das fürstliche Haus Taxis kam, erhielt Friedrich von Walter für seine Person eine jährliche Pension von 5500 fl., auch wurde ihm der Bedarf für vier Pferde und einen Kutscher angewiesen und ihm freigestellt, eines der fürstlichen Schlösser zu Scheer oder Schemmerberg zu beziehen. Der Prälat hätte also ein sehr ruhiges und bequemes Leben führen können. Er wollte indessen nicht unthätig seyn. Er verzichtete auf die ihm zum Wohnsitz angebotenen Schlösser, erbat sich von dem Fürsten Taxis die Pfarrstelle in Kirchbirlingen und wirkte auf dieser beschwerlichen Pfarrei als Seelsorger viele Jahre bis zu seinem Tode ungemein segensreich. Seine bedeutenden Einkünfte verwandte er großen Theils zu wohlthätigen Zwecken; er machte Stiftungen für arme Kranke, fleißige Schulkinder und Dienstboten, die längere Zeit treu in seiner Pfarrei gedient und sich untadelhaft betragen hatten.

Zu diesem edeln Manne fühlte sich Christoph Schmid hingezogen und Friedrich von Walter achtete Christoph Schmid als Mensch, Priester und Schriftsteller gleich

hoch. Da Kirchbierlingen nur anderthalb Stunden von Stadion entfernt liegt, so kamen beide Männer öfter zusammen. Nicht selten sah man den ehrwürdigen Prälaten, der stets sein Ordenskleid und das Prälatenkreuz an einer goldnen Kette auf der Brust trug, mit seinen schönen Rappen vor dem Pfarrhause zu Stadion halten. Da der Prälat in der ganzen Gegend umher in hohem Ansehen stand und gewöhnlich der gnädige Herr genannt wurde, so freuten sich die Bauern in Stadion, daß ihr Herr Pfarrer von ihm so geehrt wurde und empfanden aus diesem Grunde eine noch größere Achtung vor Christoph Schmid. Dieser ging gerne zu Fuß an freundlichen Frühlings- und Sommertagen nach Kirchbierlingen. Der Weg dahin führte damals noch durch lichte Buchen- und dunkle Tannenwaldungen und über Anhöhen, von denen aus man eine reizende Fernsicht in's Donauthal und auf die Alp genießt. Christoph Schmid ergötzte sich bei diesen Spaziergängen an dem süßen Gesang der Vögel und an der lieblichen Waldeinsamkeit. In den Erzählungen Christoph Schmid's, namentlich in der Rosa von Tannenburg, finden sich Schilderungen aus dieser Gegend.

Beide Männer theilten sich ihre seelsorglichen Erfahrungen und ihre Ansichten über die neuesten und interessantesten Erscheinungen auf dem Gebiete der Literatur mit. Der Prälat hatte eine sehr reichhaltige Bibliothek, die Christoph Schmid fleißig benützte; er

war auch selbst Schriftsteller und hat eine interessante Chronik seines ehemaligen Klosters, ohne jedoch seinen Namen zu nennen, geschrieben.

Bei Friedrich von Walter lernte Christoph Schmid den Maler Huber von Weißenhorn kennen, welcher ein Schwager des Prälaten war. Der Prälat ließ von diesem in Bayern und Schwaben bekannten und geschätzten Künstler auf seine Kosten für die Kirche von Kirchbierlingen drei Altarblätter in Oel und einige andere Bilder al Fresko malen. Als Huber eben an einem Bilde im Chore malte, das die Sendung des heiligen Geistes vorstellt, fragte ihn der Prälat, welchen unter den dargestellten Aposteln er für den gelungensten halte. Huber deutete mit dem Pinsel auf den Apostel Petrus und sagte: „Wenn der Herr Pfarrer Schmid von Stadion kommt und das Bild sieht, wird er mir beistimmen.“ Christoph Schmid besuchte an eben diesem Tage den Prälaten. Dieser führte ihn in die Kirche, zeigte ihm das Bild, und fragte ihn, welchen unter den Aposteln er für den gelungensten halte. Christoph Schmid sagte: „Offenbar den Apostel Petrus.“ Der Prälat und der Künstler lächelten und, da sie Christoph Schmid etwas betroffen darüber ansah, erzählte ihm der Prälat seine Unterredung mit Huber und rühmte Christoph Schmid's Kunstkenntnisse.

Christoph Schmid bestellte bei Huber während des theuern Jahres, da dieser Künstler wenig Arbeit hatte,

vier große Oelgemälde aus der Geschichte Jesu: den englischen Gruß, den Gruß der heiligen Elisabeth, Jesus am Oelberg und Ecce homo. Huber führte diese Bilder mit großem Fleiße und ganz im Geiste der Kirche aus. Wie bei allen Huber'schen Bildern, so ist auch bei diesen das Colorit sehr weich und lieblich. Da ganz vergoldete Rahmen Christoph Schmid zu kostbar däuchten, so ließ er nur die äußern und innern Ränder der Rahmen in Glanz vergolden und die tiefen Hohlkehlen mit orangegelber Farbe ausmalen. Auch in dieser Umrahmung nahmen sich die Bilder sehr gut aus. Sie hingen in seinem Gastzimmer. Christoph Schmid ließ auch in die Kirche zu Stadion auf seine Kosten ein Oelgemälde von Huber malen. Es schmückt den linken Seitenaltar und stellt die Geburt Christi vor. Maria hat das Kind Jesu auf dem Schooße, Joseph kniet davor, die Hirten stehen und knien rings umher; ebenfalls ein liebliches Bild.

Christoph Schmid kam zuweilen nach der Stadt Biberach. Hier besuchte er dann immer den als Genremaler bekannten Künstler Pflug. Im Sommer gebrauchte er rheumatischer Leiden wegen gerne das in der Nähe von Biberach gelegene, freundliche Jordanbad. Auch die Schweiz bereiste er damals. Er sagt über diese Reise in einem Briefe: „Unter den Kunstwerken entzückte uns ein Gemälde der Malerin Ellenrieder und unter den Werken der Natur der Rigi mit seiner herrlichen Aussicht. Ich merkte die

Witterung immer an, weil's mir sehr bange darauf war. Ich fand am Ende, daß es Thorheit war, mich nur einen Augenblick mit dieser Sorge zu ängstigen. Die Witterung war äußerst günstig, und gerade, da wir uns in den schönsten Gegenden befanden, war das Wetter ganz ungemein schön. Wie es nun mit diesen Reisesorgen war, so ist's fast, ja wohl gar immer mit den Lebenssorgen. Das wollen wir uns merken." Sailer besuchte Christoph Schmid einige Male in Stadion; in den Ferien kamen die Professoren Drey und Eschenmayer aus Tübingen zu ihm; auch Demeter, damals Pfarrer in Sasbach in Baden, und Domkapitular Wagner in Rottenburg, beide Schüler und Freunde Sailers.

Christoph Schmid wurde nicht lange, nachdem er Pfarrer in Stadion geworden war, zum Bezirksschulinspektor ernannt. Da er indessen eine große Pfarrei zu verwalten hatte und auch als Schriftsteller noch wirken wollte, lehnte er diese Stelle ab. Nur die Durchlesung und Censurirung der Conferenzaufsätze, welche die Geistlichen seines Kapitels jährlich zweimal ausarbeiten und vor Abhaltung der Pastoralconferenzen einreichen mußten, behielt er auf den Wunsch des ihm vorgesetzten Dekans Vanotti, damals Stadtpfarrer in Ehingen, später Domkapitular in Rottenburg, bei. Er suchte das Institut der Pastoralconferenzen als Direktor derselben neu zu beleben. Er hielt dieselben immer im Pfarrhause ab

und bat, da er selbst nie das Gasthaus besuchte, die Mitglieder nach abgehaltener Conferenz seine Gäste zu seyn. In der Diöcese Rottenburg war die Einrichtung getroffen, daß der Dekan des Kapitels die Themate zur Ausarbeitung aufgab. Damit war Christoph Schmid nicht einverstanden; er war der Ansicht, es sey für das wissenschaftliche Streben förderlicher, wenn jedes Mitglied selbst ein Thema wählen und bearbeiten dürfe; er sagte: „solche erzwungene Arbeiten sinken leicht zu Stylübungen und Schulexercizien über meist abgedroschene Gegenstände herab." Es gelang ihm nicht, diesen Mißstand zu heben. Auf der andern Seite trat Christoph Schmid gegen die damals so häufige Bevormundung und Knechtung der Kirche durch den Büreaukratismus auf. Es war unter andern altkirchlichen Gebräuchen auch das Wallfahren, und zwar polizeilich damals in Württemberg verboten worden. Der Dekan des Kapitels hatte mit Beziehung darauf das Conferenzthema gegeben: „Welches sind die Ursachen, die das Auslaufen der Pfarrangehörigen in fremde Kirchen herbeiführen und begünstigen?" Christoph Schmid bearbeitete über diese Frage einen Aufsatz, in welchem er zwar die Mißbräuche, die nicht selten mit dem Wallfahren verbunden sind, scharf rügt, worin er aber auch freimüthig das Engherzige der Maßregel hervorhebt, den frommen Sinn des Volkes zu stören, und die ganze äußerliche Gottesverehrung der Pfarrangehörigen auf ihre

Pfarrkirche zu beschränken. Er sagt unter Andern in dieser Arbeit: „daß diese Reisen in religiöser Absicht von Polizei wegen verboten wurden, schien mir eine sehr unglückliche Maßregel. Wenn man L. Sternes launigtes Verzeichniß der Reisenden durchgeht, in dem übrigens die religiösen Reisenden vergessen sind, es sey denn, daß er sie unter den gemüthlichen und unschuldigen Reisenden (Sentimental and innocent Traveller) mitverstanden habe, so findet man darunter keine Klasse, denen der Staat bisher das Reisen niedergelegt hätte, außer etwa dem Reisenden, der sich seiner Verbrechen wegen flüchtet. Gestattet und billigt man gelehrte Reisen, Künstlerreisen, Reisen der Handwerker, um sich im Handwerke zu vervollkommnen, merkantilische Reisen vom ersten Kaufmanne, der die Frankfurter Messe besucht, bis herab auf den armen Mann, der den Abgang des Flachses aufsucht und auf seinem Rücken zu Markte trägt: so kann man doch den Reisenden, der mit seiner Reise in Hinsicht der Religion Etwas zu gewinnen hofft, auf seinem friedlichen Wege nicht umkehren heißen, ohne sich den Anschein zu geben, als setze man die Religionsangelegenheiten unter allen menschlichen Angelegenheiten zuletzt, oder als streiche man sie aus der Liste derselben gar aus. Die Wallfahrten könnten also, so lange sie noch bestehen, abgesehen von dem Schädlichen, doch wenigstens den Nutzen haben, daß sie frommen Personen eine der menschlichen Natur angemessene

Erholung und, wenn solchen Orten, was von großer Wichtigkeit ist, erleuchtete Geistliche reich an Religions- und Menschenkenntniß vorstehen, sogar Gemüthskranken Heilung verschaffen." Christoph Schmid entwickelt hierauf die Gründe, warum die Menschen entfernte Kirchen besuchen und fährt fort:

„Noch ein Grund, aus welchem Menschen entfernte Tempel besuchen, ist die Macht der Künste auf das menschliche Gemüth. Die herrlichen, katholischen Tempel, mit denen Deutschland prangt, die selbst hohe Kunstwerke sind und reiche Kunstwerke in ihrem Innern verschließen, sind sie nur für die Stadt, in der sie stehen? Sind sie nicht ein Gemeingut der Nation? Selbst der gemeine Mann tritt mit ehrerbietigem Schauer in diese alten Domkirchen, die als ehrwürdige Denkmale altdeutscher Kunst und altdeutscher Gottesfurcht schon Jahrhunderte dastehen, in ihrer Größe und Festigkeit auf das Unendliche deutend. Wie mächtig wirkt das majestätische Geläute der Glocken, das dahin ruft! Die Orgeltöne, die von den hohen Gewölben wiederhallen und den vieltausendstimmigen Gesang der Volksmenge begleiten, wie hinreißend sind sie, wie erschütternd oft für den Sünder, der sie nur im Vorbeigehen hört! Wie ansprechend sind die Gemälde von großen Meistern, die uns das Göttliche im Menschen mit magischer Gewalt vor Augen stellen! Stimmt nun mit der Erhabenheit und Majestät der Tempelhallen, mit dem Zauber der Töne, den himm-

lischen Gestalten in Gemälden und Statuen, die Würde und Feierlichkeit des Gottesdienstes und die Rede des Predigers zusammen, welches Menschenherz sollte da sich nicht weiter und größer fühlen, es nicht fühlen, daß es mehr als Staub, daß es göttlicher Abkunft sey? Wie, sollte es dem Manne übel zu nehmen seyn, der sie in seinem Leben nur einmal betreten und dem Gottesdienste darin beiwohnen möchte! Wer könnte engherzig und, wenn das Wort gebräuchlich wäre, möchte ich sagen, engköpfig genug seyn, die ganze äußerliche Gottesverehrung desselben auf sein Dorfkirchlein zu beschränken, das, um mich des Ausdrucks eines witzigen Schriftstellers zu bedienen, gleich einem Ausrufungszeichen hinter dem armseligen Dorfe steht? . . . . ." Am Schlusse sagt Christoph Schmid:

„Mit dem hie und da berührten Einschreiten der polizeilichen Gewalt kann ich durchaus nicht einverstanden seyn. Werden von der höhern Geistlichkeit Mißbräuche mit Weisheit entfernt, thut die niedere Geistlichkeit an Ort und Stelle ihre Pflicht, so geschieht Alles, was geschehen kann. In den geistigen Angelegenheiten der Menschen, wenigst derer, die bereits mündig sind, ist körperlicher Zwang nie von guten Folgen gewesen. Anwendung von gewaltsamen Mitteln, um das Auslaufen in fremde Kirchen zu verhindern, könnte bei dem Volke, das nicht zu unterscheiden weiß und Alles in concreto nimmt, anstatt dem pfärrlichen Gottesdienste aufzuhelfen, die unselige

Folge haben, daß, wie das in Städten sehr häufig geschehen soll, auch die eigenen Kirchen nicht mehr besucht werden, und es dürfte doch noch besser seyn, fremde Kirchen zu besuchen als gar keine. So wichtig die Untersuchung seyn mag, warum das gemeine Volk fremde Kirchen besuche, so wäre doch die Untersuchung noch wichtiger, warum so Viele, die sich für gebildet halten, allen Kirchenbesuch aufgeben. Der letztere Fehler ist offenbar größer und von verderblicheren Folgen. Das Volk merkt auch so etwas und läßt es hie und da merken; z. B. in einem Epigramm, das aus dem Munde des Volkes genommen ist, und das heißt:

Pfarrer: Was lauft ihr Bauern doch so gern
Zur Kirche in die Stadt?
Schuldheiß: Weil dort die Höflichkeit der Herrn
Uns Platz gelassen hat."

Besonders lästig scheinen Christoph Schmid die Schreibereien gewesen zu seyn, mit denen die Geistlichen in Württemberg damals überhäuft waren und zum Theil noch sind. Er äußert sich darüber in einem Briefe an Sailer also:

„Es ist der allgemeine Wunsch, daß wir endlich einen würdigen Bischof haben, und ihm in geistlichen Dingen ganz möchten untergeordnet werden. Und dann wünschen Viele, daß wir von den vielen Schreibereien, die nur zu oft ein großes Hinderniß der geistigen Thätigkeit sind, befreit werden möchten.

Mir werden diese Schreibereien mit jedem Tage lästiger. Es mag nun wohl meine Nervenschwäche mit Ursache seyn, daß sie mir gar so zuwider sind, indeß mag es mir zur Entschuldigung dienen, daß ich lieber etwas Nützliches als etwas Unnützes schreibe. Es regte sich daher schon öfter der ernstliche Wunsch in mir, die Pfarrei, da ich oft längere Zeit mehr Schreiber als Pfarrer seyn muß, ganz aufzugeben und ein mir angemessenes Benefizium zu suchen, wo ich wohl in der Seelsorge arbeiten, allein von allen den neu ersonnenen Schreibereien, ohne welche die Welt vorhin auch bestand, ganz frei wäre, und dann vielleicht als Schriftsteller meinen Mitmenschen noch nützlich werden könnte."

Demungeachtet beschenkte Christoph Schmid Aeltern und Kinder während seines Aufenthaltes in Stadion mit mehrern Erzählungen. Er gab das Blumenkörbchen, Rosa von Tannenburg, den Weihnachtsabend, das Lämmchen, andere kleine Erzählungen und auch die Blüthen heraus. Die Entwürfe dazu hatte er schon in Thannhausen gemacht; hier arbeitete er sie vollends aus. Briefe von Kindern, in denen sie ihn um eine neue Erzählung baten, oder ihm für eine frühere dankten, bestimmten Christoph Schmid vorzüglich zur Herausgabe derselben. Im Jahre 1818 sandte ihm die Schuljugend zu München ihr neues Gesangbuch, dem ein herzliches Schreiben beigelegt war. Dieß veranlaßte Christoph Schmid, das schöne Büchlein: „Blüthen dem blühenden Alter gewidmet,"

herauszugeben. Er sandte es als Gegengruß der Schuljugend nach München, und schrieb dazu:

„Dem blühenden Alter, und unter diesem vorzüglich Ihnen, meine geliebten jungen Freunde und Freundinnen, sey dieses Büchlein gewidmet; denn Ihre freundliche Güte, mit der Sie Ihr vortreffliches Gesangbuch mir zueigneten, bestimmte mich, Ihnen diese Lieder und Erzählungen als einen Beweis meiner Dankbarkeit gedruckt zu übergeben.

Blüthen mögen diese Kleinigkeiten in Reimen genannt werden, nicht so fast, weil die mehreren dem Jugendalter des Verfassers angehören, als weil er sich darin bemühte, das Wahre und Gute in einer blühenden Sprache, in lieblichen Gleichnissen und Bildern darzustellen. Allein nur Sie können bewirken, daß man diese kleinen Stücke in einer noch schönern Bedeutung Blüthen nennen möge, wenn Sie das Wahre und Gute darin sich aneignen und es zu Blüthen Ihres Geistes machen, die nicht ohne Früchte bleiben.

Gott lasse die schönen Hoffnungen, die auf Ihnen und auf dem heranblühenden Alter Ihres und meines Vaterlandes ruhen, auf's Vollkommenste in Erfüllung gehen.

Dieß ist stets der Wunsch und das Gebet

Ihres
aufrichtigen Freundes
Christoph Schmid.

Stadion, im Jänner 1818.

Im Jahre 1821 erhielt Christoph Schmid von den Zöglingen der damals zu Indersdorf in Bayern bestehenden weiblichen Erziehungsanstalt ein Schreiben, das schon seiner Herzlichkeit wegen hier eine Stelle finden mag. Es lautet:

Hochwürdiger, Hochzuverehrender Herr Pfarrer!

Es würde gewiß eine Kühnheit seyn, daß eine ganze Schaar Mädchen an Euer Hochwürden schreibt und wir würden es nicht wagen, wenn wir sie nicht als unsern besten Freund betrachteten, dessen Schriften wir immer in den Händen haben. Sie werden, Sie können es gewiß nicht ungütig aufnehmen, daß wir Ihnen den Dank schriftlich bezeugen, der Ihnen so sehr gebührt und von dem unsere Herzen so voll sind. O wie viele Freude machte uns unser erstes Lesebüchlein, die schöne Lehre von Gott! Wie viele süße Stunden haben uns die Genovefa, die Ostereier, Heinrich von Eichenfels, das Glück der guten Erziehung schon gemacht! Wie oft haben wir sie schon gelesen, oder lesen hören und immer wieder mit neuem Vergnügen! Wie viele Thränen haben wir dabei geweint! Wir lesen ihre biblische Geschichte und die Blüthen können wir großentheils auswendig; wir nehmen daraus am liebsten unsere Deklamationen. Das Lied: der Knabe Jesus können und beten die Kleinsten von uns. Die Lieder: Die Unschuld und

die Kinder vor der Krippe singen wir so gerne. Wie sollten wir nun für so vieles Gute Sie nicht lieben! Wie sollten wir die Gelegenheit, die sich uns so schön darbietet, Ihnen unsere Dankgefühle laut werden zu lassen, nicht mit Freuden benützen! Schon im vorigen Jahre hörten wir, daß Sie die Kinderwelt mit einem neuen Werkchen, einem Blumenkörbchen, beschenken würden und freuten uns darauf mehr als auf die Veilchen im März. Wie entzückten wir uns schon im voraus an dem Duft und Farbenschmelz dieser Blumen, und wir wurden schon oft traurig, wenn wir auf unsere Anfragen um dieses Büchlein allzeit ein „Nein, noch nicht" vernahmen. Werden wir noch oft diese traurige Antwort erhalten? O, wir bitten, stillen Sie unser Sehnen, erfreuen Sie uns und alle Kinder im deutschen Vaterlande bald wieder mit einem so lieben Geschenke! Dürfen wir noch mehr bitten und Alles sagen, was wir schon oft wünschten? Schon öfter, wenn wir etwas aus der Kirchengeschichte lasen oder hörten, wünschten wir so herzlich, daß Sie die Geschichte der Erbarmungen Gottes mit seiner Kirche von den Aposteln weiters bis auf unsern heiligen Vater Pius erzählten. Oder beglücken Sie uns und alle Kinder nach uns mit dem, was uns am liebsten ist, einer Legende der Heiligen Gottes auf alle Tage des Jahres. Welche Freude, wenn Sie die Arbeit auf sich nähmen! Welcher Lohn von Gott! Wir küssen dankbar die für uns so wohlthätige Hand,

beten um die Erhaltung Ihrer so theuern Gesundheit und sind mit kindlicher Liebe

E. H.

gehorsamste und dankbarste Zöglinge des w. Erziehungs-Institutes.

Nun folgen 34 Unterschriften.

Christoph Schmid vollendete auf diesen Brief hin die bereits begonnene Erzählung „das Blumenkörbchen", sandte sie den Mädchen und schrieb ihnen dazu folgende Zeilen:

Ihr freundlicher Wunsch, den Sie freilich schon vor längerer Zeit äußerten, veranlaßte mich, die kleine Erzählung, das Blumenkörbchen, damals sogleich in Arbeit zu nehmen und es für den Druck fertig zu machen. Ich wollte Ihnen zur Antwort sogleich das Büchlein senden; eine Reihe von Hindernissen jedoch, Kränklichkeit und Geschäfte, verzögerten es bis jetzt.

Obwohl nun dieses Büchlein später erscheint, als ich dachte, so würde es ohne Ihren Wunsch wohl noch lange nicht zum Vorschein gekommen seyn. Es dankt seine Erscheinung, wenn dieselbe je etwas Gutes ist, Ihnen.

Dieses Büchlein, zu dessen Erscheinung Sie Veranlassung gegeben haben, nehme ich mir nun die Freiheit, Ihnen zu senden als einen kleinen Beweis, daß ich Ihre Zuschrift nicht vergaß, und als einen Beweis der Freude, welche mir dieselbe machte.

Was mich darin am meisten rührte, sind die edeln Gesinnungen, die ich in jeder Zeile fand, die Ihnen und Ihren verehrten Lehrerinnen zur wahren Ehre gereichen, und die Sie zum Glücke führen werden.

Ich hoffe, daß Sie auch in dieser Erzählung Vieles finden werden, was mit dem, das Ihre verehrten Lehrerinnen sagen, übereinstimmt: daß nur in Gott, Christus, Tugend, wahre Freude zu finden sey. Das ist auch die Hauptsache in diesem Büchlein, das Uebrige ist Einfassung, oder um mich eines andern Ausdruckes zu bedienen, ein Blumenkranz, der um einen Becher kalten Wassers gewunden ist.

Beten Sie für mich, daß Gott mir Gesundheit schenke, so werde ich Ihre weiteren Wünsche erfüllen und Ihnen noch Manches aus der Geschichte der Heiligen erzählen. Versichern Sie Ihre theuern Lehrerinnen meiner Hochachtung. Gottes Engel seyen mit Ihnen!

Dieß der Wunsch und das Gebet

Ihres
aufrichtigen Freundes
Christoph Schmid.

Aus dem Schriftstellerleben Christoph Schmid's mag noch folgende Anektode hier stehen, die er mir erzählte. Eines Tages kam eine wohlhabende Bauersfrau aus der Pfarrei Stadion in den Pfarrhof und wünschte, den Herrn Pfarrer zu sprechen. Die

Schwester Christoph Schmid's sagte, ihr Herr Bruder studire eben; vielleicht könne sie ihm ihr Begehren ausrichten. „Nein", erwiderte die Frau, „ich muß den Herrn Pfarrer selbst sprechen, die Sache ist von Wichtigkeit." Die Schwester führte die Bäuerin in das Studirzimmer ihres Bruders. Dieser grüßte die Frau und fragte nach ihrem Begehren. Die Bäuerin sagte: „Ich habe gehört, daß Euer Hochwürden schöne Bücher schreiben können und wünschte, daß Sie mir auch ein schönes Buch schreiben möchten." Christoph Schmid lächelte und sagte: „Was soll ich Euch denn für ein Buch schreiben?" Die Frau erwiederte: „Ein Gebetbuch. Es müssen aber darin alle möglichen Gebete vorkommen; Gebete für mich, meinen Mann, meine Kinder, meine Aeltern selig, Götte und Gottin selig (Pathen), kurz für Alles. Sie dürfen das Buch nicht umsonst schreiben. Ich lasse mich schon etwas kosten." „Nun," sagte Christoph Schmid heiter, „und was wolltet Ihr Euch denn kosten lassen?" „Einen Gulden, ja wenn das Buch ganz so ausfällt, wie ich es wünsche, auch einen Thaler." Christoph Schmid entgegnete: „Gute Frau, für einen Gulden oder einen Thaler kann ich Euch unmöglich ein Gebetbuch schreiben, ja nicht einmal für hundert Gulden." Als die Bäuerin von hundert Gulden hörte, wurde sie roth im Gesichte und sagte ärgerlich zu Christoph Schmid: „Warum nicht gar? Welcher Narr wird denn so ein theures Buch kaufen?"

Christoph Schmid hatte Mühe, der Bauersfrau einen Begriff von Bücherschreiben beizubringen.

Während Christoph Schmid Pfarrer zu Stadion war, verlor er seine Mutter. Die vielgeprüfte Wittwe starb in einem Alter von 75 Jahren zu Dinkelsbühl, wo sie dem Bruder Christoph Schmid's, Joseph, der Cantor und Prediger an der Stadtpfarrkirche daselbst war, die Haushaltung führte. Christoph Schmid eilte auf die Nachricht von der gefährlichen Erkrankung sogleich an das Sterbebett der geliebten Mutter, und begleitete ihre Leiche unter heißen Thränen zu Grabe.

Einige Jahre nachher erkrankte auch sein Bruder Joseph gefährlich, und ließ Christoph Schmid schreiben, zu ihm zu kommen. Christoph Schmid reiste sogleich mit seiner Schwester nach Dinkelsbühl. Er traf seinen Bruder tödtlich krank, aber so heiter und innerlich freudig, daß ihm dieß auffiel. Er fragte ihn, wie er bei seinem Zustande doch so heiter seyn könne. Joseph erwiederte: „Lieber Christoph, ich habe den ganzen Tag mit unbeschreiblicher Sehnsucht auf dich gewartet und habe unaufhörlich zu Gott gefleht, Er möge mir die Gnade gewähren, dein Angesicht auf dieser Welt noch einmal zu sehen. Gott hat meine Bitte erhört, und ich glaube daraus schließen zu dürfen, daß ich in der Gnade Gottes bin und darin sterben werde. Das ist die Ursache meiner

großen Fröhlichkeit." Eine Stunde nach der Ankunft Christoph Schmid's war sein Bruder eine Leiche. Christoph Schmid sagte öfter, daß er nie ein verklärteres Antlitz im Tode gesehen habe, als das Angesicht seines Bruders Josephs und bedauerte, daß er keinen Gipsabdruck davon habe nehmen lassen. Dieser Bruder, aus dessen Knabenjahren Christoph Schmid im ersten Bändchen dieser Erinnerungen einige jugendliche Streiche erzählt, ward in der Folge ein überaus frommer Geistlicher, aber dabei ein eigener Mann. Er trug stets ein weites, priesterliches Kleid, einen langen Stab und einen breiten Hut, ähnlich wie die französischen Geistlichen. Wegen seiner schönen Stimme kam er in seiner Jugend als Singknabe in das Dom nach Augsburg, und wurde hier von den Jesuiten erzogen und gebildet. Man sah ihn nirgends als in der Kirche und in den Häusern der Kranken und Armen. Im Sommer und Winter stand er schon vor vier Uhr Morgens auf. Sein erster Gang war in die Kirche, um da sein Brevier zu beten. Er hatte die Gewohnheit, auf dem Wege dahin, laut zu beten. Die Arbeiter und Handwerksleute, welche in den Gassen wohnten, durch die er ging, nannten ihn nur ihre Uhr. Sie sagten: „jetzt ist es Zeit aufzustehen; der Herr Cantor betet schon durch die Straße." Von seinem kleinen Einkommen behielt er nur das zum Leben Nothwendige; alles Uebrige schenkte er den Armen. An einem bestimmten Wochentage las

er in der eine halbe Stunde von Dinkelsbühl entfernten Kapelle, in welcher er einst als Knabe mit seinem Bruder Christoph dem Pater Adrian ministrirt hatte, *) die heilige Messe. So oft er dort hinkam, harrte bereits eine Schaar Armer auf ihn, denen er Brod austheilte, das er jedesmal in den Säcken seines geistlichen Gewandes mitzunehmen pflegte. Einmal hieß er den Bauer, welcher ihm einen Wagen Besoldungsholz brachte, und dem er zufällig auf der Straße begegnete, vor das Haus eines armen Familienvaters fahren und das Holz dort abladen. Als seine Mutter nach einiger Zeit darüber klagte, daß der Bauer das Besoldungsholz nicht bringe, sagte er: „Das Holz habe schon seinen Herrn; man solle ihm nur weniger einfeuern.“ An einem bestimmten Tage im Jahre führte er eine große Anzahl katholischer Einwohner Dinkelsbühls in Procession vier Stunden weit auf den schönen Berg bei Ellwangen. Sobald er die zwei Thürme der Wallfahrtskirche, vom Morgenlichte beleuchtet, aus den Spitzen der Tannenwälder hervorragen sah, kniete er sich mit den Wallfahrern nieder und betete das „Salve Regina.“ In der Kirche angekommen, predigte er, hielt das Hochamt und hörte Beichte. Erst dann genoß er etwas. Unter Gebet und Gesang begleitete er den Zug wieder nach Hause. Sein einziges Vergnügen war die

*) S. Erinnerungen 1. Bändchen S. 50.

Musik und ein Staar, der, wenn er Klavier spielte, auf dem Notenpulte saß und mitmusicirte. Er componirte auch sehr schöne kirchliche Lieder. Außer der heiligen Schrift und den Kirchenvätern las er in der Regel kein Buch. Einmal gab ihm Christoph Schmid Professor Salat's Moralphilosophie zum Lesen. Er gab jedoch das Werk seinem Bruder alsbald mit den Worten wieder zurück: „Dieses Buch hat zwei Fehler: der erste ist, daß man es nicht versteht, und der zweite, daß man es zum Predigen nicht brauchen kann.“ Christoph Schmid erzählte gerne von diesem Bruder, und betrauerte seinen frühen Tod, indem er bemerkte, derselbe hätte bei seinem ächt priesterlichen Wandel und großem Eifer noch Vieles zum Seelenheile der Menschen wirken können. Noch jetzt steht dieser fromme Priester bei den Bewohnern Dinkelsbühls in gesegnetem Andenken.

Nach dem Tode seines Bruders begab sich Christoph Schmid nach Ellwangen, um da meine Aeltern zu besuchen. Eines von uns Kinder, ein Knabe, dessen Taufpathe Christoph Schmid war und der auch Christoph hieß, lag krank darnieder. Er fühlte das innigste Mitleid mit dem Kinde, das sieben bis acht Jahre alt war, setzte sich an sein Bett, und beantwortete liebreich alle Fragen, die es an ihn stellte. Als er, wieder nach Stadion zurückgekehrt, die Nachricht erhielt, daß das Kind schwerer erkrankt sey und Vieles zu leiden habe, schrieb er an meine bekümmerten Aeltern:

„Allerliebste Geschwister! An der Krankheit Eures lieben Kindes und Euren Vater= und Mutterleiden nehmen wir alle dahier den herzlichsten, innigsten Antheil. Wer könnte sich auch die Schmerzen des kleinen, liebenswürdigen Engels nur denken, ohne gerührt zu werden! Und was muß erst Euer Herz, — Vater und Mutterherz — empfinden, die Ihr diese Leiden stets mit Augen sehen müßt? Gewiß — diese Empfindung wäre zu herzzerreißend, wenn wir unsere Blicke nicht höher erheben könnten. Allein ein gläubiger Vertrauensblick zum Himmel bringt Trost herab in alle unsre Erdenleiden, denn was könnte tröstlicher seyn als der Gedanke: Es ist ein Gott der Liebe dort oben und Alles, was Er thut, ist die lauterste, weiseste Liebe. Auch das bitterste Leiden ist ein heilbringender Kelch aus der liebevollsten Hand des besten Vaters, — wer wollte ihn zurückstoßen! Auch das schwerste Leiden ist ein Kreuz, das die weiseste Liebe uns zu unserer Seligkeit auflegt, — wer wollte es nicht geduldig tragen! — Allerdings ist es uns unbegreiflich, warum ein unschuldiges Kind so Vieles leiden müsse. Allein so viel können wir doch begreifen: auch ihm ist dort oben seine Krone bestimmt, und diese will erkämpft seyn. Liebste Schwester, bester Bruder! Uebergebt Euer liebes Kind ganz in Gottes Hand. Er mache es mit ihm nach seinem göttlichen Wohlgefallen. Was Er thut, ist ja allemal das Beste. Sollte Er auch das schwerste Opfer

von Euch fordern, so gedenkt der großen Beispiele, die uns zur Nachahmung aufgezeichnet sind, — Abrahams, der seinen innig geliebten Sohn zum Opfer bringen sollte; Mariens, der seligsten Jungfrau, der besten aller Mütter, die unter dem Kreuze des besten aller Söhne, des göttlichen Sohnes, stehen mußte und, ungeachtet des zweischneidigen Schwertes, das ihre Seele durchdrang, im Vertrauen auf Gottes unwandelbare Vaterliebe aufrecht unter dem Kreuze stand. Wir wollen unser Gebet mit dem Eurigen vereinen, daß Er Euch auch ein solches Vertrauen in das Herz legen, und, wenn Er je dieses Opfer von Euch fordern sollte, Euch auch die Kraft geben wolle, es zu bringen. Auch dieses Leiden wird Euch dereinst in Freude verwandelt werden. Durch Nacht zum Licht, durch Kreuz zum Heil ist der königliche Weg, den uns Gott führt.

Den lieben, leidenden Engel grüßet von mir und uns allen auf das allerfreundlichste — recht in das Herz hinein! Erzählt ihm, wie geduldig Jesus war und was Er Alles aus Liebe zu uns gelitten hat! Erzählt ihm von der Schönheit des Himmels, und wie wir es dort bei dem lieben Vater im Himmel so gut haben werden! Wie die heiligen Engel Gottes, denen wir dort gleichen werden, sich freuen werden, uns in ihrer Mitte zu haben; wie alle, die hier so viel zu leiden haben und es geduldig leiden, im Himmel in lauter Freude wieder vereinigt werden! —

O selig, wer in seiner Unschuld, unbefleckt von dieser sündevollen Welt, in jene bessere Welt eingehen kann! Daß wir alle Euch alle und Eure lieben Kinder mit einem Herzen voll der zärtlichsten, theilnehmendsten Liebe grüßen, darf ich Euch wohl nicht erst sagen. Gott, der allen Leidenden nahe ist, wolle recht mit Euch seyn, Euer Herz mit seinem göttlichen Troste erfüllen und Euch nach diesen leidensvollen Tagen auch wieder Erquickung finden lassen! Nochmal von ganzem Herzen

Euer

liebender Bruder
Christoph.

Das Kind starb, und ein Jahr darauf wurde den Aeltern innerhalb drei Tagen auch eine Tochter von zwölf Jahren durch den Tod entrissen. Er schrieb ihnen auf diese Trauerbotschaft: „Die ganz und gar unerwartete Trauernachricht von dem Tode der geliebten Nannette hat mich sehr erschüttert und mein Herz mit tiefer Betrübniß erfüllt. Ich kann mir denken, wie es erst Euch, den liebenden Aeltern eines so liebenswürdigen Kindes, um das Herz seyn müsse. Wohl muß Euer Schmerz ganz unbeschreiblich seyn. Allein, liebste Geschwister, so gerecht Euer Schmerz ist und so aufrichtig unsere Theilnahme, so heiße Thränen der geliebten Nannette auch dahier floßen und noch fließen, so müssen wir uns doch wieder fassen. Wir sind

wirklich recht besorgt, Eure Betrübniß möge Euch zu sehr angreifen und Eurer Gesundheit, auf der das Glück Eurer beiden noch übrigen Kinder beruht, nachtheilig werden.

Es ist mir eine große Herzensangelegenheit, Euch getröstet und in den göttlichen Willen ergeben zu wissen. Wohl möchte ich Euch ein Wort des Trostes sagen, allein ich fühle es wohl, wie schwer es ist. Was ich auch sagen kann, wißt Ihr schon zuvor, doch ist es gut, Euch daran zu erinnern; — wir müssen die göttlichen Verheißungen und Wahrheiten in solch trauriger Lage fest erfassen und uns daran halten.

Es ist allerdings ein großer Verlust, ein so geliebtes, hoffnungsvolles Kind, die Stütze, Freude und Krone sich so auf einmal entrissen zu sehen. Allein sie ist uns ja nicht für immer entrissen. Wir müssen unsere Blicke vom Grabe zum Himmel erheben. Ihr Staub ruht im Grabe, sie selbst ist ein verklärter Engel. Ihr ist nun wohl; sie ist in Freude, wir nur sind in Thränen. Gönnen wir ihr, dem holden Engel, ihr Glück!

O, wenn ihre Stimme zu Euch gelangen könnte, o sie würde Euch am besten trösten können. Sie konnte ja schon als ein Kind ihre Mutter über den Tod des geliebten Bruders am besten trösten. Was würde sie jetzt erst als ein verklärter Geist sagen? Ich getraue mir nicht, ihr Worte in den Mund zu legen, — aber sie würde doch nichts anderes sagen,

als Christus und seine Apostel und der Engel am Grabe: Suchet die Lebenden nicht unter den Todten, nicht im Grabe, sie ist nicht da; sie lebt im Himmel. Sie würde Euch zurufen: Wir Menschen sind nur Pilger! Ich habe meine Pilgerreise früher vollendet und das Pilgerkleid abgelegt, und bin nun in dem Hause des Vaters. Ueber ein Kleines sehen wir uns wieder!

Wer weiß, was der guten Nannette Alles bevorgestanden wäre? Wie vielen Gefahren ist ein Mädchen in der Welt ausgesetzt! Ihr ist das schönste Loos gefallen; sie ward in ihrer Unschuld hinweggenommen!"

Einer hochgestellten Frau wurde damals auch ihre Tochter in der schönsten Blüthe der Jahre durch den Tod entrissen. Die betrübte Mutter klagte in einem Briefe Christoph Schmid ihren Kummer über diesen Verlust und suchte Trost bei ihm. Er schrieb ihr zurück: „Euer Gnaden seelenvolles, rührendes Schreiben hat einen solchen tiefen Eindruck auf mich gemacht, wie nicht bald ein Brief; meine Betrübniß würde noch viel größer seyn, wenn in diesem Schreiben bei allem Traurigen nicht ebenso viel Tröstliches enthalten wäre.

So hat denn die edle, liebenswürdige Marie ihre Laufbahn auf Erden so frühe vollendet! Es ist dieß für Euer Gnaden, die liebevolle Mutter, und die ganze Familie ein unersetzlicher Verlust. Während

ich die Trauernachricht von ihrem Tode las, und mehrmals wieder gelesen, schwebte mir ihr liebliches Bild vor Augen. O, sie war so bescheiden, so edelmüthig und ihr Angesicht war öfter von jenem himmlischen Lächeln verklärt, das nur der Unschuld eigen seyn kann! Sie war eine edle, reine Seele! Dem Hinscheiden eines so geliebten Kindes beiwohnen zu müssen, — o wie unendlich schmerzlich muß es dem Mutterherz gewesen seyn!

Allein so schmerzlich dieses Hinscheiden war, so trostvoll war es auch. O wie schön, wie tröstlich ist es, daß sie bei ihren vielen Leiden so geduldig war, daß sie sich in Gottes Willen so kindlich ergab, daß sie nach Empfang der heiligen Sakramente noch sagen konnte: O Mutter, ich bin so glücklich, so zufrieden! Daß sie auch in der Nacht vor ihrem Tode sagen konnte: Mir ist so wohl, ich meine, ich bin es nicht mehr! Daß sie am Morgen darauf so sanft und ruhig einschlief! Wer konnte dieses ohne die innigste Rührung vernehmen? So ward der Engel vollendet! Sie sah, nach dem treuen Worte Jesu, den Tod nicht. Sie entschlief sanft und erwachte im Himmel.

O verehrte gnädige Frau, wenn Ihre nunmehr verklärte Tochter nun noch zu Ihrer geliebten Mutter sprechen könnte, sie würde sprechen: O Mutter, wie unaussprechlich selig bin ich jetzt erst! Ich meine, ich bin es nicht mehr. Die Seligkeit, deren Ihre in Gott ruhende Tochter jetzt dort genießt, ist so groß, daß

kein Auge sie gesehen, kein Ohr sie gehört, kein Menschenherz sie empfunden hat. Wer möchte nicht in diesen Jahren, o so selig gestorben seyn! Ein solches Glück beschert Gott nur seinen Lieblingen. In dem Frühlinge ihres Lebens ward die Gute in ein besseres Leben versetzt. Sie konnte in dem Kreise einer liebevollen Mutter und liebender Geschwister die schönste Zeit des menschlichen Lebens, den Frühling desselben, genießen, was der Sommer des Lebens Schwüles, Herbst und Winter Oedes und Drückendes haben, erfuhr sie nicht.

Freilich fühle ich es wohl, daß sie eine große Sehnsucht nach ihr in Ihrer Familie zurückgelassen haben müsse, daß ihre leere Stelle ohne eine Zähre nicht bemerkt werden kann, daß manche Freude dadurch getrübt werden müsse, daß sie nicht mehr Theil daran nehmen kann. Aber sie ist nun auch von allen Leiden befreit. Mit wie vielen Mühen ist auch das glücklichste Menschenleben verbunden!

Und dann denken Sie, daß Sie nun an ihr eine Fürbitterin im Himmel haben, die unausgesetzt Segen über ihre geliebten Aeltern und Geschwister herabfleht; und dann ist ja ein Wiedersehen! O welche Seligkeit, wenn Sie Ihr verklärtes Kind begrüßt vom Jubel der Seligen wiedersehen werden! Eine solche Freude, deren wir uns durch ein dem reinen Leben der Seligen ähnliches fähig machen wollen, hat diese Erde nicht!"

Auf diese und andere Weise trauerte Christoph Schmid mit den Trauernden und tröstete sie liebreich mit den Trostgründen unserer heiligen Religion. Er freute sich aber auch mit den Fröhlichen. Als im Jahre 1825 sein geliebter Lehrer und Freund Bischof Sailer, sein Priesterjubiläum zu Regensburg feierte, wäre der dankbare Schüler gerne dahin geeilt, um an dieser Festlichkeit persönlich Antheil zu nehmen, allein es war ihm unmöglich. Er drückte daher die Gefühle, die sein Herz bewegten, in einem Festgedichte aus und sandte es an Sailer. Es lautet: „Auf den 23. September 1825:

Flieh hin zur hohen Kathedrale
Mein Geist, am fernen Donaustrand,
Wo mit dem ersten Morgenstrahle
Ein Fest beginnt für's ganze Land;

Wo Er mit Insul und mit Stabe
Als Bischof am Altare steht,
Den, einst ein armer Bürgerknabe,
Des Höchsten Huld so hoch erhöht!

Aus längst entflohnen, goldnen Jahren
Strahlt unbeschreiblich hehr und mild,
Umringt von edeln Jünglings-Schaaren,
Mir heut des großen Lehrers Bild.

Wie sehnten wir uns nach der Stunde,
Da in dem Saale Er erschien!
Ein Jeder hing an Seinem Munde,
Ein jedes Auge sah nur Ihn!

Was Jesus Christus uns gelehret,
Was Schrift und Kirche uns bewahrt,

Die Kirchenväter uns erkläret,
Gelehrt hast Du's nach ihrer Art.

Wir sah'n Dich in des Volkes Mitte
Und in der zarten Kinder Schaar;
Hier in des armen Kranken Hütte —
Dort opfernd an des Herrn Altar.

Wie Viele, die Dich sahen, danken
Dir ihres Lebens ganzes Glück,
Den Schwachen selbst hieltst Du in Schranken
Mit einem wehmuthsvollen Blick!

Zum Heile bist Du Vielen worden
Von dort, wo Schnee die Alpen deckt,
Bis hin, wo in dem fernen Norden
Das Meer an Deutschlands Küsten schlägt.

Wohl trat der Neid Dir auch entgegen,
Gehüllt in frommen Eifer ein;
Du bliebst auf den betretnen Wegen, —
Und bald zerfloß der falsche Schein.

Der König ehrt in Dir den Weisen
Von seinem Thron durch einen Ruf;
Wie strahltest Du in jenen Kreisen
Der hohen Schule, die er schuf!

Ja, er vertraut in seinem Sohne
Dir, edler, Hochverdienter Mann,
Das schönste Kleinod seiner Krone —
Des Vaterlandes Hoffnung an!

Das Haupt der Kirche, jener hohe
Und vielgeprüfte, fromme Greis,
Deß' Heldenmuth noch jetzt die frohe,
Erstaunte Welt bewundert heiß:

Pabst Pius, der nunmehr Verklärte,
Er hat, bevor sein Haupt sich neigt'

Wie hoch er Deine Tugend ehrte
Mit eigner Hand Dir noch bezeugt.

Und Leo, den wir mit Entzücken
Und Ehrfurcht sah'n von Angesicht,
Der Deutschland mit des Weisen Blicken
Selbst sah in ungetrübtem Licht:

Er zeigt', daß er für eine Zierde
Der deutschen Kirche Dich erkannt,
Da er zu einer höhern Würde
Von Petri Stuhle Dich ernannt.

Du stehest heute da als Zeuge,
Wie endlich stets das Gute siegt,
Wie Gottes Huld zu Dem sich neige,
Dem „Gut" zu seyn allein genügt!

So schauen wir nach Kampf und Leiden
In Deinem Priester-Jubeljahr,
Erfüllet Dich mit Himmelsfreuden,
Geliebter Bischof, am Altar.

Und, Deine Jubelfreude theilend,
Fleh'n alle Freunde nah und fern,
Im Geiste am Altare weilend,
Mit Einem Herzen heut zum Herrn:

O Gott, der Du uns Ihn gegeben,
Erhalt Ihn, bester Vater, Du,
Nimm Jahre hin von unserm Leben,
Und theil sie Seinen Jahren zu!"

Christoph Schmid war zehn Jahre Pfarrer in Stadion. Die württemberg'sche Regierung wußte seine Verdienste um Volks- und Jugendbildung zu schätzen.

Er erhielt von ihr einen Ruf als Professor der Moral- und Pastoraltheologie an die Universität Tübingen; auch wurde ihm die Stelle eines Regens des Priester-Seminars in Rottenburg angetragen. Er lehnte jedoch beide Anträge ab. Er wollte einfacher Seelsorger und dem Kreise der Kinderwelt nahe bleiben. Auch der damalige Fürst von Sigmaringen, der Christoph Schmid öfter als Festprediger am Feste des heiligen Fidelis in seine Residenz einlud, suchte ihn, wiewohl vergebens, für sein Fürstenthum zu gewinnen.

Da bestieg im Jahre 1825 Ludwig I. von Bayern den Königsthron. Die Verdienste Christoph Schmids um die Bildung der Jugend längst kennend und schätzend, berief ihn König Ludwig im Jahre 1826 wieder nach Bayern in sein Vaterland zurück, indem er ihm auf Anregung Sailers die Stelle eines Domkapitulars in Augsburg übertrug. Einer so ehrenvollen Berufung konnte und wollte sich Christoph Schmid, so gern er auch in Stadion war, nicht entziehen. Er folgte, gerührt von der Gnade Seines Königs dem Rufe, nur vermochte er wegen Kränklichkeit erst im folgenden Jahre auf seine neue Stelle abzugehen. Bischof Sailer konnte es kaum erwarten, bis sein geliebter Schüler und Freund seinen neuen Posten bezog. Er schrieb ihm von Regensburg aus:

„Ich wünsche und bete und hoffe, daß Du nun bei eintretender, milder Jahreszeit Deinen neuen Posten

in Augsburg recht bald wirst antreten können zur Freude aller Gutgesinnten, die Dich dort sehnlichst erwarten, besonders des braven Herrn Bischofs und unsers lieben Webers. Letzterer schrieb erst kürzlich: „„Christoph hat noch immer nicht seine Stelle antreten können, weil er krank ist; wir wollen zusammenhelfen und ihn gesund beten."" Ja wir wollen beten, daß Gott, der Dich so wunderbar ohne alles Zuthun dorthin berufen hat, Dir Gesundheit und Muth und Kraft gebe, dort zu seyn und zu wirken, was sein Wille ist, was zu seiner Ehre dient. — — Die milde Augsburger Luft, die gegen die rauhe Württemberger Alpluft sehr absticht, wird Vieles dazu beitragen, daß Du recht bald und vollkommen genesest, und welchen schönen Wirkungskreis hast Du dann vor Dir! Einen gutgesinnten Bischof, einen bestgesinnten General=Vikar, so viele liebe, gute Menschen, die Dich hochschätzen und verehren und auf Deine Ankunft sich freuen. Und wer weiß, was der liebe Gott mit Dir noch in petto hat. Die Entwicklung Deiner Geschichte wird keine andere seyn, als die, die Du in allen Deinen Geschichten und Gedichten so schön darstellest: Gottes Ehre, unverhoffte Verklärung seiner geheimnißvollen, weisesten Führungen, Belohnung des Verdienstes und vollkommener Sieg der gerechten und guten Sache. Der Dich so schreiben und dichten lehrte, der wird es Dich auch erleben lassen.

Darum ermuntere Dich, ziehe mit Abraham aus

in das ferne Land, das der Herr Dir zeigt; glaube wie Er, vertraue wie Er und Du wirst erfahren, wie Er, daß der Herr gut ist und alle Seine Wege!"

Dein Sailer.

So herzlich Bischof Sailer Christoph Schmid in Bayern willkommen hieß, so schmerzlich war es für seinen bisherigen Bischof J. Baptist von Keller in Rottenburg, ihn aus Württemberg müssen scheiden zu sehen. Er schrieb ihm: „So innig meine Segenswünsche sind, die ich Ihnen, Verehrter, über Ihren Ruf in das Domkapitel nach Augsburg, und besonders über das Vertrauen widme, das Ihren Verdiensten geschenkt worden ist, so groß ist mein Schmerz über den Verlust durch den Austritt eines der würdigsten, ausgezeichnetsten und verdientesten Mitglieder des Clerus aus dem meiner provisorischen Verwaltung anvertrauten Sprengel. Noch mehr schmerzt es mich, daß ich nicht vermag, auf eine Ihrem Verdienst um Religion angemessene Art Sie zurückzuhalten. Die zarte und würdige Gesinnung, womit Sie, Hochwerther, in Ihrem edeln Schreiben von mir, dem unverdienten Vorstand, Abschied nahmen, konnte meinen Schmerz nur noch vermehren, und entlockte meinen Augen Thränen, meinem Herzen Empfindungen der Wehmuth! Um so erhebender muß es Ihnen seyn, zu wissen, daß Sie die Achtung, Liebe, Ergebenheit und dankbare Verehrung des ganzen inländischen Clerus

bis auf den geistlichen Vorstand in hohem Grade mit sich nehmen. Es ist eine Weihe Ihrem Talente, tief in die religiöse Jugendbildung einzuwirken und Ihrem Eifer, Gutes im Reiche Gottes zu verbreiten, dargebracht. Ich wünsche, daß ich diese Weihe, wenn Sie, Verehrtester, um die Entlassung vom kirchlichen Verbande einkommen, öffentlich darbringen könne. Indessen glaube ich und kann Ihren Austritt nicht nur nicht nahe denken, sondern nähre noch Hoffnung. —

Ich sehe noch Ihrem freundlichen Besuche entgegen und lade Sie ein, Wohnung bei mir zu nehmen. Gott segne Sie nach der Fülle seiner Liebe in Jesu unserm Herrn! Mit inniger Verehrung

Ihr
gehorsamer Diener und Freund
Joh. Baptist, Bischof.

Die Hoffnungen und Wünsche Bischof Kellers gingen nicht in Erfüllung. Am 12. April 1827 übersandte er daher Christoph Schmid die Entlassungs-Urkunde aus dem kirchlichen Verbande und schrieb dazu: „Meine hohe Achtung, verehrter Herr Domkapitular, und würdige Anerkennung Ihrer Verdienste habe ich in die angeschlossene Fassung der Entlassungs-Urkunde niedergelegt, und bedauere nur, daß es nicht in meiner Macht steht, Sie zurückzuhalten und für unsere Kirche zu gewinnen. Gott stärke Sie, daß Ihr Licht noch lange leuchte und besonders die Ju-

gend für Christus erwärme, was Ihrem Geiste eigen ist. Ich bedauere unbeschreiblich, daß ich Sie nicht mehr bei mir sah. Gott wird mir das Glück für andere Zeit schenken. Beten Sie auch für mich! Ewig trägt segnend Ihr Bild im Gemüthe

Ihr
Freund J. Baptist, Bischof.

Im Mai 1827 verließ Christoph Schmid nach hartem Abschiede Stadion. Obwohl die Pfarrstelle zu den bessern des Landes gehörte, hatte er sich doch nur Weniges erübrigen können. Denn abgesehen von seiner Wohlthätigkeit war der Ertrag dieser Pfründe, so lange er sie hatte, keineswegs bedeutend. Die Fruchtpreise standen gerade in jenen Jahren sehr niedrig. Das Theurungsjahr 1817 war das einzige Jahr, in dem, so lange Christoph Schmid in Stadion war, die Fruchtpreise sehr hoch standen; dieses war jedoch in der Gegend von Stadion beinahe ein totales Fehljahr. Auch sonst hatte er in ökonomischer Hinsicht Verluste zu erleiden. So schrieb er im Herbste 1822 seiner Schwester Therese, meiner Mutter, die als Wittwe in Ellwangen lebte: „Ich schickte dir gerne mehr, allein die Mäuse verzehren gegenwärtig den besten Theil des Pfarr-Einkommens.“ Doch Christoph Schmid nahm bei seinem Abschied etwas Besseres mit als Geld und Gut: die Segenswünsche seiner Pfarrkinder und den Dank der Armen. Seine ehe-

maligen Pfarrkinder besuchten ihn noch in Augsburg, um Rath und Hülfe von ihm zu erbitten und in vielen Häusern seiner Pfarrei wurde für Christoph Schmid alle Abende lange Zeit ein Vater unser gebetet.

---

4. Christoph Schmid als Domkapitular in Augsburg.

Als sich Christoph Schmid Augsburg näherte und vom Sandberge aus die schöne Stadt mit ihren vielen Thürmen im Scheine der Abendsonne erblickte, sagte er zu seiner Schwester, die bei ihm im Reisewagen saß: „Wie wunderbar fügt Gott doch Alles im menschlichen Leben! Vor mehr als dreißig Jahren ging ich zu Fuß als junger Priester auch zur Frühlingszeit nach Augsburg, um mich dort prüfen zu lassen und bei den damaligen Domherren meine Aufwartung zu machen. Mit Schüchternheit läutete ich an ihren Wohnungen an. Und heute fahre ich im Reisewagen in eben diese Stadt, um da als Domherr zu leben und zu wirken."

Christoph Schmid wurde von dem damaligen Bischofe Ignaz Albert von Riegg sehr herablassend und gütig, von dem General-Vikar von Weber, seinem frühren Lehrer, sehr herzlich augenommen. Letzterer lud Christoph Schmid und seine Schwester ein, so

lange bei ihm zu wohnen, bis seine Logie gehörig eingerichtet war.

Am 24. Mai 1827 wurde Christoph Schmid in der Domkirche zu Augsburg in sein neues Amt eingesetzt. Eine große Menschenmenge war versammelt, um an dieser Feier Theil zu nehmen; viele freuten sich, den beliebten Jugendschriftsteller, dessen Erzählungen sie bereits mit großem Vergnügen gelesen hatten, von Angesicht zu sehen. Mancher Vater, manche Mutter zeigten ihren Kindern den Verfasser der Ostereier.

Da Christoph Schmid bisher auf dem Lande gelebt und den stillen Aufenthalt daselbst sehr lieb gewonnen hatte, gewöhnte er in der Stadt schwer an. Dazu kam noch, daß er als der jüngste Domherr keine eigene Amtswohnung hatte, sondern in der Hausmiethe wohnen mußte. Die Logie, welche Generalvikar Weber für ihn gemiethet hatte, befand sich zwar in der Nähe der Domkirche, war jedoch mehrere Stiegen hoch und in einer der geräuschvollsten Straßen Augsburgs gelegen; auch hatte sie die Sonne erst gegen Abend. Christoph Schmid sehnte sich daher Anfangs oft wieder zurück nach dem gewohnten, stillen Landaufenthalt und nach seinem freundlichen Studirzimmer in Stadion. Es wollte ihn fast reuen, das stille, den Musen günstige Landleben, mit dem geräuschvollen Stadtleben vertauscht zu haben. Auch arbeitete er sich nicht ohne Mühe in die vielfach

trockenen Kanzleigeschäfte hinein, die er als Domkapitular zu besorgen hatte. Er mußte Anfangs seine kindliche Muse, die sich mit dem Aktenlesen nicht vertrug, ganz bei Seite setzen; es fehlte ihm überhaupt die Lust zu schreiben. Seine Freunde ermunterten ihn auf alle Weise, und Sailer schrieb ihm: „Es freut mich unendlich, daß Du nun einmal in Augsburg angekommen bist. Ich habe die festeste, festeste Ueberzeugung, daß Du dort an Deinem Platze bist und daß der Herr, der Dich hingesandt, Dir Muth, Licht und Kraft verleihen wird, Dein neues Tagewerk zu erfüllen und es mit Freude zu erfüllen. Ich bin aller Strapatzen ungeachtet recht gesund und wohl von meiner Geschäftsreise zurückgekommen, ein neuer Beweis für mich, wie viel man zu ertragen vermag, wenn man sich auf den allmächtigen Weltenträger stützt. Sollte die Bürde, die Dich drückt, für jene mächtigen Schultern zu schwer seyn können? Nein, gewiß nicht! Lade Du sie Ihm nur recht vertrauensvoll auf; Er trägt sie und Dich."

Die Schwester Christoph Schmids wußte am besten, was ihr Bruder vor Allem bedurfte, um sein neues Tagewerk mit Freude zu erfüllen und wieder Erzählungen zu schreiben: das war eine eigene, freundliche Wohnung, ein stilles, sonniges Studirzimmer und wo möglich ein Gärtchen mit Blumen davor. Zu ihrer Freude wurde ein kleines, auch nicht weit vom Dome gelegenes Haus feil. Der Kauf wurde ab-

geschlossen und Christoph Schmid zog dahin. Hier hatte er, wornach er sich sehnte, ein stilles Studirzimmer, das die Morgensonne beschien, ein Gärtchen mit Blumen, einzelnen Obstbäumen und einem laufenden Brunnen. Er lebte wie neu auf, arbeitete mit Freude in seinem Berufe und fing wieder an, Erzählungen zu schreiben.

Eine Zeit lang redigirte er im Auftrage des General=Vikar Weber eine Schrift, welche unter dem Titel „Conferenz=Arbeiten der Augsburg'schen Diözesan=Geistlichkeit" in der Wolffischen Buchhandlung daselbst 1829 in Heften herauskam. Auch schrieb er Aufsätze in die von Hönninghaus damals in Würzburg herausgegebenen Palmblätter, eine Wochenschrift für christliche Familien.

Im Ordinariate hatte er das Referat über die Schulangelegenheiten. Es wird von Christoph Schmid gerühmt, daß er jeden Priester der Diözese Augsburg, der in irgend einer Angelegenheit zu ihm kam, immer sehr liebevoll aufnahm, ihn anhörte und im geistlichen Rathe, wenn es möglich war, für ihn sprach. Er nahm nie eine einseitige Anklage an, sondern sagte: man muß beide Theile hören. Eine strenge Amtsmiene, ein hoher, abweisender Ton war seiner Natur durchaus zuwider; auch in dem jüngsten Cleriker ehrte er den Priester. In den Concursprüfungen war er sehr rücksichtsvoll, half nach und munterte die Candidaten auf, unerschrocken zu seyn. Wenn sie ihm

nach herkömmlicher Weise die Aufwartung machten, so fragte er jeden sehr freundlich nach seinen Verhältnissen, seinen Aeltern zc., ermunterte alle mit mildem Ernste, sich ganz ihrem erhabenen Berufe zu widmen und bat sie um ihr Gebet.

Christoph Schmid predigte in der ersten Zeit seines Aufenthaltes in Augsburg öfter bei festlichen Veranlassungen im Dom, auch in andern Kirchen der Stadt. Er hielt das Hochamt, wenn es ihn traf, und sonst alle Sonntage die so genannte Segen-Messe um 9 Uhr in der Domkirche. Alle, welche diesem Gottesdienst beiwohnten, waren erfreut und gerührt, wenn sie den ehrwürdigen Greis am Altare sahen, wo er mit inniger Andacht das heilige Opfer darbrachte.

Im Jahre 1832 wurde Christoph Schmid das Amt eines königl. Kreisscholarchen für Schwaben und Neuburg übertragen. Als gründlicher Kenner des Schulwesens wirkte er sehr segensreich in dieser Stellung für Jugendbildung und Erziehung. Sein Grundsatz war namentlich in Beziehung auf Landschulen, nur das Allernothwendigste, dieses aber recht gründlich, zu lehren; multum non multa. Er sagte, „die neueren Pädagogen spannen ihre Forderungen zu hoch.“ Er sah bei Anstellung der Lehrer nicht bloß auf gründliche Kenntnisse, sondern hauptsächlich auf religiöse und sittliche Bildung. Nicht wenige Lehrer wandten sich mit Bitten und Fragen an ihn. Er

antwortete ihnen freundlich und half, so gut er konnte. Stets hat er den Lehrerstand sehr hoch geachtet; er kannte aus Erfahrung den schweren Beruf eines Volksschullehrers. Er war, wie er sich ausdrückte, selbst viele Jahre „deutscher Schulmeister." Christoph Schmid wurde auch zum Mitglied der im Jahre 1834 angeordneten Commission zur Prüfung und Abfassung zweckmäßiger Lehrbücher für die Volksschulen Bayerns ernannt. Er verfaßte, in Gemeinschaft mit dem berühmten Naturforscher Schubert, den naturgeschichtlichen Theil des Lehr- und Lesebuches für die mittlern und obern Klassen der deutschen Schulen im Königreich Bayern.

Im Jahre 1836 gab er, von dem Bischofe Ignaz Albert von Riegg dazu aufgefordert, einen Katechismus der christkatholischen Religion für das Bisthum Augsburg heraus. Bischof Riegg sagt in dem Einführungsschreiben: „Nachdem wir diesen Katechismus Unserer Absicht entsprechend gefunden, ihn Seiner Päpstlichen Heiligkeit vorgelegt, der heilige Vater die Prüfung desselben mehrern, von Ihm außersehenen Gottesgelehrten und einer Congregation von Cardinälen übertragen, in einem wahrhaft väterlichen Schreiben Uns dazu Glück wünschte und von Einführung desselben den glücklichsten Erfolg erwartet, so gereicht es Uns zu sehr großer Freude, gegenwärtigen „„Katechismus der christkatholischen Religion für das Bisthum Augsburg"" Unsern geliebten Bis-

thums-Angehörigen nunmehr gedruckt in die Hand geben zu können." Bischof Peter von Richarz, der Nachfolger von Rieggs fand den Katechismus der Beibehaltung werth; Bischof Leopold von Mainz führte ihn in seinem Bisthume ein; auch Bischof Johann Baptist Purzell von Cincinati in Nordamerika hat diesen dort mit Stereotypen gedruckten Katechismus in einem der genannten Ausgabe vorgesetzten bischöflichen Schreiben den Katholiken seines Bisthums nachdrücklichst empfohlen.

Im Jahre 1837 ernannte König Ludwig Christoph Schmid in Anerkennung seiner Verdienste zum Ritter des Verdienst-Ordens der bayerischen Krone. Wann König Ludwig nach Augsburg kam und das Domkapitel empfing, sprach der König immer besonders gnädig und längere Zeit mit Christoph Schmid und gedachte dabei jedesmal Bischof Sailers. Ebenso äußerten die Prinzen und Prinzessinnen des Königl. Hauses stets sehr gnädige Gesinnungen gegen ihn. Eine Dignität im Domkapitel hat Christoph Schmid nie begleitet. Es wäre ihm ein Leichtes gewesen, eine solche zu erhalten. Als nach dem Tode des Domdekan Pichler diese Stelle in Augsburg erledigt war, wurde Christoph Schmid, der sich in Schulangelegenheiten eben in München befand, zu König Ludwig gerufen. Der König wollte Christoph Schmid's Ansicht über eine Schulsache von ihm selbst hören und fragte ihn bei dieser Veranlassung, ob er keinen

Wunsch habe. Christoph Schmid äußerte keinen. Sogleich nach dieser Audienz ernannte der König den Domkapitular Egger zum Domdekan. Als einmal in Gegenwart Christoph Schmids davon die Rede war, es sey auffallend, daß ihm keine Dignität im Domkapitel übertragen worden sey, antwortete er: „Ich habe nie eine gesucht, wie hätte ich, da ich mit Geschäften schon überhäuft war, dann noch etwas für die Kinder schreiben können?"

Was das häusliche Stillleben Christoph Schmids in Augsburg betrifft, so saß er auch hier alle Morgen im Winter wie im Sommer schon um vier Uhr an seinem Arbeitstischchen. Die Morgenstunden waren ihm die liebsten im Tage. Da konnte er ganz ungestört arbeiten, besonders im Winter, wann Alles umher noch in tiefem Schlafe lag. Er sagte: die Zeit von 4 Uhr bis 8 Uhr ist fast die einzige, die ich im Tage mein nennen kann. Wenn sich allmählig die Gardinen und Läden der benachbarten Häuser öffneten, hatte Christoph Schmid oft schon ein ganzes Kapitel einer Erzählung geschrieben. Um sechs Uhr ging er, wenn ihn rheumatische Leiden nicht daran hinderten, in den Chor, dann las er die heilige Messe. Den Vormittag über hatte er, zumal wenn geistlicher Rath gehalten wurde, mit Ordinariatsgeschäften zu thun. Mittags speiste er immer sehr einfach; nur wenn, was nicht selten der Fall war, Gäste geladen waren, wurde eine reichere, doch niemals kostbare Mahlzeit bereitet. Er

betete, sein schwarzseidnes Käppchen, das er stets zu Hause trug, in den Händen haltend, immer sehr andächtig, bevor er sich mit seinen Gästen zu Tische setzte und wies ihnen dann mit der ihm eigenen Freundlichkeit ihre Plätze an. Wollten hie und da einige aus Höflichkeit wegen der Plätze Umstände machen, so pflegte er lächelnd zu sagen: „Das Leben ist viel zu kurz, um lange Komplimente zu machen.“ Während des Essens war Christoph Schmid immer sehr heiter und unterhielt seine Gäste sehr angenehm. Namentlich war er unerschöpflich im Erzählen von Anekdoten. Alle, die bei ihm speisten, werden sich mit Vergnügen an diese Stunden erinnern. Je nachdem Gäste da waren, las er beim Nachtisch auch Erheiterndes und Belehrendes vor. Von den Fehlern anderer Menschen sprach Christoph Schmid höchst selten und dann nur mit Bedauern. Er lenkte sogleich das Gespräch von den Fehlern derselben auf ihre guten Seiten oder schwieg ganz. Ueberhaupt waren seine Urtheile über Andere ungemein mild und sehr vorsichtig. Wie in seinen Erzählungen, so liebte er in seinen Gesprächen mehr das Licht als die Finsterniß.

Nachmittags pflegte Christoph Schmid bei guter, freundlicher Witterung einen Spaziergang in den schönen Alleen, die Augsburg umgeben, zu machen. Er rühmte, wenn er unter den hohen, schattigen Linden lustwandelte, gerne die ehemaligen Väter der Stadt, welche

diese herrlichen Spaziergänge angelegt hatten. Kinder kamen herbeigesprungen, brachten ihm Blumen und küßten ihm die Hand. Er lächelte freundlich und dankte herzlich für diese lieben Gaben aus den Händen der Unschuld. Auf diesen Spaziergängen begleitete ihn fast immer einer der Domherren, der ihm besonders befreundet war. Viele Jahre hindurch war Eustach Rieger, der einige Zeit nach Christoph Schmid Domherr in Augsburg wurde, sein täglicher Gesellschafter und Begleiter. Rieger war früher Pfarrer und Dekan zu Weichering bei Neuburg an der Donau und Christoph Schmid seit mehr als dreißig Jahren befreundet. Christoph Schmid rühmte seinen biedern, aufrichtigen, geraden Charakter, seine gründliche Beurtheilungskraft, seine umfassenden theologischen Kenntnisse und überhaupt seine wissenschaftliche Bildung. Er trug auch Vieles dazu bei, daß dieser sehr edle Mann und treffliche Arbeiter in das Domkapitel kam. Mir ist, ich sehe beide Freunde noch miteinander lustwandeln, Rieger groß von Statur und, da er hinkte, sich stets auf seinen Stock stützend; Christoph Schmid klein, aber aufrecht einhergehend, immer ohne Spazierstock, die rechte Hand vorn in dem dunkelblauen Oberrocke, die linke auf dem Rücken ähnlich wie Napoleon dargestellt wird, mit dem er in Einem Jahre und an Einem Tage geboren wurde. Da Domherr Rieger ein großer Kenner und Freund der Geschichte war, die Jahreszahlen, ja

betete, sein schwarzseidnes Käppchen, das er stets zu Hause trug, in den Händen haltend, immer sehr andächtig, bevor er sich mit seinen Gästen zu Tische setzte und wies ihnen dann mit der ihm eigenen Freundlichkeit ihre Plätze an. Wollten hie und da einige aus Höflichkeit wegen der Plätze Umstände machen, so pflegte er lächelnd zu sagen: „Das Leben ist viel zu kurz, um lange Komplimente zu machen.“ Während des Essens war Christoph Schmid immer sehr heiter und unterhielt seine Gäste sehr angenehm. Namentlich war er unerschöpflich im Erzählen von Anekdoten. Alle, die bei ihm speisten, werden sich mit Vergnügen an diese Stunden erinnern. Je nachdem Gäste da waren, las er beim Nachtisch auch Erheiterndes und Belehrendes vor. Von den Fehlern anderer Menschen sprach Christoph Schmid höchst selten und dann nur mit Bedauern. Er lenkte sogleich das Gespräch von den Fehlern derselben auf ihre guten Seiten oder schwieg ganz. Ueberhaupt waren seine Urtheile über Andere ungemein mild und sehr vorsichtig. Wie in seinen Erzählungen, so liebte er in seinen Gesprächen mehr das Licht als die Finsterniß.

Nachmittags pflegte Christoph Schmid bei guter, freundlicher Witterung einen Spaziergang in den schönen Alleen, die Augsburg umgeben, zu machen. Er rühmte, wenn er unter den hohen, schattigen Linden lustwandelte, gerne die ehemaligen Väter der Stadt, welche

diese herrlichen Spaziergänge angelegt hatten. Kinder kamen herbeigesprungen, brachten ihm Blumen und küßten ihm die Hand. Er lächelte freundlich und dankte herzlich für diese lieben Gaben aus den Händen der Unschuld. Auf diesen Spaziergängen begleitete ihn fast immer einer der Domherren, der ihm besonders befreundet war. Viele Jahre hindurch war Eustach Rieger, der einige Zeit nach Christoph Schmid Domherr in Augsburg wurde, sein täglicher Gesellschafter und Begleiter. Rieger war früher Pfarrer und Dekan zu Weichering bei Neuburg an der Donau und Christoph Schmid seit mehr als dreißig Jahren befreundet. Christoph Schmid rühmte seinen biedern, aufrichtigen, geraden Charakter, seine gründliche Beurtheilungskraft, seine umfassenden theologischen Kenntnisse und überhaupt seine wissenschaftliche Bildung. Er trug auch Vieles dazu bei, daß dieser sehr edle Mann und treffliche Arbeiter in das Domkapitel kam. Mir ist, ich sehe beide Freunde noch miteinander lustwandeln, Rieger groß von Statur und, da er hinkte, sich stets auf seinen Stock stützend; Christoph Schmid klein, aber aufrecht einhergehend, immer ohne Spazierstock, die rechte Hand vorn in dem dunkelblauen Oberrocke, die linke auf dem Rücken ähnlich wie Napoleon dargestellt wird, mit dem er in Einem Jahre und an Einem Tage geboren wurde. Da Domherr Rieger ein großer Kenner und Freund der Geschichte war, die Jahreszahlen, ja

Monatstage beinahe aller Schlachten und wichtigsten Staatsbegebenheiten der neuern Zeit auswendig wußte, auch den ganzen französischen Krieg miterlebt hatte, so war die Geschichte meistens der Gegenstand ihrer Unterhaltung. Besonders lenkte Christoph Schmid gerne das Gespräch auf Napoleon, dessen Scharfblick und große Feldherrntalente er außerordentlich bewunderte. Er erzählte, ein französischer Offizier habe ihm unter Anderm gesagt, wenn Napoleons Marschälle unschlüßig gewesen seyen, was sie thun sollten, und zu keiner Entscheidung kommen konnten, so hätten sie zu einander gesagt: „Warten wir, bis der Kaiser kommt." Kaum war er nach seiner Gewohnheit rasch in ihre Mitte getreten und hatte sie angehört, dann habe er nach kurzem Besinnen gesagt: „So macht mans" und dann sey allen die Lösung so einfach und klar erschienen, daß sie sich wunderten, dieselbe nicht eben so leicht gefunden zu haben. Von dem französischen Volke habe Napoleon geäußert: „Es gleiche einem muthigen Rosse, es bedürfe eines guten Reiters." Auch von der Unterredung Napoleons mit Sailer im Lager vor Landshut erzählte Christoph Schmid. Es ist Schade, daß die Mittheilungen beider Freunde über ihre Erlebnisse in den französischen Kriegen nicht aufgezeichnet worden sind. Sie wären gewiß eben so belehrend als unterhaltend zu lesen.

An heitern Abenden besuchte Christoph Schmid zuweilen die Sternwarte, auf welcher der als Astronom

bekannte Domherr Stark damals seine Beobachtungen anstellte; denn wie Christoph Schmid die Blumen der Erde liebte und sie mit dankbarem Aufblicke zu Gott betrachtete, so auch die Sterne des Himmels. Er kannte die Namen und die Stellung der vorzüglichsten Gestirne und besaß selbst einige sehr genau gezeichnete Sternkarten, die er von einem alten Offiziere, einem großen Freunde der Astronomie, zum Geschenke bekommen hatte und zwar aus folgender Veranlassung. Dieser Offizier war einmal Badgast im Jordanbade bei Biberach, wohin, wie oben bemerkt, Christoph Schmid von Stadion aus öfter kam. In einer schwülen Sommernacht saßen die Gäste noch im Freien. Da sagte der Offizier, indem er nach dem Himmel schaute: „Kein Sternbild ist zu sehn! Der matte Schein dort, der einzelne, ist aus der Kassiopea": und wandte sich an die Badgäste mit der Frage: „Wer sagt dies?" Alle schwiegen, nur Christoph Schmid entgegnete: „Schiller läßt diese Worte Wallenstein sagen." Als der alte Kriegsmann hörte, wie vertraut Christoph Schmid, den er für einen gewöhnlichen Landpfarrer gehalten hatte, mit den deutschen Klassikern sey, begegnete er ihm mit großer Achtung, unterhielt sich die Badezeit hindurch stets mit ihm und schenkte ihm, da er seine Freude an der Astronomie bemerkte, diese sehr guten Sternkarten. Domherr Stark unterhielt sich daher auch gerne mit Christoph Schmid, und lud ihn ein, seine

Sternwarte recht oft zu besuchen. Eines Abends, da beide sich wieder einmal auf derselben befanden, meldete der Diener einen Herrn mit zwei Damen. Stark sagte: „Der Herr mag heraufkommen, von den Damen darf keine meine Sternwarte betreten." Christoph Schmid fragte Stark nach der Ursache des Verbotes. „Sehen Sie, Herr Collega," erwiederte dieser, „dort in der Ecke hatte schon längere Zeit eine Spinne ihr Netz ausgespannt und ich beobachtete an ihr den Witterungswechsel. Da kam ohnlängst eine Dame und streifte mit ihrem Sonnenschirm, wahrscheinlich aus Reinlichkeitsliebe, das Gewebe sammt der Spinne ab. Ich empfand einen großen Aerger darüber und habe mir fest vorgenommen, nie mehr ein Frauenzimmer auf meine Sternwarte zu lassen; nie, nimmermehr," wiederholte der Astronom mit Nachdruck. Alle Damen wurden ohne Weiters von dieser Zeit an abgewiesen.

Zu Nacht speiste Christoph Schmid nie mehr als ein oder zwei Eier, und las die Zeitungen. Nach vollbrachtem Tagewerke kam seine Schwester Franziska mit ihrem Strickzeug auf sein Zimmer, wo er ihr dann gewöhnlich noch eine Stunde vorlas. Sie schrieb ihm auch alle Manuscripte seiner Erzählungen für den Druck sehr deutlich in's Reine. Franziska hatte in ihrer Jugend selbst mehrere sehr liebliche Gedichte gemacht und las, so weit es ihr die Haushaltungsgeschäfte gestatteten, gerne gute und in-

teressante Bücher. Einmal verursachte ihr ihre Leselust beinahe einen Todesschrecken. Das Buch, „die Seherin von Prevorst“ von Justinus Kerner, dem Christoph Schmid persönlich befreundet war, machte damals viel Aufsehen. Christoph Schmid theilte es auch seiner Schwester mit. Da sie den Tag über keine Zeit zu lesen hatte, so benützte sie die Nacht dazu. Es war bereits 12 Uhr und Franziska ganz in den geisterhaften Inhalt dieses Buches vertieft. Sie las eben jenes Kapitel, in dem von einem kleinen, grauen Geist erzählt wird. Auf einmal öffnete sich leise die Thüre ihres Zimmers und eine kleine, graue Gestalt trat herein. Franziska that einen lauten Schrei und sank beinahe vor Schrecken vom Sessel. Die kleine, graue Gestalt war jedoch Niemand anders als ihr Bruder Christoph, welcher im Hause einen grauen Ueberrock zu tragen pflegte. Er hatte noch so spät von seinem Zimmer aus den Wiederschein eines Lichtes aus ihrem Zimmer an der gegenüberliegenden Gartenmauer bemerkt und war gekommen, nachzusehen, ob sie vielleicht unpäßlich geworden sey. Zum Glück war der Schrecken der Schwester ohne Folgen.

Christoph Schmid liebte es, in seinem Zimmer stets einen Singvogel zu haben. Schon als Kaplan hatte er, wie er im dritten Bändchen selbst erzählt, ein Rothkehlchen, später einen Kanarienvogel oder eine Nachtigall. Er fütterte sie selbst und sie kann-

ten ihn ganz genau. Ein Kanarienvogel, den er lange Zeit hatte, kam oft auf das Tischchen, an dem er schrieb, geflogen und zupfte an seiner Feder, bis er ein Apfelschnitzchen oder ein grünes Blättchen bekam. Er flog in den Garten hinaus und kehrte selbst wieder in sein Käfig zurück. Die Nachtigall kannte ihn an der Stimme. Wenn er Nachts ohne Licht in sein Studirzimmer ging und die Nachtigall deßhalb erschreckt scheu im Bauer umherflog, so wurde sie sogleich ruhig, sobald er zu sprechen angefangen hatte. Auch die Finken und Emmerlinge, welche sich auf den Bäumen seines Gärtchens aufhielten, kamen, besonders im Winter, an seine Fenster geflogen, wo sie dann von ihm gefüttert wurden. Als er einmal verreist war, schrieb ihm seine Schwester: „Ihren lieben Vögelein hat es recht ahnt nach Ihnen gethan. Sie haben in den ersten Tagen gar heftig um das Haus geschrieen. Wenn sie an das Fenster hergeflogen sind, haben sie einen Maurer, Hafner, Schreiner oder Maler gesehen, und sind verscheucht wieder fort. Ich füttere sie fleißig und vergiß sie schon um Ihretwillen niemals."

Wie traurig war der Verfasser der Erzählung: „der Kanarienvogel", als einmal eine fremde Katze die Jungen aus einem Nestchen raubte, das ein Schwarzplättchen in einem Gebüsche seines Gartens gemacht hatte, und zu dem er vorher oft hingeschlichen war, um die jungen Vögelein darin zu betrachten. Ein

zartes Kinderherz hätte keinen größern Schmerz empfinden können.

Unter den Blumen liebte Christoph Schmid besonders die Rosen. Seine Schwester trug daher Sorge, daß alle Sommer ein schöner Rosenflor den Hausgarten schmückte. Nicht selten sah man Christoph Schmid, wenn er darin umherging, längere Zeit vor einem der blühenden Rosensträuche betrachtend stehen bleiben. Einmal sagte er: „Die Rose ist doch die Königin der Blumen. Wenn die Rosensträuche seltener wären, so würden Fürsten sich viel Geld kosten lassen, einen Rosenstock in ihren Gärten zu haben und ihn als die schönste Zierde derselben betrachten. Allein der ärmste Landmann kann diese wunderschönen Blumen in seinem Gärtchen ziehen und die Allmacht des Schöpfers daran bewundern. Auch daraus erhellt die Güte und Menschenfreundlichkeit Gottes." Die kleinen, grünen Insekten, mit denen Zweige und Blätter der Rosensträuche oft ganz bedeckt sind, beschäftigten seine Aufmerksamkeit insbesondere. Er beobachtete sie durch ein Vergrößerungsglas und schrieb einen Aufsatz, der sich unter seinen hinterlassenen Papieren befindet und den Titel hat: „Der Rosenstock und seine Bewohner."

Nächst den Rosen liebte Christoph Schmid besonders die Levkojen; karmoisinrothe, dunkelblaue, weiße, gesprengte schmückten in Töpfen seine Fenster-Gesimse.

Er pflegte und begoß sie immer selbst. Auf ein Blättchen schrieb er:

Die Levkojen.

Er, der diese schönen, milden
Farben konnt' aus Staube bilden,
Diese lieblichen Gestalten
Aus dem Samenkorn entfalten,
Er, der diesen süßen Duft
Aus der todten Erde ruft —
O welch' hohe Seligkeiten
Wird Er uns erst dort bereiten
In dem vollen, großen, weiten
Schauplatz seiner Herrlichkeiten!

Man konnte Christoph Schmid eine große Freude machen, wenn man ihm einen duftenden Blumenstrauß, einen blühenden Blumentopf oder reife Früchte in's Zimmer stellte. Unter den letztern liebte er besonders die Pfirsiche und die Trauben. Er ließ sie oft längere Zeit, bevor er sie genoß, auf dem Tische stehen, um sie zu betrachten. Das sanfte, wie hingehauchte Roth der Pfirsiche, das duftige Blau der Trauben konnte er nicht genug ansehen. Er bewunderte Gottes Allmacht und Schönheit daran. Diesen sinnigen Betrachtungen verdankt die Kinderwelt manche liebliche Erzählung.

Auf eine elegante Hauseinrichtung sah Christoph Schmid nicht. Seine Sopha's, Sessel, Möbel überhaupt waren alt und unscheinbar. Spiegel hatte er

weder in seinem Gastzimmer noch in seinem Studirzimmer. Er sagte: „Ein schönes Gemälde ist mir lieber als der kostbarste Spiegel.“ Nach und nach erwarb er sich, namentlich durch billigen Ankauf in Auctionen, eine Sammlung hübscher Oelgemälde. Außer den schon genannten vier Huber'schen Stücken hatte er von demselben Meister noch zwei sehr gelungene Bilder: Jesus den Kinderfreund und Jesus am Kreuze. Dann eine Geburt Christi von Bassano und ein kleines, liebliches Marienbild angeblich von Sassoferato; zwei größere italienische Landschaften, der Morgen und der Abend, welche sich bei der rechten Beleuchtung von vorzüglicher Wirkung zeigten; drei Blumenstücke aus der Niederländer-Schule, die wohlgetroffenen Portraits seiner geliebten Lehrer Sailer und Weber und viele kleinere Landschaften. Maler Butziger in Augsburg, welcher das am meisten ähnliche Portrait Christoph Schmids zeichnete, mußte ihm einige Werke großer Meister copiren. Er besaß deßgleichen werthvolle ältere Kupferstiche und schöne neuere Lithographien. So oft er in Schulangelegenheiten nach München kam, brachte er den größten Theil seiner freien Zeit in den dortigen Gemälde-Gallerieen zu. In den beiden Erzählungen: „Der Weihnachtsabend“ und „Angelika“ spricht sich Christoph Schmids Liebe zu der edeln Kunst der Malerei ebenso anziehend und belehrend aus.

Ein fast noch größerer Freund als von schönen

Gemälden war Christoph Schmid von guten Büchern. Zu seiner Zeit befand sich ein blinder Antiquar, Namens Windprecht in Augsburg. Er hatte seinen Bücherladen an einer Ecke der Maximiliansstraße. Bei diesem Blinden mußte das Gefühl die Stelle und den Dienst des Gesichtes ersetzen. Er hatte auch wirklich ein so feines Gefühl in den Händen, daß er, wenn er ein Buch einmal damit befühlt hatte, sogleich sagen konnte, was es für ein Buch sey. Christoph Schmid ging fast niemals an dem Bücherstande dieses blinden Antiquars vorüber, ohne ihn zu grüßen und das eine oder andere Buch zu kaufen. Einmal fragte er nach dem englischen Lexikon von Arnold. Der Blinde erwiederte, dieses Werk habe er nicht hier oben, sondern in seinem Gewölbe unten; er werde es sogleich holen. Christoph Schmid erbot sich, mit in das Gewölbe hinabzugehen, um dem Blinden das Buch suchen zu helfen. Dieser aber entgegnete lächelnd: „Lassen Sie mich nur allein gehen, Herr Domkapitular, Sie würden das Werk doch nie in meinem Gewölbe finden; denn dort ist es stockfinster; da weiß ich allein Bescheid.“ Nach kurzem Verweilen brachte der Blinde das Lexikon.

Ein andermal kam Christoph Schmid mit Stadtpfarrer Albrecht an den Bücherstand des Blinden. Dieser erkannte Christoph Schmid sogleich an der Stimme und reichte ihm, wie gewöhnlich, die Hand. Anstatt Christoph Schmid bot jedoch Pfarrer Albrecht

dem Blinden die Hand. Kaum hatte dieser sie befühlt, so sagte er: „das ist nicht Ihre Hand, Herr Domkapitular; Ihre kleine und zarte Hand kenne ich wohl, diese Hand hatte ich noch nie in der meinigen.“ Christoph Schmid löste dem Blinden das Räthsel und beide Herren bewunderten das richtige Gefühl des Blinden. Christoph Schmid erwarb sich nach und nach eine reiche Sammlung werthvoller Bücher; er ließ über dieselben lauter Umschläge von gelbem Papier machen und schrieb selbst die Titel sehr zierlich darauf.

In den Ferien durften ihn seine studirenden Neffen besuchen. Er freute sich, wenn sie ihm Preise oder treffliche Zeugnisse als Beweise ihres Fleißes und ihres Wohlverhaltens vorlegen konnten; er ermunterte sie zu fernerem Fleiße und beschenkte sie reichlich. Hatte Christoph Schmid eben eine neue Erzählung vollendet, so las er ihnen das Manuscript vor und hörte auf ihre Bemerkungen.

Christoph Schmids Geburts= und Namenstag war jedesmal ein kleines Familienfest; er war an diesen Tagen in Mitte seiner Verwandten und Freunde immer sehr heiter. Im Sommer 1829 wurde dieses häusliche Fest durch einen Unfall gestört, der für ihn und die Theilnehmer des Festes leicht hätte von schrecklichen Folgen seyn können. Es war am 26. Juli jenes Jahres, einem Sonntage, da Christoph Schmid seinen Namenstag feierte und in Mitte seiner Ver=

wandten und Freunde sehr vergnügt war. Gegen 4 Uhr verfinsterte sich der Himmel. Ein schweres Gewitter, das sich durch braungraues, in's Grünliche fallendes Gewölk und wiederholte Donnerschläge als sehr gefährlich ankündete, zog von Südwest über Augsburg her. Christoph Schmid stand vom Tische auf und begab sich mit seinem Bruder Alois, der als quiescirter gräflicher Herrschaftsrichter auch in Augsburg lebte, in den obern Stock des Hauses, um das Gewitter zu beobachten. Sie öffneten die Zimmerthüren. Christoph Schmid sagte nach einer Weile: „Jetzt ist das Gewitter gerade ob dem Hause und die Gefahr am höchsten.“ In demselben Augenblicke fuhr ein Blitzstrahl mit einem Knalle ohne Vergleich heftiger als ein Kanonenschuß in das Wohnhaus. Der erschütternde Schlag machte das Haus beben, es schien ganz in Flammen zu stehen und ein starker Schwefelgeruch erfüllte dasselbe. Christoph Schmid und sein Bruder standen unverletzt; sobald sie sich vom Schrecken erholt hatten, begaben sie sich in den untern Stock, um nach den daselbst befindlichen Gästen zu sehen. Zu ihrer Freude war Niemand im Geringsten beschädigt; nur empfanden die Meisten ein mehrere Stunden anhaltendes Ohrenklingen und Kopfschmerzen. Alle dankten Gott, der sie so gnädig und augenscheinlich beschützt hatte. Christoph Schmid beschrieb die Wirkungen des Blitzes folgender Maßen: „Der Blitzstrahl traf erst den Kamin,

verschob das Dach desselben, schlug einen Theil des Gesimses ab und verdrehte und beschädigte den Kamin, so weit er über das Dach hervorragt so sehr, daß er abgebrochen werden mußte. Da, wo das Dach anfängt, theilte sich der elektrische Strom, fuhr in die zwei einander gegenüberstehenden Gesparre des Daches, die er spaltete und davon mehrere Splitter abriß, derer einige fünf bis sechs Schuh lang sind. Aus den zersplitterten Dachbalken fuhr der Blitzstrahl zu beiden Seiten des Hauses theils innerhalb, theils außerhalb an den Mauern und Fenstern herab, wo er überall mehrere deutliche Spuren zurückließ. An der westlichen Seite ist oben am Fenstergesimse eine kleine Oeffnung sichtbar, wo er das eiserne Fensterbeschläg ergriff, von Eisen zu Eisen sprang, schwarze Flecken zurückließ, eine Fensterscheibe einschlug, das Blei etwas schmolz, hierauf den untern Fensterstock erreichte und dann nach einigen kleinen Beschädigungen an der Mauer in den Boden fuhr. Auf eine ähnliche Art läßt sich seine Bahn auch auf der andern Seite des Hauses nachweisen. Kleine Nebenströme der Blitzmaterie müssen sich auch sonst im Hause verbreitet haben. So sieht man ober einer Glocke im Hause eine kleine Oeffnung in der Decke: von dem eisernen Fuße eines Ofens reicht ein kleiner schwarzer Fleck bis zum nächsten Nagel im Zimmerboden. Merkwürdig ist der Umstand, daß mehrere höhere Gebäude dieses kleine Haus umgaben und die

östlich nicht viel über 200 Schritte entfernte Frohnfeste mit Blitzableitern versehen ist."

Die Theilnahme an diesem Vorfall war in der ganzen Stadt allgemein und viele Freunde und Bekannte kamen, um die Wirkungen des Blitzstrahles anzusehen. Als sie Christoph Schmid Glück dazu wünschten, daß die drohende Gefahr so glücklich vorübergegangen sey, sagte er: „Danken wir vor Allem Gott, der mich und Alle, die im Hause waren, so gnädig beschützt hat. Ziehen wir uns aber auch aus diesem Ereignisse die weise Lehre, stets bereit zu seyn; denn wir wissen weder den Tag noch die Stunde, da der Herr kommt, unsere Seele von uns zu fordern."

---

5. Christoph Schmid's Erholungsreisen, auswärtige Freunde und Primizreden.

Als Domherr machte Christoph Schmid beinahe jeden Sommer oder Herbst eine Erholungsreise, oder besuchte auf den Rath des Arztes ein Bad. Im Juli 1828 lud ihn Sailer ein, mit ihm das Karlsbad zu gebrauchen. Er schrieb ihm von Barbing aus: „Ich reise morgen früh in Begleitung von Dr. Proske nach Carlsbad ab, wo ich, nach Versicherung meiner Aerzte, vollkommene, nachhaltige Gesundheit mir eintrinken soll. Rede also Du gleich mit Deinem Arzte, ob Karlsbad Dir tauge, packe

dann schnell ein und folge uns. Welche Freude, dort zusammenseyn zu können! Ich mache wahrscheinlich eine Nachkur in Franzensbrunn. Böhmen ist ja reich an Quellen; eine davon wird Dir gewiß Gesundheit sprudeln. Also komme!" ... Der Brief schließt mit den Worten: Vale, veni, ama! S. Christoph Schmid reiste Sailer nach und beide Freunde genoßen zu Karlsbad selige Tage. Christoph Schmid lernte hier mehrere vortreffliche Männer, auch die gräfliche Familie Stolberg-Stolberg kennen. Dies erhellt aus einem Blatte seiner hinterlassenen Papiere, auf dem die Worte stehen: „Den Hoffnungsvollen, Gräflichen Kindern Alfred, Mathilde und Elisabeth zu Stolberg-Stolberg widmet mit dem herzlichsten Wunsche und Gebete zu Gott, daß Sie zur Freude Ihrer Erlauchten Aeltern aufwachsen und stets des Namens Stolberg werth seyn mögen, diese Blätter

Ihr
Freund Christoph Schmid.

Carlsbad, den 23. August 1828.

Auf demselben Blatte stehen die Verse:

Dies Buch vom Himmel uns gegeben
Zum Leitstern durch dies Pilgerleben
Ist mehr als Gold und Perlen werth;
Wollt Ihr zufrieden hier auf Erden
Und selig dort im Himmel werden,
So thut, was dieses Buch uns lehrt.

Christoph Schmid benützte die Muße, welche ihm die Kurzeit gewährte, dazu, die Erzählung: „Ferdinand, die Geschichte eines jungen Grafen aus Spanien" zu schreiben. Den Stoff zu dieser Erzählung, die sich auf eine wahre, theils in Spanien, theils in Böhmen vorgefallene Geschichte gründet, fand er in einem alten Buche, welches ihm in Karlsbad in die Hände fiel. Die Hauptzüge dieser etwas kurz gefaßten Geschichte, boten ihm, wie er selbst in der Vorrede sagt, „einen solchen Reichthum von Begebenheiten und Charakteren dar, daß er sich nicht enthalten konnte, sie nach seiner Art auszumalen."

Auf der Heimreise lernte Christoph Schmid in Regensburg Diepenbrock, der damals Privatsekretär Sailers war, persönlich kennen. Diepenbrock arbeitete eben an seinem Werke „Geistlicher Blumenstrauß aus spanischen und deutschen Dichtergärten;" er freute sich, Christoph Schmid persönlich kennen zu lernen und das Band edler Freundschaft umschlang schnell und unauflöslich die Herzen beider geistig einander verwandten Männer. Im folgenden Jahre sandte Diepenbrock ein Exemplar seines geistlichen Blumenstraußes an Christoph Schmid und schrieb dazu:

Verehrter Freund!

Endlich sende ich Ihnen versprochenermaßen ein Exemplar des so eben fertig gewordenen „geistlichen Blumenstraußes", mit der Bitte, es als freundschaft-

liches Andenken aufzunehmen und mit dem Wunsche, daß Ihr feines Näschen einige angenehme, erquickliche Düfte darin finden möge. Zugleich bemerke ich im Vertrauen, daß die im Verzeichniß mit C. S. bezeichneten Lieder von Hrn. Minister von Schenk, die übrigen aber, die darauf folgen (ein paar von Clemens Brentano ausgenommen) von einem sehr frommen und geistreichen Frauenzimmer, einer Predigerstochter aus Berlin sind, die vor etwa zehn Jahren katholisch geworden und nun sich der Mädchenerziehung in einer klösterlichen Anstalt widmet. Die kindliche Einfalt, weibliche Zartheit und wahre Empfindung, die in diesen Liedern herrscht, wird Ihnen gewiß gefallen.

Zugleich muß ich Sie bei dieser Gelegenheit auf ein Buch aufmerksam machen, welches Sie gewiß mit seltenem Interesse lesen werden. Es ist der neueste Roman von Manzoni, einem noch lebenden Mailändischen Dichter, den Göthe den edeln Dichter nennt, den man aber, wie mir Brentano kürzlich sehr treffend schrieb, „dicht hinter Göthe den edleren Dichter" nennen kann. Das Buch heißt J promessi sposi und ist, von Bülow nicht schlecht, aber auch nicht ganz gut übersetzt, unter dem Titel „die Verlobten" Leipzig bei Hartmann 1828 3 Bände erschienen. Der Verfasser zeichnet sich durch meisterhafte Charakterisirung, scharfe Beobachtung, tiefe Menschenkenntniß und vorzüglich durch hohe Religiosität aus, und seine

Geschichte ist der Triumph der Religion über alle Hindernisse, welche Bosheit, Macht, Tyrannei, ja selbst eine verheerende Pest dem Glücke eines verlobten Paares unschuldiger Landleute in den Weg legen. Die Charaktere der Braut, eines Kapuziners, des Mailänder Erzbischofs Borromäus, Neffen des Heiligen, und eines bekehrten, gottlosen Adeligen sind eben so rührend als großartig. Der Erzbischof erscheint wie Vater Sailer so voll Weisheit und Hirtenliebe. — Sie müssen das Buch durchaus lesen; ich lese es Abends dem Herrn Bischof vor, der die größte Freude daran hat und sagt, es lasse den Eindruck eines trefflichen Erbauungsbuches zurück. Hier ist mehr als Göthe und Scott; eben so viele Kunst und unendlich mehr innere Wahrheit und Tiefe des Gemüthes, weil wahrer Glaube, der jenen beiden überall gebricht. Brentano, der mich darauf aufmerksam machte, forderte mich auf, es zu einem Lesebuch für das deutsche Volk, für Geistlich und Weltlich, umzuarbeiten, zu verkürzen, durch Weglassung des Specialhistorischen aus der Mailänder Chronik und Zusammendrängung der psychologischen Schilderungen. Der Gedanke ist wohl gut und das Buch würde, in einen Band zusammengezogen, als Volksbuch gewiß mit großem Segen gelesen werden. Allein die Ausführung ist nicht leicht. Sagen Sie mir gütigst einmal, wenn Sie es gelesen haben, Ihre Meinung darüber. Oder hätten Sie Lust, die Arbeit zu unter-

nehmen, die für Sie nicht schwer seyn würde, so würde der Zweck um so sicherer erreicht. Das italienische Original würde ich Ihnen von Schlosser in Frankfurt, der es mir anbot, verschaffen können. Sie werden sich durch das Lesen überzeugen, daß es wohl der Mühe lohnt. Jedermann, der es hier gelesen, ist entzückt davon."

Die gewünschte Bearbeitung kam nicht zu Stande, da Christoph Schmid wegen anderer Arbeiten keine Zeit dazu fand. Im Herbste 1846 sagte er auf einem Spazirgange in Augsburg dem Herausgeber dieser Blätter davon und ermunterte ihn, das berühmte Werk für die reifere Jugend und das Volk in genannter Weise zu bearbeiten. Er gab mir das Werk Manzonis zu diesem Zwecke mit nach Hause. Ich entwarf einen Plan, wie ich es für die Jugend und das Volk bearbeiten wollte, und schickte ihn Christoph Schmid zur Beurtheilung zu. Er schrieb: „Die Art und Weise, wie Du die Verlobten von Manzoni für die Jugend und das Volk bearbeitest, leuchtet mir sehr ein, so viel ich aus dem Gedächtnisse, ohne das Buch vor mir zu haben, beurtheilen kann. Du thuest sehr wohl daran, daß Du Alles, was nicht zu diesem Zwecke dient oder Dir sonst nicht zusagt, entweder ganz weglassest, wie die Klostergeschichte von Monza und andere Zwischengeschichten oder nur kurz andeutest, wie z. B. die langen Schilderungen des Aufruhrs und der Pest und die frühern Verirrungen

Christophoros. Den Pfarrer Abbondio als einen Mann darzustellen, der, wenn auch allzu ängstlich, dennoch wegen seiner vielen guten Eigenschaften, seiner Berufstreue, seiner Gutmüthigkeit liebenswürdig erscheint, ist sehr weise. Die Hauptaufgabe bleibt, den Pater Christophoro und den Cardinal Borromäus in einem recht freundlichen Lichte zu zeigen; daß alles Uebrige, wie Du sehr richtig bemerkst, an diese zwei Charaktere sich anreihen müsse und beide Begebenheiten durch Einen Faden verknüpft seyn müssen, versteht sich von selbst. Folge nur Deinem Genius, so wird Ein Geist durch die Erzählung hin wehen und sie beleben, und auch in Hinsicht der Kunst wird sie Ein Ganzes bilden. Eile damit nur nicht zu sehr unter die Presse." Christoph Schmid ging mit mir das vollendete Manuscript durch, schrieb eine Vorrede dazu und sandte das im Jahre 1847 bei Laupp in Tübingen erschienene Buch an Diepenbrock, welcher der Bearbeitung in einem Schreiben seinen Beifall zollte.

In einem der folgenden Jahre bereiste Christoph Schmid auch die Rheingegenden bis nach Köln. Wenn er noch in seinem hohen Alter auf diese Reise zu sprechen kam, belebte sich sein ganzes Wesen; einen so tiefen Eindruck hatten die herrlichen Rheingegenden und das erhabene Münster zu Köln auf ihn gemacht. Auf dieser Reise war Domkapitular Wagner von Rottenburg, den Christoph Schmid seiner edeln Eigen-

schaften wegen sehr hoch schätzte, sein Begleiter. Da geschah es, daß ein Rad des Wagens, in dem sie fuhren, brach. Es war in einem Walde und zudem regnete es. Die Herren mußten aussteigen. Domkapitular Wagner, der etwas beleibt und bequem war, jammerte und stand rathlos vor der zerbrochenen Kutsche. Christoph Schmid sagte scherzend zu ihm: „Ist das nicht ärgerlich, Herr Collega? Sie sind ein Wagner und ich bin ein Schmid und keiner kann helfen.“ Wagner lachte und begleitete, versöhnter mit seinem Schicksale, Christoph Schmid nach dem nächsten Dorfe, um einen Wagner und Schmid herbeizuholen.

Auch nach Baden-Baden begab sich Christoph Schmid einigemal. Er besuchte auf diesen Reisen immer seinen alten Freund Demeter, der damals noch Pfarrer in Sasbach in Baden war. Von Baden-Baden aus ging Christoph Schmid nach Straßburg, um das herrliche Münster zu sehen; er bestieg auch die höchste Spitze des Münsterthurms. In seinen Briefen an Demeter pflegte er das Münster nur „seinen steinernen Schatz“ zu nennen. Im Spätsommer 1835 hielt Christoph Schmid seinem ältesten Neffen Benedikt in Glött bei Dillingen die Primizrede und im September 1837 begab er sich nach seiner frühern Pfarrei Ober-Stadion, um einem andern Neffen, dem Sohne seines Bruders daselbst, August, der in Rottenburg zum Priester geweiht worden war, die

Primizrede zu halten. Sein Bruder Alois, seine beiden Schwestern und mehrere Verwandte begleiteten ihn. Die Nachricht hievon erregte eine allgemeine, lebhafte Freude in der Pfarrei Stadion, ja in der ganzen Umgegend. Lange, bevor die Feierlichkeit begann, war die große Kirche gedrängt voll Menschen; viele fanden keinen Platz mehr. Als Christoph Schmid in seiner Domherrnkleidung, das Domherrnkreuz auf der Brust, ein schöner Greis, auf der Kanzel erschien, von welcher aus er zehn Jahre lang ehemals dieser Gemeinde als Pfarrer das Wort Gottes verkündigt hatte, richteten sich Aller Augen auf ihn und es entstand in der Kirche eine feierliche Stille. Er begann seine Rede mit den Worten: „Gnade sey mit Euch von Gott unserm Vater und von Jesus Christus unserm Herrn! Mit diesem Gruße, mit dem der heilige Apostel Paulus die christlichen Gemeinden seiner Zeit begrüßt hat, begrüße auch ich Dich Du mir innig geliebte Pfarrgemeinde!" Kaum hatte Christoph Schmid diese Worte gesprochen, so brach die ganze, große Versammlung in Thränen aus. Die Stimme ihres ehemaligen Seelenhirten hatte auf einmal die alte Liebe in den Herzen der Pfarrkinder mächtig wieder aufgeweckt und auch Christoph Schmid hatte Mühe der Gefühle, welche ihn in diesem Augenblicke ergriffen, Meister zu werden. Er mußte einige Zeit lang innehalten, bevor er fortfahren konnte. Dann sagte er: „Zehn Jahre sind verflossen, seit ich zu Euch, Ge-

liebteste im Herrn, das letztemal von dieser heiligen Stätte aus geredet und mit tiefer Wehmuth und unter Euern und meinen reichlichen Thränen von Euch Abschied genommen habe. Noch jetzt erfüllt das Andenken an jene Stunde mein Herz mit Wehmuth und diese Wehmuth wird noch mehr vermehrt, da so Viele, die damals zugegen waren, nicht mehr hier auf Erden leben; da ich ihr Angesicht nicht mehr sehe und mich nur mit der frohen Hoffnung trösten kann, daß sie aus diesem mühevollen Erdenleben in das bessere Leben, in den Himmel versetzt worden!

So traurig jener Tag für mich gewesen, an dem ich mich von Euch trennen mußte, so erfreulich ist das Ereigniß, das uns heute wieder vereinigt. Einer der Söhne aus dieser Pfarrgemeinde, der in dieser Eurer Pfarrkirche getauft worden, der damals, als ich von Euch schied, noch ein Knabe gewesen, betritt heute, als neugeweihter Priester, das erstemal den Altar. Es ist dieser Tag ein Freudentag für ihn, für seine lieben Aeltern und Geschwister, für mich und alle seine Verwandten und, wie ich fest überzeugt bin, für alle hier Versammelten und für die ganze Pfarrgemeinde. Ja ein solcher Tag, an dem ein neugeweihter Priester das erste Mal das heiligste Opfer auf dem Altare dem Allerhöchsten darbringt, ward von alten Zeiten her und überall in der ganzen katholischen Kirche als ein Tag heiliger Freude festlich gefeiert. Und das mit Recht! Denn der geist-

liche Stand, der Stand christlicher Priester, ist keine bloß menschliche Einrichtung; er ist von Gott angeordnet. Der Vater im Himmel hat seinen vielgeliebten Sohn, seinen Eingebornen, in die Welt gesandt: Jesus Christus, der Sohn Gottes, der ewige Hohepriester, hat seinen Jüngern, den Aposteln und ihren Nachfolgern gesagt: „„Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch.““

Bei diesen Worten, die Alles enthalten, was von dem geistlichen Stande gesagt werden kann, wollen wir heute mit unserer Betrachtung stille stehen. Diese Worte geben mir Gelegenheit, Euch, Geliebte, an das Wichtigste zu erinnern, was ich Euch viele Jahre hindurch von dieser Stätte aus verkündet habe. Wir wollen daher heute, an diesem erfreulichen Festtage, mit Andacht und innigem Danke gegen Gott betrachten: „„Wozu der Vater im Himmel seinen geliebten Sohn Jesus Christus gesandt habe und wozu Jesus Christus, der Sohn Gottes auch jetzt noch die Geistlichen sende.““ Nachdem Christoph Schmid diese zwei Theile in längerer Rede ausgeführt hatte, schloß er mit den Worten: „Und nun, geliebte Pfarrgemeinde, wende ich mich noch einmal zu Dir! Wir haben uns wiedergesehen — und müssen nun wieder von einander scheiden. Und so sage ich denn Euch Allen Lebe wohl und empfehle Euch Gott und seiner Gnade! Ich weiß nicht, ob wir uns hier noch einmal von Angesicht sehen werden! Denn wie bald ist es um

ein Menschenleben geschehen! So lange aber ich noch lebe, werde ich Euch im Herzen tragen, wie ich Euch stets darin getragen habe. Betet für mich, wie ich für Euch beten werde; es ist dieß beinahe das Einzige, was wir in der Entfernung für einander thun können. Der gütige, barmherzige Gott wolle uns die Gnade verleihen, fromm und christlich zu leben, alle Sünden zu meiden, alle Leiden mit Geduld zu übertragen — und selig zu sterben! Und sollten wir einander auf Erden auch nicht mehr sehen, o so gib Du, guter Gott, daß wir Alle, Alle, die hier versammelt sind, uns im Himmel wiedersehen, und daß dann von Allen auch nicht ein Einziges fehle! Amen."

Kein Auge blieb trocken. Dieses Wiedersehen des Seelen-Hirten und seiner ehemaligen Pfarrgemeinde erinnerte an die apostolischen Zeiten.

Zu dieser erhebenden Feier gesellte sich auch die Freude des Wiedersehens alter Freunde. Der Prälat Friedrich von Walter war von Kirchbirlingen nach Stadion gekommen. Beide Freunde, nunmehr blühende Greise, wenn man so sagen kann, begrüßten sich auf das Herzlichste. Auch viele andere Geistliche aus der Nachbarschaft, mit denen Christoph Schmid befreundet war, hatten sich eingefunden. Alle waren Ein Herz und Eine Seele. Christoph Schmid schrieb über diese Feier an seinen Freund Demeter, damals Erzbischof in Freiburg: „Der Primiztag meines

Neffen war wohl für mich ein Freudentag, aber auch sehr erschütternd und ergreifend für mich. Die ganze Pfarrgemeinde brach sogleich bei meiner ersten Begrüßung in Thränen aus. Es fiel mir schwer, wie Vieles ich verlassen." Auf die Bitte Christoph Schmids kam sein Neffe August als Vikar zu dem würdigen Prälaten.

In den folgenden Jahren begab sich Christoph Schmid mehrere Sommer nach einander in das Bad Rippoldsau, welches dann auch Erzbischof Demeter zu besuchen pflegte. Er nahm seinen Weg immer über Rottenburg, wo er bei Domkapitular Wagner logirte. Meine Mutter reiste um diese Zeit fast jedesmal nach Augsburg, um während der Abwesenheit des Bruders bei ihrer Schwester zu seyn. Christoph Schmid schrieb an beide Schwestern von seinem Badaufenthalte aus sehr liebe Briefe, die hier eine Stelle finden mögen. Am 29. Juli 1838 schrieb er ihnen: „Liebste Schwestern! Wie Ihr seht (oberhalb an dem Briefe befindet sich die Abbildung des Bades) befinde ich mich in Rippoldsau, wo wir über hohe, waldige Berge und tiefe, malerische Thäler sehr glücklich angekommen sind. Hier fanden wir Alles, Gebäude und Gärten sehr erweitert und verschönert. Wir bewohnen drei schöne Zimmer, die in einander gehen, eins für den Herrn Erzbischof, eines für dessen Herrn Bruder und eines für mich. Die Anzahl der Kurgäste ist noch überaus groß; es sind täglich wenigstens 170 Personen an der

Tafel. Alles geht gut und ich bin an der Seite meines verehrungswürdigen, innig geliebten Freundes recht seelenvergnügt. Auch traf ich mehrere würdige Männer, die ich schon länger kenne, lernte auch einige neuerdings kennen, deren Bekanntschaft mir höchst schätzbar ist, so daß ich viele Freude habe.

Oben an der Tafel saß gestern Mittags ein Herr von ritterlichem Anstande und so herrlichen, ernsten Zügen, daß Jedermann sie bewunderte. „Diesen Kopf," sagten mehrere, „sollte ein Maler sehen, der in einem historischen Gemälde einen General oder Ritter zu malen hätte; er könnte kein herrlicheres Vorbild dazu finden. Als ich Abends in den Gartenanlagen auf einer Bank saß, kam dieser französische Edelmann, der sehr gut deutsch spricht, und sich als Offizier, wenn ich nicht irre als General, auch als Redner in der Deputirten-Kammer ausgezeichnet, mit seinen drei gar liebenswürdigen Kindern zu mir her und die Kinder dankten mir mit der französischen Kindern eigenen Artigkeit und Lebhaftigkeit, für das Vergnügen und die lehrreiche Unterhaltung, die ihnen meine Büchlein gewähren. Der Vater versicherte mir, daß die Uebersetzungen davon in ganz Frankreich gelesen werden, und daß besonders in Straßburg kein Haus sey, in dem sich dieselben nicht befinden. Einige Damen, die erfahren hatten, daß ich hieher kommen werde, wollten mir bei meiner Ankunft durch ihre Kinder einen Blumenstrauß überreichen lassen, indeß

mußten sie ein paar Tage, bevor ich kam, von hier abreisen. Ich schreibe Euch dieß bloß, weil ich weiß, daß es Euch Freude macht.

So freundlich die Menschen dahier gegen mich sind, so unfreundlich ist die Witterung. Wir haben wenig Sonnenschein und viel Regen. Dabei ist es ziemlich kalt. Heute morgens stand das Thermometer nur fünf Grade über dem Eispunkt, und auf den Gebirgen des Schwarzwaldes fiel dieser Tage Schnee. Doch geht es mit meiner Gesundheit über Erwartung gut..... Nun lebt wohl, liebste Schwestern und Gott sey mit Euch und Eurem Euch innig liebenden Bruder Christoph."

Am 12. August 1839 schrieb er: „Bevor ich das Thal dahier zwischen den finstern Wäldern des Schwarzwaldes verlasse, muß ich Euch, geliebteste Schwestern, doch noch mit wenigen Zeilen sagen, daß mir die Kur dahier ganz vortrefflich anschlägt. Das Wasser des Gesundbrunnens ist herrlich; die Witterung war beinahe immer unvergleichlich. Oft sah man mehrere Tage nach einander kein Wölkchen an dem reinen, blauen Himmel. Die viele Bewegung, die zur Kur erforderlich ist, kommt mir auch sehr gut. Unter anderm bestieg ich eine Berghöhe, von der aus man den Rhein, Straßburg und die Vogesen sieht; wiewohl ich drei Stunden lang unausgesetzt auf den Beinen war, ohne niederzusitzen, so wurde ich doch nicht einmal müde. Ehe ich hieher kam, wäre mir

dieß nicht möglich gewesen. Was aber das Belebendste und Erheiterndste für mich ist, das ist der beständige Umgang mit meinem liebevollen, alten, getreuen Freunde, dem Hochwürdigsten Erzbischofe.

Sonst habe ich dahier noch viele würdige Männer theils wieder gesehen, theils kennen gelernt. Herr Minister von Reitzenstein begrüßte mich sehr freundlich und machte einen langen Spazirgang mit mir. Herr General, Baron von Imhof, der einst als Oberst bei uns in Stadion übernachtete und die Regimentsmusik vor unsern Fenstern spielen ließ, zeigte große Freude, mich dahier zu sehen und besuchte mich auf meinem Zimmer. Herr geistlicher Rath Engel von Sigmaringen freute sich auch sehr, mich dahier zu treffen und noch viele Andere.

Ein französischer Geistlicher, ein sehr feiner, gebildeter und, was die Hauptsache ist, sehr religiöser Mann aus Paris und in Straßburg als Religionslehrer an einem Erziehungsinstitute angestellt, brachte mir viele Grüße von seinen Zöglingen, die meine Büchlein fast auswendig wissen; sie seyen, sagte er, in vielen Schulen eingeführt. Ein anderer Geistlicher, ein Engländer, der sich lange in Nordamerika aufgehalten, versicherte, in Amerika seyen sie verbreitet.

Herr Domdekan Diepenbrock schreibt mir in dem von Dir, liebste Schwester Franziska, beigelegten Briefe, daß Herr Dr. Passavant von Frankfurt mich in Augsburg besuchen werde. Drücke ihm doch mein

innigstes Bedauern aus, daß er mich nicht zu Hause trifft. Ebenso leid thut es mir, daß Herr Krummacher, der mich durch seine Schriften so hoch erfreute, mich nicht angetroffen."

Im Sommer 1840 besuchte Christoph Schmid das Bad Rippoldsau wieder. Auch dießmal nahm er seinen Weg über Rottenburg. Da Domherr Wagner inzwischen gestorben war, stieg er, dazu eingeladen, bei Domdekan von Jaumann ab. Er besuchte damals auch das Priester=Seminar, in dem ich mich eben als Alumnus befand. Der ihm befreundete Regens Supp führte ihn umher. Alle meine Mitalumnen waren hoch erfreut, den Verfasser der Ostereier persönlich kennen zu lernen. Er ging von Pult zu Pult und sagte jedem einige freundliche Worte. Beim Abschiede sprach er zu uns Allen: „Ich wünsche Ihnen von Herzen Glück zu dem hohen Berufe, dem Sie so nahe stehen. Der geistliche Stand hat vor allen übrigen Ständen den Vorzug, daß er das Geistige, Höchste und Unvergängliche zu seinem Gegenstande hat. Ich bitte Sie, auch meiner im Gebete zu gedenken." Mittags speiste Christoph Schmid bei dem Herrn Bischofe von Keller. Er war an der Tafel, zu der alle Domherren und der Regens des Seminars geladen waren, sehr vergnügt und erzählte viele Anekdoten, die allgemeine Heiterkeit erregten. Da er am nächsten Morgen nach Rippoldsau reisen wollte und keinen Begleiter hatte, erhielt ich die Er=

laubniß, ihn dahin zu begleiten. Früh fünf Uhr wollte er abfahren. Ich fand ihn bereits reisefertig in der Gemäldegallerie des Herrn Domdekans. Er führte mich vor das von Wocher in Oel gemalte Portrait Sailers und sagte: „Hier ist Sailer als Professor in Dillingen dargestellt. Porträte aus seinem höhern Alter als Bischof haben wir mehrere; dieses Portrait ist das einzige, das wir aus jener Zeit haben, die er selbst die schönste seines Lebens nannte."

Als Christoph Schmid im hohen Alter Erinnerungen aus seinem Leben herausgab, erbat er sich von Domdekan von Jaumann dieses Portrait, ließ es durch den vortrefflichen Künstler Carl Mayer in Nürnberg in Stahl stechen und stellte es dem zweiten Bändchen dieser Erinnerungen voran. Unter den übrigen Gemälden der trefflichen Sammlung rühmte Christoph Schmid insbesondere zwei Schlachtenstücke, Reitergefechte vorstellend, von P. Rugendas und das Brustbild eines alten Mönchs, früher in der Leuchtenberg'schen Gallerie in München, ohne Zweifel von Rembrandt. Beide Herren vertieften sich während des Frühstücks der Art in Gespräche über die edle Kunst der Malerei, daß wir erst eine Stunde später abfuhren. Es war ein regnerischer Morgen und wenig von der Gegend zu sehen, um so belebter war das Gespräch. Christoph Schmid unterhielt sich mit mir über meinen nahen Beruf, und erzählte mir einige

sehr lehrreiche Begebenheiten aus seinem Priesterleben, welche er später in seine Erinnerungen aufnahm; dann auch Vieles von Heggelin*), den er als Muster eines Seelsorgers überaus hoch schätzte. Er sagte: „Heggelin hatte eine besondere Gabe, Trauernde zu trösten. Er wurde einmal zu einer Baronin von Freiberg berufen, welche über den Verlust ihres einzigen Kindes untröstlich war. Man führte ihn in das Zimmer, in welchem die bekümmerte Mutter den Kopf in die Hände gestützt auf dem Sopha saß. Sie blickte nicht auf und auch Heggelin sprach kein Wort, sondern trat an ein Fenster und blieb da schweigend stehen. Endlich erhob sich die Dame und fragte ihn nach der Ursache seines sonderbaren Benehmens. Heggelin sagte: er sey zwar gerufen worden, habe es aber nicht gewagt, sie in ihrem gerechten Schmerze zu stören. Diese Antwort gewann ihm das Zutrauen der Baronin. Sie hieß ihn Platz nehmen und knüpfte ein Gespräch mit ihm an. Er ließ ihr Zeit, sich ganz auszuweinen und auszuklagen. Dann erst brachte er seine Trostgründe vor. Unter Anderm sagte er zu ihr: „„Gnädige Frau, wenn Sie sich noch längere Zeit diesem maßlosen Schmerze hingeben, dann leidet ihre Gesundheit und sie nehmen sich selbst die Hoffnung, je wieder von Gott mit Kindern gesegnet zu werden."" Der letztere Grund wirkte am meisten. „Ueber-

*) S. Erinnerungen, 2. Bändchen S. 67.

haupt," fuhr Christoph Schmid fort, „muß der Seelsorger, um Traurige zu trösten, nicht bloß an ihr Gemüth, sondern auch an ihren Verstand sich wenden. Verstandsgründe sind bei vielen Menschen gar oft die einzig wirksamen." Er sagte im Verlauf des Gespräches: „Unverstand und Eigensinn haben auf der Welt fast schon mehr Unheil angerichtet als Immoralität." Winkelhofers *) Predigten empfahl er mir, recht oft zu lesen; die klare, einfache Predigtweise dieses ausgezeichneten Redners, sey nach seiner Meinung für die Kanzel die passendste; vor Allem aber sey unausgesetztes Lesen der heiligen Schrift und tägliches Meditiren darüber für den christlichen Kanzelredner unumgänglich nothwendig.

Unter diesen und andern Gesprächen waren wir nach Freudenstadt gekommen, wo wir Mittag speisten. Der Himmel hatte sich indessen aufgehellt und, als wir wieder abfuhren, schien die Sonne warm und freundlich. Christoph Schmid sah bald rechts, bald links zum Wagen hinaus. Die Berge des Schwarzwaldes voll dunkler Tannen, die einsam in grünen Thalschluchten gelegenen Sägemühlen und die rauschenden Waldbäche, welche sich bald da, bald dort silberweiß im Glanze der Sonne über die großen, schwärzlichen Mühlräder stürzten, gefielen ihm ungemein. Er machte mich auf manche wildschöne Wald-

---

*) S. Erinnerungen, 2. Bändchen S. 63.

partie aufmerksam, indem er sagte: „das gäbe auch ein schönes Landschaftsgemälde für einen Maler.“ Als wir vor einem Wasserfalle vorbeifuhren, der zwischen schwarzgrünen Tannen, weiß wie Schnee, von einem hohen Felsen herabstürzte, sagte ich zu Christoph Schmid, daß er in seiner Erzählung, „der Weihnachts-Abend“, einen Wasserfall ganz so wie diesen geschildert habe. Er sagte: „Das sey auch das Natürlichste; er könne nicht begreifen, wie manche Schriftsteller dazu kämen, die Natur in gesuchten und gespreizten Ausdrücken und mit vielen prunkenden Worten zu schildern; man solle sie gerade so mit der Feder gleichsam abmalen, wie sie sich darstelle; je ähnlicher die Schilderung sey, desto besser sey sie.“ Solche treue und daher so wahre Naturbilder sind auch durchgehends in Christoph Schmids Schriften zu finden.

Gegen Abend kamen wir in Rippoldsau an. Der Herr Erzbischof war schon da und Christoph Schmid ließ sich sogleich nach dessen Zimmern führen. Während wir durch einen Gang dahingingen, hörten wir auf einmal hinter uns rufen: „Christoph, Christoph!“ Es war der Herr Erzbischof selbst, ein ansehnlicher Mann. Er hatte im Conversationssaale die Ankunft Christoph Schmids erfahren und war ihm nachgeeilt. Beide Freunde umarmten sich auf das Herzlichste. Eine innigere, zärtlichere Freundschaft sah ich zwischen Männern nie, als die Freundschaft zwischen Christoph Schmid und Demeter. Am andern

Morgen besuchten beide Freunde mit einander die Quelle und gingen in den Anlagen spaziren; ich konnte die Bemerkung machen, wie ungemein freundlich und ehrerbietig Christoph Schmid von vielen anwesenden Kurgästen begrüßt wurde, insbesondere von den Damen, welche in ihm den Kinderfreund ehrten. Von Rippoldsau aus begab sich Christoph Schmid nach Vollendung der Badekur mit dem Erzbischofe nach Freiburg. Er schrieb von hier aus am 19. August 1840 an seine Schwestern: „Geliebteste Schwestern! Glücklich und mit neu gestärkter Gesundheit kamen der Hochwürdigste Erzbischof und ich hier an. Die Reise hieher durch das malerische Kinzigthal und bei freundlichem Wetter war überaus schön und ging mit Extrapost sehr schnell und wie im Fluge von statten. Morgens 9 Uhr fuhren wir, nachdem wir noch an der Quelle getrunken, ab und waren Abends 7 Uhr schon hier.

Von Rippoldsau könnte ich so vieles erzählen, daß es einen ganzen Bogen füllen würde. Ich sah sehr viele würdige Männer, auch Frauen aus Würtemberg und Baden, aus der Schweiz und aus Frankreich, denen ich bekannt war und die mir äußerst gütig begegneten. Allein ich verspare Alles auf mündliche Erzählung. Auch bringe ich deutsche, französische und englische Verse mit, mit denen ich beehrt wurde.

Dahier fand ich alle Herren Domkapitulare und Domprädendare, auch andere Gönner und Freunde

gesund und wohl. Den Herrn Weihbischof und Domdekan von Vikari traf ich eben noch, bevor er seine Erholungsreise antrat, auf der er auch nach Augsburg kommen wird. Dem Herrn Domkapitular Hirscher schlägt das Klima dahier ganz vortrefflich an und er befindet sich gesünder als je. Auch alle Lehrfrauen in den zwei Frauenklöstern dahier sind alle sehr wohl, fröhlich und vergnügt und unermüdet thätig im Unterrichte der weiblichen Jugend. Sie waren sehr erfreut, zu hören, daß eine Nichte von mir Lehrerin in dem englischen Institute zu Augsburg sey.

Ich lebe dahier an der Seite des hochwürdigsten Erzbischofes, seines Herrn Bruders und seiner Fräulein Schwester, die Euch alle freundlich grüßen, selige Tage. Dazu kommt noch das herrliche, bewunderswürdige Münster, in dem der Herr Erzbischof am 15. August*) für mich die heilige Messe las und der Herr Kapellmeister, mich zu erfreuen, eine von Hrn. Drobisch in Augsburg componirte Messe gab, die sich ungemein lieblich ausnahm und in der That lebhafte Gefühle der Andacht erregte und das Gemüth zum Himmel erhob.

Herr Hofrath Müller, Vorstand des Blindeninstituts dahier, besuchte mich und zeigte mir eine Auflage der Ostereier, die zu Philadelphia in Amerika für das Pensylvanische Blindeninstitut mit erhabenen

*) Geburtstag Christoph Schmid's.

Buchstaben gedruckt ist, so daß die Blinden das Buch, das ziemlich groß und dick ist, mit den Fingern lesen können. Das Durchblättern dieses Buches war für mich eben so rührend als erfreulich. —

Da Herr Graf von Stadion so gnädig war, unser Häuschen in Augsburg mit einem Besuche zu beehren, so habe ich zweifache Ursache, über Stadion heimzukehren und ihm daselbst meine Aufwartung zu machen. Dies könnte meine Ankunft vielleicht um einen Tag verzögern und ich halte es für nöthig, Euch dieses zu schreiben, damit Ihr nicht etwa in Sorgen gerathet.

Daß Herr Hurter mich in Augsburg besuchen wollte, freut mich sehr. Eben zu jener Zeit las ich in Rippoldsau seine Reise nach Wien, die mir viel Vergnügen machte und in der von dem Pater Prior Kälin, dem Herrn Domkapitular Stadler und dem Herrn Maler Hundertpfund sehr rühmlich Erwähnung geschieht.

Die Gegend um Freiburg, so oft ich sie auch sah, sehe ich immer mit neuem Entzücken. Sie ist wirklich unbeschreiblich schön, indem wenigstens ich mich nicht getraue, sie zu beschreiben. Wir fahren auch alle Tage aus, wo ich dann immer neue Gelegenheit finde, die herrlichen Weingärten und Weinberge, die Fülle von Blumen und köstlichem Obste, die entfernteren waldigen Berge und das noch weiter entfernte Hochgebirg, die Vogesen, zu bewundern. Auch in

dem erzbischöflichen Garten gibt es kostbares, reifes Obst in Menge, Mirabellen und Pfirsiche; nur die unzähligen Trauben bedürfen noch heißer Tage, um guten Wein zu geben.

So gerne ich übrigens hier bin, so freue ich mich auf das Wiedersehen. Dem Herrn Domdekan, und den Herren Domkapitularen Rieger und Bader die Versicherung meines verehrungs- und liebevollen Andenkens!

An alle die lieben Unsrigen die freundlichsten Grüße! Noch eine besonders herzliche Empfehlung an Herrn Doktor Kolb und sein Haus; die Kunst der Fräulein Amalia zu bewundern, habe ich in dem erzbischöflichen Palaste täglich Gelegenheit.

In der Hoffnung eines baldigen erfreulichen Wiedersehens

Euer
Euch innig liebender Bruder
Christoph."

Da ich im Herbste dieses Jahres die Priesterweihe empfing, lud ich Christoph Schmid zu meiner Primiz ein. Ich schrieb ihm, daß ich am 24. September mein erstes heiliges Meßopfer in der, der heiligen Jungfrau geweihten Wallfahrtskirche auf dem schönen Berge bei Ellwangen stille feiern wolle. Er schrieb mir zurück: „Dein Vorhaben, Dein erstes heiliges Meßopfer am 24. d. M. auf dem schönen

Berge stille zu feiern, leuchtet mir sehr ein. Zu den Gründen, die Du vorbringst, kommt auch der, daß ich jetzt im 73. Jahre meines Lebens und bei einer öfter sehr leidenden Gesundheit nicht sicher bin, eine feierliche Rede vor einem großen Publikum halten zu können, zumal mir erst kürzlich zu den schon früher verlornen noch zwei Zähne ausgefallen sind, was mich an einem deutlichen Vortrage sehr hindern würde.

Zu der Primiz werde ich gewiß kommen, es müßte es mir meine Gesundheit, nur wider Hoffen, unmöglich machen. Am 23. September gedenke ich bei Zeiten in Ellwangen einzutreffen.

Die Mahlzeit muß, um Niemanden beschwerlich zu fallen, in einem Gasthofe gehalten, und in allem geziemend und dem Anstande gemäß, doch nicht zu prächtig angeordnet werden. Schreibe dieses Alles auch Deiner lieben Mutter; ich hoffe, sie werde auch damit einverstanden seyn.....

Dem Herrn Regens und seinen Herren Kollegen empfehle ich mich hochachtungsvoll und grüße alle Deine Herren Mitalumnen auf das freundlichste.

Der 16. September, der Tag Deiner Priesterweihe, wird für uns alle dahier ein Tag der Andacht seyn. Besonders wird ihn in der Domkirche dahier am Altare feiern Dein

liebevoller Onkel Christoph."

Augsburg, 12. September 1840.

Sobald Pfarrer Diem auf Schönenberg, der aus der Pfarrei Stadion gebürtig war und den Christoph Schmid einst als Knaben in der lateinischen Sprache unterrichtet und zu studiren aufgemuntert hatte, die Nachricht erhielt, daß Christoph Schmid zu dieser Primizfeier kommen werde, bat er seinen ehemaligen Pfarrer und geliebten Lehrer in seiner geräumigen Wohnung dem ehemaligen Seminargebäud' abzusteigen. Christoph Schmid nahm diese Einladung mit Freuden an. Es war ein fröhliches Wiedersehen. Der erfreute Pfarrer bot Alles auf, seinen verehrten und geliebten ehemaligen Lehrer so ehrenvoll als möglich zu bewirthen. Er hatte sogar über der Thüre des Zimmers, in dem Christoph Schmid logirte, ein gemaltes Füllhorn anbringen lassen, aus dem Ostereier, rothe und weiße Rosen, Vergißmeinnicht, Hopfenblüthen, Margarethenblümchen 2c. in Menge herausfielen. Christoph Schmid ward von diesem sinnigen Gedanken sehr gerührt. Der Tag der Feierlichkeit war ein schöner, sonniger Herbsttag. Christoph Schmid war wie gewöhnlich schon frühe aufgestanden und betrachtete von den Fenstern der auf dem schönen Berge gelegenen Pfarrwohnung aus mit Entzücken die weite Fernsicht, welche sich hier dem Auge darbietet. Als die Zeit des Gottesdienstes heranrückte, bemerkte er, daß, obwohl es Werktag war, Scharen andächtiger Landleute und viele theilnehmende Einwohner aus der nahen Stadt der Kirche zuwanderten und den Berg

heraufkamen, um der heiligen Handlung beizuwohnen. Gerührt von diesem frommen Eifer und erfreut über diese freundliche Theilnahme sagte er: „Man kann das Volk nicht hungrig nach Hause gehen lassen," und zog sich auf sein Zimmer zurück, um in der kurzen Zwischenzeit vor Beginn des Gottesdienstes noch eine Rede zu studiren. So wurde aus einem stillen Familienfeste ein öffentliches Fest. Die Rede, welche der 73 jährige Greis an die zahlreich versammelte Menge hielt, währte nahezu eine Stunde. Aus der Fülle des Herzens kommend drang sie auch zu den Herzen; sie wurde auf besonderes Verlangen gedruckt und zwar im Verlage der J. Wolffischen Buchhandlung in Augsburg, wo auch die beiden früheren Primizreden Christoph Schmids erschienen waren. Am Nachmittage war Christoph Schmid in Mitte vieler Verehrer und Freunde, die sich theils von Ellwangen, theils von seiner vier Stunden entfernten Vaterstadt Dinkelsbühl eingefunden hatten, sehr heiter. Am andern Tage reiste er wieder ab. Vorher las er die heilige Messe in der Gnadenkapelle und betrachtete noch einmal die schöne Wallfahrtskirche. Beim Herausgehen sagte er: „Es sind nun über sechzig Jahre verflossen, seitdem ich als wallfahrender Knabe*) von Dinkelsbühl das erstemal in diesen schönen Tempel kam. Damals hatte ich frei=

*) S. Erinnerungen 1. Bändchen S. 87.

lich keine Ahnung davon, daß ich als Greis in eben diesem Tempel einem Schwestersohne die Primizrede halten sollte. Wie wundersam sind doch die Führungen Gottes!"

Auf den Wunsch Christoph Schmids kam auch ich als Vikar zu seinem Freunde, dem Prälaten von Kirchbierlingen. Leider starb der edle Prälat schon im nächsten Jahre. Christoph Schmid betrauerte den Tod desselben sehr und setzte dem heimgegangenen Freunde in der zu Augsburg erscheinenden Zeitschrift Sion im Jahre 1841 ein schönes, ehrendes Denkmal. Ein ähnliches schönes Denkmal hatte er dem 1831 in Augsburg verstorbenen Domdekan von Weber in einer besondern Broschüre gewidmet.

Von dieser Zeit an kam ich jedes Jahr bis zum Tode Christoph Schmids nach Augsburg und verweilte immer längere Zeit in seinem geist- und gemüthsvollen Umgange. Er las mir mehrere seiner Erzählungen, ehe er sie in den Druck gab, vor und sprach Manches über Schriftstellerei und Literatur überhaupt; was ich davon im Gedächtnisse behalten habe und in Aufzeichnungen vorfand, will ich möglichst treu hier wieder erzählen.

6. Christoph Schmid als Jugendschriftsteller.

Christoph Schmid antwortete auf die Frage, wie er es angegangen habe, daß seine Schriften den Kindern so willkommen seyen, lächelnd: „Ich ging zu den Kindern selbst in die Schule und lernte von ihnen. Als ich Schule zu halten anfing, fehlte es an brauchbaren Kinderschriften. Ich kam daher auf den Gedanken, selbst kleine für Kinder passende Erzählungen abzufassen, um ihnen die Lehren der Religion dadurch anschaulicher zu machen. Gewöhnlich erzählte ich diese Geschichtchen den Kindern, oder las sie ihnen vor und hieß sie dann dieselben aus dem Gedächtnisse nachschreiben. Aus ihren Aufschreibungen, die ich fleißig durchging, ersah ich, was die Kinder am meisten darin angesprochen und was nicht. So wenn z. B. lange Reden in einer Erzählung vorkamen, wurden sie von den Kindern meist mit den Worten übergangen: „„Hier wurde viel gesprochen."" Daraus erkannte ich, daß längere Gespräche, Monologe sie nicht ansprachen, strich sie aus und arbeitete die Erzählung, indem ich mehr Handlung und kürzere Gespräche darin vorbrachte, noch einmal nach den gemachten Erfahrungen um. Ich fand auch, daß die Kinder nach manchem Umstand und Grund fragten, den zu berühren ich für unnöthig gehalten hatte. Mir war der Grund wohl klar, nicht aber den Kindern; sie fühlten manche Lücke, die ich, geübter im Denken,

nicht fühlte; dagegen machten sie mich auch wieder durch ihre kindlichen Fragen auf Einzelnheiten aufmerksam, die mir bei meiner Darstellung entgangen waren. Auf diese und andere Weise lernte ich von den Kindern, während ich sie lehrte. An den Druck dachte ich damals noch gar nicht, noch auch daran, was ein Kritiker dazu sagen würde. Ich schrieb ganz unbefangen und war nur darauf bedacht, die Sprache der Kinder zu reden."

Den Stoff zu seinen Erzählungen holte Christoph Schmid nicht aus weiter Ferne, er nahm ihn, wie er in der Vorrede zu der Gesammtausgabe seiner Schriften von letzter Hand sagt: „theils aus Erzählungen, die er in seiner Kindheit aus dem Munde seines geliebten, seligen Vaters gehört und sonst nirgends gelesen hatte, theils von Begebenheiten, die er selbst erlebt hat oder, als zu seiner Zeit wirklich geschehen, erzählen hörte, daher denn viele aus dem letzten Kriege vorkommen." Er stellt die Leser mitten in ihre Welt hinein, in der sie sich heimisch finden. Manche Erzählungen, die er irgendwo gelesen hatte, suchte er so zu bearbeiten, daß sie für seine Schüler lehrreich und unterhaltend wurden. So gab ihm die bekannte Sage von dem Raben, der ein kostbares Kleinod in sein Nest getragen und dadurch einen Unschuldigen in schweren Verdacht gebracht hat, den Stoff zu der Erzählung „das Blumenkörbchen". Den Stoff zu der Erzählung „Rosa von Tannenburg" gab ihm die rührende

Erzählung von jener Tochter, die ihren zum Hungertode verurtheilten Vater im Gefängnisse heimlich an ihrer Brust ernährt hat. Auch aus dem christlichen Alterthume schöpfte er Stoff zu Erzählungen. Ein blühender Rosenstock, ein Rothkehlchen, ein Johanniskäferchen, ein Lämmchen konnten seiner reichen Phantasie Veranlassung dazu geben.

Selbst klein und alles Kleine liebend hatte Christoph Schmid ein niedliches Schreibtischchen und schrieb seine Erzählungen auf kleine Blätter. Gewöhnlich entwarf er zuerst eine Skizze, die er dann ausführte. Er schrieb, zumal in jüngern Jahren, die Erzählung, ohne etwas daran zu ändern, ganz nieder. War er damit fertig, dann arbeitete er sie erst sorgfältiger aus, verbesserte, schaltete ein, strich weg, machte Zusätze. Seine Manuscripte sind außerordentlich corrigirt und deßhalb schwer leserlich. Er eilte damit durchaus nicht unter die Presse, ließ nicht selten Erzählungen Jahre lang liegen, ehe er sie herausgab. Er sagte: „Eine Erzählung soll ein Kunstwerk seyn. Wie z. B. in einem gelungenen Gemälde Einheit herrsche und kein Pinselstrich zu viel und keiner zu wenig sey, so soll dieß auch bei einer Erzählung der Fall seyn. Sie soll auf den Leser, wie ein schönes Gemälde auf den Beschauer, einen wohlthuenden, reinen Eindruck machen. Der Leser dürfe darin nichts vermissen, es dürfe ihn nichts stören. Auch müsse man die Menschen reden lassen, wie sie im Leben reden.“

In der kleinen Erzählung: „Das Donnerwetter“, läßt Christoph Schmid z. B. eine Bäuerin sagen: „„Dich habe ich nicht gemeint, sondern meinen kleinen Franz. Er hütet dort am Bache die Gänse und muß sich hier herum vor dem Wetter versteckt haben.““ Ein Kritiker sagte: Der Verfasser hätte diese zwei Sätze in Einen verbinden sollen: Dich habe ich nicht gemeint, sondern meinen kleinen Franz, welcher &c. Christoph Schmid bemerkte: „So redet keine Bäuerin. Für Kinder kann überdieß nicht zu oft ein Punktum kommen.“ In den Ausdrücken war er sehr wählerisch; malerische Eigenschaftswörter liebte er insbesondere. Er bemerkte: „Ein gut gewähltes Eigenschaftswort macht eine längere Schilderung unnöthig. Wenn im Weihnachts-Abende gesagt wird: „„Luise brachte die brennende Kerze sogleich auf einem glänzenden Leuchter von Messing““, so läßt das Eigenschaftswort „glänzend“ einen Blick in die ganze Haushaltung der Försterin thun und man braucht nicht mehr zu sagen, daß im Hause Reinlichkeit und Ordnung geherrscht habe. Manche Uebersetzer meiner Schriften haben solche absichtlich gewählten Eigenschaftswörter weggelassen.“ Er sagte auch: „Es liegt ein großer Reiz darin, eine Erzählung zu schreiben. Man fühlt sich in eine eigene, neue Welt versetzt, geht mit den handelnden Personen um, als ob sie lebten, und nimmt Theil an ihren Schicksalen.“ Christoph Schmid seufzte oft sehr, wenn an seiner Zimmerthüre angeklopft

wurde und ein Besuch mit Einemmale die lieblichen Gestalten seiner Phantasie verscheuchte.

Sehr fleißig las und studirte Christoph Schmid in der Bibel. Er schrieb in sein Tagebuch: „Unter allen Geschichten sind die biblischen die vortrefflichsten;

1. In Absicht auf Erzählungsart. Ich habe meinen Schülern Geschichten aller Art vorgelesen, die passendsten, anziehendsten von den verschiedensten und besten Volks- und Kinderschriftstellern. Immer aber habe ich gefunden, daß keine einzige den Eindruck machte und die Aufmerksamkeit bewirkte, wie die biblischen. Aller Augen leuchteten, Alles war stille, daß man hätte eine Stecknadel können fallen hören.

Woher kommt nun die Kraft dieser Erzählungen auf die Menschenherzen? Ohne Zweifel von dem Malenden, Lebendigen, Darstellenden der biblischen Erzählungsart.

Da lebt Alles, Alles steht vor Augen. Es ist immer die Welt da, wie wir sie vor Augen haben. Die Fenster in diesem Lehrsaale gehen immer in's wirkliche Leben.

Der Schauplatz der Geschichte ist immer bestimmt. Da in dem schönen Garten des Paradieses, dort unter einem schattigen Baume vor der Hüttenthüre, jetzt bei einem Brunnen, um den Herden liegen, ein andermal in einer Wildniß oder gar in einem Gefängnisse. Man ist überall in der wirklichen Welt, schwebt nicht in den Wolken, steht da fest auf Grund und

Boden, hat Berg und Thal, Baum, Felsen, Quellen und Gebirge um sich.

Es ist die Zeit der Geschichte angegeben. Jetzt ist es Morgen, jetzt Abend, jetzt heißer Mittag. Bald ist es Aerndtezeit, bald Schafschur, bald Weinlese.

Die ganze sichtbare Natur ist in's Interesse gezogen. In diesen Geschichten leuchtet doch auch eine Sonne; es funkeln die Sterne; man sieht den Regenbogen. Da ist ein Kornfeld, dort ein Weinberg, hier ein Oelgarten.

Die Natur ist mit lebendigen Geschöpfen bevölkert. Es gibt da Ochsen und Kühe, Schafe und Ziegen, Raben und Tauben, Schwalben und Sperlinge. Auch diese sind nach der Natur gemalt. Der scheue Rabe flattert wild umher, die freundliche Taube kehrt nach Hause zurück, der Hahn kräht, das Ziegenböcklein mäckert, das Hündlein wedelt mit dem Schweife.

Bei dieser Welt von Bildern ist doch kein Zug — bloße Zierath. Nichts steht ohne Bedeutung da. Bei all dieser Umständlichkeit fällt die biblische Erzählungsart doch nie in's Kleinliche. Nirgends ist eine weitläufige Schilderung vom Sonnenaufgang, von Landschaften 2c., welche die Aufmerksamkeit vom Ganzen abzöge. Alle Umstände und Umständchen dienen bloß dazu, das Ganze lieblicher, anziehender und lebendiger zu machen. Ueberall ist die gold'ne

Mittelstraße zwischen magerer Kürze und üppiger Verschwendung sorgfältig beobachtet.

Dieß Alles ist aber noch nichts gegen die handelnden Personen. Da sind keine Schattengestalten, die nicht reden und deuten, sich weder regen noch bewegen. Sie sind Menschen, die reden und handeln wie wir. Man hört da den Geschichtschreiber nicht mehr; er verschwindet ganz, man hört und sieht nur sie. Alle Personen sind aus dem wirklichen Leben genommen, Ackerleute, Hirten, Fischer, Kaufleute; da ein Hirtenknabe, der die Schafe hütet, dort ein Mädchen, das Aehren liest. Und wo auch Könige auftreten, so sind sie keine Theater-Könige. Sie reden und geberden sich so, wie wir andere Menschenkinder. Man fühlt es ihnen an, daß sie auch von unserm Fleisch und Blute sind.

Die Menschen werden in ihren ländlichen und häuslichen Beschäftigungen vorgestellt. Abraham spaltet Holz und sattelt seinen Esel; Jakob kocht. Esau kommt müde von der Jagd nach Hause. Rachel treibt die Schafe zur Tränke, David bringt seinen Brüdern Käse und Brod in's Lager.

Die Personen werden immer redend eingeführt. Sie reden aber nicht die Büchersprache, die Sprache der Gelehrten und Aesthetiker, sondern die Sprache des Herzens und der Natur. „He! Brüder," ruft Jakob den Hirten am Brunnen zu, „wo seyd Ihr her? Kennt Ihr auch den Laban? Den kennen wir

gut. Gehts ihm auch wohl? Es geht ihm wohl und sieh nur dort kommt seine Tochter mit den Schafen u. s. w." Gerade so wie wir unsere Landleute alle Tage reden hören.

Sie empfinden auch wie wir und drücken ihre Empfindungen in den wahrsten Tönen der Natur aus. Da sind keine langen Deklamationen. In zwei, drei Worte ist die ganze Empfindung wie in Einen Brennpunkt gesammelt. Simeon ruft: „Der Knabe ist nicht mehr da; wo soll ich hin?" Jakob: „Mit Herzeleid werde ich zu meinem Sohne hinuntersinken in das Grab." Joseph: „Ich bin Joseph. Lebt mein Vater noch?"

Die Geberden sind oft noch sprechender als die Worte. Agar legt den Ismael unter einen Baum und setzt sich einen Bogenschuß weit davon nieder, weil sie ihr Kind nicht kann verschmachten sehen. Rebekka läßt den Krug eilends von der Schulter auf die Hand herab, um Abrahams Knecht trinken zu lassen. Joseph wendet sich ab und weint.

Jede Person hat ihren scharfbestimmten Charakter. Diese Charakteristik ist unübertrefflich, voll Natur und Wahrheit, Alles wie aus dem Spiegel genommen. In einigen Worten, Geberden oder Handlungen steht der Mann da und lebt. Esau z. B., wo er die Erstgeburt verkauft, schwur, aß und trank, stund auf und ging davon und bekümmerte sich wenig mehr um die Erstgeburt. Ist dieß nicht besser als tausend

Allgemeinheiten: z. B. er war so und so, leichtsinnig ꝛc.

Die Charakteristik umfaßt auch oft noch die äußerliche Gestalt. Esau, z. B., rauh von Sitten und Gefühl, ist auch von einem rauhen, zottichten Aussehen. Kain, der Neidvolle, trägt die blaße, eingefallene Physiognomie des Neides im Angesicht. Joseph, diese schöne Seele, ist auch schön von Angesicht. Der kleine, unschuldvolle Hirtenknabe David ist mit der Farbe der Unschuld geschmückt.

Auch haben die wichtigsten Personen noch immer etwas eigenes, das sie auszeichnet und die Aufmerksamkeit auf sie heftet: Joseph seinen bunten Rock, Moses sein Binsenkörblein, David die Harfe, Samuel das leinene Priesterkleid, Tobias sein Hündlein.

Was noch mehr Interesse in die Geschichte bringt, das ist das Wundervolle der Begebenheiten, das Auffallende der Situationen, das dramatisch Fortschreitende der Handlung: Der verdürstende Ismael, Isaak auf dem Holzstoße, Joseph in der Zisterne, die Israeliten am rothen Meer. Wie reißt das hin, wie spannt es die ganze Aufmerksamkeit, welchen Ausgang dieß Alles nehmen wird!

2. In Absicht auf Inhalt. Die biblische Geschichte hat einen hohen Werth in Absicht auf Sittenlehre. Sie ist ein hohes, herrliches, lebensvolles Gemälde der Sitten.

Die biblische Geschichte stellt sittliche Charaktere

aller Arten auf. Es ist keine Tugend, kein Laster, die man hier nicht in mehrern Menschen, ganz nach dem Leben gezeichnet, dargestellt fände. Da gibt es Stolze und Demüthige, Zornige und Sanftmüthige, Hartherzige und Freigebige, Lügner und Aufrichtige, in denen kein Falsch ist, Neid= und Eigennutzvolle und reine, uneigennützige Seelen, die kein Hauch des Neides befleckt. Mancher Charakter ist das hellste, reinste Bild dieser oder jener Tugend, mancher das schwärzeste Bild des Lasters. Abraham z. B. ist der personifizirte Glaube in That und Handlung lebendig dargestellt. Kain der eingefleischte Neid. Die unsinnliche Idee der Tugend und des Lasters ist in Fleisch und Blut gekleidet. Diese Charaktere sind noch mehr als jene Geschöpfe der Dichterphantasie Urbilder aller Tugenden und Laster. Die unsichtbare Tugend erscheint in solchen Beispielen in sichtbarer Liebenswürdigkeit und reißt zur Nachahmung hin. So auch das Laster; es erregt Widerwillen, Abscheu, Entsetzen.

Die Charaktere der Bibel sind keine bloßen Ideale, weder Engel noch Satan, sondern Menschen. Bei aller Tugendgröße haben sie noch ihre menschlichen Schwachheiten, bei aller Verworfenheit noch ihre glücklichen Augenblicke, ihr Gutes. Sie stellen uns Tugenden vor Augen, die wir erreichen, Laster, in die auch wir versinken können. Die Tugendbeispiele laden zur Nachahmung ein, und machen zugleich

Muth dazu; die Beispiele von Lastern warnen vor ähnlichen Vergehungen und zeigen durch die Möglichkeit, auch so zu handeln, daß die Warnung nicht überflüßig ist, sie machen behutsam.

Die sittlichen Charaktere sind in allen Situationen des Lebens, in allen Verhältnissen gegen andere Menschen aufgeführt. Wir sehen den Tugendhaften in Armuth und Ueberfluß, in Freud und Leid, zu Haus und auf Reisen, in stiller Ruhe und in den schrecklichsten, schneidensten Aengsten und Verlegenheiten, bei dem Hochzeitmahle und auf dem Sterbebette. Wir sehen, wie er sich gegen Aeltern und Kinder und Geschwister, gegen Schwiegerältern und Verwandte, gegen seinen Herrn oder Knecht, gegen Reiche und Arme, gegen Freunde und Feinde benimmt. Die Tugend ist von dem Wolkenhimmel allgemeiner Begriffe zurückgerufen und in die Hütten des gemeinen Lebens eingeführt. Es ist keine Tugend-Idee aufgestellt, damit die Menschen was zu zanken, zu demonstriren und disputiren hätten. Sie ist ein treuer Spiegel, in dem wir uns selbst sehen, um unser Betragen besser zu ordnen.

Die sittlichen Charaktere erscheinen dadurch in einem noch frappantern Lichte, daß immer entgegengesetzte Charaktere einander gegenüber gestellt sind z. B. Abel und Kain, Noe und seine Zeitgenossen, Cham und seine Brüder, Loth und die Sodomiten, Isaak und Ismael, Jakob und Esau, Joseph und seine Brüder, Samuel und

Helis Söhne, David und Abisai, Elisäus und Giezi, Vasthi und Esther, Mardochäus und Aman u. s. w. Wer möchte da nicht lieber immer dem erstern als dem letztern gleichen!

Auch die seltne Treue in Zeichnung der Charaktere verdient noch bemerkt zu werden. Sie behaupten sich durchaus, sind immer dieselben. Im ersten Augenblick, wo Laban erscheint, blickt schon sein Eigennutz hervor. Er sucht die goldnen Ohrringe und Armbänder und eilt hinaus zu dem Manne am Brunnen und sagt: O Du Gesegneter des Herrn! Abimelech ist im Augenblick des Todes noch der nämliche stolze, hochmüthige Mensch. Erstich mich, sagte er dem Waffenträger, daß man nicht sagen könne: ein Weib hat ihn getödtet.

Was aber diesen Schilderungen den höchsten Werth gibt, sie zeichnen nicht bloß einzelne, gegenwärtige Tugendäußerungen oder Lasterausbrüche, durchhin bei allen Tugendhaften ist es klar und anschaulich, wie alle ihre Tugenden aus Einer Quelle herfließen. Wir sehen nicht bloß das Ziel, wornach wir ringen sollen, sondern auch den Weg dahin. Die Gesinnung des Tugendhaften, die Leidenschaft des Lasterhaften sind sammt all ihren Wurzeln und feinen Zasern, woraus sie entstehen, mit all ihren Aesten und Zweigen, in die sie auslaufen, mit all ihren Früchten gezeichnet; z. B. der Neid der Brüder Josephs. Die ersten Veranlassungen und Keime: ein Glück, das ihrem Bruder

widerfährt, die bunte Farbe seines Rockes. Die ersten sichtbaren Sprossen: Sie können ihm kein freundliches Wort geben, sie nennen ihn den Träumer. Die weitern Folgen: die Mordanschläge gegen den Bruder, das Herabreißen des Rockes, der Verkauf des Bruders, die Lüge gegen den Vater, die Verheerungen in der menschlichen Gesellschaft: des Vaters Todesbetrübniß, des Bruders Sclaverei; dann die innere Angst und Gewissensunruhe, die sich bei jeder Gelegenheit nach vielen Jahren immer neu zeigt: das haben wir an unserm Bruder verschuldet; ihr Todesschrecken bei den Worten: Ich bin Joseph — wie psychologisch tief und wahr ist die Schilderung der Verheerungen der über die Ufer getretenen Leidenschaft! Sie erregt eine Scheu davor. Die Zeichnung der ersten Anfänge ist eine Anleitung, was zu fliehen, wie man sich dagegen sicher stellen könne. Man darf diese einzelnen Sätze nur in allgemeine verwandeln, so hat man das Treffendste, was die Sittenlehre im Capitel vom Neide nur immer abhandeln kann.

So ist es mit Kain, Saul, Achab; ihre kurze Schilderung stellt immer ein ganzes Menschenleben dar, treuer und wahrer vielleicht als Shakespears und Göthes gepriesene Charaktere."

Christoph Schmids Jugendschriften sind die Früchte dieser feinen Beobachtungsgabe verbunden mit dem ihm angebornen Talente, für Kinder zu schreiben. Es ist nicht nöthig, hier eine Charakteristik derselben zu

geben, die Leser kennen sie bereits aus jener Zeit, welche man die schönste des Lebens nennt. Die Erinnerung „an die Winterabende, wo ihnen Aeltern oder Geschwister diese harmlosen Novellen vorlasen" gehören wohl zu den liebsten Erinnerungen aus ihrer Kindheit. Ja sie nehmen vielleicht jetzt noch gern ein solches Büchlein vom Verfasser der Ostereier zur Hand und lesen darin. Sie theilen die Ansicht eines Rezensenten, welcher, indem er in der 1824 von Friedrich von Kerz herausgebene katholischen Literaturzeitung das Blumenkörbchen und Rosa von Tannenburg bespricht, sich also äußert: „Die angezeigten beiden Werke des liebenswürdigen Jugend- und Volksschriftstellers Christoph Schmid, Pfarrers in Oberstadion, sind dem blühenden Alter gewidmet. Rezensent muß hingegen gestehen, daß er, obgleich er nicht mehr im blühenden Alter steht, diese beiden Schriften ebenfalls mit Vergnügen oder vielmehr mit Erbauung und Rührung gelesen habe, und er darf hoffen, daß er noch dann, wenn er einst zum zweitenmale blüht, die Werklein des lieben, ehrwürdigen Mannes mit gleicher Gemüthsstimmung lesen werde. Es gilt von ihnen beinahe, was ein bekannter Redner von Homer, dem ältesten Volksschriftsteller, rühmt, „„dem die Jünglinge mit Freuden zuhören und die Greise mit Andacht."" „Wer doch nur so schreiben könnte," fährt er fort, „möchte mancher unter uns wünschen, so geistreich und einfach wie weiland der Wandsbecker

Bote; so aus dem frohen, heitern Gemüthe des Volkes heraus wie Claudius, so im evangelischen Sinne und Worte, in so lieblich, innig frommer Weise wie unser Schmid. Es liest sich da Alles so natürlich und leicht, daß man beinahe glauben möchte, man könne es selbst so machen, wie es denn manche geglaubt haben, die das Publikum mit Seitenstücken zur Genovefa, zum Heinrich von Eichenfels rc. regalirten. Wenn man aber die Feder ansetzt, so fühlt man sogleich, falls man Demuth mit Geschmack verbindet, daß ein solches Unternehmen nicht so leicht und natürlich sey. Denn man verfällt gar zu gerne entweder in den faden, matten Ton der gewöhnlichen Fibel- und Jugendschriftsteller oder in den noch ungeziemenderen, mit Worten prunkenden, an Sinn und Geist armen Ton alltäglicher Romanen- und Fabrikarbeiter. Kurz: Wer für Kinder kindlich, für das Volk volksthümlich schreiben möchte, wie die oben genannten Männer, der muß dazu geboren, muß Genie seyn, wie das alte Sprichwort sagt: „Orator fit, poeta nascitur."

Nicht bloß in Deutschland fanden Christoph Schmids Schriften deshalb Beifall, auch andere Nationen fanden Geschmack daran und sie sind in alle gebildeten Sprachen Europas übersetzt worden. Es wurden Christoph Schmid sehr niedliche Ausgaben von Paris, London und Mailand zugesandt. Der berühmte Journalist J. Janin übersetzte sie im Auftrage der Herzogin

von Orleans für den Grafen von Paris. Diese Ausgabe ist sehr schön ausgestattet, in großem Format und mit Holzschnitten geziert. Die gegenwärtige Königin von Schweden, eine Prinzeß Leuchtenberg, übersetzte selbst einige dieser Schriften ins Schwedische. Ein Professor der französischen Sprache aus Berlin, der sich 45 Jahre in Frankreich aufhielt und ebenfalls die Werke Christoph Schmids ins Französische übersetzte, schrieb ihm im Jahre 1837: „Obwohl ich nicht die Ehre habe, Ihnen persönlich bekannt zu seyn, so bitte ich dennoch um Erlaubniß, Ihnen meinen herzlichsten Dank und meine achtungsvolle Bewunderung für Ihre unschätzbaren Jugendschriften zu bezeugen, Bewunderung, die Ihnen nicht allein bei Ihren Landsleuten, sondern auch in allen gebildeten Staaten vornehmlich aber hier in Frankreich ganz allgemein zu Theil wird. Wie glücklich fühle ich mich, einer der ersten gewesen zu seyn, die den Gedanken faßten und ausführten, eine vollständige französische Uebersetzung derselben zu liefern! Zwar ists nicht an mir, zu entscheiden, ob es meiner Uebersetzung gelungen ist, den reitzend einfachen Ton Ihrer anmuthigen Erzählungen so ganz getreu abzuspiegeln. Wenigstens bin ich mir bewußt, so viel es mir möglich war, diesem so schönen als edeln Zwecke nachgestrebt zu haben und ich wage es mir zu schmeicheln, daß meine Anstrengungen nicht ohne Frucht geblieben sind, da ich schon jetzt die Freude erlebe, mehrere sehr

starke Auflagen meiner Uebersetzungen Ihrer vortrefflichen Werke nicht nur in allen Städten und Flecken, sondern auch selbst in den geringsten Hütten des ganzen französischen Reiches verbreitet zu sehen. Von Tag zu Tag wird dem Publiko die Wahrheit der Worte eines französischen Journals einleuchtender, das, von der außerordentlichen Vorliebe des Volkes zu Ihren Kinderschriften sprechend, sich folgendermaßen ausdrückte: „Les péres et les mères de famille, curieux de connaître le plaisir qû' éprouvent leurs enfans en lisant les charmans petits Contes du Chanoine Schmid, sont souvent surpris de se voir eux-mêmes prendre goût a une lecture qui semble n'appartenir qu' au jeune âge.“ Diese Behauptung des Pariser Rezensenten hat sich auch an mir bewährt.“

Auch in Amerika haben Christoph Schmids Schriften Eingang gefunden. Der Leibarzt der Kaiserin von Brasilien Dr. J. G. Stephan schrieb im Jahre 1848 an Christoph Schmid: „Ich hatte bei meinem letzten Aufenthalte in Südamerika die Freude, in den Wäldern Brasiliens den Namen Euer Hochwürden als den so wohlthätig wirkenden Kinderschriftsteller wiederklingen zu hören, und dachte, es würde gewiß auch Ihnen ein angenehmes Gefühl gewähren, wenn Sie den Samen zur Menschenveredlung, welchen Sie mit so lohnendem Erfolge im deutschen Vaterlande ausgestreut, auch jenseits des Aequators schöne Früchte tragen

sehen. Ich nehme mir die Freiheit, E. H. beiliegende Bändchen zu überschicken, welche Ihnen als Beweis dienen mögen, daß auch in so großer Entfernung ein aufwachendes Volk sich an Ihrem Worte erfreue."

Zu der großen Verbreitung, welche die Schriften Christoph Schmids fanden, halfen auch die Nachdrucker getreulich mit. Sie verursachten Christoph Schmid viel Unannehmlichkeit und Plage. Ihre Unverschämtheit ging so weit, seine sämmtlichen Werke herauszugeben und unter seinem Namen Schriften zu verkaufen, von denen Christoph Schmid gar nichts wußte. Schon im Jahre 1824 sah er sich genöthigt, folgende literarische Rüge in die Zeitungen einrücken zu lassen: „In einer literarischen Anzeige zum Schwäbischen Merkur werden von dem Buchdrucker B....... in Reutlingen und dem Buchdrucker B... in Rottenburg Christoph Schmids sämmtliche Werke für Kinder und Kinderfreunde auf Subscription angekündigt. Diese Ankündigung setzt mich in die unangenehme Nothwendigkeit öffentlich zu erklären: daß diese Herausgabe meiner Werke ohne mein Wissen unternommen werde, und daß ich an dieser sogar meiner Ehre nachtheiligen Beeinträchtigung meiner rechtmäßigen Verleger durchaus keinen Theil habe; daß die Fortsetzung des Heinrichs von Eichenfels: Heinrich von Eichenfels Leben und Schicksale, zweites Bändchen, nicht von mir sey und dieses elende Machwerk mir fälschlich aufgebürdet werde; daß ich das dritte Bänd-

chen dieser angeblichen Fortsetzung: Kurze Geschichten für Kinder und Kinderfreunde, gar nicht kenne und es eben so wenig verfaßt habe, daß ich auch keineswegs der Verfasser der Gräfin Ida von Toggenburg sey und daß sie irrig unter meinem Namen verkauft werde ꝛc.“

Weit mehr noch als der Nachdruck betrübten Christoph Schmid die ungerechten Angriffe, welche seine Schriften von einzelnen, jedoch nur wenigen und unbedeutenden Blättern zu erleiden hatten. Ich bringe ungern diesen Mißklang in den friedlichen Ton dieser Erinnerungen, doch glaube ich diese Ausstellungen nicht übergehen zu dürfen. Einzelne Kritiker nämlich machten Christoph Schmid den Vorwurf, daß seine Schriften nicht für die katholische Jugend bearbeitet seyen, indem nichts Katholisches darin vorkomme. Die letztere Ausstellung ist offenbar nicht wahr. In der Genovefa kommt sogleich anfangs ein frommer Bischof vor, der ihre Ehe mit Siegfried einsegnet; als Genovefa zu sterben glaubt, bezeichnet sie ihrem Sohne Stirne, Mund und Brust mit dem Kreuze. In der Rosa von Tannenburg kommt ein Abt vor, der als ein sehr frommer und weiser Klostermann dargestellt wird; er ist zugleich Weihbischof und weiht am Ende der Erzählung eine Kapelle ein, was doch wohl auch katholischer Gebrauch ist. In dem verlornen Kinde dreht sich die ganze Geschichte um ein Muttergottesbild, das Bildniß der schmerzhaften Mutter, die mit

dem Schwerte in der Brust abgemalt ist. Ein frommer Pfarrer schenkt es einer über den Verlust ihres Kindes trauernden Mutter und macht so schöne Bemerkungen über Geduld und Vertrauen, daß sie viele ihrer Verehrer gewiß mit großer Rührung gelesen haben. Im Kanarienvogel hört Frau von Erlau in der nahen Kapelle das kleine Glöcklein läuten. Die gute, fromme Tyrolerin kommt eilig herein und sagt, der Herr Pfarrer aus dem Dorfe jenseits des Berges werde heute die heilige Messe lesen, worauf Frau von Erlau sich sogleich mit ihrem Karl in die Kapelle begibt. In dem Weihnachtsabende wird eine Weihnachtskrippe sehr schön und lieblich beschrieben; der Gebrauch, solche Krippen zu errichten, ist ein ausschließlich katholischer Gebrauch. Die Erzählung, das hölzerne Kreuz, bewegt sich ganz auf katholischem Grund und Boden; das Demantkreuz eines Prälaten bildet den Hauptgegenstand der Erzählung und Frau von L. stirbt mit dem Sterbekreuze in der Hand. Die Erzählung, Timotheus und Philemon, endet mit einer kurzen Beschreibung des heiligen Meßopfers und in der Geschichte, Adelheid von Thalheim, wird die Bekehrung einer Sünderin in der berühmten Wallfahrtskirche zu Maria Einsiedeln erzählt; anderer Erzählungen nicht zu gedenken. Es ist also eine unwahre Behauptung, daß nichts Katholisches in den Schriften Christoph Schmids vorkomme. Christoph Schmid wollte keine eigentliche katholische Erbau=

ungs= und Religions=Handbücher, sondern harmlose Erzählungen schreiben. Auch hat er es mit Recht unterlassen, in seinen Kinderschriften zu polemisiren und von einem religiösen Zwiespalt zu reden, von dem Kinder doch noch keinen Begriff haben. Man könnte nur etwa einwenden, daß seine Erzählungen nicht ausschließlich das Leben nach der kirchlichen Seite hin abspiegeln, wie dieß bei einzelnen neuern, namentlich in England erschienenen Jugendschriften der Fall ist. Man vergesse aber nicht, in welcher Zeit Christoph Schmid als Jugendschriftsteller auftrat. Es war der Anfang dieses Jahrhunderts, in dem sich der Unglaube von Frankreich aus nach Deutschland verbreitet und die deutsche Literatur und Pädagogik angesteckt hatte. Da galt es, vor Allem das christliche Prinzip gegen das unchristliche zu vertheidigen und zu retten. Sailer hat dieß als Theologe gethan, Christoph Schmid als Jugendschriftsteller. Jener hat das himmlische Kleinod der geoffenbarten Religion aus der bessern Vergangenheit durch eine glaubenslose Zeit hinübergetragen in eine Zeit, in der man wieder nach dem Glauben der Kirche fragte, dieser hat mitten unter den Stürmen der französischen Revolution und in einer glaubenslosen Zeit die zarte Pflanze christlicher Jugendbildung gehütet, gepflegt und für bessere Zeiten gerettet. Wenn man dem Gange der schriftstellerischen Thätigkeit Christoph Schmids mit Aufmerksamkeit folgt, so kann man

wahrnehmen, daß in seinen frühesten Erzählungen mehr nur von den Grundlehren unserer heiligen Religion die Rede ist und daß fortschreitend mit der Entwicklung des kirchlichen Bewußtseyns seine Erzählungen dieses spezielle Gepräge annehmen. Jeder Schriftsteller ist nach der Zeit, in welcher er lebte, zu beurtheilen und es ist ungerecht an einen Autor, der im Anfange des Jahrhunderts geschrieben hat, den Maßstab der geistigen Entwicklung der Mitte des Jahrhunderts zu legen.

Männer von streng katholischen Grundsätzen, hohen kirchlichen Würden und auf der Höhe der Zeitbildung stehend, wußten Christoph Schmids Verdienst um die Jugendbildung gar wohl zu schätzen und urtheilten gerechter als die oben erwähnten, unbekannten Kritiker. Sie besuchten ihn, um ihn persönlich kennen zu lernen und ihm selbst die Anerkennung auszudrücken, die sie seinen Schriften zollten. So erfreute ihn Erzbischof Ladislaus Pyrker, der Dichter der Perlen der christlichen Vorzeit und des Rudolph von Habsburg, im Jahre 1840 auf einer Reise, die er nach Gastein machte, in Augsburg noch Abends spät mit einem Besuche. Christoph Schmid sandte ihm seine eben damals herausgegebenen Schriftchen: Josaphat, Geistliches Vergißmeinnicht und der Fremde im englischen Garten, nach Gastein. Pyrker schrieb ihm am 15. August 1840 von da zurück: „Wie werth mir Ihre allgemein hochgeschätzten Werke von jeher waren, hatte

ich die Ehre, Ihnen in Augsburg mündlich zu sagen und nun sind mir diese letzteren, die ich bisher noch nicht kannte, um so werther, da Sie aus Ihren Händen kommen; — empfangen Sie meinen herzlichsten Dank dafür!"

Ebenso besuchten ihn aus diesen Gründen die Erzbischöfe Vicari von Freiburg, Urban von Bamberg, Milde von Wien, die Bischöfe von Linz, Dresden, Trier, Rottenburg, Johann Martin Henni, Bischof von Milwaukì in Nordamerika; der Fürstbischof Diepenbrock von Breslau und der Erzbischof Geißel von Köln kamen noch als Domherren öfter zu ihm; ebenso die berühmten katholischen Gelehrten Möhler, Hefele, Hurter u. a.

Der um die kirchliche Kunst so sehr verdiente Sulpiz Boisseree schickte Christoph Schmid zum Weihnachtsfeste 1843 eine Abbildung des heiligen Christophorus und begleitete das Geschenk mit folgenden Worten: „Sie haben, lieber, verehrter Mann, durch Ihre segensreichen Schriften Kindern und Aeltern so viele Freude gemacht; da möchten wir an dem heiligen Weihnachtsfeste auch Ihnen eine kleine Freude machen. Wir haben dazu das Bild Ihres Namenspatrons gewählt, der ein Kind in Sturm und Wetter durch die wilden Fluthen getragen und in der Gestalt des Kindes unsern Herrn erkannt hat. Der Gedanke, daß der Maler den Augenblick der Erkenntniß durch den Aufgang der Sonne bezeichnet, gibt diesem Bilde

in unsern Augen einen ganz besondern Werth und ist uns auch sonst nirgends vorgekommen.

Die leider nur zu kurze Begegnung mit Ihnen vor drei Jahren in Ulm hat mir und meiner Frau einen so tiefen als wohlthuenden Eindruck zurückgelassen, und darum haben wir geglaubt, Ihnen ein Zeichen von dieser frohen Erinnerung geben zu müssen. Wir thun es mit herzlichsten Segenswünschen und in der Hoffnung, daß es uns gewährt werde, Sie in diesem Leben noch einmal und auf längere Zeit wiederzusehen und dann auch meinem sehr lieben Bruder Ihre höchst wünschenswerthe Bekanntschaft zu verschaffen."

Der oben genannte Uebersetzer der Christoph Schmid'schen Schriften ins Französische sagt in einem andern Schreiben an den Verfasser: „Die H. H. Erzbischöfe und Bischöfe von Lyon, Tours, Nantes, Bordeaux, Angouleme, Bourges, Nevers, St. Claude &c. ertheilten in authentischen Hirtenbriefen Ihren frommen und gemüthlichen Erzählungen und Geschichten für Kinder das gebührende Lob und verordneten demzufolge die Einführung meiner französischen Uebersetzung in allen Schulen und Erziehungs-Anstalten."

Das Gesagte dürfte die Bedenken genannter Kritiker heben. Ich erinnere nur noch an Fenelons Telemach. Bischof Fenelon hat den Stoff zu seinem Telemach sogar aus der heidnischen Fabelwelt geschöpft. Das Buch fand großen Beifall und wurde in alle

Sprachen Europas übersetzt. In Deutschland wurde das Buch in adeligen, strengkatholischen Familien das allgemeine Lesebuch der Jugend, um die französische Sprache daraus zu erlernen; man übersetzte es sogar in die lateinische Sprache und las es mit den Studirenden anstatt des Cornelius und Curtius. Keinem Menschen fiel es ein, den Bischof verdächtig zu machen, er achte die katholische Religion nicht, weil er solche Erzählungen vorbringe, in denen kein Wort davon vorkomme; niemand war so unbillig, zu behaupten, die äußerst reizende, blühende und malerische Darstellung werde dem Prinzen den Geschmack an ernsten Studien verderben, oder die Jugend werde nun die Religionslehre nicht mehr anhören mögen.

Christoph Schmids Erzählungen werden, so lange es eine deutsche Sprache gibt, ihren Werth behalten und auch unsere Enkel noch ansprechen und ihre Herzen bilden und veredeln. Deutschland hat berühmte Schriftsteller in allen Fächern der Literatur und edle Dichter und rühmt sich derselben und ehrt ihr Andenken, es darf sich auch freuen, in Christoph Schmid einen Volks- und Jugendschriftsteller zu besitzen, der wie Kenner behaupten, bisher in dieser Eigenschaft unübertroffen dasteht, und dessen kindlicher Muse nicht bloß die Deutschen, sondern auch die Völker jenseits des Rheins und der Alpen, ja jenseits des Oceans mit Freude und frommer Rührung lauschen.

---

7. Einige Urtheile Christoph Schmids über Schriftsteller.

Unter allen deutschen Classikern liebte Christoph Schmid den Wandsbecker Boten, Claudius, am meisten. Immer lag ein Bändchen der Werke dieses ächt poetischen, tief christlichen und doch so heitern Schriftstellers auf seinem Arbeitstischchen. Gar oft sagte er Abends: „Nun müssen wir noch etwas von Claudius hören," holte das Buch herbei und las daraus vor. Die Audienz beim Kaiser von Japan, die Briefe an Andres und das schöne Lied: „Der Mond ist aufgegangen, die goldnen Sternlein prangen," las er besonders gerne. Er sagte: „Ein frühverstorbener Freund von mir, Settele,*) der Hofmeister der jungen Grafen von Fugger-Glött war, und mit ihnen Deutschland bereiste, besuchte Claudius in Wandsbeck selbst und hielt sich längere Zeit dort auf. Claudius gewann den jungen, talentvollen Mann so lieb, daß er in Briefwechsel mit ihm trat. Ich habe für Sailer die schönsten Stellen aus den Briefen, die Claudius an den Hofmeister schrieb, ausgezogen. Sie sind leider wohl verloren gegangen. Hätte ich doch eine Abschrift davon genommen!"

Zwei solcher Briefe von Claudius fanden sich unter den hinterlassenen Papieren Christoph Schmids. Der erste ist von Wandsbeck aus den 12. Januar 1791 geschrieben. Er lautet:

*) S. Erinnerungen 2. Bändchen S. 50.

„Fröhlich Neujahr, lieber Herr Settele, und willkommen in Karlsruhe, wo der berühmte Schwärmer Schlosser sich aufhält, wie der Professor in Marburg sagt und meint.

Sehr oft befindet man sich bei dem Ketzer selbst besser, als bei denen, die vor ihm warnen, und ich denke, so wird es Ihnen itzo fast wohl auch gehen. Ich habe große Lust gehabt, Ihnen ein Stück von dem weltbeliebten Hamburger Rauchfleisch zu einem fête bei Schlosser zu schicken, um mich bei ihm wegen der Deismusketen, die er dem seidnen Theologen in Braunschweig gegeben hat, einiger Maßen zu revangiren. Aber das Karlsruhe liegt so weit hin, und, die Wahrheit zu sagen, ich scheute das Porto.

Dank für die Nachrichten von ihrer Wallfahrt und von dem, was Sie hie und da Neues unter der Sonne angetroffen haben. Hier stehts noch beim Alten. Fritz hat seine Zähne bis auf die Augzähne, Gottlob, alle groß und befindet sich wohl und so alle wir andern auch. Ich soll Sie von allen vielmal grüßen. Item von Wirthsleuten. Grüßen Sie Schlosser und leben und reisen Sie wohl!

Ich befehle Sie in Gottes Hand

M. C.

Was hat der Mensch, der keine große, ewige Angelegenheit hat?"

In dem zweiten Briefe heißt es: „Der gute Buchholz, daß er immer noch so hypochondrisch ist! Wir

haben gehört, es habe sich mit ihm gebessert. Unser Körper ist ein übler, unverschämter Nachbar, er nimmt sich gleich eine Handbreit nach der andern; darum thut man sehr wohl, wenn man ihm nie einen Finger breit einräumt, — in keinem Stücke. Ich befehle Sie in Gottes Hand und fahren Sie fort und lassen Sie sich nicht irre machen auf dem guten Wege, weil er gut ist.

Wir grüßen Sie alle, namentlich meine Frau, Carolina, Christiana, Anna, Augusta, Trinetta, Johannes, Rebekka und Fritz, denn sie wollen bis auf den letzten namentlich gegrüßt haben. Dito, dito, dito aus Ihrem Quartier.

Mathias Claudius."

Christoph Schmid erzählte auch einen schönen Zug von Claudius. Doch erinnere ich mich nur mehr im Allgemeinen daran. Es war, ich glaube in Hamburg, eine einträgliche Organistenstelle vakant geworden. Viele Bewerber meldeten sich, unter ihnen auch Claudius. Sämmtliche Candidaten mußten sich einer Prüfung im Orgelspiel unterziehen. Claudius, der meisterhaft spielte, erhielt die Stelle. Während die Anwesenden ihm dazu Glück wünschten, bemerkte Claudius einen der Bewerber, welcher sehr betrübt in der Entfernung stand und zu weinen schien. Claudius ging zu ihm und fragte ihn nach der Ursache seiner Traurigkeit. Der Mann sagte, er sey der Sohn des verstorbenen Organisten, habe Familie und eine alte

Mutter und hätte die Stelle erhalten, wenn er, Claudius, nicht als Bewerber aufgetreten wäre. Sogleich erklärte Claudius, daß er unter keiner Bedingung die Stelle annehme und verzichtete zu Gunsten des Sohnes des verstorbenen Organisten auf dieselbe.

Zu Schiller zog Christoph Schmid das Hohe, Erhabene und der Adel der Gesinnung hin, der in den Dichtungen dieses Meisters sich kund gibt. Er folgte ihm gerne aus der alltäglichen Wirklichkeit auf jene Höhe des höchsten Sittlichen und Schönen, zu der die Begeisterung dieses Dichters den Leser unwillkührlich wie im Fluge emporträgt. Er liebte seine Helden-Ideale. Besonders las er gerne Maria Stuart und Wallenstein; das Lied von der Glocke und Graf von Habsburg. Gerade was ihn zu Schiller so hinzog, stieß ihn vielfach von Göthe ab. Es ist dieses bei der ganzen Geistesrichtung Christoph Schmids sehr begreiflich. So mißfiel ihm der Charakter Egmonts durchaus; er sagte, Göthe habe einen ganz andern Egmont, als der geschichtliche sey, gedichtet. Der geschichtliche Egmont sey ein sittlich-ernster Charakter gewesen, der Egmont Göthes aber sey ein leichtsinniger Bonvivant, der die ernsten Zwecke des Lebens als Bagatelle behandle und Abends zum Liebchen eile. Die Vergiftung und Verklärung Klärchens waren ihm ganz und gar zuwider. Ueber Werthers Leiden sagte er, daß darin das stille Emporkeimen, die tiefe Glut und das Sichselbst-Verzehren der Leidenschaft der Liebe

mit Meisterhand geschildert sey, daß aber Göthe diesen Roman nicht hätte ohne eine Schlußbemerkung in die Welt hinaus schicken sollen. Lessing habe ganz Recht gehabt, wenn er in einem Briefe an Eschenburg sage: „Wenn ein so warmes Produkt nicht mehr Unheil als Gutes stiften soll, meinen Sie nicht, daß es noch eine kleine, kalte Schlußrede haben müßte? Ein paar Winke hinterher, wie Werther zu einem so abenteuerlichen Charakter gekommen, wie ein anderer Jüngling, dem die Natur eine ähnliche Anlage gegeben, sich davor zu bewahren habe." Viele Jünglinge, bemerkte Christoph Schmid, hätten die poetische Schönheit dieses Romans für die moralische hingenommen und geglaubt, daß der gut gewesen seyn müsse, der ihre Theilnahme so sehr in Anspruch nehme. Auch Claudius habe diesen Roman, der damals so großes Aufsehen erregte, kurz und meisterhaft beurtheilt, und er stimme ganz seinen Worten bei: „man solle unter der Linde an der Kirchhofmauer neben Werthers Grabhügel eine Grasbank machen, daß man sich drauf hinsetze und den Kopf in die Hand lege und über die menschliche Schwachheit weine."

Unter den kleinen Gedichten Göthes las er den Zauberlehrling, den Recensenten und Künstlers Erdenwallen mit besonderm Vergnügen. Hermann und Dorothea nannte er ein vollendetes Meisterstück. Faust behagte ihm nicht, so sehr er die einzelnen Schönheiten dieser Tragödie und das tief psychologisch

Wahre darin anerkannte. Er stimmte mit Görres Ansicht überein: „Göthe habe sich aus dem Becher der Natur einen Rausch angetrunken und bedürfe Licht, noch mehr Licht." Er erzählte, Göthe habe einmal Boisserée gebeten, ihm das schöne Gemälde: der heilige Christoph, auf einige Zeit zu leihen und der Dichter habe dasselbe über seinem Schreibpulte aufgehängt. Als Boisserée später zu Göthe kam und nach dem Bilde fragte, habe der Dichter zu ihm gesagt: er habe das Bild von seinem Schreibpulte hinweg an einen andern Ort gehängt, denn der ernste Kopf des heiligen Christoph schaue ihn immer an, als wolle er sagen: „Alter Heide, bekehrst du dich noch nicht?"

Den blinden Fabeldichter Pfeffel *) lernte Christoph Schmid noch als Student in Dillingen persönlich kennen. Er rühmte den leichten Versbau und die kräftige, kurze Sprache seiner Dichtungen. Ganz besonders gefiel ihm das Gedicht: „die Türkenpfeife," welches er auswendig kannte. Er sagte: Pfeffel habe darin eine Begebenheit, aus der sich eine größere, sehr anziehende Erzählung machen ließe, mit meisterhafter Kürze und trefflicher Zeichnung der Charaktere dargestellt. Gerne las er auch Gellerts Fabeln. Wenn von Philosophie gesprochen wurde, pflegte Christoph Schmid an „die Geschichte mit dem Hut" und wenn die Rede auf Schriftstellerei kam, an

*) S. Erinnerungen, 2. Bändchen S. 15.

die Gedichte: „Hans Nord und der Maler von Athen" zu erinnern.

Lessings Prosa bewunderte Christoph Schmid; dessen Trauerspiel, Emilia Galotti, las er oft und rühmte die meisterhafte Zeichnung der handelnden Personen darin. Zuweilen ergötzte er sich auch an den witzigen Einfällen Abraham a Sancta Claras; er bediente sich aber stets einer alten Ausgabe, indem er bemerkte, wie es ein unglücklicher Gedanke gewesen, Hebels allemannische Gedichte in die hochdeutsche Sprache zu übertragen, so habe man auch den gleichen Fehler gemacht, dieß bei Abrahams Schriften zu thun; aller ursprüngliche Reiz sey dadurch verloren gegangen.

Die meisten neuern Dichter behagten Christoph Schmid wenig. Das beständige Reflectiren in ihren Poesien, das Hadern mit Gott und das Grollen mit dem König, „die Brust voll Wehmuth und das Haupt voll Zweifel," auch das immerwährende „ich, mein, mir, mich," darin, war ihm höchst zuwider. Als Christoph Schmid in seinem Greisenalter vielfach gebeten wurde, Erinnerungen aus seinem Leben aufzuzeichnen, konnte er sich lange nicht dazu entschließen und als er es endlich doch gethan hatte, bemerkte er: „Es war mir zuwider, so oft: „Ich, mir, mich" sagen zu müssen. Mir lag immer das Wort eines frommen, demüthigen Mannes, der, wiewohl drei Klassen vor mir, zu meiner Zeit Theologie studirte, im Sinne. Dieser Mann hatte in dieser Welt Vieles gewirkt,

Vieles gelitten und es wurde von ihm Vieles gesprochen. Als ich nach langer Zeit ihn wieder traf und über das Aufsehen, das er erregte, mit ihm redete, sprach er: „„Ach, Gott weiß es, daß ich dem Regentropfen gleichen möchte, der das Seinige, so klein und winzig er auch ist, zum Segen der Erde beiträgt und unbeachtet und unbemerkt in die Erde verschwindet.““

Auch in den überschwänglichen Beifallssturm, welcher dem Redwitzschen Gedichte „Amaranth“ zurauschte, konnte er nicht einstimmen. Er anerkannte wohl die christliche Tendenz des Dichters, sein Talent und seine schöne Sprache, bemerkte aber, daß diesem Gedichte noch sehr viel fehle, um den Anforderungen zu entsprechen, die man an ein Werk von klassischem Werthe zu machen pflege.

Unter den ausländischen Dichtern liebte Christoph Schmid vor allen Shakspeare. Er las ihn im Original und rühmte ganz vorzüglich das Dramatische in Shakspeares Werken, unter denen er Hamlet und Macbeth besonders oft las. Er sagte: „Dieser wahrhaft große Dichter will nicht bloß gelesen, er will studirt, gründlich studirt seyn. Ein paar Worte in seinen Dialogen anscheinend gleichgültig hingeworfen, zeugen von dem tiefen, psychologischen Blicke dieses Dichters. Macduff z. B. erhält die Nachricht, daß Macbeth sein Weib und seine Kinder getödtet habe. Er steht lange, den Hut tief ins Gesicht gedrückt, wie betäubt, schwei-

gend da. Dann wiederholt er bereits Gefragtes und versinkt wieder in stummen Schmerz. Endlich ruft er aus: „Er hat keine Kinder!" — Macduff hat inzwischen nachgesonnen, wie er an Macbeth den Tod der Seinigen am empfindlichsten rächen könnte. Die empfindlichste Rache an Macbeth scheint ihm, auch diesem seine Kinder zu tödten. Da aber Macbeth kinderlos war, ruft Macduff schmerzlich aus: „Er hat keine Kinder!"

„Mancher Leser," bemerkte Christoph Schmid weiter, „geht gleichgültig an solchen Stellen vorüber. Vieles, das mit großer Kunst auf das Theater berechnet ist, tritt auch auf der Bühne erst ins helle Licht. Man kann die Schauspiele in drei Abtheilungen bringen, in solche, die sich gut lesen und nicht gut sehen, dann in solche, die sich gut sehen und nicht gut lesen und endlich in solche, die sich gut lesen und gut sehen lassen. Man sollte Shakspeares Dramen von einem Garrik aufführen sehen." Ein liebes Buch war Christoph Schmid auch der Landprediger von Wakefield.

Unter den alten Klassikern liebte Christoph Schmid besonders Homer und Plutarch. Schon als Student trug er die Ilias und Odyssee in der Tasche bei sich. Ueber die homerischen Gedichte äußerte er sich ungefähr also: „So unrichtig und kindisch darin die Göttervorstellungen sind, so wahr und natürlich sind die Menschen aufgefaßt und dargestellt mit ihren Tugen-

den und Fehlern. Es ist nichts Todtes in diesen herrlichen Dichtungen, Alles ist Leben. Selbst den Thieren verleiht der Dichter menschliches Gefühl; die Rosse Achills trauern um ihren Wagenlenker Patroklus, den Hektor getödtet. Sie wollen nicht mehr gehen, weder heim nach den Schiffen noch in die Schlacht. Die Köpfe auf den Boden gesenkt stehen sie traurig vor dem prangenden Sessel des Wagens. Das herrliche Mähnenhaar wallt aus dem Ringe des Joches hervor und ist mit Staub bedeckt. Ja, sogar das Leblose weiß Homer zu beleben. Der Held wird nicht fertig beschrieben, sondern wie er sich rüstet; er nimmt ein Stück der funkelnden Waffenrüstung um das andere und gürtet sich damit. Die todte Schönheit erhält so den Reiz der Bewegung. Bei Göthe können wir in Hermann und Dorothea Aehnliches bemerken. Die Mutter durchwanderte den Sohn suchend, Ställe, Scheunen, Garten und Weinberge, stellt im Gehen die Stützen der Bäume zurecht und nimmt einige Raupen vom kräftig strotzenden Kohl hinweg."

Gar oft las Christoph Schmid den Abschied Hektors von Andromache. Unvergleichlich schön nannte der Kinderfreund die Scene, in der Hektor die Arme nach seinem Söhnlein ausstreckt, dieses aber, den wallenden Helmbusch des Vaters scheuend, sich weinend an den Busen der Amme anschmiegt. Vater und Mutter lächeln, Hektor nimmt schleunig den Helm

zu meiner Bedienung unentbehrlich ist. Von dem ehrenvollen Wunsche, daß eine Deputation mich an der Grenze des Stadtgebietes empfangen will, bin ich sehr gerührt. Obwohl ich mich dieser Ehrenbezeugung nicht für würdig erachte, so getraue ich mir ein so gütiges Anerbieten dennoch nicht abzulehnen. Ich werde also darauf antragen, am Freitag den 27. dieses Monats Abends 6 Uhr in Dinkelsbühl einzutreffen und bitte Sie, den verehrungswerthen Vorständen des Magistrates und der Kirchenverwaltung dieses zu melden."

Als Christoph Schmid am Freitag den 27. August in Willburgstetten ankam, wurde er von der genannten Deputation empfangen und von ihr in mehreren Kutschen nach seiner Vaterstadt begleitet. Am Wörnitzthore begrüßte ihn die festlich gekleidete Schuljugend beider Confessionen mit Kränzen und Liedern. Selbst das alterthümliche Thor war geschmückt. Ueber dem Portale prangte zwischen dem Schmidschen Familienwappen mit drei Hufeisen und dem Wappen der Stadt mit drei Dinkelähren und drei grünen Bühlen (Hügeln) Christoph Schmids Namenszug mit Eichenlaub umwunden. Darüber standen die Worte: „Willkommen."

Innig gerührt von diesem herzlichen Empfang stieg er aus dem Wagen, begrüßte liebevoll die Kinder und empfing freundlich dankend die dargebrachten Blumen und Gedichte aus den Händen der Kleinen. Hier-

auf ging der Kinderfreund in ihrer Mitte zu Fuß durch die Stadt nach dem altehrwürdigen, festlich geschmückten Gotteshaus. Hier, wo er einst vor drei und siebenzig Jahren die heilige Taufe empfangen und als Knabe oft und andächtig gebetet hatte, kniete der Greis vor dem Hochaltare nieder und flehte eine Zeit lang stille zu Gott, dem Lenker der menschlichen Schicksale.

Dann begab er sich in das Pfarrhaus, welches der über den lieben Besuch hocherfreute, gastfreundliche Bewohner in eine blumenreiche Villa hatte umwandeln lassen.

Am nächsten Sonntagsmorgen wurde der Jubelgreis von der Geistlichkeit; dem Magistrate und den Gemeindebevollmächtigten in feierlichem Zuge unter dem Geläute aller Glocken und dem Donner der Geschütze in die Kirche begleitet. Die Bevölkerung der ganzen Stadt und eine Menge Landvolk strömten mit dahin. Auch aus dem benachbarten Württemberg hatten sich viele theilnehmende Freunde eingefunden, um der Festfeier anzuwohnen.

Christoph Schmid bestieg die Kanzel und begann mit dem, dem Sonntags-Evangelinm entnommenen Vorspruche: „Er kehrte zurück und lobte Gott mit lauter Stimme und fiel auf sein Angesicht zu den Füßen Jesu nieder und dankte Ihm“ (Lukas 17, 15—16). Nachdem er die Versammlung gegrüßt, fuhr er fort: „Mit tief gerührtem Herzen betrete ich

heute diese geheiligte Stätte; mächtige Empfindungen bewegen mein Innerstes.

Anbetung und Dank gegen Gott sey das Erste, was ich aussprechen möchte! Wenn ich in dieser Kirche, diesem ehrwürdigen, alterthümlichen Tempel, dem herrlichen Denkmale von der Gottesfurcht und Frömmigkeit unserer Vorältern umherblicke; wenn ich hinsehe auf den Taufstein, wo ich vor drei und siebenzig Jahren getauft wurde, auf den Altar, an dem ich vor fünfzig Jahren das erste Mal das heiligste Opfer darbrachte; wenn ich bedenke, wie viele, wie unzählige Wohlthaten der gütige, barmherzige Gott mir diese lange Zeit her erwiesen hat, — so ist es mir zu Muthe, wie dem Manne im heutigen Evangelium, welchem Jesus eine große Wohlthat erwiesen hatte, und der mit lauter Stimme Gott lobte, sich zu den Füßen Jesu auf sein Angesicht niederwarf und Ihm dankte!

So viele Ursache ich habe, Gott zu danken und mich zu freuen, so kann ich mich dennoch einer wehmüthigen Empfindung nicht erwehren! Als ich vor fünfzig Jahren in jener ebenso zahlreichen Versammlung umherblickte, ach wie viele ehrwürdige Männer und Frauen sah ich gegenwärtig — die jetzt nicht mehr auf Erden wandeln! Die damalige gesammte Geistlichkeit an dieser Pfarrkirche, der Magistrat dieser Stadt, der Prediger, der auf dieser Kanzel stand — damals mein Lehrer und nachmals Bischof — sie sind

nicht mehr am Leben! Andere nehmen ihre Stellen ein. Ein neues Menschengeschlecht ist herangewachsen; Kinder, damals erst zehn Jahre alt, zählen nun sechszig Jahre. Ein ganzes Menschengeschlecht ist gleichsam unter die Erde versunken; alle, die damals fünfzig Jahre zählten, ruhen nun in den Gräbern! Wie mächtig prägt sich uns da die alte Wahrheit ein, daß wir hier auf Erden nur Pilger sind und keine bleibende Stätte haben! . . . ."

Christoph Schmid schloß diese ergreifende Rede*) mit den Worten: „Am Schlusse möchte ich noch einmal Gott, dem Allmächtigen, für alle mir seit fünfzig, ja seit drei und siebenzig Jahren erwiesene Wohlthaten hier öffentlich danken! Ich kann aber bloß ausrufen wie der Patriarch Jakob, als er von Gott reichlich gesegnet in sein Vaterland zurückkehrte: „Ich bin viel zu gering all der Barmherzigkeit und all der Treue, die Du an mir erwiesen hast!"

Aber auch allen Denjenigen, durch die Gott mir und den Meinigen so viele Wohlthaten zukommen ließ, möchte ich hier meinen Dank öffentlich bezeigen.

Mit Rührung denke ich daran, wie ich dort in den Knabenstühlen dieser Kirche kniete, wie ich hier

---

*) Predigt bei der Jubelfeier des H. H. Herrn Christoph von Schmid, Domkapitular zu Augsburg ꝛc. Von ihm selbst gehalten in seiner Vaterstadt Dinkelsbühl, den 29. August 1841. Fr. Walthr'sche Buchhandlung.

den ersten Unterricht in der Religion Jesu vernahm und in dieser Kirche das erste Mal bei dem Tische des Herrn dem göttlichen Kinderfreunde zugeführt wurde; wie ich in der schon damals wohlbestellten deutschen Schule zuerst im Lesen und Schreiben und dann in der kleinen Lehranstalt dahier, von einem trefflichen Lehrer im Latein unterrichtet und für eine größere Studienanstalt vorbereitet wurde. Dank sey den treuen Lehrern für ihren Unterricht, Dank den geliebten Aeltern, daß sie uns Kinder so eifrig in Kirche und Schule schickten!

Mein seliger Vater starb frühe; meine selige Mutter stand da, in Mitte von neun lebendigen, vaterlosen Waisen, mit Thränen überronnen, hülflos, ohne Vermögen! Sie konnte nichts als beten, arbeiten, ihre Kinder gut zu erziehen suchen — und auf die Barmherzigkeit Gottes vertrauen. Und Er hat sich an ihr als den Vater der Wittwen und Waisen bewährt. Er hat in dieser Stadt viele mildthätige Herzen erweckt, die sich ihrer Kinder liebreich angenommen haben. Der damalige Magistrat dieser Stadt, die Verwaltung dieser Kirche haben sie, so viel möglich, unterstützt. Auch auswärts ließ der gütige Gott uns viele theilnehmende Gönner und Freunde finden. Ihnen allen — Gönnern und Freunden und den theueren Anverwandten — die alle längst schon diese Welt verlassen haben, wolle Gott in jener Welt vergelten, was sie hier auf Erden an uns gethan haben!

Ich führe dieses Beispiel an, wie Gottes heilige Vorsehung einer bedrängten Wittwe und ihren unmündigen Waisen so augenscheinlich geholfen hat, weil jeder Mensch in eine ähnliche Bedrängniß kommen kann. Gott hat für jedes dieser armen Kinder auf das Liebreichste gesorgt. Zwei Brüder hat Er schon in ihrer frühen Jugend zu sich genommen; ein geistlicher Bruder, an dieser Kirche angestellt, starb dahier. Allen noch lebenden hat Gott eine ehrende Stellung und hinreichenden Lebensunterhalt verschafft. Wer auf Gott vertraut, den verläßt Er nicht!

Auch allen hier Gegenwärtigen, dem Magistrate und den Gemeindebevollmächtigten, der Geistlichkeit, der Kirchenverwaltung, der sämmtlichen Bürgerschaft, die eben die wohlwollenden Gesinnungen, wie ihre Aeltern und Voraltern, gegen mich und meine Geschwister an den Tag legen, sey hier mein inniger Dank dargebracht ......

Wie ich vor fünfzig Jahren als neugeweihter Priester, von dieser Stelle aus, meine Hände segnend über die christliche Versammlung jener Zeit ausstreckte, so ertheile ich als Greis allen Anwesenden den priesterlichen Segen auch jetzt und empfehle sie Gott und dem Gnadenworte Dessen, der da mächtig ist zu erbauen und ihnen unter allen, die geheiliget werden, ein Erbtheil zu geben.

Es segne Euch der allmächtige Gott, der Vater, Sohn und heilige Geist. Amen."

Kein Herz blieb während dieser Rede unbewegt, ja wohl kein Auge trocken. Der Jubelgreis trat, gleichfalls sichtlich ergriffen, hierauf an den Altar, um Gott dem Allmächtigen das große Opfer der Versöhnung, der Anbetung und des Dankes darzubringen. Zwei geistliche Bruders-Söhne, deren Väter gegenwärtig waren, dienten ihm, der ältere als Diakon, der jüngere als Subdiakon.

Es war eine seltene, rührende, heilige Festfeier, welche den Bewohnern der Stadt Dinkelsbühl unvergeßlich bleiben wird.

Am Abende nach diesem schönen Morgen wurde das Haus, in dem Christoph Schmid einst das Licht der Welt erblickt hatte, glänzend beleuchtet; ebenso das Haus, in dem er erzogen worden war.

Am andern Tage fuhr Christoph Schmid mit seinen Geschwistern auf den Gottesacker vor die Stadt hinaus, um die Ruhestätten seiner Aeltern und seines Bruders zu besuchen. Er fand die drei Gräber reich mit Blumen geschmückt. Lange Zeit stand der fromme Greis stille betend an den theuern Ruhestätten der geliebten Aeltern, welche er während ihres Lebens geehrt hatte, wie nur ein guter Sohn Vater und Mutter ehren kann. Wer gestern der ehrenvollen Festfeier des Jubelgreises beiwohnte und heute ihn am Grabe seiner Aeltern stehen sah, der konnte sich mit eigenen Augen davon überzeugen, daß an Christoph Schmid buchstäblich die Verheißung

Gottes in Erfüllung ging: „Wer Vater und Mutter ehrt, dem wird es wohl gehen und er wird lange leben auf Erden.“

Mit gerührtem Danke für das ihm von den Bürgern Dinkelsbühls bereitete schöne Jubelfest schied Christoph Schmid von seiner geliebten Vaterstadt. Sein Reisewagen war reich mit Kränzen und Blumen verziert. Dieselbe Deputation, welche ihn an der Gränze des Stadtgebietes abgeholt hatte, gab ihm das Geleite wieder dahin.

Von Augsburg aus ließ Christoph Schmid der zu Dinkelsbühl neu errichteten Kleinkinderbewahranstalt die Summe von 500 fl. zustellen; auch die übrigen Kinder, welche ihm einen so freundlichen Empfang bereitet hatten, vergaß er nicht; er schickte ihnen 945 Exemplare seiner Jugendschriften. Es mag ein großer Jubel unter den Kindern gewesen seyn, als man die lieben Büchlein an sie vertheilte!

Der Magistrat ließ zum Andenken an diese Feier auf einem freien Platze vor der Stadt eine Eiche pflanzen, welche den Namen Christoph Schmids-Eiche führen sollte. Diese frisch grünende Eiche wird noch die späten Enkel an Christoph Schmid und sein Jubelfest erinnern.

Unter den Beglückwünschungsschreiben, welche dem Jubilar von vielen Seiten her zugingen, mögen zwei eine Stelle hier finden. Das eine ist von dem Domkapitel zu Augsburg. Es wurde ihm unterm 9. August

nach Freiburg gesandt und lautet: „Die fünfzig Jahre ehrenvollen und ruhmreichen Wirkens im Dienste der Kirche, welche der Herr Domkapitular, Ritter von Schmid mit dem 17. August h. Js. zurücklegen wird, sind für uns ein so freudiges Ereigniß, daß wir nicht umhin können, unserm vielgeliebten und innigverehrten Herrn Mitbruder die lebhaftesten Glückwünsche desfalls darzubringen, wenn wir auch wissen, wie sehr der Herr Domkapitular gemeint ist, den merkwürdigen Lebenstag in stiller und anspruchloser Zurückgezogenheit zuzubringen.

Stets nur bemüht, den priesterlichen Beruf in der vollkommensten Weise zu erfüllen, hat der verehrte Herr Jubelgreis von der frühesten Zeit seiner amtlichen Wirksamkeit an das Augenmerk dahin gewendet, wo die Hülfe am dringendsten war, auf eine wahrhaft christliche Jugendbildung, und wie sehr dem gefeierten Jugendschriftsteller die Lösung dieser Aufgabe gelungen ist, davon sprechen jene meisterhaften Erzeugnisse christlicher Romantik, auf welche nicht nur Bayern und das übrige Deutschland, selbst das entfernte Ausland mit Bewunderung hinblicken. Möge der reiche Saame, den der Herr Domkapitular darin niederlegte, auf die entferntesten Geschlechter hin unter dem allbelebenden Einflusse des göttlichen Kinderfreundes eben so reiche Früchte bringen; möge der Herr Jubelgreis lange noch hienieden diese Früchte schauen und möge uns, die wir mit Stolz den Herrn

Domkapitular den Unsrigen nennen, viele Jahre noch vergönnt seyn in brüderlicher Liebe und collegialer Freundschaft mit einem Manne zu wandeln, den wir als eine Zierde unserer Genossenschaft und des Bisthumsklerus erkennen und verehren!

Dr. Allioli, Dompropst."

Das andere Schreiben ist von dem verewigten Bischofe Peter Richarz von Augsburg, und wurde Christoph Schmid gleichfalls nach Freiburg gesandt. Es lautet: „Wir nahen dem Tage, an welchem vor fünfzig Jahren Ihr schönes Wirken im priesterlichen Berufe begonnen hat. Was Sie in diesen fünfzig Jahren gewirkt als Seelsorger und Kinderfreund, das haben Engel eingetragen ins Buch des Lebens und der göttliche Kinderfreund wird es belohnen am Tage der Vergeltung. Mir, dessen Diöcese den Segen Ihrer Wirksamkeit zunächst erfahren hat, wird es an dem bevorstehenden Jubeltage eine angenehme Pflicht seyn, Gott zu danken für all' das Gute, was Er durch Sie gewirkt, und Ihn zu bitten, daß Er einen milden, heitern Lebensabend im Reflexe des Lichtes und der Wärme, die von Ihren Schriften ausgingen, Ihnen schenken und denselben zur Freude aller Guten recht weit hinaus verlängern wolle.

In Seeg, wo ich am 3. d. M. firmte, fand ich noch dankbare Erinnerungen an die Zeiten, wo Sie

und der edle, hochwürdige Herr Pfarrer Bayr als Kapläne unter Feneberg daselbst gewirkt hatten.

Leben Sie wohl, hochwürdiger, vielgeliebter Herr Jubiläus, und empfangen Sie nebst meinen besten Glückswünschen die Versicherung der aufrichtigsten Hochachtung, mit welcher ich die Ehre habe zu seyn

Euer Hochwürden

ergebenster Diener und Freund

Augsburg, am 12. August 1841.

P. Richarz, Bischof von Augsburg.

---

9. Fernere Erlebnisse und schriftstellerische Thätigkeit Christoph Schmids.

Nicht lange nach diesem fröhlichen Feste hatte Christoph Schmid den Tod seines theuersten Freundes, des Erzbischofes Demeter, zu beklagen. Er ging daher im Sommer des nächsten Jahres nicht mehr nach Rippoldsau, sondern besuchte mit dem geistlichen Rathe Engel von Behringendorf, einen alten Freund und Bekannten, das Bad Imnau. Von Imnau reiste er über Rottenburg und Tübingen nach Kannstadt. Er schrieb von hier aus seinen Schwestern: „In dem kleinen aber freundlichen Imnau verfloß mir die Zeit sehr angenehm und die Kur schlägt mir sehr gut an. Alle Kurgäste, hohe und niedere, begrüßten mich, obwohl die meisten mich nie von Angesicht gesehen hatten, als einen alten Hausfreund. Alle

Geistlichen aus der Nachbarschaft besuchten den Herrn geistlichen Rath und mich, so daß wir fast alle Tage Besuche hatten. Ich lernte darunter sehr würdige Männer kennen. Besonders erfreulich war es mir, die Bekanntschaft des Herrn Ober=Medizinal=Rathes von Köstlin aus Stuttgart zu machen, der ein sehr kenntnißreicher, gebildeter und überaus edler und anspruchloser Mann ist. Er begegnete mir mit ganz ausnehmender Güte und Achtung und wir unterhielten uns manchen Abend sehr gut, auch bezeigte er mir seine Freude, daß ich im verflossenen Jahre um diese Zeit mit seinem Bruder, dem Herrn Prälaten von Köstlin, einen ähnlichen vergnügten Abend zugebracht habe.

Der Herr geistliche Rath und ich kamen indeß, so gut es uns auch in Imnau gefiel, mit einander überein, unsere Kurzeit zwischen Imnau und Kannstadt zu theilen, was man für die Gesundheit sehr zuträglich hält. Ein Kaufmann aus Ebingen, Herr Häckle, ein sehr biederer, menschenfreundlicher Mann, bereits 78 Jahre alt, aber noch rüstig und voll Kraft, bot uns seinen ganz vortrefflichen Reisewagen an, indem er auch nach Kannstadt ging. Wir fuhren also mit ihm über Rottenburg und Tübingen dahin. Der hochwürdigste Bischof, den wir besuchten, ist vollkommen gesund und heiter und war überaus gnädig; er wollte uns mit aller Gewalt über Mittag behalten, was wir aber nicht annehmen konnten.

Auch alle übrigen Domherren besuchten wir; nur Herrn Domdekan trafen wir nicht zu Hause. Alle diese Besuche wurden, wie es sich von selbst versteht, nur im Fluge gemacht.

In Tübingen besuchten wir die Herren Professoren Drey, Hefele &c. &c. Wir speisten in dem sehr trefflichen Gasthofe zur Post zu Nacht und fuhren am nächsten Morgen hieher nach Kannstadt.

In Kannstadt, wohin unser Reisegefährte, Herr Häckle, schon einige Tage vor unserer Ankunft geschrieben hatte, fanden wir schon drei Zimmer für uns in Bereitschaft. Sie sind schön tapezirt und möblirt, sonnig und haben die Aussicht in eine herrliche Landschaft, die der hier bereits schiffbare Neckar durchströmt. Die großartigen, prächtigen Gebäude und Anlagen, die seit meiner letzten Anwesenheit dahier entstanden, werde ich Euch bei meiner Zurückkunft beschreiben.

Als wir gestern in dem großen Frößnerschen Garten, der als ein öffentlicher Vergnügungsort für Jedermann offen steht und besonders von den höhern Ständen sehr zahlreich besucht wird, umherwandelten, eilte mir ein Herr nach; es war Herr Staatsrath von Soden, grüßte mich freundlichst und sagte, seine Frau und deren Mutter, die in einiger Entfernung unter Bäumen an einem Tische saßen, möchten mich gerne sprechen. Beide, sowohl die Frau Gräfin von Drexel, Gemahlin unsers seligen Präsidenten von

Drexel, als ihre Tochter, waren sehr erfreut, mich so unerwartet dahier zu sehen. Beide Damen und auch Herr von Soden luden mich dringend ein, mit dem Herrn geistlichen Rathe am künftigen Sonntag bei Ihnen zu Mittag zu speisen und nach Tisch mit ihnen auf das königl. Lustschloß Rosenstein zu fahren. Da ich zu Augsburg so oft bei dem seligen Präsidenten zu Gast gewesen und als ein Hausfreund betrachtet worden, so konnte ich diese Einladung nicht ablehnen, obwohl es auffallen dürfte, daß ich die Einladung des Bischofs nicht angenommen habe. Ich konnte es nicht anders machen.

Wahrscheinlich werden wir vor dem 11. August von hier nicht abreisen und dann aber ein paar Tage in Vehringendorf verweilen und nach einem Ausflug nach Schaffhausen wieder dahin zurückkehren. Ich überlasse es Dir, liebe Franzy, wenn Du mir etwa einen Correcturbogen zu senden oder etwas Besonderes zu schreiben hast, ob Du den Brief hieher nach Kannstadt, abzugeben in dem Gasthofe zum Ochsen, oder nach Vehringendorf bei Sigmaringen, abzugeben bei Titl. Herrn geistlichen Rath Engel, schicken willst.

Grüße an Freund Rieger, an Bruder Alois ꝛc. ꝛc.

Lebt wohl, liebste Schwestern! Da mir die Kur sehr gut anschlägt, so hoffe ich, Euch mit der Hülfe Gottes gesund und neu gestärkt wieder zu sehen.

Euer liebevoller Bruder Christoph.

Kannstadt, den 6. August 1842.

In diesem Jahre und den folgenden gab Christoph Schmid auf den Wunsch seiner Freunde, namentlich Diepenbrocks, seine gesammelten Schriften in der J. Wolffischen Buchhandlung zu Augsburg heraus. Er verwandte viele Mühe und Zeit auf diese Arbeit, brachte manche Verbesserungen an, änderte einige nicht allgemein verständliche Redensarten ab und nahm zugleich auf eine zweckmäßige Anordnung der ganzen Sammlung Bedacht: Er spricht sich darüber in der Vorrede zu dem ersten der achtzehn Bändchen der gesammelten Schriften näher aus.

Unter den vielen Freunden, denen Christoph Schmid die Gesammtausgabe seiner Schriften zum Geschenke machte, war auch der berühmte Naturforscher von Schubert in München. Dieser schrieb ihm zurück: „Als ich meiner lieben, treuen Hausfrau, welche schon in drei Welttheilen Kaffe getrunken hat, Ihre Schriften als Gabe ihrer eigenen theuern Hand überreichte, da war sie innig hoch erfreut. Sie hat diese Erzählungen, in denen sich wie das Bild der Sonne in Thautropfen, der Himmel eines Gottesfürchtigen, mit Liebe zu dem Herrn und den Brüdern erfüllten, reinen Herzens abspiegelt, mit mancher Thräne der Rührung gelesen und dankt Ihnen mit mir auf das Innigste für die herrliche Gabe."

Auch das schon früher versprochene Handbuch zu seinem Katechismus übergab er dem Drucke und widmete es dem hochwürdigsten Bischofe Peter Richarz.

Endlich bearbeitete der fleißige Schriftsteller das Werkchen, die Apostel Deutschlands; eine Geschichte der Einführung und Verbreitung der Religion Jesu Christi in Deutschland aus glaubwürdigen Lebensbeschreibungen der Heiligen zusammengestellt. Diese treffliche Schrift umfaßt drei Bändchen. Christoph Schmid leitet sie mit folgenden das Nationalgefühl der Deutschen erweckenden Worten ein: „Jedem Deutschen, der sein Vaterland liebt, jedem Christen, dem seine heilige Religion das Beste ist, was er auf Erden hat, kann es nicht gleichgültig seyn, wie unsere Voraltern, die alten Deutschen, zur Erkenntniß der christlichen Religion gekommen sind, und welches die Männer waren, die ihnen die göttliche Lehre Jesu zuerst verkündet haben. Diese Männer, von großen natürlichen Geistesgaben, starker Willenskraft, rastloser Thätigkeit und überdieß von Gottes Geiste erleuchtet, sind unserer Bewunderung, unsers innigen Dankes werth. Sie haben mit aufopfernder Liebe sich unbeschreiblichen Mühseligkeiten unterzogen, in unserm Vaterlande das Christenthum zu verbreiten. Es wäre eine Schmach für einen Deutschen, für einen Christen, sie nicht zu kennen.“ Bemerkenswerth ist auch, wie sich der Verfasser in dieser Vorrede über das Verhältniß der Sage oder Legende zur Geschichte und ihre Behandlungsart ausspricht.

Im Jahre 1845 beabsichtigte Christoph Schmid

nach Kremsmünster zu reisen, wohin er von dem Herrn Prälaten des Stiftes, Thomas, freundlich eingeladen worden war. Herr Butsch in Augsburg sollte ihn dahin und vielleicht bis Wien begleiten. Allein wegen Alter und Kränklichkeit mußte er auf diese Erholungsreise verzichten. Dagegen wurde ihm in diesem Jahre eine andere Freude zu Theil. Sein vieljähriger Freund Domdekan Diepenbrock in Regensburg wurde zum Fürstbischofe von Breslau erwählt. Bevor Diepenbrock dahin abreiste, sandte er Christoph Schmid seine Uebersetzung des Flämmischen Stilllebens und schrieb ihm dazu: „Es heißt zwar Wasser in die Donau oder Honig auf den Hymettus tragen, wenn man dem Verfasser der Ostereier neugelegte Erzählungseier schickt. Da indessen die beikommenden drei Eier unter dem feindlichen Gekräh des wälschen Gockels und gegen seinen Dank gelegt sind, so wird unser alter Freund und Erzählungs-Meister diese drei kleinen, den Flämmischen nacherzählten nützlichen Geschichtchen doch wohl auch seiner Aufmerksamkeit würdigen wollen, zumal wenn dieses Büchlein sich noch als ein kleines Andenken an den demnächst in weite Ferne leider Verschlagenen in seine Hände legt. Den merkwürdigen, sichtbar aus der Höhe kommenden Windstößen, die das stille, einsame Schifflein Ihres armen Freundes so in die hohe See hinausgetrieben haben, sind Sie sicher nicht ohne einige Theilnahme gefolgt. Steuer und Ruder des

Widerstrebenden vermochten nichts gegen die höhere Gewalt und so läßt er sich denn in Gottes Namen treiben, vertrauend auf Den, der den Winden und Wellen zu gebieten und den schwanken Kahn in den Hafen zu geleiten allein vermag. Ihr Gebet, theurer Freund, folge dem Scheidenden nach wie sein herzliches Andenken bei Ihnen verweilt.

M. Diepenbrock.

Regensburg, den 10. April 1845.

Christoph Schmid schickte Diepenbrock ein Exemplar seiner gesammelten Schriften, sein Handbuch zu seinem Katechismus und das erste Bändchen seiner Geschichte der Apostel Deutschlands, und schrieb dazu:

Verehrungswürdiger Freund!

Ihr gütiges Andenken an mich macht mir die herzlichste Freude. Sie sind mir zuvorgekommen, denn ich hatte fest im Sinne, bevor Sie Bayern verließen, Ihnen noch die Empfindung meiner Ehrfurcht und Liebe schriftlich zu bezeugen. Von dem Augenblicke an, da ich las, daß Sie zum Fürstbischof von Breslau erwählt seyen, waren Sie mein täglicher Gedanke. So sehr es mich freute, daß Sie zu dieser hohen Würde berufen wurden, so gut erkannte ich auch, wie schwer diese Bürde sey. Die Wahl war nicht leicht. Doch Gott hat entschieden. Er, der Sie so hoch begabt, der Sie dahin führt,

wird auch ferner mit Ihnen seyn. Es fehlte dem Bisthum Breslau schon seit langer Zeit her an einer Hand, die den Hirtenstab mit Kraft geführt hätte. Sie sind nach meiner innigsten Ueberzeugung aus Allen, die mir bekannt sind, der Geeignetste, dieses hohe Amt zu übernehmen.

Das Flämmische Stillleben las ich mit großem Vergnügen. Die Erzählungen sind aus dem Leben gegriffen und in das Leben eingreifend. Was darin über Erziehung nicht bloß gesagt, sondern in Beispielen vor Augen gestellt wird, ist mir ganz aus dem Herzen genommen. Die Darstellung ist unübertrefflich.

Ich nehme mir die Freiheit, Ihnen ein Exemplar von meinen gesammelten Schriften für die Kinder und die Jugend zu senden. Sie haben mir einen mächtigen Impuls gegeben, diese Schriften zu sammeln, zu ordnen und noch einmal durchzusehen. Ihnen gebührt also vor allen Andern ein Exemplar davon.

Noch lege ich eine Erklärung meines Katechismus bei, die ich nicht bloß wegen meines Versprechens, sondern der Sache wegen nothwendig fand. Es ist mir mit diesem Diöcesan-Katechismus etwas hinderlich gegangen. Gründliche Theologen, die aber durchaus keine Pädagogen sind, haben ihn verbessert, ohne daß er nach meiner einfältigen Meinung dadurch besser geworden. Dieser große Katechismus soll den kleinen, so viel es noch möglich, in das rechte Licht stellen.

Endlich lege ich das erste Bändchen meiner Geschichte der Apostel Deutschlands bei, die ich schon vor vielen Jahren anfing, aber in einen andern Geschäftskreis eingewiesen, liegen ließ. Es fiel mir da ein Wort von Jean Paul auf: „Ausbauen kann man im Alter nicht mehr, was die kühnere Jugend aufzuführen begann, sondern nur ausflicken." Was ich in meinem Nachsommer noch leisten konnte, that ich.

Nehmen Sie zum Schlusse noch die heiligste Versicherung, daß meine innigsten Wünsche und Gebete Sie nach Breslau begleiten, und daß ich bis zum letzten Hauche meines Lebens und will's Gott auch noch weiter hin mit innigster Verehrung und Liebe seyn werde Ihr

aufrichtiger Freund
Christoph von Schmid.

Diepenbrock dankte ihm kurz vor seiner Abreise nach Breslau für die übersandten Schriften in einem herzlichen Schreiben, in dem er unter Anderm sagt, „ebenso hat mich Ihre Versicherung mit Freude erfüllt, daß ich wirklich beigetragen habe, Sie zur Handanlegung an die Herausgabe Ihrer sämmtlichen Schriften zu vermögen, wodurch Sie sich ein monumentum aere perennius in den Herzen aller Kinder und Kinderfreunde also gewiß des besten und edelsten Theiles der Menschheit gesetzt haben." Von Breslau aus schrieb er ihm unterm 28. Dezember 1845:

Lieber, verehrter Freund!

Gestatten Sie mir, Ihnen, bevor das für mich ominöse Jahr 1845 abläuft, aus weiter Ferne einen herzlichen Gruß und Segenswunsch zuzurufen als Einer, dem Ihre Persönlichkeit und Freundschaft stets werth und theuer war, und nun mit zu den glänzenden Sternen gehört, die ihm am blauen bayerischen Erinnerungshimmel so lieblich in die dunkle Gegenwart herüberleuchten. Wie es mir hier geht, brauche ich Ihnen kaum zu sagen, da Ihre klare Beobachtung der öffentlichen und kirchlichen Zustände Ihnen schon selbst sagt, daß meine Stellung eine schwierige, dornenvolle sey. Indeß hat sie doch auch einzelne Lichtseiten, namentlich in der entschiedenen Gesinnung, die unter den Katholiken durch die jüngsten Ereignisse geweckt worden, und die nicht bloß eine leidenschaftliche Parteianschauung, sondern wirklich eine ernste, religiöse Gesinnung ist, in welcher dann wieder eine große Liebe, Achtung und Anhänglichkeit an und für meine Person wurzelt in einem Grade von Lebendigkeit, wie man dieß in Bayern nicht kennt. So fügt Gott überall Tröstliches zum Betrübenden. Uebrigens hat das Sektenwesen offenbar seinen Höhepunkt überschritten; der Reiz der Neuheit läßt nach, der Spaß wird auch allmählig zu kostspielig, die Führer kompromittiren sich immer mehr und ohne so manche wahlverwandtschaftliche Unterstützung wäre die Sache schon todt. Die Gefahr ist vorüber.

Dies Brieflein sendet Ihnen Freund Zech; möge er mir auch ein Blättchen von Ihrer Hand zusenden! Mit Liebe und Verehrung Ihr alter, treuer Freund:

M. v. D.
Fürstbischof.

Die Jahre 1846 und 47 waren harte Theurungsjahre. Christoph Schmid's Wohlthätigkeitssinn wurde außerordentlich in Anspruch genommen; den ganzen Tag läutete das Hausglöcklein; Arme aller Art wandten sich mündlich und schriftlich an ihn, ja bestürmten ihn förmlich. Er übte die Liebe und Menschenfreundlichkeit, welche er in seinen Schriften den Lesern ans Herz legt, wie überhaupt in seinem Leben, so insbesondere in diesen harten Zeiten überreichlich. Bei Sammlungen aller Art zeichnete er namhafte Beiträge und die Sammler kamen in der Regel zuerst zu ihm. Vielen Familienvätern half er aus der Noth, viele Waisen fanden bei ihm Unterstützung, eine Menge Studirender hatten Monatgelder in seinem Hause, tüchtigen aber mittellosen Künstlern verschaffte er Arbeit und manchem aufstrebenden Talente durch seine Empfehlung eine Stelle.

Seinen Verwandten war er ein Vater. Gott wird sie gezählt haben die unzähligen Thränen, die seine milde Hand getrocknet hat!

Von vielen Beispielen seines Wohlthuns hier nur ein einziges, das ich auch deshalb mittheile, weil es

geeignet ist, zu zeigen, daß die jüngst von Stuttgart aus angeregte Schillerstiftung für bedürftige Literaten ein sehr beachtenswerther Gedanke ist. Der schon oben erwähnte Uebersetzer der Christoph Schmid'schen Schriften ins Französische war in spätern Jahren in Folge von Zerwürfnissen mit seinem Verleger und andern Schicksalsschlägen in große Noth gerathen. Er klagte Christoph Schmid seine Lage, indem er von Berlin aus an ihn schrieb: „Einige Freunde haben mir den Rath gegeben, mein Unternehmen nach Amerika zu verpflanzen. Ich folgte leider diesem Rathe und das wurde für mich die Quelle des grenzenlosesten Unglücks. Kaum waren wir in Amerika angelangt, da erkrankte mein liebes, gutes Weib, mit welchem ich 24 Jahre in der glücklichsten Ehe gelebt hatte; auf der Ueberfahrt von Neu-Orleans nach Philadelphia starb sie und wurde vor meinen Augen ins Meer gesenkt. Mein Herz war gebrochen, alle Freudigkeit, Muth und Hoffnung schwanden; nichts gelang mir mehr; meine Umstände verschlechterten sich zusehends; meine Geistes- und Körperkräfte waren vernichtet. Amerika war mir zum Gräuel geworden. Ich benützte das erste beste Retourschiff nach Europa. Arm und krank kam ich in meiner Geburtsstadt Berlin an. Da ich während meines 45-jährigen Aufenthaltes in Frankreich sehr viele Jugendschriften, welche sämmtlich das Glück hatten, mit Beifall aufgenommen zu werden, dem Drucke übergeben habe, so glaubte ich

hier in Berlin einen Verleger für meine gesammelten französischen Manuscripte zu finden. Aber auch dießmal habe ich mich getäuscht. Meine jetzige Lage ist also sehr, sehr unglücklich! Nach so vielen, ich darf mir wohl schmeicheln, der Gesellschaft nützlichen Arbeiten, stehe ich nun im Alter am Rande des Elendes; Gram und Noth haben meine Kräfte zerstört. Mein Gehör und mein Gesicht nehmen immer mehr ab; meine Gedanken verwirren sich. Ich vermag nichts mehr zu arbeiten; ach und arbeiten war doch sonst immer meine Lust und meine Freude! Einsam und verlassen von aller Welt stehe ich nun da und weiß nicht, wohin ich mich wenden soll. Doch ich will nicht verzagen, nicht undankbar seyn. Bis hieher hat Gott der Herr geholfen, ja Er hat schon manche Wunder der Errettung an mir gethan. Der Herr bleibt meine Zuversicht. Er hat, indem ich in meiner Betrübniß meine Augen auf Ihr liebes, in goldnen Rahmen eingefaßtes und meinem Schreibtisch gegenüber hängendes Portrait richtete, mir plötzlich den Gedanken eingeflößt, an Euer Hochwürden zu schreiben, Ihnen mein Herz und meinen Kummer zu eröffnen und es zu wagen, mir von Ihnen Trost, Rath und Hülfe zu erbitten . . .

Christoph Schmid sandte dem bedrängten Schriftsteller sogleich eine ansehnliche Unterstützung und schrieb ihm: „Ihr verehrtes, gemüthvolles Schreiben hat mich innigst gerührt! So sehr ich mich freue, in

Ihnen eine verwandte Seele zu erkennen, so tief betrübt es mich, Sie nach so vielen edeln Bemühungen und glücklichen Arbeiten in so unglücklicher Lage zu wissen.

Wie gerne möchte ich Ihr so herzliches Schreiben auch recht ausführlich beantworten! Allein meine Umstände sind, was Alter und Kränklichkeit betrifft, den Ihrigen sehr ähnlich; ich bin gegenwärtig sehr leidend. Doch ist unter den vielen Briefen an mich, die auf Antwort warten, der Ihrige der erste, den ich beantworte. Was ich Ihnen sagen könnte, sagen Sie in Ihrem frommen, christlichen Briefe sich selbst. Ja, vertrauen Sie felsenfest auf Gott und Er wird Sie nicht verlassen. Wir wollen das, was uns Gott auferlegt, willig aus Seiner Hand annehmen, im festen Glauben, daß Seine Weisheit und Liebe uns Alles zum Besten dienen läßt. Unsre Pilgerschaft auf Erden ist ja bald zu Ende. Wir wollen uns bestreben, durch Vertrauen auf Gott und Geduld den Himmel zu erreichen. Die Leiden der Erde bringen Himmelsfreuden. Mußte Christus nicht selbst durch Leiden in seine Herrlichkeit eingehen?

Ich bin so frei, Ihnen hier einiges Wenige zur Erquickung zu senden. Lassen Sie mich ferner hören, wie es Ihnen geht. Beten Sie für mich, wie ich für Sie! Mit herzlicher Verehrung und Liebe Ihr aufrichtiger Freund Christoph v. Schmid.

Bald kam ein Schreiben, das mit den Worten

beginnt: „Gott sey gelobt und gedankt für Seine Güte und Barmherzigkeit! So rufte ich aus in der innigsten Fülle meines Herzens, als ich Ihren lieben, freundlichen Brief erhielt; denn so eben hatten meine Noth und Bedrängniß fast den höchsten Grad erreicht. Seit vierzehn Tagen oder drei Wochen der bittersten Kälte kein Spänchen Holz im Hause, keine warme Winterkleidung — doch was soll ich Ihr gefühlvolles Herz allzusehr betrüben mit der Schilderung meines ganzen Elendes? Genug, die heilige Weihnachtszeit rückte heran: die Zeit frommer kindlicher Freude ob der himmlischen Verheißungen — und ich armer Erdenwurm lieg da, von Allem entblößt, von allem menschlichen Beistande verlassen und flehte zu Gott um baldige Erlösung von allen irdischen Leiden.

Und sieh da, gerade im Augenblicke der höchsten Noth, trat der Briefträger herein und brachte mir ein sorgfältig versiegeltes, von Augsburg kommendes Geldpacket, sammt Ihrem lieben Brief. Sie erschienen mir um die heilige Weihnachtszeit wie ein Bote vom Himmel herabgesandt, mir Trost und Hülfe zu bringen und meine bereits verzagende Seele wieder aufzurichten und mit neuem Gottvertrauen zu beleben. Ja großer, gütiger, wunderbarer Gott! Vater der Gnade und Barmherzigkeit, aufs Neue hast Du an mir armen, sündigen Menschenkinde Wunder der Errettung gethan, als ich meine thränenfeuchten Augen und meine vor Angst zitternden Hände trostlos jammernd

zu Dir emporhob! Dir sey Lob, Preis und Anbetung von Ewigkeit zu Ewigkeit! Aber auch Ihnen, Hochwürdigster Herr, den der liebe Gott zum Werkzeug seiner Gnade, zum Spender seiner väterlichen Wohlthaten erkoren, gebührt mein innigster Dank! Sie nennen das, was Sie mir schickten, einiges Wenige zur Erquickung. Hören Sie, lieber Herr, welchen großen Nutzen Sie mit diesem einigem Wenigen gestiftet haben! Ich konnte mir den nöthigen Holzvorrath anschaffen, so wie die mangelnde Fuß- und Winterbekleidung. Ich konnte meiner guten, braven Wirthin, die selbst unbemittelt ist, ihre seit sechs bis acht Wochen ziemlich stark aufgelaufenen Auslagen und Vorschüsse, für welche sie mit christlicher Liebe, ja sogar mit eigenen Aufopferungen gesorgt hatte, dankbar bezahlen. Summa summarum, ich sehe mich jetzt warm und anständig bekleidet und beschuhet, bin, Gott sey Dank, wieder schuldenfrei und es bleibt mir noch auf längere Zeit Geld übrig . . . Darum kann ich nicht oft genug wiederholen: Lob, Preis dem allerhöchsten Lenker unserer Schicksale! Dank, innigsten Dank Ihnen, den der liebe Gott zum Werkzeug und Verkündiger seiner ewigen Barmherzigkeit erkoren! . . . . . .

Es ist nicht wahrscheinlich, daß ich noch lange leben werde, Gram und Sorgen haben meine Kräfte zu sehr mitgenommen und ein gefährliches Brustleiden führt mich unter fast täglichen Schmerzen rasch dem

Ende aller irdischen Leiden zu. Und da möchte ich Ihnen nach meinem Tode ein liebes Andenken hinterlassen. Es ist ein Crucifix, welches der Erzbischof von Tours einige Tage vor meiner Vermählung feierlich eingeweiht hat und vor welchem meine selige Frau ihre häuslichen Andachten verrichtete. Ich habe es mit dem großen, schwarzen Schleier geziert, worin sie ihr Angesicht verhüllte, wenn sie zum Beichtstuhle ging und sich dem heiligen Abendmahle nahete. Da die Leiche meiner theuern Margarita ins Meer versenkt wurde, also nicht in geweihter Erde ruht, wo ich an ihrem Grabhügel beten und weinen könnte, so habe ich ihr dieses Trauermonument auf meinem Schreibpulte errichtet. Es soll Ihnen nebst den beiden dazu gehörigen Leuchtern zum Andenken übersandt werden, sobald ich die Stunde herannahen fühle, in der es der Barmherzigkeit Gottes gefallen wird, mich aus diesem Jammerthale abzurufen, um in ein besseres Leben einzugehen".

Man sieht aus diesem rührenden Briefwechsel, wie zart Christoph Schmid wohlzuthun wußte; aber auch, wie nothwendig die Unterstützung armer, verdienstvoller Schriftsteller in den Tagen ihres Alters ist.

Daß auch Unwürdige die Güte und Arglosigkeit Christoph Schmids mißbrauchten, läßt sich denken. Auch davon ein Beispiel:

An einem Nachmittag kurz nach Beginn eines neuen Jahres kam ein stattlich gekleideter, junger

Mann von gutem, gesunden Aussehen in Christoph Schmids Wohnung. Er sagte zu dessen Schwester, er habe dem Herrn Domkapitular von seinem Onkel, Domprobst Friedrich in Bamberg, viele Empfehlungen mündlich auszurichten; er sey als Assessor nach Bamberg versetzt worden und hole hier seine Frau ab; er logire mit ihr in dem Gasthof zu den drei Mohren. Christoph Schmids Schwester gab ihm zur Antwort, ihr Herr Bruder sey von seinem Nachmittagsschlafe noch nicht erwacht, es könne vier Uhr werden. Der Fremde sagte, er könne schon warten. Als Christoph Schmid erwacht war, empfing er den Fremden, welcher die Empfehlungen ausrichtete und sich dann wieder empfahl.

Am andern Tage kam er wieder und sagte höchst bestürzt unter Thränen, seine Frau sey heute Nacht unverhofft von einem gesunden Knaben entbunden worden; sie habe sich aber dabei verkältet und der Friesel, den sie hatte, sey zurückgetreten und sie sey heute Vormittag unerwartet schnell gestorben. Er sey mit ihr fünf Vierteljahre verheirathat und sie sey erst zwei und zwanzig Jahre alt. Christoph Schmid fragte, welchen Arzt er gebraucht habe. Der Fremde sagte, den Herrn Doctor Düval; dieser wolle ihm auch eine Kindswärterin empfehlen, denn er nehme das Kind mit sich. Nun jammerte er eine Zeit lang und sagte, er habe nur dreißig Gulden Geld bei sich. Er sey in die Nothwendigkeit gerathen, seinen Mantel zu ver-

setzen, denn der Doctor, die Hebamme, das Begräbniß ꝛc. werde viel und weit mehr kosten. Er bat Christoph Schmid dringend, er möchte ihm doch einiges Geld vorstrecken; mit dem größten Danke wolle er es wieder zurücksenden. Christoph Schmid machte, von Mitleid bewegt, den Pult auf und sagte: „Die Weihnachts- und Neujahrsgeschenke und meine vielen Contos, die ich bezahlte, haben mich Vieles gekostet; ich habe wenig Geld mehr.“ Es lagen im Pulte noch mehrere Kronenthaler und etwas Münze. Christoph Schmid gab dem Fremden die Kronenthaler und dieser sagte: vor seiner Abreise werde er so frei seyn, noch einmal zu kommen.

Es vergingen indeß einige Tage; er kam nicht. Man zog Erkundigungen ein. Weder Doctor Düval noch der Gastgeber zu den drei Mohren wußte etwas von dem Fremden. Es stellte sich heraus, daß derselbe ein listiger Betrüger war.

„Wir können,“ schrieb Christoph Schmids Schwester über diesen Vorfall, „dem lieben Gotte nicht genug danken, daß Er, der liebevolle, treue Beschützer, unsern guten, mitleidigen Bruder so gnädig bewahrt hat. Wenn eine Rolle Geld in dem Pulte gelegen wäre; — ganz gewiß hätte der schändliche Lügner seinem theilnehmenden Wohlthäter einen Schlag versetzt, daß er zu Boden gefallen wäre, hätte das Geld genommen und wäre damit fortgelaufen. Aber der Gerechte wohnt sicher unter dem Schirme des Allerhöchsten!“

Während dieser Zeit kam Gräfin Therese von Brunswick, die Gründerin der ersten Kleinkinderschule in Ofen und sehr vieler solcher Anstalten in Ungarn und Oesterreich nach Augsburg und besuchte auch Christoph Schmid. Er führte sie in die hier bestehende Kleinkinderschule, und die geistreiche und edelmüthige Gräfin redete mit ihm während ihres Aufenthaltes manche Stunde über Erziehung und Bildung der Jugend überhaupt und die Bewahrung kleiner Kinder insbesondere. Die Frucht dieser Unterredung war die Herausgabe der Erzählung Christoph Schmids: „Pauline oder die Kleinkinderschule." Er widmete sie der Gräfin von Brunswick. Die Vorrede schließt mit den Worten: „Möchte Ihr Wunsch, daß überall, auch in kleinern Städten und auf dem Lande solche Anstalten zum Heile vieler Kinder aufblühen möchten, in Erfüllung gehen und möchten diese Anstalten reichliche Früchte bringen für Zeit und Ewigkeit!"

---

10. Christoph Schmids achtzigster Geburtstag.

Am 15. August 1847 trat Christoph Schmid in sein achtzigstes Lebensjahr. Die Stadt Augsburg, wo er so lange Zeit als Mitglied des Domkapitels, Kreisscholarch und Schriftsteller gelebt und gewirkt

hatte, bereitete ihm an diesem Tage ein schönes, seine Verdienste ehrendes Fest. Ein Correspondent der Allgemeinen Zeitung schrieb im Eingange seines Berichtes über diese Festfeier: „Augsburg hat ein doppeltes Erntefest begangen. Zuerst am Sonntag Nachmittags unter der herrlichsten Augustsonne, welche den Getreidesegen des Sommers mit gleicher Fülle des Herbstes zu krönen verspricht nach der nun wohl großentheils überstandenen Drangsal einer schweren Theurungszeit ein Dankfest unter frommen Reden und Gesängen dem Geber alles Guten. Auf solche Dankesfeier für den Gottessegen der Fluren folgte am Montag ein Fest anderer und doch verwandter Art — ein Erntejubeltag des Geistes und des Herzens, eine Feierstunde der Ehren für einen treuen Arbeiter nach langem und wohlvollbrachtem Tagewerk. Die Städte Augsburg und Dinkelsbühl, vor Jahrhunderten schon als deutsche Reichsstädte in freundlicher Wechselbeziehung, begingen gemeinsam und öffentlich den achtzigsten Geburtstag des Jugendschriftstellers Christoph von Schmid, Verfasser der Ostereier".

Schon am Vorabende dieser Festfeier versammelten sich die Mitglieder der Augsburger Liedertafel, eine Gesellschaft von Männern aus allen Ständen und über hundert an der Zahl, vor dem Häuschen Christoph Schmids und überraschten den Greis auf einmal durch ihren schönen Gesang. Sie sangen drei Lieder, darunter ein Huldigungsgedicht von einem

Während dieser Zeit kam Gräfin Therese von Brunswick, die Gründerin der ersten Kleinkinderschule in Ofen und sehr vieler solcher Anstalten in Ungarn und Oesterreich nach Augsburg und besuchte auch Christoph Schmid. Er führte sie in die hier bestehende Kleinkinderschule, und die geistreiche und edelmüthige Gräfin redete mit ihm während ihres Aufenthaltes manche Stunde über Erziehung und Bildung der Jugend überhaupt und die Bewahrung kleiner Kinder insbesondere. Die Frucht dieser Unterredung war die Herausgabe der Erzählung Christoph Schmids: „Pauline oder die Kleinkinderschule.“ Er widmete sie der Gräfin von Brunswick. Die Vorrede schließt mit den Worten: „Möchte Ihr Wunsch, daß überall, auch in kleinern Städten und auf dem Lande solche Anstalten zum Heile vieler Kinder aufblühen möchten, in Erfüllung gehen und möchten diese Anstalten reichliche Früchte bringen für Zeit und Ewigkeit!“

---

10. Christoph Schmids achtzigster Geburtstag.

Am 15. August 1847 trat Christoph Schmid in sein achtzigstes Lebensjahr. Die Stadt Augsburg, wo er so lange Zeit als Mitglied des Domkapitels, Kreisscholarch und Schriftsteller gelebt und gewirkt

hatte, bereitete ihm an diesem Tage ein schönes, seine Verdienste ehrendes Fest. Ein Correspondent der Allgemeinen Zeitung schrieb im Eingange seines Berichtes über diese Festfeier: „Augsburg hat ein doppeltes Erntefest begangen. Zuerst am Sonntag Nachmittags unter der herrlichsten Augustsonne, welche den Getreidesegen des Sommers mit gleicher Fülle des Herbstes zu krönen verspricht nach der nun wohl großentheils überstandenen Drangsal einer schweren Theurungszeit ein Dankfest unter frommen Reden und Gesängen dem Geber alles Guten. Auf solche Dankesfeier für den Gottessegen der Fluren folgte am Montag ein Fest anderer und doch verwandter Art — ein Erntejubeltag des Geistes und des Herzens, eine Feierstunde der Ehren für einen treuen Arbeiter nach langem und wohlvollbrachtem Tagewerk. Die Städte Augsburg und Dinkelsbühl, vor Jahrhunderten schon als deutsche Reichsstädte in freundlicher Wechselbeziehung, begingen gemeinsam und öffentlich den achtzigsten Geburtstag des Jugendschriftstellers Christoph von Schmid, Verfasser der Ostereier".

Schon am Vorabende dieser Festfeier versammelten sich die Mitglieder der Augsburger Liedertafel, eine Gesellschaft von Männern aus allen Ständen und über hundert an der Zahl, vor dem Häuschen Christoph Schmids und überraschten den Greis auf einmal durch ihren schönen Gesang. Sie sangen drei Lieder, darunter ein Huldigungsgedicht von einem

Augsburger Bürger, Ludwig Scharrer, verfaßt. Dieses schöne Gedicht, das der Ausschuß der Liedertafel prächtig gedruckt dem Gefeierten überreichte, lautet:

Was Du gelehrt mit liebevollem Worte,
Tönt in die Brust wie himmlische Accorde
Und baut dem Höchsten eine Stätte dort:
Drum wollen wir mit frohem deutschem Singen
Den heißen Dank dem lieben Lehrer bringen
Für deutsches Wort!

Es mag im Drang der Zeiten viel zersplittern,
Was trotzen sollte vor des Herrn Gewittern,
Die Sitte bleibt des deutschen Volkes Hort.
Du pflanztest sie in unsrer Jugend Seelen,
Drum preisen wir mit frisch=belebten Kehlen
Dein sittig Wort.

Des Ruhmes Kranz wird Deutschlands Volk Dir winden,
Uns sey vergönnt ein Blatt darein zu binden,
Das zeige unsre Liebe immerfort.
Denn, wenn nach Jahren unsre Lippen schweigen,
Lehrt Lieb und Tugend unter deutschen Eichen
Dein liebend Wort.

Am andern Morgen holte der damalige Regierungspräsident Dr. von Fischer Christoph Schmid in seiner Wohnung ab und fuhr mit ihm nach dem alterthümlichen Rathhause, das zur Festfeier ausersehen war. Unter dem Portale empfing ihn der erste Bürgermeister Forndran mit den Vorständen der Lokalschulkommission; auch der Hochwürdigste Bischof Peter von Richarz hatte sich eingefunden. Von diesen Herren

wurde Christoph Schmid über die dicht mit Menschen besetzten Treppen, die den Jubelgreis wenigstens vorübergehen sehen wollten, in den goldenen Saal, dieser Prachthalle des berühmten Augsburger Rathhauses, begleitet. Zwölf weiß gekleidete Mädchen gingen voraus und bestreuten den Weg mit Blumen. Als Christoph Schmid die hohen und weiten Hallen des goldenen Saales betrat, erhob sich die ganze ungemein zahlreiche Versammlung herzlich theilnehmender Menschen, worunter besonders viele Frauen waren.

Christoph Schmid nahm den ihm bestimmten Sitz zwischen dem Herrn Bischofe und Regierungs-Präsidenten ein, worauf Bürgermeister Forndran zuerst über die veranstaltete Festfeier herzliche Worte an Christoph Schmid richtete. Dann überreichte ihm eine aus Dinkelsbühl abgesandte Deputation auf einem rothsammtnen Kissen einen silbernen Kranz von Lorbeer- und Eichenblättern mit goldnen Eicheln. Es war ein Huldigungsgeschenk seiner Vaterstadt. Auf dem silbernen Bande, das die Enden des Kranzes umwindet, sind die Worte eingravirt: „Dem hochverehrten Landsmanne Christoph von Schmid am 15. August 1847 die Stadtgemeinde Dinkelsbühl". Der Bürgermeister der Stadt Dinkelsbühl begleitete die Ueberreichung mit einer herzlichen Ansprache und einem Festgedichte, das mit den Worten schloß:

werthvollen Geschenke erfreut, daß es mir eine eben so heilige als angenehme Pflicht ist, dem Hochlöblichen Magistrate und der sämmtlichen Bürgerschaft meinen innigsten Herzensdank auch schriftlich zu bezeigen.

Ich wähle dazu den heutigen Tag, den 29. August 1847, da es eben heute seit dem 29. August 1841 sechs Jahre sind, daß meine mir ewig theure Vaterstadt an meinem fünfzigjährigen Priesterjubiläum mir ein ähnliches, höchst feierliches Fest veranstaltet hat, das mir unvergeßlich bleibt, wofür ich meinen innigen Dank erneuern und hiemit also zweifach danke.

Als einen kleinen Beweis meines Dankes vorerst gegen Gott, der mich dieses hohe Alter hat erleben lassen und meine Bemühungen für die Bildung der Jugend so reichlich gesegnet hat, — und dann aus Dankbarkeit gegen meine mich so wohlwollend ehrende Vaterstadt, lege ich eine Staatsobligation der Schuldentilgungskasse zu Augsburg zu 500 fl. bei, welche der hochlöbliche Magistrat zur Hälfte für die Klein-Kinder-Bewahranstalt und zur Hälfte für die dürftigsten und beachtenswerthesten Armen beider Confessionen der Stadt gütigst verwenden wolle.

Indem ich dem verehrten Herrn Bürgermeister und dem sämmtlichen Magistrate noch einmal danke und mir vornehme, für das Wohl aller Einwohner

Hand hält er ein Tuch vor den nahen Abgrund, mit der andern wehrt er eine zischende Schlange ab. Die Umschrift um dieses sinnige Bild ist aus Christoph Schmids Heinrich von Eichenfels und heißt: „Kinder bewahren ist ein Engelsgeschäft".

Hierauf stellten besonders dazu auserlesene Kinder in entsprechenden Trachten sechs lebende Bilder aus sechs der schönsten Erzählungen Christoph Schmids dar. Da erblickte man im Kleinen Genovefa mit ihrem Schmerzenreich, Rosa von Tannenburg, die Kerkerschlüssel jubelnd emporhaltend und den Ritter Edelbert, beide in reichem alterthümlichen Kostüme; den kleinen Kaminfeger, Rosalinde, die Köhlerkinder mit Ostereiern beschenkend 2c. Man konnte nichts Niedlicheres sehen, als die Gruppen dieser allerliebsten Kinder in ihren verschiedenen Trachten und mit ihren heitern, blühenden Gesichtchen. Während der Darstellung dieser Tableaux sangen geübtere Mädchen und Lehrer das von Kapellmeister Drobisch vierstimmig mit Chor in Musik gesetzte Schlußlied aus Christoph Schmids Schauspiel, die kleine Lautenspielerin: „die Menschenfreundlichkeit Gottes".

Nach diesen plastischen Darstellungen überreichten abwechselnd jetzt ein Knabe, jetzt ein Mädchen, dem Jubelgreise je eine Blume und sprachen dazu ein kurzes, passendes Gedicht, z. B.

Nimm hin die Lilie, der Unschuld holdes Bild,
Wie strahlt ihr Silberkelch so rein und mild!

Im Unschuldsglanz uns Kinder zu erziehn,
War, Preis sey Dir, in Schrift und That Dein Müh'!

Oder: Die Veilchen laß Dir auch gefallen
Und das Gelübde von uns allen:
Wir wollen blühn dem Veilchen gleich,
An Anmuth und an Demuth reich.

Zuletzt sammelte ein Knabe alle diese kunstvoll gefertigten Blumen in eine prachtvolle Porzellan-Vase und überreichte sie dem Jubelgreis mit den Worten:

Ein schwaches Bild ists, was wir geben,
Vom Blumenkörbchen, das so lieb,
So lehr- und trostreich für das Leben
Uns Deine Meisterhand beschrieb.
Der Sinn nur gebe Werth der Gabe,
Ihn kröne Deine Huld, o Greis!
Heil Dir! einst singt noch überm Grabe
Dir Deutschlands Jugend Ruhm und Preis!

Am Schlusse der schönen Feier sangen die Kinder ein von Studienlehrer P. Th. Loe gedichtetes Lied, das mit der Strophe schloß:

So sey gegrüßt! sey froh von uns umschlungen,
Und bleib uns treu! Wir lieben Dich so sehr;
Das Jubellied, das heute wir gesungen,
Hallt freudig weithin über Berg und Meer.
Wenn kindlich Alle Segen Dir erflehen,
Wenn guter Aeltern Dankesthräne fließt,
So wirst die leise Deutung Du verstehen:
Sey Jubelgreis, sey Kinderfreund, gegrüßt!

Umdrängt von den heitern Kindern und den glückwünschenden Aeltern verließ tiefgerührt und freundlich

demüthig dankend der gefeierte Greis den Festsaal und der Wagen, in welchem er mit dem Präsidenten und dessen lieblichen Kindern saß, konnte sich nur langsam durch die ihn umwogende Menge bewegen. Dieses Wiegenfest Christoph Schmids war ein Fest wahrer Freude und heiliger Unschuld. Gibt es einen lieblicheren Anblick, als einen achtzigjährigen Kinderfreund wie Christoph Schmid, mit Silberhaaren und mit noch jugendlich rothen Wangen in Mitte blühender braun- und blondgelockter, fröhlicher Kinder zu sehen? Da paarte sich die erste Blüthe der Jugend mit der letzten Blüthe des Alters und die unschuldige Freude mit der frommen Rührung des Greises.

Mittags gab der Hochw. Bischof von Augsburg ein großes Mahl zu Ehren des Jubilars und überraschte ihn dabei auf eine sehr sinnige Weise. Als nämlich Christoph Schmid in den Speisesaal trat, erblickte er ein Gemälde, welches eine getreue Abbildung seines Studirzimmers vorstellte. Christoph Schmid ist an seinem Arbeitstischchen stehend abgebildet, wie er sich eben zu zwei Kindern, einem Mädchen und einem Knaben, herabneigt. Das Mädchen überreicht ihm einen Blumenstrauß, der Knabe hält eine Erzählung von Christoph Schmid in der Hand. Dieses schöne Bild, das in Stahl gestochen als Titelbild dieses 4. Bändchen ziert, ließ der Hochw. Bischof von dem trefflichen Maler Hundertpfund für sich malen. Jetzt ist es im Besitze des einzig noch leben-

den Bruders Christoph Schmids, des quiesc. Herrschaftsrichters Alois Schmid in Augsburg.

Die katholische Studienanstalt zu St. Stephan veranstaltete zur Nachfeier des achtzigsten Geburtstages Christoph Schmids am 18. August ein Concert, und die protestantische Studienanstalt ließ ihm durch eine Deputation eine sehr geistreich abgefaßte Adresse überreichen. Ein Bürger von Augsburg, ein ehemaliger Schüler Christoph Schmids, übergab an dessen achtzigsten Geburtstage dem Stadtmagistrate zu Augsburg 150 fl. zur Vertheilung an katholische Hausarme, und die J. Wolffische Buchhandlung, in deren Verlag die Gesammt-Ausgabe der Werke Christoph Schmids erschienen ist, machte den beiden Waisenhäusern in Augsburg eben diese Gesammtausgabe, sehr schön gebunden, zum Geschenke.

Christoph Schmid selbst übersandte in dankbarer Anerkennung der Festlichkeiten, die ihm von Seite des Magistrates der Stadt Augsburg und der deutschen Schuljugend beider Confessionen bereitet worden war, dem Stadt-Magistrate zu wohlthätigen Zwecken eine Summe von 1200 fl. und dazu folgendes Schreiben:

Hochlöblicher Stadt-Magistrat!

Der hohe Magistrat und die verehrten Bewohner der Stadt Augsburg haben mir bei meinem Eintritte in das achtzigste Lebensjahr ein so schönes und herr-

liches, ein so reich und sinnig angeordnetes Fest bereitet, und mich so hoch geehrt, ja mit solchen Ehrenbezeugungen überhäuft, daß mein Innerstes von den lebhaftesten Gefühlen des Dankes durchdrungen ist, die auszusprechen ich mich vergebens bemühen werde.

Um jedoch nicht ganz undankbar zu erscheinen, so bitte ich, die auf beiliegendem Blatte verzeichneten kleinen Gaben für die Wohlthätigkeits-Anstalten und die Armen der Stadt Augsburg als einen schwachen Beweis meiner Erkenntlichkeit nicht ungütig aufzunehmen.

So lange ich noch lebe, werde ich täglich zu Gott, Dem allein alle Ehre gebührt, für die Wohlfahrt Augsburgs flehen und mit inniger Verehrung und Dankbarkeit seyn

des hohen Magistrates
unterthäniger
Christoph v. Schmid, Domkapitular.

An den Magistrat der Stadt Dinkelsbühl richtete er folgende Zuschrift:

Hochlöblicher Stadt-Magistrat!

Meine geliebte Vaterstadt Dinkelsbühl hat bei dem Antritte meines achtzigsten Lebensjahres eine solche, mich herzlichst erfreuende Theilnahme gezeigt, durch eigens hieher gesendete Abgeordnete mir Glück gewünscht und mich mit einem in jeder Hinsicht so

den Bruders Christoph Schmids, des quiesc. Herrschaftsrichters Alois Schmid in Augsburg.

Die katholische Studienanstalt zu St. Stephan veranstaltete zur Nachfeier des achtzigsten Geburtstages Christoph Schmids am 18. August ein Concert, und die protestantische Studienanstalt ließ ihm durch eine Deputation eine sehr geistreich abgefaßte Adresse überreichen. Ein Bürger von Augsburg, ein ehemaliger Schüler Christoph Schmids, übergab an dessen achtzigsten Geburtstage dem Stadtmagistrate zu Augsburg 150 fl. zur Vertheilung an katholische Hausarme, und die J. Wolffische Buchhandlung, in deren Verlag die Gesammt-Ausgabe der Werke Christoph Schmids erschienen ist, machte den beiden Waisenhäusern in Augsburg eben diese Gesammtausgabe, sehr schön gebunden, zum Geschenke.

Christoph Schmid selbst übersandte in dankbarer Anerkennung der Festlichkeiten, die ihm von Seite des Magistrates der Stadt Augsburg und der deutschen Schuljugend beider Confessionen bereitet worden war, dem Stadt-Magistrate zu wohlthätigen Zwecken eine Summe von 1200 fl. und dazu folgendes Schreiben:

Hochlöblicher Stadt-Magistrat!

Der hohe Magistrat und die verehrten Bewohner der Stadt Augsburg haben mir bei meinem Eintritte in das achtzigste Lebensjahr ein so schönes und herr-

Hand hält er ein Tuch vor den nahen Abgrund, mit der andern wehrt er eine zischende Schlange ab. Die Umschrift um dieses sinnige Bild ist aus Christoph Schmids Heinrich von Eichenfels und heißt: „Kinder bewahren ist ein Engelsgeschäft".

Hierauf stellten besonders dazu auserlesene Kinder in entsprechenden Trachten sechs lebende Bilder aus sechs der schönsten Erzählungen Christoph Schmids dar. Da erblickte man im Kleinen Genovefa mit ihrem Schmerzenreich, Rosa von Tannenburg, die Kerkerschlüssel jubelnd emporhaltend und den Ritter Edelbert, beide in reichem alterthümlichen Kostüme; den kleinen Kaminfeger, Rosalinde, die Köhlerkinder mit Ostereiern beschenkend ꝛc. Man konnte nichts Niedlicheres sehen, als die Gruppen dieser allerliebsten Kinder in ihren verschiedenen Trachten und mit ihren heitern, blühenden Gesichtchen. Während der Darstellung dieser Tableaux sangen geübtere Mädchen und Lehrer das von Kapellmeister Drobisch vierstimmig mit Chor in Musik gesetzte Schlußlied aus Christoph Schmids Schauspiel, die kleine Lautenspielerin: „die Menschenfreundlichkeit Gottes".

Nach diesen plastischen Darstellungen überreichten abwechselnd jetzt ein Knabe, jetzt ein Mädchen, dem Jubelgreise je eine Blume und sprachen dazu ein kurzes, passendes Gedicht, z. B.

Nimm hin die Lilie, der Unschuld holdes Bild,
Wie strahlt ihr Silberkelch so rein und mild!

werthvollen Geschenke erfreut, daß es mir eine eben so heilige als angenehme Pflicht ist, dem Hochlöblichen Magistrate und der sämmtlichen Bürgerschaft meinen innigsten Herzensdank auch schriftlich zu bezeigen.

Ich wähle dazu den heutigen Tag, den 29. August 1847, da es eben heute seit dem 29. Augu 1841 sechs Jahre sind, daß meine mir ewig theu Vaterstadt an meinem fünfzigjährigen Priesterjubiläu mir ein ähnliches, höchst feierliches Fest veranstalt hat, das mir unvergeßlich bleibt, wofür ich mein innigen Dank erneuern und hiemit also zweifach danke.

Als einen kleinen Beweis meines Dankes vorerst gegen Gott, der mich dieses hohe Alter hat erleben lassen und meine Bemühungen für die Bildung der Jugend so reichlich gesegnet hat, — und dann aus Dankbarkeit gegen meine mich so wohlwollend ehren Vaterstadt, lege ich eine Staatsobligation der Schuldentilgungskasse zu Augsburg zu 500 fl. bei, welche der hochlöbliche Magistrat zur Hälfte für die Klein Kinder = Bewahranstalt und zur Hälfte für die dürftigsten und beachtenswerthesten Armen beider Confessionen der Stadt gütigst verwenden wolle.

Indem ich dem verehrten Herrn Bürgermeister und dem sämmtlichen Magistrate noch einmal dank und mir vorneh me, für das Wohl aller Einwoh

der Stadt täglich zu Gott zu flehen, verbleibe ich mit aufrichtiger Verehrung des hochlöbl. Magistrates

ergebenster Diener
Chr. v. Schmid.

Augsburg, den 29. August 1847.

Nachschrift. Von der eben mir zugesandten Beschreibung des Festes dahier (der achtzigste Geburtstag des Jugendfreundes und Schriftstellers Christoph von Schmid; Augsburg 1847 Schmidsche Buchhandlung), übersende ich vier Exemplare für die vier verehrten Herren Deputirte und die zwei übrigen Exemplare für den Verfasser der vortrefflichen Poesie L. W. R. und des schönen Gedichtes des Herrn Benefiziaten Konrad Sinner.

Regierungspräsident Dr. v. Fischer, der die erste Anregung zu diesem Feste gegeben hat, berichtete darüber an Se. Majestät König Ludwig. Er erhielt folgendes Handschreiben:

Herr Regierungspräsident rc. v. Fischer!

Angenehm war Mir's, aus Ihrem Berichte zu vernehmen, wie, in angemessener Weise, der achtzigste Geburtstag des Domkapitulars von Schmid, dieses würdigen, namentlich um das Schulwesen und die Bildung der Jugend gar sehr verdienten Priesters gefeiert worden. Sagen Sie dem von mir geschätzten Greise Meine besten Wünsche und empfangen Sie hie-

ich hierher reiste und die Stadt Augsburg in der Ferne erblickte, war es mir sehr bange um das Herz. Ich wußte, daß Sailers Schriften und auch meine Büchlein, als seines Schülers, aus dem damals hier noch einzeln bestehenden Erziehungs-Institut verwiesen waren. Und wie hat sich dieses Alles nun geändert! Auch das freut mich, daß beide Confessionen sich gegenseitig näher kennen, achten und lieben lernen. Bei dem ewigen, gehässigen Polemisiren kam doch nichts Erfreuliches heraus. Ich hoffe, was ich freilich nicht mehr erlebe, es werde noch Einmal Ein Hirt und Eine Heerde werden!"

Diepenbrock schrieb ihm zurück: „Ich benütze, theurer Freund, die letzten ruhigen Augenblicke vor meinem Abzuge von der alten Burg da oben, um Ihnen herzlichst zu danken für Ihre lieben Zeilen vom 6. Sept. und das beigelegte interessante Büchlein Ihrer schönen Festfeier. Es ist dasselbe ein erfreulicher Beweis, daß in unserer materiellen und frivolen Zeit doch auch noch andere Verdienste als die der Eisenbahnkönige und liberalen und antikirchlichen Maulhelden Anerkennung und Würdigung finden. Welche Freude würde Sailer empfunden haben, hätte er dieses schöne Fest seines Lieblingsschülers noch miterlebt! Doch er hat es miterlebt dort, wo alle wahrhaft Gott ehrenden Feste in Eines und in ein ununterbrochenes zusammenfließen. Möchten wir dieses bald mitfeiern dürfen! Ich sehne mich darnach . . . . . ."

Außer diesen und vielen andern Glückwunschschreiben erhielt Christoph Schmid auch eine Menge Brieflein von Kindern voll der naivsten Bemerkungen über seine Erzählungen. Aus einem Institute zu Wiesbaden kamen achtzehn Briefe von Zöglingen, darunter von Knaben aus England, Irland, Frankreich und den Rheingegenden.

Auch die blinden Kinder zu Linz sandten dem Jugendfreund ihre frommen Wünsche zu. Christoph Schmid schickte dem Institute einen Geldbeitrag, den Kindern aber ein Exemplar seiner gesammelten Schriften und folgendes Gedicht:

Ihr guten Kinder, trauert nicht,
Daß ihr nicht seht das Sonnenlicht,
Denn Gott, der Alles weislich macht,
Hat dennoch euch recht gut bedacht.

Er gab euch helleren Verstand,
Und feineres Gefühl der Hand,
Gab euch für alles Gute Sinn
Und Lehrer und die Lehrerin.

Die nehmen freundlich an euch Theil
Und führen liebreich euch zum Heil;
Sie lehren euch Religion,
Ihr kennet Gott und seinen Sohn!

Ihr wißt, daß Gott euch zärtlich liebt
Und euch gar Viel des Guten gibt,
Ihr kennet Jesum unsern Herrn
Und liebet Ihn und folgt Ihm gern!

wurde auch von dieser Krankheit ergriffen. Christoph Schmid ließ des Tags über öfter fragen, wie es Riegern gehe; erhielt aber immer eine beruhigende Antwort. Allein am dritten Tag meldete man ihm schon Morgens sechs Uhr, daß Rieger in der Nacht gefährlich erkrankt sey und sehnsuchtsvoll seinen Christoph noch einmal zu sehen verlange. Der achtzigjährige Greis eilte sogleich zu ihm, hörte seine Beichte, worauf demselben feierlich das heilige Abendmahl gereicht wurde. Abends besuchte ihn Christoph Schmid noch einmal, und fand ihn nicht gefährlich. Aber Rieger starb am 28. Dezember Mittags unerwartet schnell.

Es war eine harte Aufgabe für die Schwester Christoph Schmids, ihrem Bruder die Nachricht dieses unersetzlichen Verlustes beizubringen. Er wollte sie anfangs gar nicht glauben. Der gute Greis, welcher sich jetzt recht einsam und verlassen fühlte, trauerte sehr, doch wie ein Christ voll Ergebung in die ewigen Rathschlüsse des Herrn über Leben und Tod. Einige Monate darauf starb Christoph Schmids Bruder Martin, der kurze Zeit erst von Stadion als quiescirter gräflicher Rentmeister nach Augsburg gezogen war, um hier die Tage seines Alters zu verleben. Noch um 3 Uhr Nachmittags war er im Hause Christoph Schmids, und fünf Uhr Abends in Folge eines Schlaganfalls eine Leiche. Auch dieser Verlust ging Christoph Schmid sehr nahe.

Endlich berührte ihn eine andere Trennung sehr schmerzlich. Drei Nichten von ihm, Töchter des eben genannten Bruders, welche in den Orden der armen Schulschwestern getreten waren, wurden als Lehrerinen nach Amerika geschickt. Ihr Bruder August hatte sich entschlossen, sie als Ordensbeichtvater und Missionär dahin zu begleiten. Der Abschied, den Christoph Schmid von diesen noch in der Blüthe der Jahre stehenden Mädchen nahm, war sehr rührend. Er stellte ihnen den schwierigen aber schönen Beruf der Jugendbildung noch einmal vor Augen und sagte: „In diesem Leben werde ich Euch nicht mehr sehen, denn ich bin alt und meine Pilgerschaft ist bald vollendet, aber im Himmel hoffe ich Euch mit der Gnade Gottes wieder zu sehen. Gott führe Euch glücklich über das Meer, erhalte Euch gesund und gebe Euch Gnade, die Kinder, welche Eurer Pflege und Erziehung anvertraut werden, seinem göttlichen Sohne zuzuführen. Betet für mich, Euren alten Onkel, ich will auch für Euch beten und Euch noch meinen Segen mitgeben". Darauf knieten die Schwestern nieder, um seinen Segen zu empfangen und traten die weite und gefahrvolle Reise an.

Da es die Verhältnisse nicht mehr gestatteten, daß sein Neffe August vor seiner Abreise noch einmal nach Augsburg kam, um persönlich von Christoph Schmid Abschied zu nehmen, schrieb dieser an denselben: „Liebster August! Ich habe ein herzliches Verlangen gehabt,

Dich, bevor Du Deine Reise antratest, noch einmal zu sehen und mit Dir über Dein großes Vorhaben ausführlich zu reden. Gott hat es anders und besser gefügt und ich denke, in den Filial=Anstalten des Ordens der armen Schulschwestern, die Du mit der Frau Oberin besucht hast, konntest Du mehr lernen, als ich Dir sagen könnte.

Ueber Alles aber wird der allmächtige und allgütige Gott, der Dich zu dem großen Entschlusse ermuthigte, Dich ganz Ihm zu opfern und in Seinem Dienste in einen andern Welttheil zu gehen, Dich lehren, Dir Weisheit und Kraft geben, diesen Entschluß auszuführen.

Nimm Dir vor Allen Jesus Christus, den guten Hirten, der die verirrten Schäflein aufsuchte und auf seinen Schultern zu seiner Heerde brachte, zum Vorbild! Und dann den Apostel Paulus, wie ihn die Geschichte der Apostel so trefflich darstellt.

Erst diesen Morgen habe ich seine gefahrvolle Schifffahrt wieder gelesen. Der Herr, der ihn erhielt und errettete, wolle auch Dich in seinen heiligen Schutz nehmen; Er wolle Dich von seinen schützenden Engeln begleiten lassen!

Grüße mir Deine lieben Schwestern freundlich. Alles, was ich und meine liebe Schwester für Euch gegenwärtig thun können, ist, für Euch beten, was wir auch täglich von Herzen thun wollen. Lebe wohl,

Gott sey mit Dir und Deinem Dich liebenden Onkel Christoph".

Der gute Greis war sehr in Sorgen, bis ein Brief aus Amerika ankam. Endlich meldeten die Auswanderer, daß sie glücklich in Baltimore angekommen seyen, aber auf der Ueberfahrt einen fürchterlichen Seesturm zu bestehen gehabt hätten.

Nach Ablauf dieses Jahres schrieb Christoph Schmid über diese Ereignisse am Drei-Königstage 1849 an Diepenbrock: „Es sind in dem verflossenen Jahre wohl wenige Tage vergangen, an denen ich nicht öfter Ihrer gedacht habe. Heute Morgen aber waren Sie mein erster Gedanke und es war mir nicht anders, als ginge mir ein heller Stern auf, der mir das heutige Fest, ihr Namensfest, ankündigte.

Ihnen meine innigsten Glück- und Segenswünsche ausführlich darzubringen, Sie meiner Ehrfurcht und Liebe zu versichern, wäre wohl überflüssig. Sie sind davon überzeugt!

O, wie oft war ich bei Ihnen im Geiste zu Breslau, auf Ihrem schönen Schlosse und — zu Frankfurt!! Wie bedauerte ich Ihr Uebelbefinden, das Ihnen nicht gestattete, nach Würzburg zu kommen! Wie oft erinnerten mich die Stürme der Zeit, denen alle Hochgestellte mehr als andere ausgesetzt sind, an Sie, der Sie ohnehin mit Geschäften und Arbeiten schwer überladen sind!

Seit ich Ihren schönen, inhaltreichen Brief aus

Schloß Johannesberg erhalten habe, ist Vieles über mich gekommen. In unsrer Stadt war und ist, Gott Lob, Alles ruhig. Allein der Tod des vertrautesten meiner Freunde dahier, meines Mitschülers und Collegas, des seligen, geliebten Eustach Rieger, geht mir noch immer sehr nahe und ich vermisse ihn, der mich alle Abend besucht hat, sehr, sehr hart. Meine liebe Schwester, welche viele Lasten, die sonst mich drücken würden, mir ab und auf sich nimmt, war lange Zeit bedenklich krank und erholte sich nur sehr langsam, aber, Gott Lob, vollkommen. Mein Bruder, quiesc. Rentmeister von Stadion, starb dahier, nachdem seine Frau kurz vorher gestorben war, unerwartet schnell, doch hatte er schon eine Zeit lang sehr abgenommen. Drei seiner Töchter traten in den Orden der armen Schulschwestern und wurden als Lehrerinen nach Nord-Amerika geschickt; sein Sohn August, der zu Rottenburg in einem schönen Wirkungskreise angestellt und sehr geachtet war, ging kürzlich dahin als Ordens-Beichtvater und Missionär. Was mich betrifft, so erfahre ich nun wohl auch die Wahrheit des Spruches: „Das Leben des Menschen währt siebzig, wenns hoch kommt achtzig Jahre und was darüber hinaus geht, ist Krankheit und Plage,“ doch kann ich Gott nicht genug danken, daß ich bei allen Mühen und Schmerzen nicht darniederliege.

Verzeihen Sie, daß ich so Vieles und von mir und meinem engen Kreise rede! Wenn ich in der

weiten Welt umher, auf das vergangene Jahr zurück und auf das künftige hinausblicke, so möchte ich von solchen Angelegenheiten mit Ihnen reden, um aus Ihrem Munde Beruhigung zu erhalten.

Unser einziger Trost ist, daß Gott noch lebt und regiert und auch das Schlimmste zum Besten zu leiten weiß, wie Er nach schweren Ungewittern die Sonne wieder scheinen und uns leichter athmen läßt. Ich werde diese bessern Zeiten nicht mehr erleben, aber mein herzlichster Wunsch ist, daß Sie Sich derselben noch recht lange erfreuen mögen! Meine Schwester empfiehlt sich Ihnen Ehrerbietigst. Mit inniger Ehrfurcht und Liebe

Ihr

Verehrer und Freund
Christoph v. Schmid.

Diepenbrock schrieb ihm von Breslau am 14. Januar 1849: „Verehrtester Freund! Eine große Freude machte mir schon der Anblick Ihrer werthen, noch so festen und sichern Handschrift auf dem heute erhaltenen, lieben Briefe, um wie vielmehr erst sein freundlicher Inhalt. Er beweist mir, daß unter dem Schneedruck des Alters und seinen begleitenden Uebeln Herz und Geist noch frisch und warm sind, und daß auch das Pflänzlein meines Andenkens in Ihnen noch grünt. Herzlichen Dank dafür und auch für das schöne Andenken an unsern dahingegangenen würdigen Eustachius, der nun schon hoch über den irdischen Stürmen

und Wettern, in denen er an seinem Theile treu mitgekämpft, an sicherer Stätte wohnt unter den Flügeln Dessen, zu Dem er so oft das Sursum corda gebetet. Wohl ihm! Ich möchte ihn darum beneiden, wenns gestattet wäre, anderes zu wünschen als des göttlichen Rathschlusses Erfüllung. — Doch liegt mir der Gedanke des Todes so nahe, da ja die Cholera gerade jetzt in unserer Stadt so fürchterlich wüthet und täglich Hunderte mit raschem Hyänengriffe dahinrafft; aber nein, ich nehme diesen Ausdruck zurück; der Würgengel des Herrn ist ja auch ein Engel, ein Bote Seiner Liebe, auch wenn sie zürnt. Ich fürchte ihn, Gott Lob, nicht; ich habe mein Haus bestellt, mein Testament gemacht und deponirt, — schon im November, als mir der Strang der Jakobiner vielleicht näher war, als jetzt die Cholera und so bin ich ruhig in der Hoffnung, daß das neue und ewige Testament auch für mich mitgemacht und blutig besiegelt ist.

Wohl habe ich im abgelaufenen Jahre schwere Tage durchgemacht; keine Stadt ist vielleicht von den Märzstürmen so aufgewühlt worden wie Breslau, keine Provinz so wie Schlesien. Daß es hier nicht zum furchtbaren, verwüstenden Kampfe gekommen ist, gleicht einem wahren Wunder; alle Elemente dazu waren stündlich vorhanden vom März bis zu Ende Novembers. Ich habe meine Pflicht gethan und sowohl gegen die revolutionäre Steuerverweigerung,

als jetzt wieder für die nahen Wahlen ein ernstes, bischöfliches Wort gesprochen und jemehr die Wühler darüber geflucht, desto mehr hat Gott es gesegnet. Von allen Seiten ward mir von Wohlgesinnten dankbare Anerkennung dafür; Offiziere lasen meine Hirtenworte den Soldaten in den Kasernen, protestantische Prediger sie ihren Gemeinden auf der Kanzel vor. Erst heute wieder gleichzeitig mit Ihrem Briefe schreibt mir dies mit rührendem Danke ein Landprediger Schulze aus Lochau bei Halle und entschuldigt sich im Eingange, daß der Brief eines evangelischen Landgeistlichen mich ja nicht unangenehm berühren möge. Ich antwortete ihm: „„wie kann dies der trauliche Händedruck eines Biedermannes?““ . . . Ich theile Ihnen dies im Vertrauen mit, theurer Freund, wahrlich nicht aus Ruhmredigkeit, sondern weil ich weiß, daß es Sie interessirt und freut.

Dafür fehlt es dann leider auch nicht an Sorgen und Kümmernissen aller Art zeitlich und geistlich. Meine schönen Wälder im Oesterreichischen wurden von gesetzlosen Horden verwüstet und jeden Tag Hunderte von Klaftern geraubt; alle Einkünfte dort stocken, während hier die Noth so entsetzlich ist, daß man nicht genug geben kann.

Unsere neue Verfassung macht auch viele Sorgen; die rein kirchliche Frage ist darin sehr befriedigend gelöst und uns alle Freiheit zugesichert, aber sie will erst aus den Händen der zähen Büreaukratie erkämpft

seyn; die Schulangelegenheiten dagegen, die hier bis jetzt so günstig standen, da die Schule in Schlesien vertragsmäßig als vorwiegend kirchliche Anstalt betrachtet ward, und mir der größte Einfluß darauf rechtlich zustand, — sind nach den modernen Emancipations-Ansichten geregelt und wie die Sache in praxi zu gestalten, daß die Kirche beim Dorfe d. h. ihr Einfluß in der Schule bleibe, ist noch nicht abzusehen. — Auch die Diöcesansynoden, die in Würzburg weislich beschlossen wurden, machen mir zwar keine Sorge, da mein Clerus sehr wohlgesinnt und mir persönlich sehr anhänglich und ergeben ist, — Gottlob, aber sie machen große Arbeit, da die Stoffe doch vorher vorbereitet werden müssen, und wir sind in dieser ungeheuern Diöcese (mit ihren 2 Nationalitäten und Sprachen mit dem österreichischen Antheile von circa 300,000 Seelen und dem märkisch-pommerischen Delegaturbezirke) schon mit den laufenden Geschäften so überladen, daß diese neue große Zuthat der allerwichtigsten Geschäfte und Arbeiten mich oft muthlos machen kann. Doch der Herr wird gnädig durchhelfen wie bisher. Daß ich aber Ihrer treuen Fürbitte mehr als je bedarf und daher auch dringend darum bitte, werden Sie verstehen.

Freund Zech erhält sich wacker und erfreut mich öfter mit seinen lieben Briefen. Ach, wie wenige sind noch übrig aus dem theuern Sailerschen Kreise! Bleiben Sie, Verehrter, noch recht lange unter uns und

Gott erhalte Ihnen Ihre liebe Schwester, die ich herzlich grüße und tröste Sie über die Verluste theurer Familienmitglieder! Vale, ama et ora, Ihr M."

Diesen trüben Tagen folgten im Jahre 1850 wieder freundliche. Se. Maj. König Max von Bayern verlieh Christoph Schmid das Commenthurkreuz vom heiligen Michael. Der König wollte bei einer Reise durch Augsburg dem verdienten Schriftsteller diese Auszeichnung selbst überreichen, Christoph Schmid war aber damals zu seinem großen Leidwesen nicht in Augsburg, sondern im Bade Wemding, das er, da dessen Heilquelle ihm zusagte und er in einem Tage von Augsburg aus dorthin kommen konnte, noch in seinem hohen Alter einige Sommer nach einander besuchte.

Schon früher hatte Christoph Schmid von der Karl-Ferdinands Universität zu Prag aus Veranlassung der fünfhundertjährigen Jubelfeier dieser berühmten Hochschule die Würde eines Doctors der Theologie erhalten. Das kalligraphisch sehr schön ausgestattete Diplom war gerade an dem Tage ausgestellt, an dem Christoph Schmid als neugeweihter Priester einst den Altar betreten hatte.

Endlich erlebte Christoph Schmid in diesem Jahre auch die Freude, daß sein ihm so theurer Freund Diepenbrock von Sr. Heiligkeit Pabst Pius IX. zum Cardinal erhoben wurde. Noch ehe er demselben Glück wünschen konnte, erhielt er in den letzten Tagen des

Jahres 1850 folgendes herzliche Schreiben von dem Cardinal: „Mein verehrter, alter Freund! Heute am heiligen Christtage, den Sie durch Ihre lieben Schriften für Tausende von Kindern schon von Thannhausen aus mit glänzenden Tannenbäumen aus der Fülle Ihres liebenden Herzens und Ihrer reichen Phantasie geschmückt haben und jährlich bis auf diese Stunde neu schmücken mit immer frischen Gaben, die Ihnen wie die Alpenrosen am Rande der Gletscher auch aus dem Schnee des Alters noch immer gleich duftig erwachsen, heute möchte ich mir selbst eine Christfest-Freude bescheeren, indem ich bei Ihnen anklopfe und mich traulich zu Ihnen in das stille Kämmerchen setze und ein Viertelstündchen mit Ihnen plaudere. Sind Sie ja nun, nachdem Freund Zech unserm guten Eustach auch schon in die Grube oder vielmehr in den seligen Frieden der Heimath gefolgt ist, der Einzige aus jenem seltenen Freundes-Kreise, in den ich vor 30 Jahren als Sailers Amanuensis einzutreten das Glück hatte, und in welchem ich so viele Tugend und Weisheit kennen gelernt! Zimmer, Weber, Gügler, Widmer, Eustach, Ruosch, Imhof, Zech, Seitz und wie sie alle heißen, deren Namen neben Sailer in das Buch des Lebens eingeschrieben sind, feiern das heutige Fest mit ihm im Himmel. Sie, theurer Greis, feiern es noch mit Ihrer lieben Kinderwelt hier auf Erden. Mögen Sie es noch oft hier feiern; denn sollten die Kleinen es ohne Sie be-

gehen, so wäre es ihnen ja durch eine schmerzliche Lücke verkümmert!

Und ich feiere es hier an der fernen Oder im rothen Purpurkleide, das mir der heilige Vater unlängst umgehangen all meines Widerstrebens ungeachtet, da ich der Ehren und der Lasten schon zu viele auf mir zu haben fühlte. Es half nichts; ich mußte, wie vor sechs Jahren bei der Annahme dieses Bisthums, mein Haupt in Gehorsam beugen; neben dem Vertrauen des h. Vaters sind es die vielfachen Beweise freundlicher Theilnahme und Anerkennung, die ich bei diesem Anlasse von allen Seiten erhalten habe und insbesondere die Freude meiner Diöcesanen, die sich in ihrem Bischofe geehrt fühlen, was mich selbst bei der Sache auch freuen mußte, die sonst auch ihre lästigen Seiten hat.

Ich war in voriger Woche in Berlin, um dem Könige in meiner neuen Würde meine Aufwartung zu machen. Wissen Sie, wer mich dort lebhaft an Sie erinnerte? Es war mein Tischnachbar an der königl. Tafel, Alexander von Humboldt, der ungefähr gleichen Alters mit Ihnen, zweiundachtzigjährig, seine geistige Kraft und Lebendigkeit in einem seltenen Grade bewahrt hat. Sein Gedächtniß ist noch jugendlich frisch und sein seltner Schatz von Kenntnissen aller Art liegt so klar vor seinem innern Blicke ausgebreitet, daß er auf jede wissenschaftliche Frage, zumal aus dem unermeßlichen Gebiete der Naturkunde, die

bestimmteste Antwort, über jedes dahin einschlägige Problem in der gewähltesten und klarsten Sprache Aufschluß zu geben weiß. Seine Werke schreibt er in der Nacht; ich fand ihn seit fünf Jahren ganz unverändert und sein klarer Blick unter dem schneeweißen Haar erinnerte mich lebhaft an Sie.

Und nun, verehrter Freund, will ich Sie auch nicht länger belästigen. Auch mit dem Antwortschreiben möchte ich Sie nicht plagen, falls es Ihnen lästig wird. Lassen Sie mir durch irgend einen Freund einmal gelegentlich melden, wie es Ihnen geht und daß Sie meiner fürbittend gedenken. Das genügt mir. Gott segne Sie mit der Fülle Seines Friedens und heiliger Freude! Mit herzlicher Verehrung

Ihr

ergebenster Freund

Melchior. C. u. F. B.

Breslau, am h. Christfeste 1850.

Christoph Schmid antwortete:

Euer Eminenz!

Hochwürdigster Cardinal-Fürstbischof!

Verehrungswürdigster Freund!

Welche unbeschreibliche Freude Ihr so gütiges, höchst liebevolles Schreiben mir gebracht hat, mit Worten auszudrücken, würde ich mich vergebens bemühen.

Ich wollte unter so vielen hohen Glückwünschenden

mich nicht vordrängen; ich dachte, meine herzlichsten Glückwünsche etwas später darzubringen. Da erhielt ich höchst unerwartet Ihren Brief. Schon über den Anblick Ihrer Adresse von Ihrer lieben verehrten Hand war ich entzückt. Aber erst der Inhalt der Zeilen! Am h. Weihnachtsfeste dachten Sie nicht nur meiner, sondern schrieben sogar — und wie liebevoll an mich!

Ihr Schreiben erneuerte mir jene seligen Stunden, die ich zu Regensburg auf Ihrem Zimmer in Sailers Wohnung zugebracht habe, wo Sie eben mit Uebersetzungen aus Calderon beschäftigt waren, die ich mit Freude las. Es war damals schon der Antrag, Sie sollten Domherr werden. Sie zeigten aber ganz und gar keine Neigung dazu. Sie waren entschlossen, in Ihr Vaterland zurückzukehren. Wer von uns beiden hätte damals gedacht, daß Sie Fürstbischof, ja sogar mit dem Purpur bekleidet würden! Das ist von Gott! Gott, der Sie zu so hohen Würden erhob, wird Ihnen auch Kraft geben, diese Bürden zu tragen. Das ist auch mein tägliches Gebet! Ihre Predigt am Sylvester-Abend zu Regensburg habe ich am Neujahrsabend wieder gelesen. Nachdrücklicher, gründlicher und geistreicher könnte es nicht dargestellt werden, daß der Mensch nicht in den Gütern, Lüsten und Ehren der Welt, sondern nur in Gott Ruhe und Seligkeit finden könne.

Auch Sailers Predigt am letzten Abende des Jah-

res 1786 habe ich wieder gelesen. Ich muß Ihnen da doch eine Anekdote erzählen, die Ihnen vielleicht noch unbekannt ist, Ihnen aber gewiß interessant seyn wird." Hier erzählt Christoph Schmid die Veranlassung, wie diese Rede Sailers entstanden ist; er führt sie im 2. Bändchen seiner Erinnerungen S. 99 an. Dann führt er fort: „Was nun mich betrifft, so kann ich Gott nicht genug danken, daß Er mich noch so bei Kräften erhielt. Meine Augen sind noch so helle, daß ich den kleinsten Druck ohne Augenglas bei Licht lesen kann. Auch mein Gedächtniß ist an Alles aus früherer Jugend sehr getreu; was aber die jüngste Vergangenheit betrifft, so ist es etwas träge. Doch nach einiger Zeit wird mir auch Dieses klar. Meine Nerven gleichen den Saiten einer Harfe, die bei nasser Witterung schlaff sind, doch bei besserer Witterung werden sie straff.

Eine sehr große Wohlthat hat mir der gute Gott erwiesen, daß er meine liebe Schwester zu mir geführt hat. Sie besorgt mir nicht nur meinen Briefwechsel mit meinen vielen Verwandten, meine Einnahmen und Ausgaben sehr getreu, sondern weiß auch meine Manuscripte der vielen Verkürzungen &c. ungeachtet sehr richtig für den Druck abzuschreiben. Sie empfiehlt sich Ihnen ehrfurchtsvollst. Doch nun genug von mir alten Eremiten, den sein Alter und schlechte Witterung seit einiger Zeit in seine Zelle einschließen.

Von dem Ehrentage des Cardinal-Erzbischofes v. Geißel, in dessen Umgange ich mich ehemals dahier manche Stunde erfreute, ist mir ein gedruckter Bericht durch dritte Hand zugegangen. Von der Feierlichkeit in Breslau ist gewiß ein ähnlicher Bericht im Drucke erschienen. Dürfte ich bitten, mir denselben gütigst senden zu lassen? Mit tiefer Ehrfurcht und inniger Liebe Ihr alter Verehrer und Freund Christoph von Schmid."

Der Cardinal schickte Christoph Schmid die erbetene Festbeschreibung zu und am 26. Jannar 1851 folgendes Schreiben: „Verehrter Freund! Daß ich Ihr liebes Schreiben vom 6. d. richtig erhalten habe, wird Ihnen die Sendung der gewünschten Festbeschreibung unter Kreuzband bewiesen haben. Möge auch Ihre theilnahmvolle Wißbegier dadurch befriedigt worden seyn! Etwas, das sich daran knüpft und Sie freuen wird, muß ich Ihnen doch im Vertrauen mittheilen. Am 9. Oktober v. J. schrieb mir König Ludwig zu meiner freudigen Ueberraschung folgenden Brief: (folgt der Brief des Königs in Abschrift, vergl. 2. Bändchen der Erinnerungen S. 196). Der Cardinal fährt fort: „dieser Brief hat mich tief erfreut; ich habe dem König darauf geantwortet: ich betrachtete mich als Sailers Ehren- und Stellvertreter: die Anerkennung und Auszeichnung, die er, der Meister, verdient und nicht erhalten, müsse ich nun an seiner Stelle, wie unwürdig auch, für ihn

tragen, als sein Schleppträger gleichsam, er sey hinübergegangen und den Saum seines Ehrenkleides trüge ich ihm jetzt nach; hoffentlich werde es mir zu Theil werden, ihm auch wie der Schleppträger dem Bischof ins Allerheiligste nachzufolgen u. s. w.

Die Predigt-Anekdote, die Sie mir erzählten, hat mich sehr gefreut; ich kannte sie noch nicht und habe in „Sailers Predigten bei verschiedenen Anlässen" die schöne Sylvester-Predigt gleich nachgelesen und mich daran erbaut. Ich danke Ihnen für die Mittheilungen. — Und nun Gott befohlen! Bleiben Sie gesund und jung und setzen Sie sich in kräftigen Besitz des neuen Halbjahrhunderts. An Ihre gute Schwester meinen freundlichen Gruß! Ihrem frommen Andenken empfiehlt sich herzlich

Ihr

aufrichtiger Freund M."

Christoph Schmid antwortete:

Euer Eminenz!
Hochwürdigster Cardinal-Fürst-Bischof!
Ehrfurchtswürdiger Freund!

Seit dem Empfange Ihres mir höchst erfreulichen, inhaltreichen Schreibens war ich im Geiste stets in Breslau. Ihre Güte hat mich in den Stand gesetzt, die Feierlichkeiten Ihrer Erhebung zur Cardinalswürde noch einmal mitzufeiern. Allein beständig wartete ich auf einen leidensfreien Tag, Ihnen recht aus-

füglich zu schreiben. Mein Gesundheitszustand bei der schlechten Witterung und meinem Alter ließ mich vergebens warten. Ich hoffte auf den Mai; allein in diesem Jahre war der Wonnemonat kalt, naß und schauerlich. Kein mildes, freundliches Lüftchen wehte uns an. So ging es vom ersten bis heute zum letzten Monatstage. Nur an einem einzigen Tage war der Himmel ganz heiter und ohne Wolken. Ich dachte, nun wieder neu aufzuleben; allein noch in der Nacht stellte sich heftiger Regen ein. Doch will ich es versuchen, über Ihr liebes Schreiben, das ich seitdem oft gelesen habe, einige Worte vorzubringen. Ihr Hirtenbrief, am Tage Ihrer Erhebung geschrieben, hat mich innigst ergriffen. Wie schön wußten Sie die Ihnen vom heiligen Vater ertheilte Auszeichnung Ihrer Heerde zuzuschreiben! Dieser Hirtenbrief wird für künftige Zeiten ein merkwürdiges, kirchenhistorisches Denkmal bleiben. Man erstaunt, welch' mächtige Wirkungen unsere heilige katholische Religion, wo sie geübt wird, auf die Völker hervorbringen könne. Ich habe dieses herrliche Sendschreiben dem Redakteur des hiesigen Sonntagblattes, das im Verlage der Augsburger Postzeitung erscheint, mitgetheilt, und er rückte es mit Freuden ein. Auf alle, mit denen ich sprach, machte es tiefen Eindruck. Erst vor ein paar Tagen hat mir unser sehr würdiger, neuer Domherr Gratz, vorhin Professor der Theologie in Dillingen, gesagt: „„Dieser Hirtenbrief ist in

tragen, als sein Schleppträger gleichsam, er sey hinübergegangen und den Saum seines Ehrenkleides trüge ich ihm jetzt nach; hoffentlich werde es mir zu Theil werden, ihm auch wie der Schleppträger dem Bischof ins Allerheiligste nachzufolgen u. s. w.

Die Predigt-Anekdote, die Sie mir erzählten, hat mich sehr gefreut; ich kannte sie noch nicht und habe in „Sailers Predigten bei verschiedenen Anlässen" die schöne Sylvester-Predigt gleich nachgelesen und mich daran erbaut. Ich danke Ihnen für die Mittheilungen. — Und nun Gott befohlen! Bleiben Sie gesund und jung und setzen Sie sich in kräftigen Besitz des neuen Halbjahrhunderts. An Ihre gute Schwester meinen freundlichen Gruß! Ihrem frommen Andenken empfiehlt sich herzlich

Ihr
aufrichtiger Freund M."

Christoph Schmid antwortete:

Euer Eminenz!
Hochwürdigster Cardinal-Fürst-Bischof!
Ehrfurchtswürdiger Freund!

Seit dem Empfange Ihres mir höchst erfreulichen, inhaltreichen Schreibens war ich im Geiste stets in Breslau. Ihre Güte hat mich in den Stand gesetzt, die Feierlichkeiten Ihrer Erhebung zur Cardinalswürde noch einmal mitzufeiern. Allein beständig wartete ich auf einen leidensfreien Tag, Ihnen recht aus-

führlich zu schreiben. Mein Gesundheitszustand bei der schlechten Witterung und meinem Alter ließ mich vergebens warten. Ich hoffte auf den Mai; allein in diesem Jahre war der Wonnemonat kalt, naß und schauerlich. Kein mildes, freundliches Lüftchen wehte uns an. So ging es vom ersten bis heute zum letzten Monatstage. Nur an einem einzigen Tage war der Himmel ganz heiter und ohne Wolken. Ich dachte, nun wieder neu aufzuleben; allein noch in der Nacht stellte sich heftiger Regen ein. Doch will ich es versuchen, über Ihr liebes Schreiben, das ich seitdem oft gelesen habe, einige Worte vorzubringen. Ihr Hirtenbrief, am Tage Ihrer Erhebung geschrieben, hat mich innigst ergriffen. Wie schön wußten Sie die Ihnen vom heiligen Vater ertheilte Auszeichnung Ihrer Heerde zuzuschreiben! Dieser Hirtenbrief wird für künftige Zeiten ein merkwürdiges, kirchenhistorisches Denkmal bleiben. Man erstaunt, welch' mächtige Wirkungen unsere heilige katholische Religion, wo sie geübt wird, auf die Völker hervorbringen könne. Ich habe dieses herrliche Sendschreiben dem Redakteur des hiesigen Sonntagblattes, das im Verlage der Augsburger Postzeitung erscheint, mitgetheilt, und er rückte es mit Freuden ein. Auf alle, mit denen ich sprach, machte es tiefen Eindruck. Erst vor ein paar Tagen hat mir unser sehr würdiger, neuer Domherr Gratz, vorhin Professor der Theologie in Dillingen, gesagt: „„Dieser Hirtenbrief ist in

jeder Hinsicht ein bewundernswerthes Meisterstück.“
Das Schreiben von König Ludwig an Sie, in welchem Höchstderselbe Ihnen zur Kardinalswürde alsobald und ehe, nach erhaltener Nachricht, eine Viertelstunde vergangen war, Glück wünschte, hat auch mich tief erfreut. Besonders freute mich Seine darin ausgedrückte Verehrung für Sailer, den mißkannten wahrhaft großen Mann, dem ich unendlich viel zu danken habe. Es macht dem Könige so viel Ehre als Ihnen. Was Sie in Ihrer Antwort von Sailer sagten, hat mich innig gerührt.

Auch ich erhielt ein Schreiben von Sr. Majestät König Max. Er wollte mir dahier Höchsteigenhändig die mir gnädigst zugedachte Auszeichnung des Commenthurkreuzes vom h. Michael ertheilen. Unglücklicher Weise befand ich mich aber eben nicht in Augsburg, es wurde mir daher von dem Hrn. Regierungspräsidenten Freiherrn von Welden überreicht. Ich bezeugte Sr. Majestät meinen ehrfurchtsvollsten Dank schriftlich und erhielt folgende Antwort:

Lieber Herr Domkapitular von Schmid!

Mit großem Vergnügen las Ich Ihr Schreiben vom 17. dieses, da Ich aus selbem ersah, wie sehr Sie die jüngste Auszeichnung erfreute, die Ich so gerne Ihrem Verdienste gezollt. Auch Sie haben Mir in jener Zeit Meiner Jugend, wo Ich Ihre schönen Erzählungen gelesen, viele angenehme Stun-

den bereitet. Mit freudiger Empfindung gedenke Ich dessen. Dankend für Ihren wiederholten Ausdruck „Ihrer treuesten Liebe und Anhänglichkeit,“ wünsche Ich, daß die göttliche Vorsehung Sie noch lange hin mit einem recht gesegneten, heitern Alter beglücke und verbleibe mit stets gnädigen Gesinnungen

Ihr

wohlgewogener König

Max.

München, den 24. Oktober 1850.

„Die unterstrichenen Zeilen hat König Max höchstselbst unterzogen. Diese huldreichsten Zeilen freuten mich so sehr als die Dekoration und gibt ihr, wiewohl sie meine geringen Verdienste weit übersteigt, einen noch höhern Werth.“

Diepenbrock an Christoph Schmid:

Breslau, Pfingstabend 1851.

Hochwürdiger, Verehrter Freund!

Ihr lieber Brief, im Mai begonnen und im Juni vollendet, ist mir gestern als eine erfreuliche Pfingstgabe zugekommen und ich will nicht säumen, Ihnen für seinen interessanten, freundlichen Inhalt herzlich zu danken. Die schöne, reine, feste, jugendliche Handschrift, vor der die meinige sich beschämt verkriechen muß, ist mir ein lieber Beweis, daß Ihr Auge und Ihre Hand — der Inhalt zeugt ebenso für Geist und Herz — ihre Dienste noch nicht versagen, und noch

lebensfrisch die 81 Jahre auf den Kopf stellen d. h. als 18 erscheinen lassen. Möge sich dieses Kunststück auch in die Neunzig fortsetzen! Wäre der Weg zu mir nicht gar zu weit, ich würde wagen, Sie zu einem Besuche bei mir, auf meinem Johannesberger Tuskulum einzuladen, wo es Ihnen gewiß gefallen und Ihnen beim Rundblick von der Terrasse des Schlosses nicht einfallen würde, daß Sie um 80 Meilen nordöstlich und an den Rand der großen polnisch=russischen Ebene gerückt seyen. Reifen mir doch an dieser Terrasse die schönsten Trauben! Diese Traube aber, nämlich die Freude, Sie dort bei mir zu sehen, wird mir leider wohl nicht reifen!

Zu dem sehr freundlichen, das Herz des Königs ehrenden Briefe und dem Commenthur=Kreuze wünsche ich herzlich Glück und freue mich, daß ich auf solche Weise nicht der alleinige Ehrenschleppträger unsers lieben Vaters Sailers bin, (wie ich in meinem letzten Briefe erwähnte) sondern an Ihnen einen so würdigen Genossen in diesem Geschäfte habe. Halten Sie mich nur auch fest an der Hand, wenn es einmal den Salto mortale gilt, damit ich mit Ihnen festen Boden jenseits erreiche und nicht ins Vacuum falle, wo Heulen und Zähneklappern ist! Ich verlasse mich recht auf Ihre Unterstützung.

Zu dem Prager Doctordiplom, das Ihnen, wie ich erfahren, die Prager theol. Fakultät ertheilt hat, wünsche ich Ihnen um so herzlicher Glück, als ich

Sie in dieser Würde als einen speciellen Collegen begrüßen darf; denn auch mir hat die Prager theologische Fakultät vor einem Jahre das Ehrendiplom überraschend zugeschickt; da finden wir uns also an Sailers Schleppe wieder recht nahe zusammen! Und nun, Gott befohlen, theurer Freund! Möge die in unsern Herzen aufs neue ausgegossene Liebe des heil. Geistes uns innig verbunden halten in Theilnahme und Fürbitte, bis wir uns einmal wieder sehen hier oder drüben in der Heimath! Mit herzlichster Verehrung und Ergebenheit

Ihr alter Freund

Melchior C. u. F. B.

Christoph Schmid hatte inzwischen die Geschichte seiner Apostel Deutschlands vollendet, auch einzelne kleinere Erzählungen dem Drucke übergeben. Er sandte diese Schriften an Diepenbrock und schrieb ihm unterm 17. November 1851 dazu: „Heute vor 100 Jahren am 17. November 1751 wurde Sailer geboren. Ich weiß diesen Festtag des Herzens nicht schöner zu feiern, als daß ich mir die Freude mache, an Sie zu schreiben. Sie wußten diesen wahrhaft großen Mann zu würdigen, wie sonst vielleicht keiner.... (Hier folgen einige Erzählungen aus Sailers Leben und aus dem Umgange Christoph Schmids mit ihm, welche in das zweite Bändchen der Erinnerungen aufgenommen sind.) „Ich habe wirklich angefangen,

fährt Christoph Schmid fort, „Erinnerungen aus meinem Leben zu schreiben, wobei ich vorzüglich Sailers Wirksamkeit im Auge habe. Seine Erscheinung war mir eine aufgehende Frühlingssonne, die Alles neu belebt. Niemand aber weiß mehr als Augen- und Ohrenzeuge davon zu erzählen, denn alle meine Mitschüler, die damals mit mir in Dillingen Theologie gehört haben, sind gestorben. Ich werde daher diese Erinnerungen von heute an wieder vornehmen und zu vollenden suchen.

Ihrer, verehrter Freund, gedenke ich wohl alle Tage. Auch werde ich oft an Sie erinnert. Die Nachricht hat mich hocherfreut, daß der Mäßigkeits-Verein in Schlesien durch Ihre Bemühungen vom heiligen Vater zu einer Bruderschaft erhoben worden und so um so wohlthätiger, da er die kirchliche Weihe erhielt, nun ins menschliche Leben einwirkt. Ebenso sehr freute mich die Nachricht von dem Melchiorsfond. Wo die herrlichen Worte des Bischofs von solchen Thaten begleitet werden, da müssen sie um so tiefer eindringen und Ihm alle Herzen gewinnen, und die reichlichsten Früchte für Zeit und Ewigkeit bringen.

Hie und da treffe ich zu meiner Freude mit Ihnen ganz unerwartet zusammen. So ist in The Metropolitan Catholic Almanac Baltimore 1850 eine in das Englische übersetzte Erzählung, die Sie aus dem Flämmischen in das Deutsche übersetzt haben, angezeigt. Die sehr rühmliche Anzeige schließt mit den

Worten: We know nothing of the sort to be preferred to the moral tales of Canon von Schmid and Hendrik Conscience.

Ihren geistreichen, liebevollen Brief vom heiligen Pfingstabende d. J. habe ich seither oft gelesen. Sie nennen sich darin Sailers Ehrenschleppträger und mich in diesem Geschäfte Ihren würdigen Genossen. Allein diesem würdig kann ich nicht beistimmen. Ach, wenn ich bedenke, wie unaussprechlich viel Sailer an mir gethan hat, und wie wenig ich geleistet habe, so fühle ich mich tief beschämt. Um den Bischöflichen Segen bittend verbleibe ich mit innigster Ehrfurcht und Liebe

Ihr

Freund Christoph Schmid.

Nachschrift. Meine letzten Kleinigkeiten, die Sie noch nicht alle haben werden, nehme ich mir die Freiheit beizulegen.

Diepenbrock an Christoph Schmid:

Verehrtester Freund!

Eine angenehmere Ueberraschung konnte mir nicht leicht werden, als die gestern Abends durch Ihre freundliche Sendung schöner Bücher und Ihre beigelegten lieben Zeilen. So lieb mir Ihre Erzählungen sind und so sehr ich mich mit der ganzen guten Kinderwelt über jede neue freue, die aus Ihrer Feder fließt,

so sind mir doch Ihre lieben Zeilen noch lieber, die in Ihrer reinen, schönen, festen Handschrift Ihre unverwelkliche jugendliche Geistesfrische so schön abspiegeln und dabei für mich apart so allerliebste Erzählungen enthalten, nicht bloß aus Ihrer gemüthvollen Phantasie, sondern aus Ihrem wirklichen Leben und aus dem Leben Sailers. Darum hat es mich unaussprechlich gefreut, daß Sie, meinem schon früher ausgedrückten Wunsche gemäß, Sich nun daran gemacht haben, diese Erlebnisse und schönen Erinnerungen aufzuzeichnen. Fahren Sie, ich bitte Sie, theurer Freund, doch ja recht fleißig fort, und beschränken Sie sich nicht bloß auf Saileriana, die allerdings köstliche Reliquien sind, sondern geben Sie auch den propriis Schmidianis Raum; erzählen Sie recht viel von Sich und Ihrer göttlichen Führung und ich bin überzeugt, daß die Millionen großer und kleiner guter Kinder, zu denen ich mich selbst gerne mitzählen möchte, wenn es nicht Anmaßung wäre, das von dem Verfasser der Ostereier ihrem gemeinsamen alten Freunde Erlebte noch begieriger lesen werden, als das von Ihm blos Erzählte.

Also: ich lasse mir im Geiste einen treuen Handschlag von Ihnen darauf geben, daß Sie dies mein Begehren getreulich und gewissenhaft erfüllen werden! Topp! Es gilt!

Das kleine Taschenkalenderchen, welches Sie mir gesendet, macht mir besondere Freude; ich werde es

das kommende Jahr stets bei mir führen, täglich gebrauchen und jedesmal dabei an den lieben, freundlichen Geber denken und ihm einen guten Tag wünschen. Möchte nur in diesem verhängnißvollen Jahre 1852 kein dies nefastus darin zu verzeichnen kommen! In meinem Ihnen gestern unter Kreuzband zugesandten Hirtenbriefe habe ich meine Besorgnisse darüber offen ausgesprochen und die nöthigen Warnungen und Mahnungen in bündiger Kürze daran geknüpft. Gott gebe dem Worte seinen Segen! —

Ich habe Sie schon einmal fragen wollen, ob Sie die Schriften von Meinhold, die Bernstein-Hexe, die Kloster-Hexe gelesen? Der Verfasser, ein bedeutendes Talent, jedoch ein wenig zu viel Höllenbreugel, hat sich schon vor längerer Zeit mit mir in Correspondenz gesetzt; er hat seine protestantische Pfarre in Pommern aufgegeben und lebt jetzt privatim von einer kleinen Pension in Charlottenburg, literarisch beschäftigt. Er ist noch Protestant, katholisirt aber entschieden und sein Sohn, der katholisch geworden, studirt hier katholische Theologie.

Daß man in Amerika über Ihre und Consciences Schriften so günstig urtheilt, mildert etwas meinen Zorn über die festliche Aufnahme, die man eben jetzt dort dem Verräther Kossuth bereitet.

Da der Melchior-Fond Sie gefreut hat, so wird es Sie als Schulfreund auch freuen, daß ich denselben noch mit 10,000 fl. vermehrt habe, deren Zinsen

den armen Lehrern meines Patronats im Fürstenthum Neiße zu gut kommen sollen.

Und nun schließe ich diese Zeilen mit den herzlichsten Grüßen und Segenswünschen, Ihrem frommen Memento und Ihrer fortdauernden Liebe mit treuer Ergebenheit mich empfehlend

Melchior.

Breslau, 25. November 1851.

Unterm 10. Januar 1852 schrieb Diepenbrock abermals an Christoph Schmid:

Theurer Freund!

Seit ich Ihnen das letztemal schrieb, bin ich ernstlich krank geworden. Es befiel mich nämlich plötzlich, während ich mich mit dem Herrn Nuntius von Wien (der auf der Rückkehr von Freiburg bei mir eingekehrt war) traulich plauderte, eine zweimalige so heftige Hämorrhagie, daß ich ohnmächtig ward und so entkräftet, daß ich jetzt nach fast vier Wochen noch immer die verlornen Kräfte nicht ganz wieder gewonnen habe. In den ersten Wochen mußte ich Abstinenz von allen Geschäften halten und da habe ich denn diese Muse benutzt, um nach alter Weise mich ein wenig mit Poetasterei zu erheitern, zumal Buchhändler Seidel in Sulzbach mir kurz vorher geschrieben hatte, er wünsche eine neue Ausgabe des vergriffenen Blumenstraußes zu besorgen.

Da die erste Ausgabe Sailer gewidmet war, so will ich auch die zweite seinem Andenken wieder widmen und habe dazu die zwei Sonette *) gemacht, die ich Ihnen hierbei in der Voraussetzung vertraulich mittheile, daß sie Ihnen Freude machen. Es ist darin der Gedanke ausgedrückt, den ich Ihnen schon einmal aus meiner tiefsten Empfindung aussprach. Ich habe aber auch diesen Anlaß benützen zu sollen geglaubt, um mein persönliches Zeugniß über Sailers Persönlichkeit, ohne welches ich nicht aus der Welt gehen möchte, vor der Welt niederzulegen, d. h. in schlichter Prosa eine kurze Skizze des Charakterbildes des Mannes, wie es sich mir in vieljährigem, vertrautem Umgange eingeprägt. Ich hoffe dadurch der Nachwelt, wenn sie je diese Blätter liest, die richtige Würdigung des edelsten Mannes erleichtert zu haben, jedenfalls habe ich eine persönliche Schuld der Dankbarkeit gelöst. Ich theile Ihnen dies auch deshalb mit, verehrter Freund, um Sie in dem schönen Vorsatze, den Sie mir in Ihrem letzten Briefe geäußert, zu bestärken und zu ermuntern, nämlich Ihre Erinnerungen an Sailer getreulich aufzuzeichnen und der Welt mitzutheilen. Es wird dieser Beitrag zu seiner Biographie gewiß noch viel werthvoller als der meinige seyn, und eben deshalb möchte ich ihn vor Allem

---

*) Zweites Bändchen Erinnerungen S. 196 und Geistl. Blumenstrauß 1852 bei Seidel in Sulzbach.

gesichert wissen. Ich glaube auch, daß die Guten aller Zeiten aus dem Leben der vorangegangenen Guten stets das Meiste und Beste gelernt haben. Nun Gott befohlen! Bleiben Sie jung und frisch auch 1852.

Ihr

M.

Christoph Schmid schrieb an Diepenbrock:

Ihr gütiges, liebevolles Schreiben hat mich tief ergriffen, und sehr entgegengesetzte Empfindungen in mir hervorgerufen.

Die Nachricht von dem zweimaligen Krankheitsanfalle, der Sie traf, hat mich mächtig erschreckt und erschüttert und ich flehte inbrünstig zu Gott, Er wolle Sie unserer Kirche zum Heile Vieler noch erhalten; ad multos annos!

Die Nachricht, daß die verlornen Kräfte wiederkehren, beruhigt mich wieder und ich dankte von ganzem Herzen Gott und bat Ihn eben so herzlich, Er wolle Sie bald ganz und vollkommen wieder herstellen. Nur bitte ich, Sie wollen sich nicht zu bald wieder in Ihre schweren Geschäfte hineinwerfen. Einige Zeit weniger zu thun, um in der Folge mehr thun zu können, ist ein bewährter Grundsatz.

Die zwei Sonette, die Sie der neuen Auflage Ihres herrlich duftenden Blumenstraußes vorzusetzen gedenken, habe ich mehrmal gelesen und ward davon zu Thränen gerührt. Der Inhalt, diese Anerkennung

der Verdienste Sailers und Ihre demuthsvolle Verehrung gegen Ihn hat mich ganz hingerissen. Ebenso fand ich die Form ganz unübertrefflich.

Auf das Charakterbild Sailers, das Sie nach vieljährigem Umgange zu zeichnen gedenken, freue ich mich innig. Beide — Gedicht und Prosa werden ein Wort zur rechten Zeit seyn; denn immer gibt es nicht Wenige, die Sailers hohe Verdienste noch nicht zu würdigen wissen. Ein Wort aus dem Munde eines so Hochgestellten, mit Kraft gesprochen, dürfte sie auf andere Ansichten bringen.

Ihr voriges und auch Ihr gegenwärtiges höchst verehrliches Schreiben haben mir einen neuen Anlaß gegeben, meine angefangenen Erinnerungen zu vollenden. In diesem Jahre ist freilich noch wenig geschehen. Unzählige Besuche und Zuschriften, auch Unwohlsein und Gebrechen des Alters, machten es mir unmöglich. Von nun an sollen sie aber meine erste Arbeit seyn. Der gütige Gott wolle mir altem Manne die Gnade verleihen, in den tiefen Hintergrund der Zeit, wie Shakspeare sagt, zu blicken oder vielmehr mich ganz in die glücklichsten Jahre meiner Jugend als Sailers Schüler zurückzudenken und so Vieles, das in der Gegenwart beunruhigt, zu vergessen.

Ihre Predigt am Sylvesterabend 1836 habe ich auch in diesem Jahre zu meiner innigsten Erbauung wieder gelesen. Ich halte es nicht für möglich, gründlicher und kraftvoller darzustellen, worin der Mensch

seine wahre Glückseligkeit nicht und worin er sie einzig finden könne.

Wie das Dreikönigsfest, so wird auch das Johannesfest, das ich in meinem Kalenderchen roth unterstrichen habe, von nun an mir ein zweifaches Fest seyn, weil an diesem Tage Bischof Sailer Sie zum Priester geweiht hat. Möchten diese Feste noch recht oft für Sie wiederkehren, das wünscht, darum betet

Ihr

Freund

Christoph v. Schmid.

Diepenbrock an Christoph Schmid:

Breslau, den 20. Jänner 1852. Abends.

Hochwürdiger, theurer Freund!

Da ich mich in der Arbeit noch schonen soll, so benütze ich diese Abendstunde, um Ihnen zu sagen, wie sehr Ihr lieber Brief mich erfreut hat. Je älter man wird, desto mehr fühlt man den Werth alter Freundschaft wie alten Weines und Ihr Gewächs ist vom besten Gelände und bestem Jahrgange.

Daß Sie das Dreikönigs- und Johannesfest mit mir ihm Geiste hier gefeiert haben, lohne Ihnen Gott! Es treffen in den Anfang des Jahres die bedeutungsvollsten Tage für mich zusammen, denn der 15. war auch mein Wahltag hier.

Daß Sie mit der Widmung an Sailer zufrieden sind, freut mich ungemein; möchten Sie es mit der

kurzen Charakterskizze ebenso seyn! Ich besorge aber, Sie werden nicht befriedigt seyn. Sailer war schon in seinen körperlichen Gesichtszügen so schwer zu treffen, daß keines seiner Porträits befriedigt; wie viel schwerer ists, der edeln Seele Bild zu treffen, wovon jenes nur „der Schatten und Schein". Viel besser wars, Wittman ähnlich zu zeichnen. Auch mit diesem trefflichen Manne habe ich mich noch einmal beschäftigt. Ich habe in den Blumenstrauß das Jubellied aufgenommen, das ich 1831 auf ihn machte und das Sie kennen. Daran knüpfte ich folgenden Nachruf von 1852*)

Daß Das wahre, tiefe Empfindung ist, brauche ich Ihnen nicht zu versichern.

Es macht mich glücklich, daß ich Sie zu dem Entschlusse fleißiger Aufzeichnung alter, schöner Erinnerungen angeeifert; so habe ich wenigstens einen entfernten Antheil, an der Freude und dem Segen, den diese Erinnerungen seiner Zeit Tausenden bringen werden, auch dann noch, wenn wir längst dahingegangen sind.

Meine Gesundheit stellt sich allmählig wieder her; zur vollen Erkräftigung bin ich aber noch immer nicht gelangt; im Winter, in der Stubenluft und bei einem fortwährenden Gedränge von Sorgen und Geschäften geht das recht langsam. Die Wohlthat der Homöopathie habe ich aber auch in dieser Krankheit wieder

*) S. Diepenbrocks Geistl. Blumenstrauß 2. Auflage.

recht empfunden. Ich weiß nicht, ob Sie Vertrauen zu dieser Heilart haben. Mir hat sie sich aus vieljähriger trostloser Erfahrung der Allopathie und den merkwürdigsten Erfolgen dieser immaterielleren Heilmittel sich aufgedrungen und ich befinde mich wohl dabei.

Und nun Gott befohlen, theurer, ehrwürdiger Freund; Gott erhalte Sie frisch und munter ohne Allo- und Homöopathie; das ist das Allerbeste.

Und bezüglich der Aufzeichnungen bitte, beschwöre ich: nulladies sine linea! Ihrem liebenden Andenken mich empfehlend von ganzem Herzen

Der Ihrige M.

Kurze Zeit nach diesem Schreiben erhielt Christoph Schmid von der Seidel'schen Buchhandlung in Sulzbach die neue Ausgabe des Geistlichen Blumenstraußes.

Christoph Schmid schrieb hierauf an Diepenbrock:

Euer Eminenz!

Mein herzlichster Wunsch, mein innigstes Gebet ist, daß diese Zeilen Sie von Ihrer Krankheit wieder hergestellt finden möchten! Seit Gott Sie mit diesem Leiden heimgesucht hat, bin ich im Geiste beständig bei Ihnen und bete täglich ja wohl stündlich um Ihre Genesung. Morgens ist diese auch mein erster Gedanke. Da in Ihrer ganzen, großen Diöcese Unzählige inbrünstig für Sie beten, so hoffe ich getrost,

der gütige Gott werde ein so vereintes Flehen nicht unerhört lassen.

Meine versprochenen Erinnerungen an Sailer sende ich Ihnen hiemit. Es währte länger, als ich dachte, bis ich damit fertig wurde, sonst würde ich Ihnen früher geschrieben haben. Ich wollte anfangs bloß in den Erinnerungen aus meinem Leben von Sailer erzählen. Allein der Stoff wuchs mir unter der Hand so, daß diese Nachrichten von Sailer wegen großen Umfangs noch mehr wegen Wichtigkeit des Inhalts füglich ein abgesondertes Bändchen ausmachen müssen. Wenn ich gleich anfangs bloß Sailers Biographie hätte schreiben wollen, so hätte ich sie allerdings anders behandelt; so wie sie jetzt ist, ward sie in der Erzählungsart der Erinnerungen aus meinem Leben verfaßt. Dies könnte übrigens in der Vorrede bemerkt werden.

Was Ihnen nicht zusagt, wollen Sie durchstreichen und ich werde es weglassen. Was Ungleichheit der Rechtschreibung, Schreibfehler, Unvollkommenheit des Ausdrucks betrifft, so brauchen Sie nicht darauf zu achten; ich werde diese, ehe ich das Büchlein in die Presse gebe, bei der Correctur verbessern.

Für den herrlich duftenden geistlichen Blumenstrauß, den Sie mir gütevoll senden ließen, danke ich Ihnen herzlich. Er hat mich sehr erquickt. Die demselben vorgesetzte Charakteristik Sailers hat Dr. Passavant, den ich in Frankfurt kennen und schätzen lernte, mit

Einem Worte ganz vortrefflich bezeichnet: „Ein Seelen-Daguerreotyp.“

Indem ich, so wie meine Schwester, Gott um Ihre baldige Wiederherstellung bitte, verbleibe ich voll Ehrfurcht und Liebe ganz der

Ihrige
Christoph von Schmid.

Diepenbrock an Christoph Schmid:

Verehrter Freund!

Ich schreibe Ihnen durch die Hand meiner Nichte und Pflegerin der Frau Ober-Regierungsräthin von Woringen. Ihr liebes Schreiben mit dem Manuscript habe ich seiner Zeit erhalten, habe Letzteres mit dem größten Interesse in guten Stunden mir vorlesen lassen, Ihr seltenes Gedächtniß dabei höchlich bewundernd. Ich danke Ihnen für den hohen Genuß, den Sie mir dadurch gemacht. Ich leide noch immer sehr an einer chronischen Entzündung der Gedärm-Schleimhäute, einer schrecklichen, mir bis dahin ganz unbekannten Krankheit. Die Aerzte geben Hoffnung, aber es geht sehr, sehr langsam und den Winter muß ich schon hier zubringen, da ich das Bett nicht verlassen kann.

Beten Sie für mich um Geduld!“

Der Cardinal schrieb selbst noch folgende Zeilen mit zitternder Hand an das Ende des Briefes: „Vergebung noch wegen der Zögerung; ich hoffte von Tag

zu Tag vergeblich auf Besserung. Ich theile Ihnen hier noch gegen Rücksendung ein Stück aus einem gestern erhaltenen Brief der Frau Geheimräthin von Tiedemann, einer alten Freundin und Verehrerin Sailers mit. Die Processionsschilderung mit dem Eindrucke von Sailers Persönlichkeit können Sie vielleicht in einer Note benützen. Denn das Zeugniß ist von Wichtigkeit. Eine neue Ausgabe meiner Skizze ließe zu lange auf sich warten. Ich kann nicht weiterschreiben, — Gott mit Ihnen und Ihrem Melchior.

Johannesberg in österr. Schlesien, den 16. Oktober 1852."

Der Briefwechsel beider Freunde wurde nun eine Zeitlang unterbrochen, denn auch Christoph Schmid erkrankte im Winter 1852—53 gefährlich. Gott schenkte ihn seinen Freunden und den Seinigen wieder, doch blieb er von dieser Zeit an sehr hinfällig. Seine Kränklichkeit erlaubte ihm nicht mehr, in die Kirche zu gehen; in den geistlichen Rath kam er schon längere Zeit nicht mehr, doch nahm er stets großen Antheil an den Verhandlungen und freute sich, wenn man ihm davon erzählte und bedauerte, daß sein Alter und seine Gebrechlichkeit ihm nicht mehr erlaubten, daran Antheil zu nehmen.

Sobald Christoph Schmid sich wieder etwas erholt hatte, schrieb er an Diepenbrock:

„Euer Eminenz rc. rc. gütevollen Zeilen würde ich auf der Stelle beantwortet haben, wenn es mir nicht

ein heftiger, sehr gefährlicher Krankheits-Anfall unmöglich gemacht hätte. Da nun, wiewohl ich mich noch sehr schwach fühle, der Sturm, Gott Lob, vorüber ist, so sind die ersten Zeilen, die ich wieder schreiben kann, an Sie.

Welchen innigen Antheil ich an Ihrer Krankheit und der so langsamen Wiedergenesung nehme, würde ich vergebens auszudrücken suchen. Ich bin im Geiste immer an Ihrem Krankenbette. Nächst Gott sind Sie jeden Morgen mein erster und jeden Abend mein letzter Gedanke, mit dem ich einschlafe. Alles, was ich thun kann, ist, daß ich für Sie bete. Doch die vielen vereinten ungleich würdigeren Gebete — sollte der liebe Gott sie unerhört lassen können?!

Daß Sie mit meinen Blättern über Sailer zufrieden sind, ist mir sehr tröstlich. Ihre weisen Winke werde ich getreulich befolgen und auch das wichtige Zeugniß für Sailer aus dem geistreichen Briefe der Frau von Tiedemann.

Ihrer getreuen Pflegerin und Nichte, der gnädigen Frau O. R. R., durch deren gütige Hand Sie mir schreiben, bezeige ich meinen Dank und als Ihrer theilnehmenden Wärterin und liebevollen Mitdulderin meine hohe Verehrung.

Für die von Ihnen eigenhändig beigefügten Zeilen bin ich von herzlichem Danke durchdrungen.

Das Schreiben will mir noch nicht von Statten gehen. Ich kann daher für diesmal nichts weiter bei-

fügen, als daß ich, so wie meine Schwester, beständig anhaltend Gott bitte, Er wolle Sie, zum Heile unzähliger Menschen und zum Besten der katholischen Kirche bald ganz wieder herstellen. O, daß uns diese sehnlichst erwartete Nachricht doch recht bald erfreuen möge! Mit der innigsten Liebe und Ehrfurcht ganz der Ihrige. Christoph von Schmid."

Dieser Wunsch wurde nicht erfüllt. Es kam keine frohe Nachricht, auch kein Brief mehr, sondern die Trauerkunde durchscholl Deutschland, daß der edle Cardinal und Fürstbischof Diepenbrock am 20. Januar 1853 nach langen, schmerzlichen Leiden in eine bessere Welt heimgegangen sey.

Der Verlust des ihm geistig verwandten und letzten Freundes aus dem Sailer'schen Kreise schlug dem liebenden Herzen Christoph Schmids eine tiefe Wunde und ein Jahr darauf folgte er Diepenbrock nach in die ewige Heimath, welche in ihren Briefen nicht selten der Gegenstand ihrer Sehnsucht war. Die gleichfalls darin besprochenen Erinnerungen aus dem Leben Christoph Schmids erschienen in diesem Jahre 1853 in der J. Wolffischen Buchhandlung zu Augsburg in zwei Bändchen.

Nächst den hier mitgetheilten Briefen Diepenbrocks erregten die Briefe, welche Christoph Schmids Nichten ihm zuweilen aus Amerika schrieben, seine besondere Theilnahme. Die Nachrichten über Erziehung und Bildung der Jugend auch jenseits des Oceans inte=

ressirten den Kinderfreund in hohem Grade. Er schrieb öfter an die jungen Schulschwestern, ermahnte sie, unwissende Kinder Gott und Christo zu gewinnen und unterstützte ihr aufblühendes aber armes Institut mit namhaften Geldbeiträgen. Ein solches Schreiben, das ich in Abschrift vorgefunden habe, lautet:

Theuerste Nichten!
Liebe Emanuele und Therese!

Das von Euch Beiden unterzeichnete liebevolle Schreiben hat mir, Euerm alten dreiundachtzigjährigen Onkel, große Freude gebracht. Ich danke Gott, daß Ihr in dem von Euch gewählten Berufe so vergnügt und zufrieden, so selig in Gott seyd. Euer Wirkungskreis, unwissende Kinder Gott und unsern Herrn Jesus Christus kennen zu lehren und sie zu würdigen Mitgliedern unserer heiligen, katholischen Kirche zu erziehen, ist der schönste und heilbringendste von der Welt, wiewohl — wie ich mir denken kann — nicht ohne viele Beschwerlichkeiten. Doch seyd Ihr dabei vor vielen Unruhen und Gefahren der Welt bewahrt und, wie Ihr selbst schreibt, an Leib und Seele versorgt. Eure Liebe zu Gott macht Euch alles Schwere leicht. Das gewährt mir in meinem hohen Alter große Beruhigung und nochmal — ich kann nicht aufhören, Gott dafür zu danken.

Es thut mir leid, daß Ihr mir von Eurer lieben Schwester Fanny, jetzt Aloysia, nichts geschrieben habt. Ich hoffe, Sie werde ebenso zufrieden und glücklich

seyn, wie Ihr. Grüßt Sie doch von mir auf das herzlichste!

Ich kann für Euch, meine drei geliebten Nichten, nichts Besseres thun, als beten, besonders in dem heiligen Meßopfer. Betet auch für mich, damit wir uns einst im Himmel wiedersehen, was wohl auf Erden nicht mehr geschehen wird!

Euer

liebevoller Onkel

Christoph von Schmid.

Einige Auszüge aus den amerikanischen Briefen dürften für die Leser dieser Blätter auch nicht ohne Interesse seyn. Die älteste Nichte schrieb von Milwaukee aus am 25. Juni 1852 unter Anderm an Christoph Schmid: „Ueberzeugt, daß Sie Hochwürdiger, geliebter Herr Onkel uns armer Schulschwestern über dem Ocean stets in Liebe gedenken, und daß Sie an der Verbreitung unsers Ordens in Amerika innigen Antheil nehmen, kann ich mich nicht enthalten, Ihnen Einiges über das Gedeihen desselben im nordwestlichen Theile und über unser Wirken in Milwaukee, im Staate Wisconsin, mitzutheilen.

Wir trafen hier bei unserer Ankunft im Dezember 1850, wie Sie, Herr Onkel, aus unsern frühern Briefen wissen, ein schön gelegenes, gut gebautes Haus, welches die göttliche Vorsehung vielleicht für unser Mutterkloster bestimmt hat. An dieses ließ unsere liebe,

ehrwürdige Mutter hier ein anderes Gebäude für Schulen und Institut aufführen mit vielen Sorgen, Beschwerden und Kosten. Dasselbe wurde am heiligen Schutzengelfeste verflossenen Jahres von unserm Hochwürdigsten Bischofe (Henni) selbst auf sehr feierliche und erhebende Weise eingeweiht und unter den Schutz der „heiligen Jungfrau von den Engeln" gestellt. In unserer anmuthigen Kapelle wird täglich das heilige Meßopfer verrichtet und an Sonntagen eine Predigt und Amt gehalten von unserm Hochwürdigen Herrn Beichtvater Urbanek, einem sehr würdigen, frommen und geistvollen Priester aus Oesterreich, welchen uns der liebe Gott zugeführt hat und für den wir Ihm in der That nicht genug danken können. An die Kapelle stoßen die beiden Schulzimmer, eines für deutsche und eines für englische Kinder und stehen mit derselben durch zwei große Schiebthüren in Verbindung, durch deren Oeffnung also die Kinder sogleich den Altar mit dem Allerheiligsten vor sich haben und in ihren Schulen dem Gottesdienste beiwohnen können. Ober den Schulen befinden sich die Zimmer der Kostzöglinge, deren uns der liebe Gott schon mehrere zugeführt und in seiner Güte noch recht viele zuführen wolle. Im Frühlinge ließ unsere liebe, ehrwürdige Mutter auch einen schönen Klostergarten anlegen, in welchem zwar keine Feigen, Trauben und Pfirsiche edelster Art gedeihen, wie in unserm Baltimorer Garten, und in welchem auch keine Kolibris gesehen werden,

der aber eigentlich doch viel schöner ist; denn in seiner Mitte erhebt sich aus einem mit Blumen umgrenzten Rasenhügel ein hohes Kreuz mit dem Bildnisse des lieben Heilandes.

An eine Seite des Gartens stößt ein Oekonomiehof mit einem hübschen Bretterhause (framehouse), deren man in Milwaukee viele sieht, welches uns zum Kaufe angeboten wurde; wir nahmen es, ohne es bezahlen zu können, einstweilen auf Schulden, weil wir es für unsere Kandidatinen nothwendig brauchen, deren Zahl sich täglich vermehrt und die der liebe Gott aus ganz verschiedenen Weltgegenden bei uns zusammenführt, um sie späterhin wieder nach verschiedenen Ländern als treue Arbeiterinen in seinem Weinberg hinauszusenden.

Auch unsere Zöglinge kommen aus verschiedenen Gegenden der Welt, so daß man viererlei Sprachen bei ihnen hören kann. Wir haben unter andern zwei Indianerinen, deren Vater einer der ersten Ansiedler Milwaukees war und erst bei Ankunft unsers Hochwürdigsten Bischofes mit seiner ganzen Familie getauft wurde. Diese beiden Mädchen waren anfangs sehr verwildert, sprachen, sangen und tanzten indianisch und konnten sich kaum beim Gebete ruhig verhalten; in körperlicher Beziehung sind sie weit voran, in geistiger sehr weit zurück, besonders in religiöser. Als ich unlängst der ältern, schon erwachsenen, von der Erschaffung der Welt erzählte und ihr den Begriff

eines Chaos zu erläutern suchte, fragte sie mich, ob denn in diesem Chaos auch Pferde, Büffelochsen und Bären, wie bei ihnen zu Hause im Urwalde, umherliefen? Da sie aber wie die meisten Indianer talentvoll und empfänglich für Religion sind, so machen sie schnelle Fortschritte, beten jetzt schon täglich deutsch mit den andern Kindern, verfertigen hübsche Arbeiten und spielen Klavier. Die jüngere sahen wir an Ostern in unserer Kapelle die erste heilige Kommunion mit Andacht empfangen. Ebendaselbst empfing am Feste der heiligen Theresia eine andere unserer Zöglinge, auch schon erwachsen, die heilige Taufe; als diese unlängst von uns schied, um wieder in ihr Vaterland England zurückzukehren, versicherte sie uns unter vielen Thränen der Rührung und Dankbarkeit, daß sie bei uns die Ruhe und Seligkeit ihres Herzens gefunden habe. Aehnliche Momente versüßen in der That so manches Bittere, das man in Erziehung der amerikanischen Jugend hinsichtlich ihres feurigen Temperamentes und ihres angebornen Freiheitsgeistes durchzukämpfen hat . . . .

Ihre Schriften, Hochw. Herr Onkel, sind auch in unserm Welttheile in englischer Sprache verbreitet und werden allgemein mit Vergnügen gelesen. Erst unlängst überreichte mir eine meiner Schülerinnen, eine kleine lebhafte Amerikanerin, mehrere derselben in kindlicher Freude rufend: „Oh Sister, how nice that is! how beautiful!“ Dieses Mädchen ächt amerikanisch

mit gelb-bleicher englischer Hautfarbe und blonden bis auf die Schultern herabhängenden Haaren, mit kurzem, weißem Faltenröckchen und verbrämten Pettis, welches mehr hüpft und springt als geht, mehr schreit und singt als spricht und folglich unser ganzes Haus belebt, zeigt für alles Gute und Schöne lebhaftes Interesse, kann aber ihre Aufmerksamkeit höchstens fünf Minuten lang auf Einen Gegenstand gefesselt halten. Wie schwer es daher ist, einem solchen Kinde etwas beizubringen, können Sie sich denken . . . .

Doch ich muß schließen, obwohl ich Ihnen, verehrtester Herr Onkel, noch vieles schreiben möchte. Nur noch die herzliche Bitte um Ihren heiligen Segen und Ihr frommes Andenken am Altare des Herrn!

M. Emanuela a. Schulschwester.

Chr. Schmid schikte nach Empfang dieses Schreibens ein Geschenk von 300 fl. durch Hofkaplan Müller in München an das Institut der armen Schulschwestern in Milwaukee und schrieb dazu an den Bischof Henni: „Euer Bischöflichen Gnaden Gruß an mich durch meinen verehrten Herrn Collega Stadler hat mich innig erfreut, so wie auch die Güte, mit der Sie mich schon vor langer Zeit in Augsburg besucht haben, mir noch im frischen Andenken steht. Für Beides bezeuge ich Ihnen meinen innigen Dank.

Diesem Danke füge ich eine Bitte bei. Herr Hof-Kaplan Müller in München wird so gütig seyn, Ihnen drei hundert Gulden von mir für das Insti-

tut der armen Schulschwestern in Milwaukee zu übersenden. Haben Sie die Gnade, dieses Geld der Frau Oberin des Instituts, nebst Bezeugung meiner Verehrung, zu übergeben und auch meine zwei Nichten Emanuela und Aloysia in meinem Namen herzlichst zu grüßen.

Mehr zu schreiben bin ich bei meinem hohen Alter von mehr als dreiundachtzig Jahren und, da ich mich eben heute sehr übel befinde, außer Stand.

Gott segne Ihre treuen, unermüdlichen Bemühungen für sein Reich! Um den Bischöflichen Segen bittend bleibe ich mit Ehrfurcht und Liebe

Euer Bischöflichen Gnaden

geh. Christoph von Schmid."

Dieses Schreiben übersandte er an Domherrn Stadler mit folgenden Zeilen: „Sie erhalten hiemit den versprochenen Brief an den Hochwürdigsten Bischof von Milwaukee.

Ich würde auch an Herrn Hof-Kaplan Müller schreiben, wenn mein Uebelbefinden es mir heute nicht unmöglich machte. Der edle, für den Orden der armen Schulschwestern so thätige Mann, hat schon einmal die Güte gehabt, 860 fl. richtig dahin zu befördern. Ich bitte Sie, ihn in meinem Namen beikommende 300 fl. in Banknoten für das Institut der armen Schulschwestern an den Hochwürdigsten Bischof Henni, dem ich in meinem Briefe davon sagte, in

einem Wechsel oder wie er's für gut findet, zu übersenden. Die Auslagen, die er dabei haben wird, werde ich dankbar ersetzen. In Verehrung und Liebe

Ihr

alter, kranker Collega
Christoph von Schmid.

Die Oberin des Klosters schrieb den 24. Juni 1852 an Christoph Schmid:

Hochwürdiger Herr Domkapitular!

Vor ein paar Wochen ward mir die hohe Ehre und Freude zu Theil, einen eigenhändigen Brief von E. H. zu lesen. Ihre allbekannte Vaterliebe und herzliche Güte hat unserm armen Institute abermals eine Schankung von 300 fl. gemacht, die glücklich in unsere Hände durch Unsern Hochwürdigsten Herrn Bischof gekommen sind. Wie innig mein Herz Euer Hochwürden für diese Wohlthat dankt, weiß nur der liebe Gott, der ins Verborgene sieht. Im Geiste küsse ich E. H. dankbarst die Hand, dabei bittend, die Versicherung anzunehmen, daß wir stets durch inniges Gebet für E. H. verbindlich seyn wollen. Gott hat uns hier im Lande des Unglaubens wohl den schönsten aber auch einen schwierigen Beruf gegeben. Der göttliche Kinderfreund Jesus führet uns Kinder und Mädchen von 6—19 Jahren zu, die durch uns mit der heiligen Religion und den nothwendigen Kenntnissen

bekannt werden sollen. Die P. Missionäre erklären alle einstimmig, daß ihr Wirken fruchtlos, ihre Mühen vergebens seyen, wenn nicht bei den Kindern mit Erziehen und Bilden angefangen werde. Im Dickicht des Urwaldes haben sich so viele Deutsche niedergelassen, dort wandeln sie durch ihren eigenthümlichen Fleiß die Wildniß zur gesegneten Flur um; es wächst ihnen das liebe Brod und sie fühlen sich entschädigt für ihre Mühe und die vergossenen Schweißtropfen. Zufriedenheit würzt ihr Leben, wenn gleich Armuth ihr treuer Begleiter ist, aber ein geheimer Kummer drückt sie. Ihre Kinder, ach diese sind noch nicht versorgt; sie sollen in Wäldern gleich vernunftlosen Thieren heranwachsen; keine Schule ist weit und breit; kein Glied der Familie konnte lesen, schreiben rc. lernen, der Unterricht von den heiligen Sakramenten, die sie bereits empfangen haben, ist bereits wieder dem Gedächtnisse entschwunden und so blieben diesen Leuten bei ihrer großen Dürftigkeit nichts als Verwilderung übrig, wenn nicht uns der Herr zu diesen Armen senden würde. Schon sind drei Schulhäuser, die freilich mehr Hütten als Wohnungen gleichen, für uns in baldiger Bereitschaft. Wir sollen so ganz dem Sinne des Wortes gemäß arme Schulschwestern, wohnend in Mitte des Waldes, in der Nachbarschaft armer Holzkirchlein seyn! Welch' seliges Wonnegefühl durchströmt indeß unser Inneres, wenn wir so in den Kleinen unserm Herrn dienen können! Wie so

gerne vergißt man hier die Vorzüge und Vortheile der Stadt und ihre Lebensmittel! In der Hütte, die mit Baumstämmen aufgeführt und mit Brettern und Stroh gedeckt ist, kostet man so recht den süßen Seelenfrieden, den das Missionsleben bereitet. Ja, möge uns Schulschwestern der Herr recht viele Gnaden verleihen, daß wir Kinder für den Himmel, unsere wahre Heimath, erziehen und bilden. Hier in Milwaukee haben wir nun ein ziemlich großes Haus erbaut und obgleich uns noch große Schuldenlast drückt, so beseligt mich das Vertrauen, daß der überreiche Vater im Himmel hierin bald helfen werde, und das nicht ohne Grund, denn dieses Haus ist die Pflanzstätte für Schulschwestern, die ausgesandt in Wisconsins Gegenden das Reich des Herrn verbreiten sollen.

Auf dem Lande, vielmehr im Busche, da Alles noch Wald ist, findet man, Gott sey Dank, gute, einfältige Herzen, ähnlich den bethlehemitischen Hirten, daher, so Gott hilft, uns eine gesegnete Zukunft bevorsteht. In den Städten hingegen ist es ein wahres Elend; der Unglaube, die Sittenlosigkeit haben überhand genommen und es gehört eine große Gnade und Umsicht dazu, die feurigen Temperamente der Kinder zu zügeln und sie in die nöthigen Schranken zu versetzen. Von schädlicher Wißbegierde ist fast jedes Kind angesteckt. Kaum können sie lesen, so bringen sie schon ungläubige, schlechte Blätter (Zeitungen) zur Schule, um damit ihren Geist zu unterhalten und

zu nähren. Solch' traurige Vorfälle haben uns schon tiefen Schmerz bereitet und uns den sehnlichsten Wunsch entlockt: o hätten wir die Schriften von Christoph Schmid, um diesen Kindern religiöse und edle Gesinnungen beibringen zu können; denn ich kann mich noch ganz gut erinnern, welch' guten Eindruck die Erzählungen, von Euer Hochwürden herausgegeben, auf mich in meinen Kinderjahren machten. Mein weiser Onkel Herr General=Vikar Frieß von Eichstädt, der mich erzogen, suchte meinen lebendigen und ausschweifenden Geist damit zu beschäftigen. Diese Erzählungen halfen gar sehr mein Glück begründen.

Verzeihen Euer Hochwürden, daß ich so weit in meinem Schreiben ausschweifte; ich verehre Euer Hochwürden als Begünstiger unsers Ordens, daher ich meine Mittheilung so erweiterte. Nochmals wiederhole ich meinen ehrfurchtsvollen, tiefgefühlten Dank. Gott lohne Euer Hochwürden im reichlichsten Maße!

Mit ausgezeichneter Hochachtung

Euer Hochwürden

dankbare Maria
Carolina,
arme Schulschwester.

Endlich ist hier noch eines kleinen Gedichtes zu erwähnen, das Christoph Schmid, von dem Ritter von Alpenburg dazu eingeladen, in das Radetzky=Album einzeichnete. Es lautet:

Heil, Heil dem edeln, hohen Helden,
Dem Kämpfer für Altar und Thron!
Ihn lohnt der Siegespreis beider Welten
Die Palme und die Lorbeerkron.
Hoch leb' der Greis Radetzky hoch
In Jünglingskraft viel Jahre noch!

Dem Albumsblatt war folgendes Schreiben beigelegt:

Euer Hochwohlgeboren!

danke ich für die mir erwiesene Ehre, mich in die Reihen der Verehrer des Feldmarschalls Radetzky aufzunehmen. Es macht mir große Freude, daß mir eine so schöne Veranlassung gegeben ist, meine Ehrfurcht gegen den greisen Helden auszusprechen, den Gott auserwählt und mit Jugendkraft ausgerüstet hat, dem Aufruhr und der Zertrümmerung alles Bestehenden guten Halt zu gebieten.

Meinen Namen habe ich nebst einigen Zeilen in das Albumsblatt eingetragen.

Das am besten getroffene Portrait von mir, das freilich schon vor mehreren Jahren gezeichnet worden, lege ich auf Ihren Wunsch bei; ich habe indessen mein fünfundachtzigstes Lebensjahr erreicht.

Dem treuen, biedern Tyroler-Volke, das ich schon seit den Jahren meiner Kindheit achtete und liebte, wünsche ich Glück zu dem lobenswerthen Gedanken, dem bewunderten Helden Radetzky ein National-Denkmal zu errichten.

Mit ausgezeichneter Verehrung des thätigen Vorstandes eines so preiswürdigen Vereines

Euer Hochwohlgeboren
ergebenster Diener
Dr. Christoph von Schmid,
Domkapitular.

---

12. Letzte Lebensjahre und Heimgang Christoph Schmids.

Die letzten zwei Lebensjahre Christoph Schmids waren durch körperliche Leiden und Gebrechen des Alters vielfach getrübt. Sein Gehör ließ nach und man mußte ziemlich laut mit ihm sprechen. Alsdann entstand dicht unter seinem rechten Auge, mit dem er allein sehr deutlich sah, ohne äußere Veranlassung eine Wunde, die ihm viele Schmerzen und Sorgen machte. Nachdem mehrere Monate lang daran vergeblich kurirt worden war, fand sein Arzt, Hofrath Reisinger, eine Operation nöthig. Der fünfundachtzigjährige Greis überstand dieselbe mit großer Standhaftigkeit und sie ging, ohne daß ihm nur dabei übel wurde, glücklich vorüber. Dazu kam noch, daß seine ohnehin betagte Schwester Franziska in Folge der Anstrengung und des Kummers dabei sehr leidend wurde. Er sah daher mit Sehnsucht im Herbste 1853 der Ankunft seiner Schwester Therese, meiner Mutter, ent-

gegen und schrieb mir darüber am 6. September: „Wir haben uns sehr darauf gefreut, Deine liebe Mutter dahier zu sehen. Herr Butsch hatte uns Hoffnung gemacht, sie vielleicht von seiner Reise mitzubringen. Ich saß deshalb Abends Stundenlang am Fenster, sehnsuchtsvoll auf sie wartend, — bis ich endlich zu meinem Bedauern vernahm, Herr Butsch sey allein gekommen!

Aus Deinem Briefe an unsern lieben Vetter Dr. Fritz ersah ich, daß Du erst zu Ende dieses Monats mit Deiner lieben Mutter hieher zu reisen gedenkest, um die Eisenbahn von Ulm nach Augsburg zu benützen. Allein dies dünkt mich zu spät. Die Witterung dürfte zur Rückreise zu unfreundlich werden. Die erste Hälfte des Septembers wäre bequemer. Der Anfang der Ferien, Mariä Geburt, war, als ich noch studirte, sehr gut gewählt. — Auf der Eisenbahn könnet Ihr von Essendorf ja sehr leicht und schnell nach Ulm kommen. Dort müßt Ihr dann eine Miethkutsche bis hieher nehmen. Ein Eil- oder Stellwagen wäre für die liebe Mutter zu unbequem und beschwerlich. Wegen der Reisekosten seyd außer Sorgen.

Gottlob! ist meine Wunde, dicht unter dem rechten Auge, die von selbst entstand und sehr gefährlich zu werden drohte, bereits ganz geheilt. Allerdings verursachte sie mir viele Schmerzen und der lieben Franzy großen Kummer und viele Mühe mit meiner Bedienung. Sie wurde davon ganz erschöpft und

sehr schwach und leidend! Doch geht es, Gott sey Dank, auch ihr wieder besser.

Nimm, liebster Albert, mit diesen wenigen Zeilen vorlieb. Es fällt mir jetzt schwerer, ein solches unbedeutendes, trockenes Briefchen zu schreiben, als vormals einige Bogen für den Druck. Ich habe mich von meiner Krankheit noch nicht ganz erholt und die Last der Jahre drückt mich, seit ich in das sechsundachtzigste Lebensjahr eingetreten bin, fast darnieder.

Eben war der Arzt da und erklärte meine Wunde als ganz geheilt. Eine fröhliche Nachricht!

Mehreres mündlich. Die liebe Tante und alle die Unsrigen grüßen Dich und Deine liebe Mutter aufs Herzlichste.

Euer

liebender Christoph."

Wir reisten unverzüglich nach Augsburg und fanden den greisen Onkel und dessen Schwester wider Erwarten besser, als wir gehofft hatten. Die damalige milde Herbstwitterung hatte viel zu seiner Erholung beigetragen. Auf unsere theilnehmenden Fragen wegen der erstandenen Operation bemerkte er: „Ich habe ein recht großes Vertrauen auf Gott gehabt und recht gebetet und Er half; es ging gut vorüber."

An schönen Nachmittagen konnte Christoph Schmid wieder in seinem Garten spazieren gehen. Sobald des Morgens die Sonne in sein Zimmer schien, setzte

er sich an das Fenster, um, wie er sagte, seine alten Glieder von ihrer Wärme neu beleben zu lassen. Sein vieljähriger Freund, Domkapitular Dr. Buchner in Passau, früher Professor der Dogmatik in München, hatte ihm einen edeln Wein geschickt, der ihn sehr stärkte. Wenn er zuweilen ein Gläschen davon trank, sagte er lächelnd: „Unsere Alten haben es verstanden mit wenig Worten eine Sache treffend zu bezeichnen; sie pflegten vom Weine zu sagen: vinum lac senum“ (der Wein ist die Milch der Greise.)

Den Vormittag über arbeitete er immer noch; er machte Aufzeichnungen aus seinem Leben für das dritte Bändchen seiner Erinnerungen; auch schrieb er kleine Erzählungen für Kinder, die sich noch unter seinen hinterlassenen Schriften befinden. Da er Nachmittags nicht mehr arbeiten konnte, speiste er erst um 1 Uhr, ja um 2 Uhr zu Mittag. Gegen Abend besuchte ihn fast regelmäßig Domkapitular Franz von Paula Baader, den er sehr hoch schätzte. Auch Graf von Taufkirchen und seine Tochter Amalie, deren Gewissensfreund Christoph Schmid war, erfreuten ihn oft mit einem Besuch.

In den Abendstunden las er, wie gewöhnlich, die Zeitungen und unterhielt sich mit seinen Geschwistern. Er bedauerte sehr, daß er an der im Laufe des damaligen Sommers in Augsburg stattgehabten Jesuiten-Mission wegen Alter und Kränklichkeit nicht habe Antheil nehmen können und drückte seine Freude dar-

über aus, daß ihm die Patres mit einem Besuche beehrt hätten. Wir kamen auf den Orden der Jesuiten zu sprechen. Er sprach sehr rühmlich von dem Orden der Gesellschaft Jesu. Unter Christoph Schmids hinterlassenen Papieren fand ich folgendes Urtheil über diesen Orden von seiner Hand aufgezeichnet: „Ich war damals, als der Orden der Gesellschaft Jesu aufgehoben wurde, etwa fünf Jahre alt. Ich lernte in der Folge mehrere angesehene Beamte und hohe Staatsmänner kennen, die noch bei den alten Jesuiten studirt hatten. Und da war es mir und ist mir noch sehr merkwürdig, daß alle diese ehemaligen Jesuitenschüler mit aufrichtiger, inniger Verehrung von ihren Lehrern sprachen. „„Man lernte““ sagten sie, „bei ihnen freilich nicht so vielerlei, wie jetzt, aber viel. Was man bei ihnen lernte, das lernte man recht. Die Kenntniß der Religion stand oben an. Sie wußten uns eine tiefe Ehrfurcht gegen unsere heilige Religion einzuflößen. Das ganze Betragen dieser frommen Männer war würdig und tadellos. Wir hatten wahre Ehrerbietung vor ihnen. Wir waren überzeugt, daß sie väterlich gegen uns gesinnt waren und nichts als unser Bestes wollten. Wir hatten ein kindliches Zutrauen zu ihnen und gehorchten ihnen willig. Deßhalb war es ihnen auch leicht, uns in Ordnung zu halten. Sie hatten eine eigene Gabe, Knaben und Jünglinge vor Abwegen zu bewahren u. s. w.““ Es wird Niemand läugnen, daß der ehrwürdige Orden der

Jesuiten wahrhaft große Männer hatte, unter denen sich viele in allen Fächern, besonders auch in der Mathematik und Poesie, auszeichneten. Herder hat z. B. in seiner Terpsychore drei Bände lateinische Gedichte übersetzt und versprochen, in dem dritten Theile den Dichter zu nennen und zu würdigen. Die übersetzten Gedichte wurden hochgepriesen, aber wie erstaunte man, als man am Ende vernahm, dieser Dichter sey ein Jesuit, (Balde) der 1668 zu Neuburg an der Donau starb. Herder hatte wohl eingesehen, wenn er den Dichter gleich Anfangs genannt hätte, so würde man dessen Gedichte nicht so gut aufgenommen haben. Ueberhaupt wäre es sehr zu wünschen, daß wir Biographien aller großen Männer aus dem Orden der Jesuiten haben möchten. Ein solches Werk wäre gewiß höchst interessant und würde dem Orden zu großem Ruhme gereichen."

Diese Bemerkung wollte Christoph Schmid ohne Zweifel in das dritte Bändchen seiner Erinnerungen aufnehmen, an dessen Herausgabe ihn aber der Tod hinderte.

Bemerkenswerth war es mir auch, daß Christoph Schmid, wenn ich so Abends bei ihm saß, auf einmal sagen konnte: „Wenn ich meine Augen schließe, sehe ich die herrlichsten Landschaften vor mir; sonnige Thäler, blumige Wiesen, waldige Berge, Seen, beschneite Alpen und darüber den herrlichsten blauen Himmel." Es stellten sich ihm diese Bilder innerlich

ohne äußere Veranlassung unwillkürlich Abends und Nachts dar, wenn er die Augen schloß; noch prächtiger stellten sich ihm solche Landschaften dar, wenn er vorher eine lithographirte oder gemalte Landschaft angesehen hatte. Auch sehr schöne, erquickende Träume hatte er. Einmal, als er sehr leidend zu Bette gegangen war, fand ihn seine Schwester Morgens sehr heiter und gestärkt. Er sagte ihr: er habe im Traume von einer wunderschönen Stimme das Liedchen singen hören

Ich habe Muth
In jeder Noth,
Denn gut, o gut
Ist unser Gott!

Desgleichen hielt er ganze Predigten im Traume.

Unter seinen Papieren finden sich zwei skizzirte Predigten aus dieser Zeit, bei denen angemerkt ist: „Im Traume gehalten." Die eine Predigt bezieht sich auf das Fest des heiligen Sebastian, die andere auf Maria, die seligste Jungfrau. Die erste Predigt beginnt mit den Worten: „Ich muß damit anfangen, einen großen Fehler, den ich gemacht habe, aufrichtig zu bekennen. Freundlich eingeladen, an dem heutigen Festtage in dieser Kirche zu predigen, habe ich, in andere Geschäfte verwickelt, gänzlich darauf vergessen. Erst als man kam und mir sagte: die versammelte Gemeinde warte fast unwillig auf den Prediger; es sey die höchste Zeit, daß er endlich komme, fiel es

mir wieder ein. Ich sehe mich daher genöthigt, ohne die erforderliche Vorbereitung von dieser heiligen Stätte aus zu Euch zu reden. Doch da das Wesentliche der Geschichte Euch längst bekannt ist, so brauche ich nur daran zu erinnern. Dazu gibt mir das schöne Altarblatt Gelegenheit. Der heilige Sebastian ist hier abgebildet, die Blicke zum Himmel gerichtet, mit Stricken an einen Baum gebunden, von Pfeilen durchbohrt. Was wir da sehen, wollen wir in drei Punkten erwägen. Gott gebe mir dazu seine Gnade, die ich heute vorzüglich nöthig habe!" Diese drei Punkte sind nach dem Manuscripte kurz aber sehr erbaulich ausgeführt.

Eine andere Aufzeichnung enthält: „Reime unter vier Landschaftsbildchen die vier Jahreszeiten vorstellend:

1. Im Frühling seh'n wir Gottes Güte
   An frischem Grün, an Laub und Blüthe.

2. Der Sommer reift die goldnen Aehren,
   Die wunderbar uns Brod gewähren.

3. Im traubenreichen Herbste geben
   Das edelste Getränk die Reben.

4. Des Winters scharfem Frost zu widerstehen,
   Hat uns der liebe Gott mit Holz versehen."

„Die Landschäftchen," ist dabei bemerkt, „wurden mir im Traume vorgelegt, mit dem Wunsche, Reime darunter zu schreiben. Die Reime habe ich halb träumend, halb wachend, beiläufig so, wie sie hier

stehen, geschrieben.“ Man sieht auch daraus, wie rege und lebendig Christoph Schmids Geist noch im hohen Greisenalter war. In diesem Herbste versammelte Christoph Schmid alle seine noch lebenden hochbetagten Geschwister um sich, zwei Brüder und zwei Schwestern; alle fünf Geschwister zusammen zählten fast 400 Jahre. Bei Tisch war er in ihrer Mitte sehr heiter und erinnerte sich mit ihnen an die goldenen Tage der Jugend. Es war dieses das letzte fröhliche Familienfest.

Die nun folgende rauhe Winterwitterung hatte wieder einen sehr ungünstigen Einfluß auf die Gesundheit Christoph Schmids und seiner Schwester. Er schrieb mir unterm 15. Dezember 1853: „Seit einigen Monaten her hatten ich und Franzy harte Tage. Unsere geistige und leibliche Thätigkeit war wie gelähmt. Mir macht das viele, viele Briefschreiben große Pein. An manchem Tage vermag ich nicht einmal ein freundliches Briefchen zu schreiben. Und wie viele und große Mühe macht es mir, an hohe, ja allerhöchste Personen schreiben zu müssen, wo die Handschrift schön und nichts corrigirt seyn soll! Dazu kommen noch fast tägliche Besuche von Hohen und Niedern, die mir nicht mehr so angenehm sind, wie ehemals, indem ich schlecht höre und zum Reden nicht aufgelegt bin. Sehr groß ist auch der

Andrang von Armen, die früherhin sich hinreichend ernähren konnten, während jetzt alle Lebensmittel, besonders Korn und Holz, sehr theuer sind und mit Arbeit sehr wenig zu verdienen ist. Die Noth wird alle Tage größer. Das Glöcklein an der Hausthüre geht von Morgen bis Abend fast in Einem fort. Doch genug davon!

Dr. Fritz ist nun Hausarzt in der Strafanstalt Kaisheim; er ist nun recht in seinem Element, in dem er sich seinen Mitmenschen sehr wohlthätig erweisen kann. Ich sehe ihn da lieber, als in Aegypten, wohin er als Leibarzt des Vicekönigs hätte kommen sollen. Unsre lieben Anverwandten, die drei Schulschwestern in Nordamerika und die barmherzige Schwester in München, befinden sich gesund und wohl, und in ihrem Berufe glücklich, ja selig. Sie — hier wurde ich von dem Herrn Doctor unterbrochen, der meine Wunde zu besichtigen und zu verbinden kommt, die zwar nur mehr klein, aber doch noch nicht ganz geheilt ist.

Der schwere, drückende Wolkenhimmel und die Last meiner mehr als 85 Lebensjahre gestatten mir nicht, wieder anzuknüpfen und weiter zu schreiben. Ich kann also nichts mehr beifügen, als daß die liebe Schwester Franzy, Bruder Alois und seine Frau und Tochter, die vortreffliche Lehrerin Anna im englischen Institute, und ich Dich und Deine geliebteste

Mutter auf das Herzlichste grüßen. Betet für uns!
Von ganzem Herzen Dein

Dich innigst liebender,
alter Onkel Christoph.

Im Anfange des Jahres 1854 wurde Christoph Schmid durch ein eigenhändiges Schreiben Seiner Majestät König Ludwigs überrascht, das den greisen Schriftsteller ganz ungemein erfreute und zu Thränen rührte. Er hatte dem Könige seine Schrift-Erinnerungen an Sailer 2. Bändchen zugesandt und folgende Antwort erhalten:

München, 15. Jänner 1854.

So eben habe ich Ihre Erinnerungen an Sailer beendigt; Thränen stehen in meinen Augen. Es ist ein neues Verdienst, das Sie zu Ihren vielen Verdiensten fügen, diese Ihn und Sie ehrenden Erinnerungen. Schmids Kinder-Schriften, wie trefflich sind solche! Hätten Sie, die Sie so viele gute verfaßt, auch nur diese aufgesetzt, würden Sie schon segenverbreitend seyn. Täglich, Morgens und Abends, erbaue ich mich in Ihres Lehrers und Freundes, in Sailers Gebetbuch, auch in der Kirche. Daß Sie aus seinem, daß Sie aus Ihrem Leben diese Erinnerungen aufgezeichnet, ist nutzreich und erfreulich. Mit diesen Gefühlen

Ihr Ihnen wiederholt dankender
Ludwig.

Leider wurde Christoph Schmids Freude über dieses huldvolle Schreiben durch die immer mehr zunehmende Kränklichkeit seiner Schwester Franziska bald wieder getrübt.

Gegen das Frühjahr hin mußte sie fast den ganzen Tag im Bette zubringen; sie war stets zärtlich besorgt für ihren greisen Bruder und ließ sich zuweilen, auf die Magd gestützt, in sein Studirzimmer führen. Er selbst saß viele Stunden an ihrem Bette, tröstete sie und betete mit mir. Da Christoph Schmid schon längere Zeit die Erlaubniß hatte, im Hause das heilige Meßopfer darzubringen, so reichte er seiner kranken Schwester immer auch zugleich das heilige Abendmahl. Es war sehr rührend anzusehen, wenn der sechsundachtzigjährige Bruder seine schwache achtzigjährige, am Ende dieses zeitlichen Lebens stehende Schwester, mit jenem Brode speiste, das da nährt zum ewigen Leben.

Sobald es die Witterung im Frühlinge gestattete, reiste ich mit meiner Mutter nach Augsburg. Sie übernahm die Pflege der kranken Schwester und des greisen Bruders, was beiden ein großer Trost war. Am 18. Juli Morgens 2 Uhr starb die Schwester Christoph Schmids; er kniete stille betend an ihrem Sterbebette, bis sie vollendet hatte. Es war eine

harte Trennungsstunde für sein liebendes Herz; er bestand sie mit der Seelenruhe eines frommen Christen und wahren Priesters. Am andern Morgen zeigte er ihren Tod in den Blättern mit dem Bemerken an: „Sie hat mir über vierzig Jahre mit unbeschreiblicher Liebe und Treue als Haushälterin gedient und entschlief sanft und nach Empfang der heiligen Sterbesakramente vollkommen in den Willen Gottes ergeben.“ Alter und Kränklichkeiten erlaubten ihm nicht dem Sarge der geliebten, treuen Schwester zu folgen. Unter den vielen Beileidsbezeugungen, welche ihm über diesen schmerzlichsten Verlust zu Theil wurden, rührte und tröstete ihn die Theilnahme am meisten, welche die Hochwürdigsten Bischöfe von Bayern ihm aussprachen. Dieselben waren eben damals in Augsburg zu Abhaltung von Conferenzen zusammengetreten, und erwiesen Christoph Schmid die Ehre eines Besuches. Es war am Abende des 26. Juli; Christoph Schmid saß in seinem unteren Zimmer. Er dachte an nichts weniger, als an einen so hohen Besuch. Da öffnete sich die Thüre und die Kirchenfürsten in ihren bischöflichen Gewändern, voran der Hochwürdigste Erzbischof von München, Graf von Reisach, nunmehr Cardinal in Rom, traten freundlich grüßend ein. Sie nahmen Platz, bezeugten dem überraschten Greise überaus liebevoll ihre Theilnahme an dem Hinscheiden seiner Schwester, und unterhielten sich einige Zeit sehr herablassend mit ihm.

Als sie wieder scheiden wollten, wandte sich Christoph Schmid an den Hochwürdigsten Erzbischof von München und sagte: „Ich stehe nahe dem Grabe und es wird mir in diesem Leben das hohe Glück nie mehr zu Theil werden, meine H. H. Oberhirten zu sehen; ich bitte Euer Excellenz, mir altem Manne den erzbischöflichen Segen zu geben.“ Er ließ sich auf ein Knie nieder, die Bischöfe umstanden ihn und der Erzbischof streckte segnend seine Hände über den ehrwürdigen Greis aus. Es war ein feierlicher Augenblick, der wie ein milder Sonnenstrahl den Abend seines Lebens verklärte. Es war aber auch diese Segnung eine Einweihung zu Christoph Schmids nahem Begräbniß; das Gebet und der Segen seiner Oberhirten sollten ihn stärken, den Leidenskelch, den ihm Gott bald darauf darreichte, mit Geduld und Ergebung zu trinken.

Der erste bittere Tropfen daraus war der Tod seiner noch einzigen Schwester Therese, meiner unvergeßlichen, edeln Mutter. Ich hatte sie ihm zur Pflegerin zurückgelassen und war nach hartem Abschiede allein nach Hause gereist. Schon nach vier Wochen erhielt ich eine telegraphische Botschaft, daß sie lebensgefährlich erkrankt sey. Die damals auch in Augsburg ausgebrochene Cholera hatte sie ergriffen. Ich reiste noch in derselben Stunde ab; als ich aber am Abende des 12. Augusts mich dem Häuschen Christoph Schmids näherte, erblickte ich schon von

Ferne zu meinem unaussprechlichen Schmerze den schwarzen Leichenwagen vor der Thüre und traf die geliebte Mutter im Sarge. Auch an ihrem Sterbebette war der treue Bruder betend und tröstend gestanden. Ich fand ihn im Bette; er richtete sich mühsam empor, streckte mir die Hände entgegen, drückte mich an sein Herz und sprach mit gebrochener Stimme: „Gott hat es gethan; ach alles kommt mir wie ein Traum vor! Ich kann es kaum glauben, daß Deine gute Mutter gestorben ist.“ Ich setzte mich an sein Bett. Ich weiß nicht mehr, was er zu meinem Troste gesprochen hat, ich war zu traurig.

Am 15. August war Christoph Schmids 87. Geburtstag. Als ich Morgens in sein Zimmer trat, fand ich ihn betend. Er dankte mir für meine guten Wünsche und sagte: „Gott hat mich viele fröhliche Geburtstage mit meinen geliebten Schwestern erleben lassen; nun ist es sein Wille, daß ich diesen Tag ohne sie feire; ich hoffe, sie feiren ihn fröhlicher, als wir, im Himmel, und wir werden uns ja wiedersehen.“ Er schlug das neue Testament, in dem er alle Tage zu lesen pflegte, auf und las das 5. Kapitel im ersten Briefe des Apostels Paulus an die Korinthier über die Auferstehung der Todten, und ihre Verherrlichung vor. Dann sprach er abermals davon, daß er seinen letzten Willen aufzeichnen werde, er wolle seinen Freund Baader bitten, ihm dabei behülflich zu seyn. „Ich habe,“ fuhr er fort, „unter mei-

nen Papieren noch Manches, das der Herausgabe werth seyn dürfte; Du kannst es nach meinem Tode ordnen und der Oeffentlichkeit übergeben. Wenn mir Gott noch das Leben fristet, gedenke ich von meinen Erlebnissen in einem dritten Bändchen zu erzählen; den Schluß derselben will ich Dir überlassen." Die folgenden Tage waren sehr trübe und traurig; die Cholera breitete sich allmählig in der Stadt aus und Furcht ergriff die Gemüther. Zur Zerstreuung las mir Christoph Schmid eine kleine Erzählung vor, welche er schon im vorigen Jahre verfaßt und „die Blumenfreunde" betitelt hatte. Er setzt darin den Blumen, die er so sehr liebte, vor seinem Tode gleichsam noch ein kleines Denkmal. Unter andern kommt in dieser Erzählung die Stelle vor: „Die Astern halten auch bei der rauhesten Witterung aus und fahren fort, zu blühen. Sie sind mir ein schönes Sinnbild eines Menschen, der auch in rauhen Tagen und im Unglück und wann sein Herbst eintritt, den Muth nicht sinken läßt, sondern wie in den Frühlingstagen der Jugend eines frischen, fröhlichen Muthes bleibt. Auch der Name Aster, Sternblume, hat für mich eine schöne Bedeutung. Wann die Blumen irdischer Freuden dahingewelkt sind, bleiben uns dort über den Sternen höhere Freuden aufbewahrt." Während Christoph Schmid diese Worte las, drängte sich mir der Gedanke auf, daß sich dieses Sinnbild auf den Verfasser selbst anwenden lasse. Auch er ließ in diesen

rauhen Tagen, im Herbste seines Lebens den Muth nicht sinken und hoffte, nachdem ihm die irdischen Freuden dahingewelkt waren, auf jene höhern, unverwelklichen Freuden dort über den Sternen. Wenn Freunde, die ihn besuchten, den Verlust seiner beiden Schwestern beklagten und Besorgnisse wegen der Zukunft für ihn ausdrückten, gab er zur Antwort: „Gott wird mich auch nicht verlassen.“

Mein Abschied von dem von Alter und Schicksalsschlägen gebeugten Greise war hart, sehr hart. Doch ahnete ich nicht, daß es das letztemal seyn sollte, daß ich sein ehrwürdiges Angesicht in dieser Welt sah. Ich versprach ihm, während des Herbstes noch einmal nach Augsburg zu kommen.

Unterm 21. August schrieb er mir: „Seit Deiner Abreise hat die furchtbare Krankheit noch sehr Viele sehr schnell hingerafft. Der geistliche Rath und Chorvikar Mayer, mein Nachbar, ein sehr würdiger Geistliche, kam Mittags 1 Uhr aus der Domkirche zurück und Abends 8 Uhr war er eine Leiche. Herr von Walk, bei heilig Kreuz angestellt, begab sich Morgens noch gesund in den Beichtstuhl und erlebte den Abend nicht mehr. Ich bin deßhalb froh, daß ich Dich hier nicht aufhielt, sondern, so schwer es mich ankam, Dir rieth, abzureisen.

Die weltlichen und geistlichen Behörden haben sehr gute Anordnungen getroffen. Die Stadt wurde in mehrere Distrikte getheilt, und jeder einem der hiesigen

Aerzte und Chirurgen angewiesen. In jeder Pfarrei wird täglich, abwechslungsweise, eine Betstunde gehalten. Die Sterbeglocke wird nur mehr für drei und nicht mehr für einzelne Todesfälle geläutet, weil das beständige Läuten die Einwohner in zu grosse Schrecken versetzen würde. Einige Familien sind von hier emigrirt.

Was mich betrifft, so bin ich ohne Furcht, und noch ziemlich gesund und wohl. Ich sage mit Dir: Gott sey unsere Stärke und unser Trost!

Sobald die Cholera aufgehört hat, werde ich Dir Nachricht geben. Ich habe eine grosse Sehnsucht nach Dir!!

Herr Domkapitular Baader besucht mich sehr oft. Aloys, mein treuer Bruder, ist täglich bei mir. Auch die Magd Therese macht ihre Sache sehr gut. Alle grüßen herzlichst. Und nun lebe wohl, bis auf Wiedersehen. Gott sey mit Dir und Deinem Dich

innigst liebenden Onkel
Christoph.

Wenige Tage nach Empfang dieses Schreibens las ich in den Zeitungen, daß Domkapitular Franz von Paula Baader in Augsburg ein Opfer der Cholera geworden sey. Ich fühlte nur zu gut, wie ungemein schmerzlich dieser neue Verlust für den geliebten Onkel seyn mußte und schrieb an ihn, daß ich zu ihm kommen, meine Stellung in Württemberg aufgeben und bis zu seinem Tode bei ihm bleiben

wolle. Er schrieb mir umgehend dieses liebe, theure Briefchen zurück, das hier im Facsimile seiner Handschrift beigefügt ist.

Dieses war Christoph Schmids letzter Brief, überhaupt das Letzte, was er in dieser Welt geschrieben hat. Am 3. September Nachmittags 1 Uhr erhielt ich durch unsern verehrten Hausfreund Butsch in Augsburg eine telegraphische Botschaft des Inhalts: „Christoph von Schmid hat vollendet!“ — —

Ich reiste am andern Tage auf der Eisenbahn nach Augsburg. Nur wenige Reisende befanden sich auf dem Zuge. In Augsburg angekommen ging ich vom Bahnhof aus zu Fuß in die Stadt. Auf den öden Straßen sah man, meist nur schwarz gekleidete Menschen, da und dort einen Arzt oder einen Priester; auch ein Wagen mit Särgen begegnete mir. Wie oft war ich dem Häuschen Christoph Schmids so fröhlich und heiter zugeeilt, welche Gefühle bewegten jetzt mein Herz, als ich mich demselben näherte! Die Magd öffnete die Thüre; sie brach sogleich, als sie mich sah, in Thränen aus und sagte, gestern habe man die theure Leiche auf den Gottesacker geführt. Ich trat in das trauliche Studirzimmer Christoph Schmids. Alles darin war noch unberührt, wie zu seinen Lebzeiten. Auf seinem Schreibtischchen lag noch die Feder, mit der er mir den letzten Brief geschrieben hatte, als hätte er sie eben aus der Hand gelegt. Seine schönen Levkojen blühten von

der Nachmittagssonne beschienen vor den Fenstern, sein geliebtes Kanarienvögelein sang in seinem Käfige so fröhlich, als ob nichts geschehen wäre. Und doch war das ganze trauliche Zimmerchen ausgestorben! Alle waren fort, die noch vor kurzer Zeit hier beisammen saßen — Christoph Schmid, seine geliebten Schwestern, sein treuer Freund Franz von Paula Baader, die edle Gräfin Amalie von Taufkirchen — alle in die Ewigkeit in kaum 8 Wochen einander nachgefolgt; von den fünf Geschwistern war nur mehr ein Bruder übrig, um die Heimgegangenen zu beklagen. Eine nie gefühlte Schwermuth befiel mich in diesem ausgestorbenen Zimmer; ich brach in heiße Thränen aus. — — Am 28. August, einem Montage, war Christoph Schmid an der Cholera erkrankt und hatte sich zu Bette gelegt. Er ließ seinen Collega, den Domherrn Dr. Stadler, den er sich nach dem Tode Riegers zu seinem Beichtvater erwählt hatte, zu sich rufen und sprach gegen ihn den Wunsch aus, eine Lebensbeicht abzulegen. Nach Vollendung derselben sprach sein Beichtvater Einiges vom heiligen Augustinus, dessen Gedächtniß eben heute die Kirche feierte, worauf Christoph Schmid mit eigenthümlicher Rührung sagte: „Heute sind es 63 Jahre, daß ich primizirt habe.“ Er war damals noch so kräftig, daß man nicht ahnen konnte, er habe nur mehr 5—6 Tage zu leben. Ja er stand am Freitage den 1. September darauf wieder vom Bette auf, las längere Zeit in Sailers Predigten

und schrieb mir den oben mitgetheilten Brief. Am Samstage bekam er indeß, während eben sein Bruder bei ihm war, einen erneuten Cholera-Anfall mit heftigem Erbrechen. Er empfing die heiligen Sterbsakramente. „An diesem Tage," schreibt sein Beichtvater, „besuchte ich ihn zweimal, zuletzt noch Abends spät. Auf meine Frage, ob er ganz ruhig sey, erwiederte er mir, er sey vollkommen ruhig und in Gottes Willen ergeben, was sich auch in seinem ganzen Wesen abspiegelte. Als ich fortging, dachte ich mir wohl, daß sein Lebensfaden nun bald zu Ende gehe. Ich hatte den Auftrag gegeben, daß man mich davon benachrichtigen solle, wenn es bei Nacht vielleicht schlimmer werden würde. Es wurde auch wirklich schlimmer, aber man gab mir keine Nachricht davon." Die Magd war nämlich, als auf einmal gegen Morgen 5 Uhr hin bei dem Kranken eine große Schwäche eintrat, in die näher gelegene Wohnung des Herrn Dompfarrers und Domdekans Tischer geeilt, um Anzeige davon zu machen. Domdekan Tischer, der sich während der Cholerazeit auf eine über alles Lob erhabene Opferwilligkeit und Hingabe ausgezeichnet und auch Christoph Schmids beide Schwestern zum Tode bereitet hatte, kam sogleich herbei und stand dem sterbenden Greise bei, bis er seinen edeln Geist in Gottes Hände gegeben hatte. „Am Sonntag den 3. September," fährt sein Beichtvater fort, „früh 8 Uhr kam mir die betrübende Nachricht

zu, daß er kurze Zeit vorher 7¼, während ich gerade die heilige Messe las, sanft im Herrn entschlummert sey. Alsbald eilte ich ins Trauerhaus und sah mit Wehmuth die entseelte Hülle mit dem freundlich lieben Gesichte und den ehrwürdigen weißen Haaren. Ein schöner Tag wars, an dem der Herr seinen treuen Diener heimgeholt. Am Schutzengelfeste starb Der, welcher durch sein Leben, besonders aber durch seine herrlichen Kinderschriften vielen Tausenden ein leitender Schutzengel gewesen!"

Dienstag den 5. September Nachmittags 4 Uhr fand die Beerdigung vom Leichenhause aus statt. „Zu einer andern Zeit wäre," wie ein Correspondent der Allgemeinen Zeitung sagt, „die halbe Stadt dem Sarge Christoph Schmids gefolgt; so aber war die Schaar der Begleiter nur klein; auch die Blumen und die Kinder fehlten, welche der Dahingeschiedene so sehr geliebt hatte." Bange Furcht hielt die Gemüther gefesselt. Im Scheine der sinkenden Abendsonne wurde der liebe Sarg langsam unter den Gebeten der Kirche in das nämliche Grab gesenkt, in dem auch die Hülle seines ihm vor zehn Tagen vorausgegangenen Freundes ruhte. Herr Domdekan Tischer segnete die Leiche ein und entwarf in wenigen, aber treuen Zügen, ein Bild von dem edeln Leben und Wirken des Verstorbenen. Wir Alle, die wir um das Grab des theuern Todten standen, fühlten in diesem Augenblicke mit tiefem Schmerze, daß hier auch

eine Sonne hinabgesunken sey, die lange und segensreich die Menschheit erquickt und belebt habe; ein reichbegabter Geist, ein edler Menschenfreund, ein frommer Priester; Gottes Friede sey mit Ihm!

Das Grab Christoph Schmids befindet sich auf dem Begräbnißplatze des Domkapitels an der Gottesackermauer beinahe dem Haupteingange des Friedhofs gegenüber, nicht sehr weit entfernt von dem Schmid'schen Familienbegräbniß, wo seine treuen Schwestern ruhen. Eine einfache, schwarze Platte in der Kirchhofmauer bezeichnet die Stelle, wo der Verfasser der Ostereier ruht.

Einige Zeit nach dem Hinscheiden meines theuern, unvergeßlichen Onkels erhielt ich einen anonymen Brief mit dem Postzeichen Cannstadt, der die wenigen Worte enthielt: „Eine Verehrerin des verewigten Christoph von Schmid, den sie aus seinen Schriften kennen gelernt hat, gab bei der Nachricht von seinem Tode ihren Gefühlen in anliegenden Zeilen Worte.

Solche erlaubt man sich Ihnen hier mitzutheilen, als einen schwachen Beleg dafür, wie sehr der verstorbene Edle die Herzen der Kinder zu erfreuen wußte."

Da der Name der Verfasserin mir unbekannt ist, so weiß ich ihr meinen Dank für dieses schöne, seelenvolle Gedicht nicht besser auszusprechen, als daß ich die Erinnerungen an Christoph Schmid damit schließe.

„Auch fehlte es an Blumen und die Kleinen, welche der Verewigte so herzlich liebte, hatten keine Vertreter gefunden."

Mir träumt', ich stünde fern in einem Todtengarten,
Wo Grab an Grab sich frisch gedecket reihte;
Von Thränen feucht, die den Geschiednen flossen,
Schien mir die Erde noch, darunter fest sie schliefen;
Und ein gar seltsam Rauschen hört' ich in den Lüften,
Als ob die Seufzer der verlaff'nen Waisen,
Der armen Mütter sich gleich Taubenflügeln
Herniederließen auf die Ruhestätten,
Die, schön geschmücket mit noch frischen Rosen,
So vieles Lieb' und Traute in sich schloßen.

Nur eines dieser Gräber, das vor wenig Stunden
Den Todten aufgenommen haben mochte,
Lag kahl und leer — auch nicht Ein Blümlein schmückte,
Kein grünend Blättchen mitleidsvoll den Todtenhügel.
„Wer mag da unten ruhen?" frug ich selbst mich traurig,
„Der Arme ging wohl einsam durch das Leben,
Nicht Eines Seele num sein Tod betrübet,
Daß keine treue Hand als letztes Freundesopfer
Das Bette schmückte, welches ihn nun decket,
Den keine Morgensonne mehr erwecket."

„Vielleicht auch hatte Keinem Liebe er gegeben,
Als er noch wandelte vor jener Pforte,
Daß nicht ein Kränzchen flicht ihm treue Liebe?“
So sprach ich, blickte sinnend nieder auf die Stätte,
Die schweigend, von dem Mondlicht silbern überflossen,
Da vor mir lag, und überdachte leise
Die Menschenloose mir, Verdienst und Würde,
Die nach dem Tode erst an's helle Licht oft treten.
Da öffneten sich plötzlich beide Flügel
Des Thores zu der Stadt der Todtenhügel.

Ein langer Zug von Kindern schwebt herein in Paaren,
Ganz weiß gekleidet wie zu einem Feste.
Geräuschlos, ernst und ohne zu verweilen,
Sich windend durch der Gräber festgedrängte Reihen,
Zieh'n sie zum Hügel hin, den keine Blume schmücket.
Ein Jedes neigt sich schweigend zu dem Grabe,
Und küßt die Erde, sie, die feuchte, kalte,
Legt eine Gabe stille weinend darauf nieder,
Und geht vorüber. Eines nach dem Andern
Sie so zum blumenlosen Hügel wandern.

Das erste Kind, das naht — es war ein lieblich Mädchen,
Von reichen Locken 's Angesicht umflossen —
Legt eine Krone hin dem Grab zu Häupten
Von frischen Rosenknospen kunstreich ganz gewunden.

Drauf folgt ein Knabe, schlank, mit braunem Auge,
Das blickte ernst und groß und voll von Thränen.
Er bringt ein Körbchen, drinnen Ostereier,
Roth, gelb und blau, darunter weiße, die beschrieben
Mit manchem Spruch — bekannt wie liebe Sagen
Aus längst vergang'nen, schönen Jugendtagen.

Ein weißes Täubchen zärtlich an die Brust geschmieget
Beugt jetzt ein Mädchen zu dem Grab sich nieder,
Setzt's Täublein hin zunächst der Rosenkrone,
Die wunderbar erglänzt im Silberlicht des Mondes.
Auch einen Blüthenzweig, den Erstling aller Blüthen,
Aus dem ein grünlich Lichtlein seltsam leuchtet,
(S'war ein Johanniswürmchen sah ich deutlich),
Legt eins der Kleinen weiter zu den andern Gaben.
Eins bracht' ein Vögelein mit gelbem Flügel,
Setzt's in die Blüthen sorglich auf den Hügel.

Ein niedlich Blumenkörbchen auch aus schlichten Weiden,
Und noch gar manches sonst, als: Kränze, Früchte,
Selbst buntes Spielwerk brachten her die Kleinen,
Was nur ein glücklich Kinderherz mag hocherfreuen,
Und legten's unter Thränen auf dem Grabe nieder,
Das nun in seinem farbenreichen Schmucke
Ein lieblich Gärtlein schien voll selt'ner Blumen,
Aus denen zaub'risch glänzt, die Rosen-Todtenkrone.

„Wer ruht denn hier,“ begann ich jetzt zu fragen,
„Um den die Kinderherzen also klagen?“

Da blickten mich die Kleinen alle an mit Staunen,
Daß ich's nicht wußte; aber ich — erwachte. —
So hat dein greises Haupt er nicht verschonet,
Der Sturm, der Eichen knickt, und auch die zarten Blumen,
Die süßen, holden, mitleidslos entblättert?
Du ruhst im Grabe — doch nur deine Hülle,
Dein Geist ging ein zu jenen lichten Welten,
Und deine Werke bleiben ewig unverloren.
Wer so wie du geliebet und gestrebet,
Der wandellos in Aller Herzen lebet.

Wohl konnten sie, die du so zärtlich hast geliebet
— Die Kleinen — deine Hülle nicht geleiten
Zur letzten Schlummerstätt', du edler Todter!
Nicht sollten sie mit Blumen deinen Hügel kränzen,
Der du in viele Tausende von Kinderherzen
Den Saamen streutest zu noch schönern Blüthen,
Denn vor den Thüren lauscht der kalte Würger,
Und die Gemüther hält noch dumpfe Angst gefangen —
Doch zieh'n im Geiste sie zu deinem Grabe,
Und bringen dir der Liebe letzte Gabe.

Druck von J. P. Himmer in Augsburg.

1s bis 18s Bändchen noch nicht enthalten sind. Dadurch kömmt eine dem Wunsche der vielen Verehrer und Freunde des ausgezeichnetsten aller Jugendschriftsteller entsprechende, ganz vollständige, gleichförmige und schöne Ausgabe aller Christoph v. Schmid'schen Erzählungen zu Stande.

Wenn man sich zur Abnahme des ganzen Werkes verbindlich macht, kann man die Bändchen auch nach und nach in beliebigen Zeitabschnitten einzeln ankaufen und gelangt dadurch auf eine nach Mitteln und Verhältnissen unbeschränkte, leichte und billige Weise in den Besitz einer ganzen Sammlung der schönsten, besten und belehrendsten Jugendschriften.

Von den Supplementen sind bereits zwei Bändchen erschienen unter dem Titel:

Gesammelte Schriften des Verfassers der Ostereier, **Christoph v. Schmid.** Original-Ausgabe von letzter Hand. Supplemente herausgegeben von **Albert Werfer.** 1s Bändchen mit einem Stahlstiche enthält: Adelheid von Thalheim. — Mathilde u. Wilhelmine, die ungleichen Schwestern. — Der Brautring. Preis 39 kr. oder 13 sgr. Das 2te Bändchen mit einem Stahlstich enthält: Pauline, die Stifterin einer Kleinkinderschule. — Paul Arnold. — Die Himbeeren. Preis 39 kr. oder 13 sgr.

Die zahlreichen Besitzer des 1ten bis 18ten Bändchens der gesammelten Schriften des Verfassers der Ostereier, machen wir zur Ergänzung derselben auf diese Supplementbände insbesondere aufmerksam.

Christoph v. Schmid hat auch nachstehende Schriften im Drucke herausgegeben und sind dieselben durch alle Buchhandlungen zu haben:

Jesus am Oelberge. Sechs Betrachtungen für die heilige Fastenzeit. Zweite, vermehrte Auflage. Duodezformat, mit einem Stahlstich. Preis 24 kr. oder 7½ sgr.

Die Leidensgeschichte Jesu. Gespräche zweier Wanderer auf Gabbatha und Golgatha zur Zeit des

Todes Jesu. Octavformat, mit einem Stahlstich. Preis 30 kr. oder 10 sgr.

Geschichte der Einführung und Verbreitung der Religion Jesu Christi in Deutschland. (Die Apostel Deutschlands.) 3 Bändchen in einem Octavband in Umschlag broschirt mit 3 Stahlstichen. Preis 1 fl. 30 kr. oder 1 Thlr.

Biblische Geschichte des alten und neuen Testamentes für Aeltern und Kinder. Neue, verbesserte u. vermehrte Auflage. 2 Bände in Octavformat mit 6 Stahlstichen. Preis 3 fl. 36 kr. oder 2 Thlr. 15 sgr.

Deutsche Frauen der christlichen Vorzeit. Lebensbeschreibungen heiliger Frauen und Jungfrauen. Octavformat, mit einem Stahlstich. Preis 36 kr. oder 12 sgr.

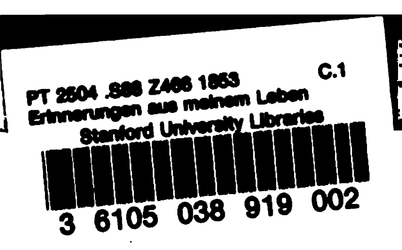
Blumen der Wüste. Züge aus dem Leben der ersten christlichen Einsiedler. Duodezformat, mit einem Stahlstich. Preis 27 kr. oder 9 sgr.

Christliche Gesänge zur öffentlichen Gottesverehrung in katholischen Kirchen. Octavformat. Dritte Auflage. Preis 15 kr. oder 5 sgr.

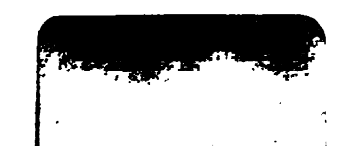
Katholisches Gebetbuch für die Jugend. Duodezformat, mit einem Stahlstich. Preis 27 kr. od. 9 sgr.

Geistliche Vergißmeinnicht. Eine Auswahl der schönsten und geistreichsten Sinnreime von Angelus Silesius. Duodezformat, mit einem Stahlstich. Preis 15 kr. oder 5 sgr.

Vier Primizpredigten und eine Trauerrede. Octavformat. Preis 30 kr. oder 10 sgr.


PT 2504 .S88 Z466 1853 C.1
Erinnerungen aus meinem Leben
Stanford University Libraries
3 6105 038 919 002

DATE DUE			




PT 2504 .S88 Z466 1863
C.1
Erinnerungen aus meinem Leben
Stanford University Libraries
3 6105 038 919 002

DATE DUE			